Gall. rev. 126m -3

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Geſchichte
Napoleon Bonaparte's

von

Friedrich Buchholz.

Nec reprehendere libet, nec laudare possum.

Cicero de Legg. Lib. III. Cap. 9.

In drei Bänden.

Dritter Band.

Berlin 1829.
Verlag von Theod. Chriſt. Friedr. Enslin.

346

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Fünftes Buch.

Erſtes Kapitel.

Seite

Bonaparte's Aufenthalt in Paris bis zum Antritt der Expedition nach Ägypten 1

Zweites Kapitel.

Neue Bewegungen zur Hintertreibung eines bleibenden Friedensſchluſſes 17

Drittes Kapitel.

Abfahrt von Toulon. — Eroberung der Inſel Malta. — Ankunft in Ägypten und Einnahme von Alexandrien. — Marſch nach Kairo und Kampf von Chebreiß. — Beſetzung von Kairo. — Gründung der neuen Kolonie. — Zerſtörung der franzöſiſchen Flotte bei Abukir 38

Viertes Kapitel.

Rückwirkungen der Seeſchlacht bei Abukir auf Frankreichs Verhältniſſe; Bemühungen Englands, eine neue Coalition zu Stande zu bringen; Selzer Beſprechungen; Fortgang der Raſtadter Unterhandlungen; Bewegungen in den Filial-Republiken; allgemeine Hinneigung zum Kriege 62

Fünftes Kapitel.

Wiederausbruch der Feindſeligkeiten: die Neapolitaner überziehen den Kirchenſtaat mit Krieg und werden von dem General Championet geſchlagen; — Abdankung des Königs von Piemont; — Öſterreichs Kriegserklärung; — Feldzug

Seite

von 1799; — Ermordung der franzöſiſchen Bevollmächtigten zu Raſtadt 80

Sechſtes Kapitel.

Stimmung der Hauptſtadt und Beſchuldigung der Direktoren; Sieyes Eintritt in das Direktorium an Rewbells Stelle; Fortgang des Krieges in der Schweiz und Italien; Revolution vom 30. Prairial und Ausſcheiden dreier Direktoren 102

Siebentes Kapitel.

Bildung des neuen Direktoriums. — Veränderung in dem Miniſterium. — Einberufung aller Klaſſen der Konſkription. — Gezwungene Anleihe von 100 Millionen. — Geiſel-Geſetz. — Schlacht bei Novi. — Landung der Engländer und Ruſſen in Holland. — Unruhen im Innern; erkannte Gefahr 125

Achtes Kapitel.

Fortſetzung der Geſchichte des Feldzugs in Ägypten bis auf Bonaparte's Abreiſe nach Europa. — Kriegsbegebenheiten in Europa: Marſch des Erzherzogs Karl nach dem Rhein, und Suworow's nach der Schweiz; Maſſena's Sieg bei Zürich; Suworow's Rückzug; — Niederlage der Engländer und Ruſſen in Holland 146

Neuntes Kapitel.

Stimmung der Hauptſtadt nach der Entfernung der Ruſſen aus der Schweiz und der Engländer aus Holland. — Bonaparte's Landung zu Fregus und Ankunft in Paris. — Deſſen Vereinigung mit Sieyes zum Umſturz der Direktorial-Verfaſſung. — Der 18. Brumäre. — Einführung eines vorläufigen Conſulats 167

Zehntes Kapitel.

Bonaparte, erſter Konſul. — Cambaceres und Lebrun werden ſeine Kollegen an Sieyes und Ducos Stelle. — Bemühungen des erſten Konſuls um einen allgemeinen Frieden. — Erneuerter Krieg in Italien und in Deutſchland. — Schlachten. — Friede mit Öſterreich 191

Eilftes Kapitel.

Seite

Bonaparte's Rückkehr nach Paris. — Neue Schöpfungen des Erſten Konſuls. — Antwort deſſelben auf zwei Zuſchriften des Prätendenten. — Mordverſuche. — Friede von Lüneville 212

Zwölftes Kapitel.

Charakter, veränderte Politik und Tod Pauls I. — Fügſamkeit ſeines Nachfolgers. — Hauptſchluß der außerordentlichen Reichs-Deputation. — Friede von Amiens . . . 227

Dreizehntes Kapitel.

Umgeſtaltung der Filial-Republiken Holland, Genua, Cisalpinien und der Schweiz. — Conkordat. — Stiftung der Ehrenlegion. — Lebenslängliches Konſulat 243

Vierzehntes Kapitel.

Frankreichs Verhältniß zu den übrigen Mächten Europa's in Folge der letzten Friedensſchlüſſe. — Verſuch des Oberkonſuls, die Inſel St. Domingo zurück zu erobern. — Erneuerter Krieg zwiſchen England und Frankreich . . . 254

Funfzehntes Kapitel.

Eroberung des Kurfürſtenthums Hannover. — Wiederholte Beſetzung des Königreichs Neapel, ſo wie auch Hollands. — Vervollſtändigte Landungsanſtalten. — Schöpfung eines bürgerlichen Geſetzbuches. — Vereitelte Verſchwörung gegen das Leben des Erſten Konſuls. — Hinrichtung des Herzogs von Enghien. — Ende des Verſchwörungs-Prozeſſes. — Federkrieg mit der brittiſchen Regierung . . . 266

Sechzehntes Kapitel.

Verwandlung des lebenslänglichen Konſulats in ein erbliches Kaiſerthum. — Bonaparte's Reiſen im Innern Frankreichs während des Sommers 1804. — Theilweiſe Anerkennung des neuen Kaiſerthums von Seiten der europäiſchen Mächte. — Kriegserklärung Spaniens gegen England. — Erſcheinung des Pabſtes in der Hauptſtadt Frankreichs und Krönungsfeierlichkeit 286

Sechſtes Buch.

Erſtes Kapitel.

Seite

Stellung und Politik des neuen Kaiſers. — Schreiben deſſelben an den König von England. — Verwandlung der italieniſchen Republik in ein Königreich. — Einverleibung der liguriſchen Republik in das franzöſiſche Gebiet. — Ausſicht auf einen neuen Continental-Krieg 315

Zweites Kapitel.

Napoleons Rückkehr nach Frankreich. — Gegenſeitige Erklärungen Frankreichs und Öſterreichs über den bevorſtehenden Krieg. — Ausbruch des Krieges: Schlachten bei Ulm und Auſterlitz. — Presburger Friede. — Beſchloſſene Vertreibung der Dynaſtie Bourbon aus dem Königreich Neapel. — Napoleons Aufenthalt zu München und Vermählung des Prinzen Eugen mit der Tochter des Königs von Baiern. 343

Drittes Kapitel.

Eroberung des Königreichs Neapel. — Einführung des Föderativ-Syſtems. — Händel zwiſchen Frankreich und Preußen. — Friedensunterhandlung mit England. — Stiftung des Rheinbundes. — Förmlicher Bruch mit Preußen. — Erſte Schlachten. — Napoleon in Berlin 367

Viertes Kapitel.

Napoleons Aufenthalt in Berlin. — Friedensunterhandlung. — Schauſpielerſtreiche. — Fortſetzung des Krieges: Schlachten bei Pultusk und Eilau. — Eroberung Danzigs und gleichzeitige Eroberung der ſchleſiſchen Feſtungen. — Treffen bei Heilsberg und Schlacht bei Friedland. — Friede von Tilſit. — Charakter deſſelben 400

Fünftes Kapitel.

Hauptbegebenheiten in der zweiten Hälfte des Jahres 1807: — Fall der Feſtung Stralſund und Eroberung der Inſel

Seite

Rügen; — Bombardement von Kopenhagen und Entführung der däniſchen Flotte; — Bildung des Königreichs Weſtphalen; — Unterhandlungen mit Don Manuel Godoi, dem Friedensfürſten Spaniens; — Verſetzung des Königs von Hetrurien nach Spanien; — Proſkription des Hauſes Braganza, das ſich nach Braſilien begiebt 420

Sechſtes Kapitel.

Ankunft des franzöſiſchen Prätendenten in England. — Krieg zwiſchen Rußland und Schweden. — Vorkehrungen. — Schlau herbeigeführte Thron-Umwälzung in Spanien. — Napoleons Erſcheinung auf dem Schloſſe Marrac an der Grenze Spaniens, und Verſetzung der ſpaniſchen Bourbons nach Frankreich. — Verhandlungen mit den Notablen Spaniens und Erhebung Joſeph Napoleons auf den ſpaniſchen Thron. — Kapitulation des Generals Dupont. — Napoleons Zuſammenkunft mit dem ruſſiſchen Kaiſer zu Erfurt 456

Siebentes Kapitel.

Lage der europäiſchen Staaten am Schluſſe des Jahres 1808. — Napoleons Siege in Spanien, mit Eroberung der Hauptſtadt. — Vertreibung der Engländer unter Moore durch den Marſchall Soult, Herzog von Dalmatien. — Napoleons Rückkehr nach Paris 507

Achtes Kapitel.

Thron-Umwälzung in Schweden. — Erneuerter Krieg mit Öſterreich. — Neben-Auftritte in Weſtphalen, in Sachſen, in Tyrol und an der Schelde. — Verſetzung des Pabſtes von Rom nach Savona. — Wiener Friedensſchluß. — Stabs Mordverſuch 532

Neuntes Kapitel.

Nachſpiele des Krieges mit Öſterreich. — Verluſte Frankreichs. — Erſcheinung der Mitglieder des Rheinbundes in der Hauptſtadt Frankreichs. — Napoleons Scheidung von der

Seite
Kaiſerin Joſephine und deſſen Wiedervermählung mit der älteſten Tochter des Kaiſers von Öſterreich. — Neue Einverleibungen und Handelsverordnungen. — Erſte Urſache eines förmlichen Bruchs mit Rußland 560

Zehntes Kapitel.

Überſicht der europäiſchen Begebenheiten bis zum Ausbruch des franzöſiſch=ruſſiſchen Krieges 587

Eilftes Kapitel.

Napoleons Feldzug in Rußland 616

Zwölftes Kapitel.

Napoleons letzter Feldzug in Deutſchland 649

Dreizehntes Kapitel.

Erſter Feldzug der Verbündeten in Frankreich. — Einnahme der Hauptſtadt und Abdankung Napoleons 689

Vierzehntes Kapitel.

Friede mit Frankreich. — Aufenthalt Alexanders und Friedrich Wilhelms III. in England. — Wiener Congreß. — Napoleons Wiedererſcheinung in Frankreich. — Entſcheidende Schlachten bei Ligny und la Belle Alliance. — Napoleons Flucht und Gefangennehmung 718

Funfzehntes Kapitel.

Napoleons Aufenthalt, Beſchäftigung und Tod auf St. Helena. — Sein Charakter und ſeine Verdienſte um die europäiſche Welt 776

Fünftes Buch.

Erſtes Kapitel.

Bonaparte's Aufenthalt in Paris bis zum Antritt der Expedition nach Ägypten.

Bonaparte gehörte zu den bevorrechteten Geiſtern, für welche es keine Partei giebt, wenn ſie nicht den Mittelpunkt derſelben bilden. Die Uranlage, welche hierzu erforderlich iſt, war durch ſeine Verſetzung von Corſika nach Frankreich unſtreitig ſtärker entwickelt worden. Auf der Militär-Schule zu Brienne lebte er in auffallender Abſonderung von ſeinen Kameraden, zugänglich nur für die Wenigen, die ſich ſein Vertrauen erwarben, gebieteriſch und ſtreng gegen Alle, die ihn auf irgend eine Weiſe in ſeinem Rechte ſtören wollten. Sein Eintritt in Militär-Verhältniſſe hob die Wirkungen dieſer Eigenthümlichkeit niemals auf; und wenn man in die Richtigkeit der Einſichten des vier und zwanzigjährigen Mannes ein ſo großes Vertrauen ſetzte, daß man nach dem von ihm entworfenen Plane Toulon wiedereroberte: ſo konnte dies immer nur eine Folge der Achtung ſein, die er durch ſeinen Charakter einflößte. Eben dieſer Achtung verdankte er, der in Beziehung auf Frankreich zuletzt doch nur ein Fremdling war, die raſchen Fortſchritte, welche er bis zu den höchſten Ehrenſtellen machte. In ihm war alſo die natürliche Grundlage des Fürſtenthums; und hierauf beruhete die

groſse Rolle, die wir ihn in dieſen Büchern werden ſpielen ſehen . . . .

Auf die feierliche Einhändigung des Traktats von Campo=Formio folgten Feſte, welche die Direktoren, die Mitglieder der beiden Räthe und die Miniſter dem ſiegreichen General gaben. Wo er auch erſcheinen mochte: überall zeigte er ſich einfach und geſprächig, zugleich aber ſtreng und beinahe unempfindlich für das Vergnügen. Unter der Menge der Anweſenden ſuchte er nur Diejenigen auf, mit denen er ſich über Kunſt und Wiſſenſchaft unterhalten konnte; und wiewohl man ſich den Umfang ſeiner Einſichten und Kenntniſſe nicht als groß denken darf, ſo verſtand er doch die Kunſt, ſich ſelbſt über Gegenſtände, die ihm nicht geläufig waren, auf eine Weiſe zu erklären, welche Erſtaunen erregte durch die Neuheit und Ureigenheit ſeiner Anſichten. Die Tageblätter behandelten ihn ſchon in dieſer Zeit als den Monarchen Frankreichs, indem ſie nicht bloß anführten, wo er Tag für Tag zu Mittag geſpeiſet hatte, ſondern ſelbſt nicht unbemerkt ließen, wie gut oder wie ſchlecht er aufgelegt geweſen war, und Wen er durch eine Anrede beehrt hatte. In den Geſellſchaftskreiſen ſelbſt beherrſchte man ſich aus Achtung für ihn. Der allgemeinſte Wunſch war, ihn von ſeinen Feldzügen erzählen zu hören. Ging er darauf ein, ſo ſprach er nie von ſich, ſondern nur von dem Heere, von ſeinen Soldaten und von deren republikaniſcher Tapferkeit; wobei er nicht verfehlte, die Bewegung und den Lärm der Schlachten zu malen und den entſcheidenden Augenblick ſo fühlbar zu machen, daß ſeine Zuhörer an Ort und Stelle zu ſein und der Sache beizuwohnen glaubten. Auf dieſe Weiſe lernte man, außer dem großen General, den ureigenen Geiſt in ihm kennen, der eben ſo umfaſſend, als beſtimmt war, und wenn er es einmal darauf angelegt hatte, ſtets fortriß. Hatte er früher nur die Maſſen auf ſeiner Seite gehabt, ſo nahm er jetzt durch ſeine Unterhaltungen die Einzelnen für ſich ein. Die Hin-

neigung zu ihm aber wurde nicht wenig verſtärkt, theils durch das, was ihm von ſeinem korſiſchen Urſprung in Sprache und Manieren geblieben war, theils durch die Sprödigkeit und den bittern Ernſt, den er einzelnen Perſonen bewies. Neckers Tochter (dieſelbe Frau von Staël, deren wir ſchon öfter gedacht haben) brannte vor Ungeduld, Bonaparte'n zu ſehen und ihm ihre Bewunderung auszudrücken; ſie ſelbſt hielt ſich für eine Kennerin des Großen und Schönen. Bonaparte, dem dies nicht entging und der die Bewunderung einer eitlen Frau ſehr wenig ſchätzte, entzog ſich ihr, ſo viel er konnte; ſogar mit einem Rückblick auf ihren Vater, in deſſen Ungeſchicklichkeit er die vornehmſte Quelle der Umwälzung wahrzunehmen glaubte. Als nun, eines Tages, die Frau von Staël, in einem unbewachten Augenblick, ihn mit der Frage beſtürmte: „welche Frau in ſeinem Urtheil die erſte wäre?“ war ſeine trockene Antwort: „Madame, die, welche die meiſten Kinder in die Welt geſetzt hat.“ Von dieſem Augenblick an flogen beide aus einander, und eine gegenſeitige Abneigung wurde in der Folge die Quelle bittern Haſſes auf der einen, und ungerechter Verfolgung und Bedrückung auf der andern Seite. Nicht eingeladen, verließ Bonaparte ſein kleines Haus in der Chantereine-Straße (die ſeit ſeiner Zurückkunft Sieges-Straße genannt wurde) nur ſelten. Hier lebte er mit einigen Generalen, Gelehrten und Künſtlern. Zu den erſten gehörten Deſair, Kleber und Caffarelli; zu den zweiten Monge, Laplace, Lagrange und Bertholet; zu den dritten der Schauſpieler Talma. Beſuchte er das Schauſpiel, ſo wählte er eine vergitterte Loge. Für ſeine Gattin bewies er eine ungemeine Zuneigung, beherrſcht von einer Anmuth, welche dieſer zu allen Zeiten eigen blieb; doch theilte er ihren Geſchmack für Zerſtreuungen auf keine Weiſe. An Carnots Stelle zum Mitglied des ſeit einiger Zeit geſtifteten National-Inſtituts gewählt, nahm er die erledigte Stelle mit Freuden an, ſetzte

ſich, am Tage ſeiner Aufnahme, zwiſchen Lagrange und Laplace und unterließ, um den Kriegsmann unter der Hülle des Gelehrten zu verbergen, bei Feierlichkeiten niemals, in dem Gewande eines Mitgliedes des Inſtituts zu erſcheinen. Hieran hatte ſein Verhältniß zu den Direktoren einen nicht geringen Antheil.

In der Regierung Frankreichs gab es für Bonaparte'n keinen Platz, es ſei denn, daß er ſich herabließ, Mitglied des Raths der Fünfhundert zu werden. Daraus mußten große Verlegenheiten entſtehen, die nur allzu allgemein empfunden wurden. Die Direktoren, als Männer, für welche weder irgend ein Vorurtheil, noch irgend eine perſönliche Größe ſprach, konnten, um von dem kriegeriſchen Friedensſtifter nicht ganz verdunkelt zu werden, nicht umhin, ihm jede Rückſicht, jede Achtung zu beweiſen; allein, wie viel Nachgiebigkeit und Unterordnung dieſer auch an den Tag legen mochte, ſo konnte man ſich doch nicht verhehlen, daß in dem Verhältniß Bonaparte's zum Direktorium etwas Gefahrbringendes eingeſchloſſen war. Einmal über das andere berichteten die Späher des Direktoriums, „in den Kaſernen und auf den öffentlichen Plätzen ſei von nichts weiter die Rede, als daß Bonaparte ſich nächſtens an die Spitze der Geſchäfte ſtellen, eine ſchwache Regierung über den Haufen werfen und Frankreich eben ſo ſehr von den Royaliſten, als von den Jakobinern befreien werde." Das Direktorium nahm die Miene der Offenheit und des Vertrauens an, und zeigte ihm dieſe Berichte als ſolche, deren Inhalt es verachte. Bonaparte, in der Verſtellung nicht hinter dem Direktorium zurück, heuchelte Erkenntlichkeit, indem er des, in ihn geſetzten Vertrauens würdig zu ſein verſicherte. Doch auf beiden Seiten war das Mißtrauen nur allzu vorherrſchend; und wenn die Späher des Direktoriums nicht abließen, von Uſurpations-Entwürfen zu reden, ſo warnten Bonaparte's Freunde vor Vergiftungs-Entwürfen, nicht ohne es dahin zu

bringen, daß der General, obgleich frei von jeder kindiſchen Furcht, an der Tafel gewiſſer Direktoren nur von den Speiſen aß, die er ſie eſſen ſah, und nur von den Weinen trank, die auch ſie getrunken hatten. Bemerkenswerth in dieſem Verhältniß war auch das, daß Barras, ehemals Bonaparte's Beſchützer und gegenwärtig, ſeinem Wunſche zufolge, deſſen Freund, ſeine Kollegen Preis gab, um ſich ein ausſchließendes Wohlwollen zu ſichern, das ihm, wegen ſeiner Knechtlichkeit, nur um ſo ſtandhafter verſagt wurde, wenn gleich Bonaparte es nicht an Höflichkeitsbeweiſen fehlen ließ. Wohin konnte dies führen? . . .

Das Direktorium nahm öfters die Miene an, als ſei es um Bonaparte's Rath verlegen; und in jedem dieſer Fälle wurde ein Miniſter an ihn abgeſendet, der ihn nach dem Luxemburg berufen mußte. Angelangt daſelbſt, nahm Bonaparte ſeinen Sitz neben den Direktoren und gab ſeine Meinung mit derjenigen Überlegenheit des Takts, die ihn in Sachen der Verwaltung und Regierung eben ſo auszeichnete, wie in denen des Krieges. Doch höchſt ſelten einverſtanden mit den Direktoren, ſtrebte er in ſeinen politiſchen Anſichten nach einer Unabhängigkeit, welche ſeiner Stellung entſprach: einer Stellung, nach welcher er keiner Partei angehören wollte. Dies war in ſeiner Lage viel leichter, als man wohl glauben möchte. Die Regierung, mit welcher er zu ſchaffen hatte, ſtand fortdauernd an dem Rande des Abgrundes, weil ſie von entgegengeſetzten Faktionen hin und her gezerrt war. Sie hatte vor wenigen Monaten über die Royaliſten geſiegt; da ſie jedoch dieſen Sieg nur mit Hülfe der Patrioten, d. h. der Jakobiner, hatte davon tragen können, ſo hatten dieſe ein Übergewicht gewonnen, das zu Anſprüchen verführte, die eine Regierung weder ganz verſagen, noch ganz befriedigen kann, wenn ſie ihre Autorität bewahren will. Bonaparte hatte den 18. Fruktidor gemißbilligt, nicht weil er ſich zu den Royaliſten rechnete, ſondern weil er glaubte, daß eine

Geſellſchaft der Ariſtokratie nicht entbehren könnte; ſein politiſches Glaubensbekenntniß, ausgeſprochen in ſeinen Proklamationen an die Cisalpiner und an die Genueſer, war keinem Zweifel, keiner Mißdeutung unterworfen. Für den Augenblick hatte er davon den Vortheil, daß alle Mißvergnügte, welcher Partei ſie auch angehören mochten, Kreis um ihn zu ſchließen ſuchten, während er ſich ſtandhaft ihren Bewerbungen um ſeine Freundſchaft entzog. Wie ſehr er aber auch zurückhalten mochte: immer war ſo viel klar, daß er das Verfahren des Direktoriums tadelte und deſſen Regierung für ſchwach und unzulänglich hielt. Wenn er ſich auf der einen Seite durchaus nicht als einen Freund und Anhänger des Königthums zeigte, ſo wollte er auf der andern auch nicht als ein Vertheidiger der Umwälzung und aller von ihr ausgegangenen Greuel erſcheinen. Es lag in dem Weſen dieſes Starken, zu glauben, daß man die guten Ergebniſſe der Umwälzung wohlfeilern Preiſes hätte erkaufen können. Demgemäß mißbilligte er die Hinrichtung des Königs Ludwig XVI.; und als im Jahre 1798 der 21. Januar gefeiert werden ſollte, weigerte er ſich ſtandhaft, dieſer Feier beizuwohnen, ſei es, weil er ſie unbedingt mißbilligte, oder weil er etwas für Diejenigen thun wollte, die ihm ſeit dem 13. Vendemiäre, wo er mit Kartätſchen auf ſie geſchoſſen hatte, abgeneigt waren. Indem nun die Regierung darauf drang, daß er dem Feſte des Königsmordes mit allen ſeinen Titeln beiwohnen ſollte und er dagegen behauptete, daß dies eine Sache des freien Entſchluſſes ſei, kam es zu Unterhandlungen, welche zuletzt damit endigten, daß Bonaparte ſich entſchloß, der unausweichlichen Feier als Mitglied des National-Inſtituts beizuwohnen: ein Ausweg, der wenigſtens in ſofern für den beſten gelten konnte, als Bonaparte auf ihm ſich den Gaffern entzog und die Unſchuld eines Freundes der Wiſſenſchaften gewann.

Eine Probe unabhängiger Denkart war hierdurch ge-

geben, und wer darum wußte und zugleich ein Feind des Direktoriums war, drängte ſich nur um ſo eifriger zu dem ſelbſtſtändigen General, der bald von Schmeichlern umgeben war. Schon fragten dieſe: „ob er denn geſonnen ſei, nur als General zu dienen? und ob es ihm ſo viel Überwindung koſte, Theil zu nehmen an einer Regierung, worin er durch ſein Übergewicht und durch ſein politiſches Genie zur erſten Rolle berufen ſei?" Er ſelbſt fühlte wohl, daß er nicht bloß in Beziehung auf Frankreich der erſte Mann ſeiner Zeit war; doch verblendete er ſich darüber nicht gegen die Schwierigkeiten, welche überwunden werden mußten, wenn er ans Ziel gelangen ſollte. Mitglied des Direktoriums oder des Raths der Alten konnte er nur unter der Bedingung werden, daß in Beziehung auf ihn eine Ausnahme von dem Geſetz gemacht wurde, nach welchem man, um der einen oder der andern Körperſchaft anzugehören, vierzig Jahr alt ſein mußte. Nun würde zwar eine Dispenſation dieſer Art nicht unmöglich geweſen ſein; doch was war dadurch für ihn gewonnen, daß er als fünfter Direktor eine Stimme im Direktorium hatte und ſich im Kampf mit zwei Rathsverſammlungen abnutzte, die von dem Geiſte der Unabhängigkeit beſeelt waren? In der That, es war, um eine ſolche Stellung zu gewinnen, nicht der Mühe werth, dem beſtehenden Geſetze Gewalt zu thun. Auch empfand Bonaparte ſehr richtig, daß, da Frankreich noch den mächtigſten ſeiner Feinde — England — zu bekämpfen hatte, der Wirkungskreis eines Oberfeldherrn und die Ausſicht auf neue Lorbern am angemeſſenſten für ihn wären. Nur in der Art und Weiſe des auf England zu machenden Angriffs wich er von den Anſichten des Direktoriums ab, ohne ſein Geheimniß auf der Stelle zu verrathen.

Das Direktorium beabſichtigte nichts Geringeres, als eine Landung in England ſelbſt; und nichts verführte es noch mehr zu dieſem kühnen Gedanken, als die Verwegen-

heit, womit man, nach großen Erfolgen, alles für ausführbar hielt. Was Hoche verſucht hatte, bewies, daß man, begünſtigt von dichten Herbſtnebeln, oder auch von Windſtößen, über den Kanal gelangen könnte. Mehr nun ſchien gar nicht erforderlich zu ſein; denn, wie überzeugt man auch von dem Patriotismus des brittiſchen Volks ſein mochte, ſo glaubte man doch nicht, daß es, dem es damals noch an einer Land-Armee fehlte, den tapferen Soldaten, die in Italien und am Rhein ſo glänzende Siege davon getragen hatten, werde widerſtehen können; vorzüglich, wenn dieſe von Bonaparte'n angeführt würden. Voll nun von der Überzeugung, daß auch dieſes Unternehmen gelingen werde, verſetzte das Direktorium den bei weitem ſtärkſten Theil der italieniſchen und der Rhein-, ſo wie der Sambre- und Maas-Armee an die Küſten des Oceans. Eben dahin wurden alle andere verfügbare Truppen verſetzt. Die Ausmittelung der beſten Einſchiffungs-Plätze ward Offizieren vom Genie übertragen. In der Ausrüſtung der nöthigen Fahrzeuge herrſchte die größte Thätigkeit. Man rechnete auf den Beiſtand der ſpaniſchen Flotte, welche auslaufen ſollte, ſobald ein Windſtoß das brittiſche Geſchwader von der Rhede von Cadiz entfernt haben würde; man würde auch auf den Beiſtand der holländiſchen Flotte gerechnet haben, wenn dieſe nicht, vor wenigen Monaten, im Angeſicht des Texel einen ſchweren Schlag gelitten hätte. Durch die Vereinigung der ſpaniſchen Marine mit der franzöſiſchen hoffte man den Übergang einer zahlreichen Flottille und die Verſetzung von 60 bis 80000 Mann nach der Weſtküſte Englands hinreichend zu decken; und zur Beſtreitung der Koſten dieſes Unternehmens hatte man auf neue Finanz-Mittel gedacht. Da das Budget von 616 Millionen für das Jahr VI. zur Beendigung dieſer außerordentlichen Ausrüſtung nicht hinreichte: ſo war eine Anleihe von 80 Millionen bei dem Kaufmannsſtande in Anregung gebracht worden; und dieſer war darauf ſo freudig

eingegangen, daß gleich in den erſten Tagen der Eröffnung ſich Unterzeichnungen auf 15 bis 20,000000 gefunden hatten. Ihren Ernſt vollſtändig an den Tag zu legen und auch die großen Fabrikanten auf ihre Seite zu bringen, hatte die Regierung nicht bloß die engliſchen Waaren verboten, ſondern auch, für die Entdeckung derſelben, Hausſuchungen angeordnet, welche an demſelben Tage und zu derſelben Stunde über ganz Frankreich hin angeſtellt werden ſollten.

Bonaparte, ſeit ſeiner Ankunft in Paris zum General der ſogenannten Armee des Oceans ernannt, gab ſich zwar das Anſehn, als unterſtütze er den Entwurf des Direktoriums; im Grunde aber mißbilligte er denſelben. Nicht daß er an der Möglichkeit des Gelingens einer Landung gezweifelt hätte; allein, indem er dabei nichts Anderes abſah, als bloße Zerſtörungen und den allmäligen Untergang eines zahlreichen Heeres, wollte er nicht das Werkzeug von Beidem werden. Dazu kamen Betrachtungen, die von ihm ſelbſt hergenommen waren. Die Anſtalten, welche gemacht wurden, erforderten noch mehrere Monate; und wenn das Unternehmen ſelbſt gelingen ſollte, ſo mußten Herbſtnebel und Winterſtürme abgewartet werden. Nun aber war ihm nichts mehr zuwider, als der Gedanke, ein ganzes Jahr müßig zu bleiben, ſeinen Großthaten keinen neuen Glanz zu geben und in der Meinung, die er von ſich verbreitet hatte, ſelbſt dadurch herabzuſteigen, daß er ſich nicht höher emporſchwang. Er ging alſo einem ganz andern Entwurfe nach: einem Entwurfe, der nicht minder rieſenhaft war, als der einer Landung in England, aber vor dieſem den Vorzug hatte, daß er in ſeinen Folgen umfaſſender war, die Einbildungskraft mehr in Anſpruch nahm und ſchneller ins Werk gerichtet werden konnte. Mit einem Worte: ihn beſchäftigte kein anderer Gedanke, als der einer Expedition nach Ägypten. Daß dieſer Gedanke ihn aus Italien nach Frankreich zurück begleitete, haben

wir bereits erzählt. Ägypten dachte er ſich als den Zwiſchenpunkt, deſſen ſich Frankreich bemächtigen müſſe, entweder um den levantiniſchen Handel in ſeine Gewalt zu bringen, oder um ſich des indiſchen zu verſichern. Je mehr mit dieſer Idee in Verbindung ſtand, deſto mehr beſchäftigte ſie ſein ganzes Denkvermögen. Durch den Herrn von Talleyrand verſchaffte er ſich alles, was über Ägypten in den franzöſiſchen Archiven vorhanden war; und als er, nicht lange darauf, die Küſten des Oceans bereiſete, um die wider Großbritannien getroffenen Anſtalten in Augenſchein zu nehmen, war ſein Wagen nur angefüllt mit Denkſchriften jenen Gegenſtand betreffend, dergeſtalt, daß, während er, in Auftrag des Direktoriums, mit ſeiner Perſon ſich am Meeresufer des alten Bataviens befand, ſeine Einbildungskraft an den Geſtaden des Orients umherſchwärmte und ſich in Gegenden verlor, wo Alexander und Mahomed geſiegt und neue Reiche geſtiftet hatten. Schon vorläufig berauſchte ihn der Gedanke, daß ſein Name von Aſien nach Frankreich in einem vielfachen Wiederhall herüber tönen würde.

Die Monate Januar und Februar verſtrichen unter Anſtalten, welche er für ein bevorſtehendes Unternehmen zur See, wenn gleich in einer Richtung traf, welche von der des Direktoriums ſehr weſentlich verſchieden war. Nach ſeiner Zurückkunft legte er ſeinen Entwurf den Direktoren vor, die ihn auf der Stelle erörterten.

Wenn hinterher ſehr oft behauptet worden iſt, daß die Regierung Frankreichs, um ſich von Bonaparte zu befreien, ihn in die abenteuerliche Unternehmung geſtürzt habe, welche durch die Eroberung Ägyptens bezeichnet wird: ſo fehlt ſo viel an der Wahrheit dieſer Behauptung, daß man ſagen kann, das Direktorium habe alles, was in ſeinen Kräften ſtand, gethan, den General von dieſem Gedanken abzubringen. Nun läßt ſich zwar keine Rechenſchaft darüber ablegen, wie derſelbe Entwurf, durch welchen

der Philoſoph Leibnitz Ludwig XIV. von der Eroberung Hollands und von allen gewaltſamen Einwirkungen auf Deutſchland hatte abziehen wollen, in Bonaparte's Kopf, ohne daß dieſer jemals etwas von Leibnitzens Verſuch vernommen hatte, wieder lebendig geworden war; doch verdient das als Thatſache bemerkt zu werden, daß die franzöſiſche Regierung denſelben Entwurf nie ganz aufgegeben hatte. Zweimal war er ſeit Ludwigs XIV. Tode zur Sprache gebracht worden: einmal unter Ludwig XV., als alle amerikaniſchen Kolonien Frankreichs in Gefahr ſchwebten; das andere Mal, als Joſeph II. und Rußlands Katharina II. das türkiſche Reich bedroheten. Sogar vor kurzer Zeit hatte Herr Magallon, franzöſiſcher Konſul zu Cairo (ein über den Zuſtand Ägyptens und des Morgenlandes gründlich unterrichteter Mann) Denkſchriften an die Regierung gerichtet, theils um über den Schaden zu berichten, den die Mameluken dem franzöſiſchen Handel zufügten, theils um die Vortheile ins Licht zu ſtellen, welche ſich von einer an dieſen Uſurpatoren genommenen Genugthuung ziehen ließen.

Gleichſam gepanzert mit allen dieſen Beweisſtücken, vertheidigte Bonaparte ſeinen Entwurf. In ſeiner Darſtellung war Ägypten, vermöge ſeiner Lage zwiſchen Europa und Aſien, das Land, wo man ſich feſtſetzen mußte, um England zu Grunde zu richten. Aus dem mittelländiſchen Meere müſſe ein franzöſiſcher Landſee werden. Von Ägypten aus habe man es in ſeiner Gewalt, das türkiſche Reich in ſeinem Daſein zu beſchützen, oder den beſten Theil der Beute an ſich zu bringen. Wäre man einmal in dem Beſitze Ägyptens, ſo könnte man zweierlei bewerkſtelligen: einmal nämlich, eine Seemacht im rothen Meere ſchaffen und die Niederlaſſungen der Engländer auf der indiſchen Halbinſel zerſtören; zweitens, aus Ägypten eine Kolonie machen, die ein Stapelort für den ganzen indiſchen Handel wäre. Da alle Karavanen Syriens, Arabiens und Afrika's in Kairo zuſammenträfen: ſo würde ſchon der Verkehr

mit dieſen Ländern unermeßlich ſein. Des ganzen Erdballs fruchtbarſtes Land ſei Ägypten, und außer den Getreidearten, an welchen es Überfluß hätte, könnte es ſämmtliche Produkte Amerika's liefern, oder dieſe erſetzen. Man möchte alſo Ägypten zum Abgangspunkt für Angriffe auf die Niederlaſſungen der Engländer, oder zu einem bloßen Stapelort machen: immer würde man es dahin bringen, daß der Handel in ſeine natürliche Bahn zurückträte, die ſich nur in Frankreich endigen könnte.

Auch die Opportunität des Unternehmens ließ Bonaparte nicht aus der Acht. Geſtützt auf die Berichte des Conſuls Magallon, behauptete er, der rechte Zeitpunkt zur Abfahrt ſei nahe. Würden die Ausrüſtungen beſchleunigt, ſo könnte man beim Eintritt des Sommers, d. h. zu einer Zeit anlangen, wo die Ernte beendigt und die Winde für die Nilfahrt günſtig wären. In England könnte man vor dem Winter nicht landen, und die Landung werde um ſo ſchwieriger ſein, je mehr die Britten gewarnt und auf einen Angriff gefaßt wären. Dagegen würde das Unternehmen auf Ägypten mit keinen weſentlichen Schwierigkeiten verbunden ſein; denn die Überraſchung werde alles erleichtern. Hätten die Franzoſen ſich in dem Zeitraum von einigen Monaten feſtgeſetzt, ſo wollte er für ſeine Perſon im Herbſte zurückkommen, um die Landung in England zu bewerkſtelligen, welche alsdann auch dadurch erleichtert ſein werde, daß England einen Theil ſeiner Flotte nach Indien geſendet haben würde. Von ſeinen perſönlichen Beweggründen ſchwieg Bonaparte; doch hatte man mehr als einmal aus ſeinem Munde vernommen, „daß große Namen nur im Orient erworben würden."

Das Direktorium hatte gegen dieſen Entwurf nicht wenig einzuwenden. Am hartnäckigſten bewies ſich Lareveillere-Lepeaux in der Bekämpfung deſſelben. Man werde, ſagte er, auf dieſem Wege 30 bis 40000 der beſten Soldaten Frankreichs einbüßen und ſich des berühmteſten Ge-

nerals berauben, deßjenigen, den Öſterreich am meiſten fürchte; und das alles zu einer Zeit, wo das europäiſche Feſtland nichts weniger als beruhigt wäre, und wo die Entſtehung neuer Republiken ſtärkere Befürchtungen angeregt hätte. Außerdem aber werde man die Pforte zur Ergreifung der Waffen nöthigen, indem man eine ihrer Provinzen verſchlänge.

Bonaparte, dem dieſe Einwendungen nicht unerwartet kamen, erwiederte: nichts ſei leichter, als den Engländern zu entrinnen, wenn man ſie über den Entwurf irre leitete; Frankreich, mit ſeinen 3 bis 400,000 Soldaten, könne ohne Gefahr 30 bis 40000 Mann entbehren; er für ſeine Perſon werde nicht lange ausbleiben; die Pforte, für welche Ägypten längſt verloren ſei, werde die Beſtrafung der Mameluken nicht ungern ſehen, auch könne man ſich mit ihr verſtändigen; das europäiſche Feſtland werde ſich nicht ſogleich in einen neuen Krieg ſtürzen u. ſ. w. Dabei ſprach er von Malta, das er, im Vorüberzuge, den Rittern entreißen und zu Frankreich ſchlagen wollte . . . .

Die Erörterung dieſes wichtigen Gegenſtandes wurde jeden Augenblick lebhafter, und in einer Anwandlung von Ungeduld, welche leidenſchaftliche Gemüther nur allzu leicht empfinden, ſprach Bonaparte das Wort „Entlaſſung" aus, glaubend, daß dies Wort noch eben die Wirkung hervorbringen werde, wie während ſeiner italieniſchen Feldzüge. Doch die Wirkung war eine ganz andere. „Ich bin weit davon entfernt, erwiederte ihm Larẹveillere-Lepeaux in einem feſten Tone, zu wollen, daß man Sie entlaſſe; doch wenn Sie Ihre Entlaſſung fordern, ſo bin ich der Meinung, daß man ſie annehme." Von dieſem Augenblicke an ſprach Bonaparte nicht mehr von Entlaſſung.

Beſiegt von den Gründen Bonaparte's und zugleich verführt von der Größe des Unternehmens, von den Handelsvortheilen, die ſich daran knüpften, und von dem Verſprechen des ſiegreichen Generals, noch vor dem Ein-

tritt des Winters zurückzukehren und die Landung in England zu verſuchen, willigte das Direktorium in die vorgeſchlagene Expedition. Das Geheimniß derſelben deſto beſſer zu bewahren, verbarg man es ſogar vor den Miniſtern. Merlin, in dieſer Zeit Vorſitzender des Direktoriums, ſchrieb die Ordre mit eigener Hand, drückte aber in ihr die Natur der Unternehmung keineswegs aus. Man kam darin überein, daß Bonaparte 36000 Mann von der italieniſchen Armee, eine gewiſſe Anzahl von Offizieren und Generalen ſeiner Wahl, außerdem aber auch Gelehrte, Ingenieure, Geographen, Handwerker aller Art mit ſich nehmen ſollte. Ihm wurde das Geſchwader des Admirals Brueys, verſtärkt durch einen Theil der zu Toulon gebliebenen Schiffe, überlaſſen. Der Schatz erhielt den Befehl, jede Dekade 1½ Million an ihn zu zahlen. Außerdem bewilligte man ihm 3 Millionen von einem Fund, den man in Bern gemacht hatte und von dem im nächſten Kapitel die Rede ſein wird. Bonaparte ſeinerſeits errichtete, ohne Zeitverluſt, eine Kommiſſion, welche den Auftrag erhielt, in den Häfen des mittelländiſchen Meeres Schiffe als Überfahrtsmittel in Bereitſchaft zu halten. Sie führte den Titel: „Kommiſſion zur Bewaffnung der Küſten des mittelländiſchen Meeres;" der Zweck dieſer Rüſtung war ihr aber eben ſo unbekannt, wie allen übrigen Sterblichen, Bonaparte'n und die fünf Direktoren allein ausgenommen. Da in allen Häfen zu gleicher Zeit Vorkehrungen getroffen wurden: ſo war die allgemeine Vorausſetzung, daß das, was am Mittelmeere geſchah, nur eine Folge der Rüſtungen in den Häfen des Oceans ſei; auch nannte man das am Mittelmeere verſammelte Heer den linken Flügel der Armee von England.

Bonaparte war die Thätigkeit ſelbſt, ſobald er die Einwilligung des Direktoriums in ſeinen Lieblingsentwurf erhalten hatte. In ſtetem Verkehr mit allen Miniſtern, beſtimmte er vier Punkte zur Vereinigung der Convois und

der Truppen; der Haupt=Convoi ſollte abgehen von Toulon; der zweite von Genua; der dritte von Ajaccio auf Korſika; der vierte von Civita=Vecchia. Auf Toulon und Genua richtete er die Abſendungen der italieniſchen Armee, welche nach Frankreich zurückkehrten; auf Civita=Vecchia eine derjenigen Diviſionen, welche nach Rom gezogen waren. In Frankreich, wie in Italien, ſchloß er Verträge mit den Beſitzern von Kauffahrtheiſchiffen, und verſchaffte ſich auf dieſe Weiſe 400 Fahrzeuge in den Häfen, die zur Abfahrt beſtimmt waren. Er brachte eine zahlreiche Artillerie zuſammen. Aus der Reiterei wählte er 2000 von den beſten Reitern, welche er ohne Pferde einſchiffen ließ, weil er Willens war, ſie auf Koſten der Araber beritten zu machen; nur Sattel= und Zaumzeug wurde zu Schiffe gebracht, mit etwa 300 Pferden, theils zur Beſpannung der Kanonen, theils um nicht von aller Reiterei bei der erſten Landung entblößt zu ſein. Er vereinigte zugleich Handwerker aller Art und ließ zu Rom griechiſche und arabiſche Druckereien in Beſchlag nehmen. Auch ſorgte er für eine vollſtändige Sammlung von phyſikaliſchen und mathematiſchen Inſtrumenten. Die Zahl der für die Expeditionen gewonnenen Künſtler und Gelehrten aller Art belief ſich auf nicht weniger, als hundert; unter ihnen befanden ſich Männer von berühmten Namen, wie Monge, Bertholet, Fourier, Dolemieux u. ſ. w. Da war Niemand, der ſich nicht dem Glücke des jungen Generals anzuſchließen gewünſcht hätte. Wohin es gehen würde, wußte Keiner: dennoch war man bereit, ihm zu folgen. Kleber, mißvergnügt mit der Regierung, nahm Bonaparte's Antrag, ihn zu begleiten, mit Freuden an, und fragte bloß: „ob die Advokaten nichts dagegen einzuwenden haben würden;“ ſo nannte man ſchon in dieſen Zeiten die Direktoren. Nicht minder freudig trat Deſaix bei, welcher, während der Unterhandlungen von Udine, die Schlachtfelder Italiens beſucht hatte und ſeitdem Bonaparte's Freund auf

jede Gefahr geworden war. Dieſen beiden Generalen höherer Ordnung fügte Bonaparte aus freier Wahl hinzu: Reynier, Dugua, Vaubois, Bon, Menou, Baraguai-d'Hilliers, Lannes, Murat, Belliard und Dammartin, welche ihm ſchon in Italien große Dienſte geleiſtet hatten. Der tapfere und einſichtsvolle Caffarelli-Dufalga, welcher an den Geſtaden des Rheins ein Bein verloren hatte, trat an die Spitze der Ingenieure; und der ſchwache und bequeme Berthier wurde zum Chef des Generalſtabes beſtimmt, ſo gering ſeine Luſt dazu auch war. Brueys befehligte das Geſchwader; Villeneuve, Blanquet-Duchayla, Decres wurden zu Gegenadmiralen, Gantheaume zum Chef des Generalſtabes der Marine ernannt. Auf dieſe Weiſe ſchloſſen ſich die ausgezeichnetſten Männer Frankreichs, welcher Kunſt oder Wiſſenſchaft ſie auch angehören mochten, im Vertrauen auf den erprobten Charakter eines jungen Generals, einem Unternehmen an, deſſen wahrer Zweck ihnen ganz unbekannt war; und wenn irgend etwas für die naturgemäße Nothwendigkeit der Monarchie ſpricht, ſo iſt es dieſe Erſcheinung, welche ſonſt ganz unerklärlich ſein würde.

Dies alles geſchah unter Umſtänden, die nichts weniger als günſtig waren und deren wir im nächſten Kapitel ausführlicher gedenken müſſen, damit das, was bald nach Bonaparte's Abfahrt geſchah, in ein helleres Licht treten möge.

Zweites Kapitel.

Neue Bewegungen zur Hintertreibung eines bleibenden Friedensſchluſſes.

Auch bei dem beſten Willen, mit den Mächten des feſten Landes in Frieden und Eintracht zu leben, konnte die franzöſiſche Regierung dieſer Zeit nicht ans Ziel gelangen. Das ſtärkſte Hinderniß lag in ihrer eigenen Form, d. h. in der von ihr angenommenen anti-monarchiſchen Verfaſſung. Verändertes Staatsrecht und geſtörte Völkerverhältniſſe ſtehen nur deßhalb in einem urſachlichen Zuſammenhange, weil alles Gleichgewicht der Staaten auf Übereinſtimmung der organiſchen Geſetze beruht. Fehlt es alſo an dieſer Übereinſtimmung, ſo muß darum ſo lange gekämpft werden, bis ſie auf die eine oder die andere Weiſe zurückgeführt iſt.

Der Congreß zu Raſtadt war beſtimmt, dem Frieden von Campo-Formio Ausbildung und Dauer zu geben. Doch wie viel fehlte daran, daß dies auch nur möglich geweſen wäre! Mainz und der Brückenkopf von Mannheim befanden ſich in den Händen der Franzoſen, als die Berathſchlagungen der Abgeordneten ihren Anfang nahmen. Dieſe Berathſchlagungen erfolgten zwiſchen zwei Heeren, von welchen das franzöſiſche das deutſche Reich an den Ufern des Rhein und des Main, das öſterreichiſche daſſelbe durch Beſatzungen in Philippsburg, Ulm und Ingolſtadt einſchloß. Von Seiten Öſterreichs war die Annahme eines franzöſiſchen Geſandten mit dem Vorwande abgelehnt

worden, daß man für den Augenblick durch die Miniſter korreſpondiren könnte, welche beide Mächte auf dem Congreß zu Raſtadt hätten: ein Verfahren, das nur allzu ſtark bewies, wie wenig dem deutſchen Kaiſer an einem guten Vernehmen mit Frankreich gelegen war.

Die erſten Erklärungen zwiſchen der Deputation des Reichs und den öſterreichiſchen Miniſtern verriethen, wo nicht Erbitterung, doch wenigſtens Empfindlichkeit. Die Reichsſtände beklagten ſich nämlich darüber, daß Öſterreich, durch die Anerkennung der Rheinlinie für Frankreich und durch die Überlieferung der Feſtung Mainz und des Brükkenkopfs von Mannheim, auf ihre Beraubung hinwirke und ſie jetzt Preis gebe, nachdem es das Reich zum Kriege gegen Frankreich fortgeriſſen habe. Hierauf erwiederten die Miniſter des Kaiſers: der Krieg ſei um des Reichs willen, vorzüglich wegen der im Elſas angeſeſſenen Fürſten unternommen worden; nach und nach von allen Reichsfürſten verlaſſen, habe Öſterreich die ganze Laſt des Krieges allein getragen und in dieſem hartnäckigen Kampfe einen Theil ſeiner Staaten eingebüßt, namentlich die reichen Provinzen Belgiens und der Lombardei; nach ſo großen Opfern wäre es erſtaunt, ſtatt wohlverdienter Anerkennung ſeiner Tugend und Großmuth, nur Klage zu vernehmen.

Erklärungen dieſer Art konnten zu nichts führen, weil Geſchehenes nicht ungeſchehen gemacht werden kann. Man mußte alſo vorſchreiten zu den Grundlagen der Unterhandlung. Da nun die Franzoſen auf die Abtretung des linken Rheinufers drangen und zur Entſchädigung der ihres Beſitzes beraubten Fürſten die Säkulariſationen von Bisthümern in Vorſchlag gebracht hatten: ſo war es hauptſächlich dieſer Gegenſtand, der ins Auge gefaßt werden mußte. Gegen die Sache ſelbſt ließ ſich wenig einwenden; ſie war im Geiſt eines Jahrhunderts, welches je mehr und mehr empfand, daß eine öffentliche Lehre, die ihre Kraft verloren hat, durch ihre materiellen Stützen nur Verwirrung

anrichtet. Auch waren Öſterreich, Preußen und die beraubten Fürſten des linken Rheinufers faſt unbedingt für die Anwendung dieſes Entſchädigungsmittels. Nur der überreſt der Reichs-Deputation wollte damit nichts zu ſchaffen haben, weil ihre Vollmachten auf die Erhaltung der Integrität des Reichs lauteten. Unter dieſen Umſtänden drangen die franzöſiſchen Bevollmächtigten auf angemeſſenere Vollmachten. Dieſe wurden nun zwar von dem Reichstage ertheilt; doch obgleich ſie auf die Abtretung des linken Rheinufers lauteten, ſo fuhr die Deputation dennoch fort, dies Ufer als zu Deutſchland gehörig zu vertheidigen. Ihre Gründe waren: „das deutſche Reich habe den Krieg nicht zuerſt erklärt, und Cüſtine ſei jeder Erklärung durch die Eroberung von Mainz und durch die Verheerung Frankens zuvorgekommen. Nur vertheidigt habe ſich das deutſche Reich; und wenn es dafür büßen ſolle, ſo möchte man wohl erwägen, daß durch die Abtretung des linken Rheinufers ſeine ganze Verfaſſung über den Haufen geworfen und ſein ganzes Daſein in Gefahr gebracht werde: ein Daſein, an deſſen Erhaltung Europen ſo viel gelegen ſein müſſe. Für einen Staat von dem großen Umfange der franzöſiſchen Republik wären die Provinzen des linken Rheinufers von geringer Wichtigkeit; die Rheinlinie aber könne erſetzt werden durch eine andere Militär-Linie, z. B. durch die Moſel." Den franzöſiſchen Bevollmächtigten fehlte es nicht an triftigen Gegengründen, welche von dem Gange des Krieges hergenommen waren; und indem ſie auf ihrer Forderung beſtanden, würden ſie ihr Ziel ſchon am Schluſſe des Februar erreicht haben, wenn nicht in den erſten Monaten des Jahres 1798 ſo Vieles geſchehen wäre, was neuen Argwohn gegen Frankreich in Gang brachte.

Während Frankreich, jetzt nur noch in Krieg mit England, die Mächte Europa's für ſich zu gewinnen ſtrebte, hatte es die ſchwere Aufgabe zu löſen, die unter ſeinem Schutz entſtandenen neuen Republiken ſo zu zügeln, daß

durch ſie nicht neue Mißverhältniſſe herbeigeführt wurden. Nun hatte es zwar Armeen in Holland, in Ligurien (ſo wurde die Republik Genua genannt, nachdem ſie ſich an Frankreich angeſchloſſen hatte) und in Cisalpinien; allein wie wenig vermochten dieſe unter Umſtänden, die ganz unwiderſtehlich zu immer ſtärkerer Auflöſung der geſellſchaftlichen Ordnung aufforderten! Die gebietenden Autoritäten waren vernichtet, weil mit ihnen keine Antimonarchie beſtehen konnte; und indem bloße Körperſchaften an ihre Stelle getreten waren, fehlte nicht bloß das Vertrauen, ſondern auch die Bereitwilligkeit zum Gehorchen; denn der Jakobinismus tritt ganz von ſelbſt da ein, wo er die Wahrſcheinlichkeit für ſich hat, die geſellſchaftlichen Schranken zu durchbrechen.

In Holland hatte die gemäßigte Partei, welche die Einheit der Nation zu bewahren wünſchte, mit den Oranſiſten (Kreaturen des Statthalters), mit den Föderaliſten oder Anhängern der alten Provinzial-Spaltungen, endlich mit den Demokraten oder Jakobinern zu kämpfen, welche alle Schranken verſchmäheten. Das franzöſiſche Direktorium konnte es nur mit der gemäßigten Partei halten, weil damit der größte Vortheil für Frankreich verbunden war. Doch wie damit zu Rande kommen, da der Geſandte Noel beſchuldigt wurde, es mit den Föderaliſten zu halten? Da ein Entſchluß gefaßt werden mußte, ſo ernannte das Direktorium den General Joubert zum Oberbefehlshaber der holländiſchen Armee und erſetzte Noel durch den geweſenen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Delacroix. Kaum aber war dieſer in Holland angelangt, als er auf einem, ihm zu Ehren gegebenen Feſte, zu welchem ſämmtliche fremde Miniſter eingeladen waren, das volle Glas in der Hand, in die Worte ausbrach: „Warum giebt es denn keinen Bataver, welcher die Verordnung (das bisherige Staatsgrundgeſetz) auf dem Altar des Vaterlandes zu erdolchen wagt?“ Welchen Eindruck konnten ſo leidenſchaft-

liche Worte auf die Fremden machen? Die Verordnung wurde, kurz darauf, wirklich erdolcht. Drei und vierzig Abgeordnete, welche bereits gegen das Verfahren der National-Verſammlung proteſtirt hatten, vereinigten ſich am 22. Januar in dem Hotel von Harlem, und, hier von den Truppen unterſtützt, gingen ſie nicht anders zu Werke, wie man zu Paris am 18. Fruktidor verfahren hatte. Sie ſchoſſen eine gewiſſe Anzahl von verdächtigen Mitgliedern von der National-Verſammlung aus, ſperrten einige derſelben ein, kaſſirten die Verordnung und verwandelten die Verſammlung in eine Art von Convent. Nach wenigen Tagen war eine der franzöſiſchen ähnliche Verfaſſungsurkunde aufgeſetzt und in Thätigkeit gebracht. Dem Convent nachahmend, ſetzten die neuen Dirigenten die Regierung aus Mitgliedern der gegenwärtigen Verſammlung zuſammen, und konſtituirten ſich zu Direktorium und geſetzgebendem Körper. Die, von welchen dergleichen ausgeht, ſind in der Regel die Entſchloſſenſten ihrer Partei. Es war demnach zu fürchten, daß die neue bataviſche Regierung ſehr demokratiſchen Geiſtes ſein werde; und da alles unter dem Einfluß des franzöſiſchen Miniſters geſchehen war, ſo mußte man annehmen, Frankreich ſtrebe nach Univerſal-Herrſchaft, indem es darauf ausgehe, alles rund um ſich her zu republikaniſiren: eine Vorausſetzung, welche ſelbſt dann nicht ungegründet war, wenn man von keinem der Direktoren mit Wahrheit ſagen konnte, daß er ein ſolches Ziel verfolge.

Noch Auffallenderes geſchah in Italien.

Auch in dieſer Halbinſel war der Parteigeiſt nur allzu wirkſam; das Übergewicht aber hatten die Demokraten. In der liguriſchen und in der ciſalpiniſchen Republik wurde der öffentliche Friede einigermaßen durch die zurückgebliebenen Truppen bewahrt, an deren Spitze Berthier ſtand; da dieſer jedoch nicht verhindern konnte, daß die franzöſiſchen, die ciſalpiniſchen und die liguriſchen Demokraten

mit den piemonteſiſchen, toskaniſchen, römiſchen und neapolitaniſchen Demokraten korreſpondirten, ſo war allenthalben Bewegung und Unruhe. Die allgemeine Vorausſetzung dieſer Partei war, daß die franzöſiſche Regierung zwar durch ihre Politik verhindert werde, neue Umwälzungen in Gang zu bringen, daß ſie ſich aber der zu Stande gebrachten unfehlbar annehmen werde; daß es folglich nur auf neue Verſuche ankomme.

Dem Abgrunde am nächſten ſtand die päbſtliche Regierung. Nicht daß es ihr an Vertheidigungsmitteln gefehlt hätte, oder daß ſie läſſig geweſen wäre in Verhaftung der unruhigen Köpfe; allein ein bejahrter Pabſt, deſſen Stolz gedemüthigt war, und rathloſe Kardinäle, die ihre Bequemlichkeit über alles liebten, waren ſchlecht geeignet, einen wankenden Staat aufrecht zu erhalten. Auf die Einfliſterungen der cisalpiniſchen Demokraten hatte die ankonitaniſche Mark ſich bereits zu einer Republik konſtituirt; und von hier aus verbreitete ſich der Revolutions-Schwindel über das, was von dem Kirchenſtaat noch übrig war. Das öffentliche Mißvergnügen diente dieſem zur Stütze. Geſunken war das Anſehn der päbſtlichen Regierung, ſeitdem Pius VI. durch den Traktat von Tolentino genöthigt worden war, ſogar die Koſtbarkeiten ſeines Thrones zur Befriedigung der Franzoſen hinzugeben. Neue Steuern, ein Papiergeld, das bei ſeiner erſten Einführung zwei Drittel ſeines Werths verlor, endlich die Veräußerung eines Fünftels der geiſtlichen Güter, hatte alle Klaſſen mit Unzufriedenheit erfüllt, die Prieſterklaſſe gar nicht ausgenommen. Die Großen Roms, angeſteckt von dem unkirchlichen Geiſte des neunzehnten Jahrhunderts, murrten ganz laut über eine ſchwache und einfältige Regierung, nicht ohne zu erkennen zu geben, daß es an der Zeit ſei, die weltliche Regierung des Kirchenſtaates den Händen unwiſſender und unfähiger Eheloſen zu entwinden, um ſie auf Perſonen zu übertragen, welche ſich auf eine richtigere Behandlung

der geſellſchaftlichen Angelegenheiten verſtänden. Die Stimmung des römiſchen Volks war alſo dem Pabſte eben nicht günſtig. Inzwiſchen war die Zahl der Demokraten gar nicht groß; und da ſie für Feinde der Religion galten, ſo gewannen ſie kein Erdreich. Die in Rom befindlichen franzöſiſchen Künſtler munterten unſtreitig auf; doch nicht der franzöſiſche Miniſter. Dies war Joſeph Bonaparte, ein Bruder des Generals. Unumwunden geſtand er denen, die ſich um ſeinen Beiſtand bewarben, daß er ſie nicht unterſtützen könne, und daß ſie, im Kampf mit der Regierung, ſich ſelbſt unglücklich machen, Frankreich aber in große Verlegenheit ſetzen würden.

Nichts deſto weniger zeigten ſie ihm am 26. December 1797 an, daß eine Bewegung Statt finden werde, und was er auch thun mochte, um ſie zur Beſonnenheit zurück zu führen, ſo erreichte er doch nichts, weil die Revolutionäre den Grundſatz angenommen hatten, „daß man alles wagen und Frankreich gegen ſeinen Willen fortreißen müſſe." Wirklich vereinigten ſie ſich am 28. December, um eine Bewegung zu verſuchen. Zerſtreut durch die päbſtlichen Dragoner, flüchteten ſie ſich in den Gerichtsſprengel des franzöſiſchen Geſandten, d. h. unter die Bogengänge des Palaſtes Corſini, der von ihm bewohnt wurde. Jetzt eilte Joſeph Bonaparte mit einigen franzöſiſchen Truppen und dem General Duphot herbei, einem ausgezeichneten Offizier der italieniſchen Armee, welcher im Begriff ſtand, ſich mit der Schwägerin des Miniſters zu vermählen. Die Abſicht war keine andere, als ein Gemetzel abzuwenden. Doch die päbſtlichen Truppen gaben Feuer und die Folge davon war, daß Duphot getödtet wurde. Der Tod dieſes jungen Generals machte einen tiefen Eindruck, den nur die römiſche Regierung nicht theilte. Vierzehn Stunden verſtrichen, ehe ſie den franzöſiſchen Miniſter beſchickte. Dieſer, aufgebracht von ſo viel Hochmuth, forderte auf der Stelle ſeine Päſſe, erhielt dieſelben und reiſete unverweilt nach Toskana.

Ohne Zweifel hätte die römiſche Regierung dieſem Auftritte zuvorkommen können, wenn ihr weniger daran gelegen geweſen wäre, den Demokraten eine derbe Lehre zu geben. Die nächſte Frucht, die ſie von ihrem Unverſtand einerntete, war jedoch — der allgemeine Unwille der italieniſchen Patrioten; und einverſtanden mit dieſen, vielleicht aber auch lüſtern nach einer Veränderung ihrer Lage, verlangte die cisalpiniſche Armee mit lautem Geſchrei, nach Rom geführt zu werden.

Nur gering war die Verlegenheit des Direktoriums wegen dieſer Auftritte. Es ſah in dem Pabſt das geiſtliche Haupt der Feinde der Umwälzung. Ihn zu vernichten, fühlte es ſich um ſo ſtärker verſucht, weil es in ihm den Hauptträger eines veralteten und eben deßwegen tyranniſchen Kirchenthums erblickte. Zwar konnte es darauf rechnen, daß es die Mächte verletzen und ihre Dazwiſchenkunft aufrufen werde; doch, was auch die Nachtheile eines feindſeligen Beſchluſſes ſein mochten — die revolutionären Leidenſchaften trugen den Sieg davon. General Berthier, welcher in Italien befehligte, erhielt demnach den Befehl, auf Rom zu marſchiren. Hierbei war die Vorausſetzung, daß der Sturz des Pabſtes wenig Lärm in Europa machen werde, da er weder der Verwandte, noch der Verbündete irgend eines Hofes war.

Die Freude derer, die ſich Philoſophen zu nennen pflegen, über dieſen Entſchluß war eben ſo groß, wie die der Republikaner. Als Berthier den 10. Februar 1798 vor der Hauptſtadt der alten Welt anlangte, welche die republikaniſchen Heere noch nicht geſehen hatten, machten die Soldaten einen Augenblick Halt, um des Anblicks zu genießen, der ſich ihnen darbot. Der ſpaniſche Miniſter Azara (dieſer allgemeine Vermittler der italieniſchen Mächte in ihren Streitigkeiten mit Frankreich) erſchien ſogleich im Hauptquartier, um ein Übereinkommen zu Stande zu bringen. Die Engelsburg wurde den Franzoſen mit der unter

allen ziviliſirten Völkern hergebrachten Bedingung überliefert, daß ſie den Kultus, die öffentlichen Inſtitute, die Perſonen und das Eigenthum reſpektiren ſollten. Der Pabſt blieb im Beſitz des Vatikans, und Berthier, der durch das ſogenannte Volksthor in Rom einzog, wurde, gleich den ehemaligen Triumphatoren, auf das Kapitol geführt. Die Demokraten, außer ſich vor Freude, verſammelten ſich in jenem Campo-Vaccino, wo ſich einige Spuren des alten Forums finden, und umgeben von einem Pöbel, der neuen Ereigniſſen nie ſeinen Beifall verſagt, proklamirten ſie die römiſche Republik, worüber von einem Notarius eine Urkunde aufgenommen wurde, die den Rücktritt des römiſchen Volks in den Beſitz der verlorenen Souveränetät erklärte. Der Pabſt, welcher im Vatikan zurückgeblieben war, wurde nunmehr aufgefordert, ſeiner weltlichen Macht zu entſagen; denn in die geiſtliche wollte man ſich nicht miſchen. Pius VI. antwortete nicht ohne Würde, „daß es nicht in ſeiner Macht ſtände, ein Eigenthum aufzugeben, das nicht ihm, ſondern den Nachfolgern der Apoſtel gehöre.“ Dieſe Theologie ſetzte die franzöſiſchen Generale in keine Verlegenheit. Obgleich im Übrigen wegen ſeines Alters mit Schonung behandelt, wurde der Pabſt zur Nachtzeit aus dem Vatikan nach Toskana verſetzt, wo man ihn in einem Kloſter ein Aſyl gab. Er hatte zwanzig Jahre regiert, als dies geſchah. Gleichwohl blieben die Römer gleichgültig bei ſeinem Schickſal.

Bald nach der Verſetzung des Pabſtes ging Berthier nach Paris zurück. Maſſena, dem der Oberbefehl zu Theil geworden war, benutzte ſeinen Poſten zur Bereicherung. Paläſte, Klöſter, reiche Sammlungen wurden von ihm geplündert; und die größten Koſtbarkeiten geriethen in die Hände der Juden, welche der Armee nachgezogen waren. Das ſchlechte Beiſpiel, das der Obergeneral hierdurch gab, wurde um ſo ſtärker empfunden, weil die Subalternen keinen Theil an dem Gewinn erhielten, wie groß auch ihre

Entblößung war, da ihnen kein regelmäßiger Sold gereicht wurde. Wenig fehlte daran, daß es zu einer Empörung kam, worin der mißvergnügte Theil der Römer gemeinſchaftliche Sache mit den Unzufriedenen zu machen drohete. Maſſena wendete dieſe Gefahr dadurch ab, daß er in der Engelsburg eine Beſatzung zurückließ und den Überreſt des Heeres aus Rom führte und in die Umgegend vertheilte. Als das Direktorium von dem Hergang unterrichtet war, rief es Maſſena'n ab und ſendete eine Kommiſſion von vier rechtſchaffenen und aufgeklärten Männern nach Rom, um die neue Republik zu organiſiren. Dieſe Männer waren Daunou, Monge, Florent und Faypoult; der letztere ein geſchickter Verwalter, dem das Finanzweſen übertragen wurde. Die italieniſche Armee wurde getheilt, und die, welche den Pabſt entthront hatte, erhielt die Benennung der römiſchen.

Die Hauptſache war, die neue Revolution bei den Mächten des feſten Landes zu rechtfertigen. Spanien, wie ſehr auch deſſen Frömmigkeit gefürchtet wurde, ſagte kein mißbilligendes Wort, ſo ſehr ſtand es unter dem Einfluſſe Frankreichs. Auch Öſterreich wurde nicht laut, theils weil man erklärte, daß die neue Republik nicht mit der cisalpiniſchen verſchmolzen werden ſollte, theils weil das Direktorium ſo zuvorkommend war, daß es zu einer Zeit, wo der Kaiſer noch keinen Geſandten nach Paris geſchickt hatte, den General Bernadotte nach Wien ſendete, um die nöthigen Aufſchlüſſe zu geben und daſelbſt zu bleiben. Nur der neapolitaniſche Hof war außer ſich darüber, daß man die Revolution ihm ſo nahe gebracht hatte. Er verlangte, um ſich hierüber zu beruhigen, nicht weniger als zwei bis drei Provinzen des Kirchenſtaates; vor allen das Fürſtenthum Benevent und das Gebiet von Ponte-Corvo, als am vortheilhafteſten für das Königreich gelegen. Garat wurde in dieſer Zeit nach Neapel geſendet, um einen Bruch mit dieſem Hofe zu hintertreiben.

Die Entſtehung der römiſchen Republik, ſo wie wir dieſelbe enthüllt haben, lieferte einen neuen Beweis, daß Frankreich mit ſeiner anti-monarchiſchen Regierung es gar nicht in ſeiner Gewalt hatte, innerhalb gewiſſer Grenzen zu bleiben. Doch ſollte dieſer neue Beweis nicht der letzte ſein; es ſollte ſogar offenbar werden, daß nicht die Monarchien allein etwas von dem anti-monarchiſchen Frankreich zu fürchten hätten, ſondern ſelbſt Republiken, vorausgeſetzt (was gar nicht zu vermeiden war), daß ſie in ihrem Organismus von der franzöſiſchen abwichen.

Zu allen Zeiten und in allen Ländern iſt die geſellſchaftliche Organiſation das Produkt der Mittel geweſen, über welche man zu gebieten hatte, um die individuelle Freiheit mit der öffentlichen Ordnung in Übereinſtimmung zu bringen; und der weſentliche Unterſchied zwiſchen Republik und Monarchie hat immer nur darin beſtanden, daß in jener die höchſte Autorität durch ein Collektiv-Weſen, Senat, oder wie man ſonſt will, genannt, in dieſer hingegen durch ein Einzelweſen unter der Benennung von Fürſt oder König oder Kaiſer ausgeübt wurde. Für die beſſere Bildung der Geſetze und Inſtitutionen war dieſer Unterſchied ſo gut als ganz unwirkſam, außer, ſofern die größere Schwäche des Collektiv-Weſens in den Republiken lebhafter zu Abänderungen herausforderte. Da nun der Schweizerbund zu einer Zeit entſtanden war, wo die Lehnsherrlichkeit noch überall vorherrſchte, ſo dürfen wir uns nicht darüber wundern, daß ihr Geiſt bei der Bildung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe auch in dem Schweizerlande ausnehmend wirkſam geweſen war. Es gab alſo, die Lehnsherrlichkeit als eine Militär-Hierarchie aufgefaßt, in dieſem Lande Abhängigkeiten, wie in den Feudal-Monarchien, mit dem Unterſchiede jedoch, daß, während in dieſen der Vaſall von ſeinem Souverän abhing, dort Völker von anderen Völkern abhingen. So ſtanden der Aargau und das Waadtland unter der Botmäßigkeit der Berner Ariſtokratie; ferner

Nieder-Wallis unter Ober-Wallis; endlich die italieniſchen Ortſchaften, d. h. die in Italien auslaufenden Thäler, unter verſchiedenen Kantonen. Außerdem gab es noch eine große Anzahl von Gemeinen, welche von gewiſſen Städten abhingen, und der ganze Kanton St. Gallen wurde nach Lehnrecht von einem Kloſter regiert, deſſen Abt ſich zu den europäiſchen Souveränen rechnete. Die Bedingungen, unter welchen die Unterwerfung erfolgt war, fanden ſich in Lehnsbriefen, die in Vergeſſenheit gerathen waren und nicht ans Licht gezogen werden durften. Den Städten unterworfen, lebte das flache Land unter dem Druck der empörendſten Monopole, und nirgends war die Tyrannei der Zünfte und Innungen noch tyranniſcher, als in der Schweiz. Nur langſam und ſehr allmälig war die Ariſtokratie in den Beſitz ihrer Gewaltfülle gekommen. In Bern, dem ausgezeichnetſten unter dieſen kleinen Staaten, hatten einige Familien ſich der höchſten Autorität bemächtigt und alle übrigen davon ausgeſchloſſen; ſie hatten ihr goldenes Buch, in welches die Namen der regierenden Familien eingetragen waren. Weit gefehlt, daß die Sitten die Strenge der Geſetze in dieſem Lande gemildert hätten, entfalteten die Regierungen der vornehmſten Städte eine Härte, die nicht ſelten in Grauſamkeit ausartete. Hinrichtungen waren nirgends häufiger, als in Bern, Zürich und Genf; und in allen Theilen Europa's fand man Schweizer, die entweder verbannt waren, oder ſich den ariſtokratiſchen Verbannungen durch ein freiwilliges Exil entzogen hatten. Im Übrigen waren die dreizehn Kantone ohne alle politiſche Kraft. Schlecht vereinigt und eben dadurch unfähig zur Vertheidigung, lebten ſie unter einander in Unfrieden und die allen Staatenbünden eigenthümliche Eiferſucht brachte nichts ſo ſicher mit ſich, als daß ſie in ihren gegenſeitigen Streitigkeiten ihre Zuflucht zu benachbarten Mächten nahmen und durch beſondere Verträge theils mit Öſterreich, theils mit Piemont, theils mit Frankreich verbündet waren.

Bei dieſer Beſchaffenheit des Schweizerbundes konnte die franzöſiſche Umwälzung nicht verfehlen, zu einem Gährungsſtoff für das Schweizerland zu werden; der Grundſatz der Gleichheit und Freiheit mußte wie ein Funken wirken, der in eine Pulvertonne fällt. Auch fehlte es vom Jahre 1793 an nicht an Bewegungen in den Frankreich zunächſt gelegenen Städten Zürich, Baſel und Genf. In der letztern Stadt waren dieſe Bewegungen ſogar blutig geworden. Die ſtärkſten Fortſchritte hatten die revolutionären Ideen Frankreichs jedoch im Waadtlande gemacht; und eben deßwegen hatten die Berner Ariſtokraten nichts von dem unterlaſſen, was Frankreich in dieſen Zeiten am meiſten verletzte. Nicht genug, daß ſie den Ausgewanderten jeden Vorſchub geleiſtet hatten, waren ſie ſogar dem Engländer Wickham förderlich geworden in allen Verſuchen, welche dieſer gemacht hatte, eine Gegen=Revolution zu Stande zu bringen.

Das Direktorium war ſehr aufgebracht auf die Herren von Bern, und das Mittel, ſich an denſelben zu rächen, lag nur allzu nahe, da die von den Bernern verfolgten Waadtländer nicht aufhörten, die Dazwiſchenkunft Frankreichs anzuſprechen. Frankreich hatte ſich in jener Zeit, wo der Herzog von Savoyen das Waadtland an die Berner abgetreten hatte, durch den Traktat von 1565 zum Gewährsmann der Rechte der Einwohner dieſes Kantons beſtellt, und mehr als einmal war dieſer Traktat angerufen und von Frankreich vollzogen worden. Es lag demnach nichts Befremdendes in der Dazwiſchenkunft des Direktoriums für die Waadtländer; um ſo weniger, da dieſe, unmittelbar nach der Durchreiſe Bonaparte's durch die Schweiz, Abgeordnete nach Frankreich geſendet hatten, um den Schutz deſſelben bei den harten Verfolgungen anzuflehen, deren Schlachtopfer ſie waren. Da dieſe Verfolgungen keinem Zweifel unterlagen: ſo würde die bloße Menſchlichkeit einen hinreichenden Beweggrund zum Beiſtande abge=

geben haben. An dieſen knüpften ſich jedoch noch andere Betrachtungen, welche darauf hinausliefen, daß die Schweiz, als militäriſcher Schlüſſel des ganzen Europa, für Frankreichs Sicherheit nicht länger der unerklärte Feind deſſelben bleiben dürfe. Kurz: die Alpen in Freundes Hände zu bringen, war ein eben ſo unwiderſtehlicher Beweggrund, wie der, nach welchem man das Pabſtthum über den Haufen geworfen hatte.

Dieſem Entſchluſſe gemäß erklärte das Direktorium den 28. December 1797, „daß es die Waadtländer in ſeinen Schutz nehme und daß die Glieder der Regierungen von Freiburg und Bern für die Sicherheit des Eigenthums und der Perſonen der Waadtländer verantwortlich wären." Gleichzeitig ſollte der General Menard an der Spitze der ehemaligen Diviſion Maſſena über die Alpen zurückgehen und zu Carouge im Angeſicht des Genfer-See's lagern. Zugleich ging auch der General Schawenburg mit einer Diviſion der Armee von Deutſchland den Rhein hinauf und ſtellte ſich im Erguel in der Umgegend von Baſel auf. Auf dies Zeichen brach im Waadtlande, im Bisthum Baſel und in den Gefilden von Zürich die Freude in Jubel aus. Die Waadtländer forderten ohne Zeitverluſt ihre Stände zurück; und da Bern zur Antwort gab, daß es nur individuelle Bittſchriften annehmen würde und zugleich die Erneuerung des Treuſchwurs forderte, ſo wurde die Inſurrektion nicht länger von den Waadtländern verſchoben. Verjagt wurden die Amtleute, errichtet die Freiheitsbäume. Wenig Tage darauf konſtituirte ſich das Waadtland zu einer lemaniſchen Republik. Als ſolche wurde ſie anerkannt von dem Direktorium, das dem General Menard den Auftrag ertheilte, dies Land zu beſetzen, den Bernern anzeigend, daß die Unabhängigkeit deſſelben von Frankreich gewährleiſtet wäre. Urheber einer zweiten Umwälzung, welche zu gleicher Zeit in Baſel erfolgte, war der Volks-Tribum Ochs, der mit der franzöſiſchen Regierung in einer engen

Verbindung ſtand. Hier wurde eine Art von National-Convent zu Stande gebracht und eine Conſtitution entworfen, welche der franzöſiſchen ſehr nahe kam; denn dieſe galt für das republikaniſche Europa als Muſter, ſo wenig war man über das Weſen der Verfaſſungen im Reinen. Auch in der Umgegend von Zürich forderte das Landvolk in einem Aufſtande ſeine Rechte zurück.

Inzwiſchen hatten die Herren von Bern ein Heer zuſammengebracht und in Arau einen allgemeinen Rath verſammelt, welcher über den Zuſtand der Schweiz berathſchlagen und von jedem Kanton ſein Bundes-Contingent fordern ſollte. Den Gemeingeiſt anzuregen, war ausgeſprengt worden, daß die franzöſiſche Schweiz ſich vom Bunde losſagen und daß die Pariſer Gottesleugner die Religion vernichten wollten. Zwanzig tauſend Mann, die man in drei Corps getheilt hatte, wurden zu Freiburg, Morat, Büren und Solothurn aufgeſtellt, um die Franzoſen zu beobachten. Nichts deſto weniger rebellirten die Einwohner von Arau, ſogar im Angeſicht der daſelbſt verſammelten Tagſatzung, die ſich nicht zu rathen oder zu helfen wußte. Zwar ſtellten hier die berniſchen Truppen die öffentliche Ruhe wieder her, doch ſo, daß der franzöſiſche Agent Mengaud erklärte, „das Volk von Arau befinde ſich unter franzöſiſchem Schutze."

Zu einem offenen Kriege zwiſchen Bern und Frankreich war es, wie man ſieht, noch nicht gekommen; und den Ausgang deſſelben fürchtend, erklärte Bern, daß es mit Frankreich in Frieden leben, aber zugleich in ſeine von den Franzoſen beſchützten Beſitzungen zurücktreten wolle. Unglücklicher Weiſe für Bern fielen, freiwillig oder gezwungen, alle Regierungen in ſeiner Nähe. Baſel ſetzte die italieniſchen Ortſchaften in Freiheit; daſſelbe that Ober-Wallis für Nieder-Wallis. Freiburg, Solothurn, St. Gallen befanden ſich im Zuſtande der Umwälzung. So nun von allen Seiten gedrängt, bequemte ſich Bern zu

einigen Nachgiebigkeiten. Es wollte 50 Individuen nicht ſtädtiſchen Urſprungs zu den Vorrechten der regierenden Familien hinzu laſſen; die Abänderung der Verfaſſung aber ſollte für ein Jahr verſchoben bleiben. Dies erſchien als eine bloße Ausflucht. Inzwiſchen ſah ein franzöſiſcher Parlementär, welcher den an der Grenze des Waadtlandes ſtehenden Berner Truppen anzuzeigen hatte, daß man ſie angreifen würde, wenn ſie vorrücken ſollten, ſich angefallen und zwei Reiter ſeiner Bedeckung getödtet. Dies Ereigniß entſchied den Krieg. Brüne, welchem das Kommando übertragen war, hatte zu Payerne einige Beſprechungen; da dieſe jedoch vergeblich waren, ſo ſetzten ſich die franzöſiſchen Truppen den 2. März in Bewegung, dergeſtalt, daß General Schawenburg ſich Solothurns und der Aarlinie bemächtigte, Brüne mit der aus Italien gekommenen Diviſion Freiburg beſetzte. General Erlach, welcher die Berner Truppen befehligte, zog ſich in die Stellungen von Fraubrunnen, Gumingen, Laupen und Neueck zurück: Stellungen, welche Bern von allen Seiten deckten. Dieſe rückgängige Bewegung nun machte die fanatiſchen Truppen Berns ſtutzig; ſie hielten ſich für verrathen, ermordeten ihre Offiziere und liefen aus einander. Bei Erlach blieben nur einige von jenen Bataillonen zurück, welche ganz Europa von Seiten ihrer Mannszucht und Tapferkeit kennt; mit ihnen eine gewiſſe Anzahl entſchloſſener Landleute. Den 5. März erfolgte der Angriff der beiden franzöſiſchen Generale. Bei Neueck leiſteten die Schweizer einen heldenmüthigen Widerſtand; doch ſobald Schawenburg die Stellung bei Fraubrunnen überwältigt hatte und Bern von dieſer Seite her entblößt war, zogen ſich die Schweizer in Unordnung auf Bern zurück, verfolgt von den Franzoſen, denen die Eroberung dieſer ariſtokratiſchen Stadt dadurch nicht wenig erleichtert wurde, daß der verblendete Pöbel aufs Neue ſeine Offiziere ermordete, unter ihnen den unglücklichen Erlach. Nur mit Mühe rettete ſich der berühmte

Steiger, das Haupt der Berner Ariſtokratie, durch die Berge des Oberlandes in die kleinen Kantone und von hier nach Baiern.

Die Einnahme Berns entſchied die Unterwerfung aller großen Schweizer-Kantone. Brune, zur Stiftung einer Republik berufen, ging mit dem Gedanken um, eine Rhodaniſche Republik zuſammen zu ſetzen aus der franzöſiſchen Schweiz, aus dem Genfer-See, aus dem Waadtlande, aus einem Theile des Kantons Bern und aus dem Walliſerlande. Doch die ſchweizeriſchen Patrioten hatten eine Revolution in ihrem Lande nur in der Erwartung zweier großen Vortheile gewünſcht, von welchen die Abſchaffung der Abhängigkeit von Volk zu Volk der eine, und die helvetiſche Einheit der andere war. Austilgen wollten ſie demnach alle innere Tyrannei und durch eine Central-Regierung ſich zu einer gemeinſchaftlichen Macht umſchaffen. Dafür erhielten ſie nun, daß aus allen Theilen der Schweiz eine einzige Republik zuſammengeſetzt wurde, oder vielmehr werden ſollte. Zu Arau wurde eine Verſammlung veranſtaltet, um die zu Baſel entworfene Conſtitution in Vorſchlag zu bringen, und das Direktorium ſendete den ehemaligen Convents-Deputirten Lecarlier dahin, damit er die Anſichten der Schweizer einigen möchte. Daß dies nicht gelang, lag an dem Widerſtande der kleinen Berg-Kantone Uri, Glaris, Schwitz und Zug, die ſich von ihren Prieſtern und Ariſtokraten bereden ließen, ihr Gottesdienſt ſchwebe in eben ſo großer Gefahr, als ihre Unabhängigkeit, und Frankreich beabſichtige nur, die ſtarken Schweizerſöhne zu Soldaten zu machen, um ſie einzuſchiffen und auf Englands Geſtade zu werfen.

Die Art und Weiſe, wie ſich die franzöſiſche Regierung für ihre Einwirkungen auf die Schweiz entſchädigte, verdient um ſo mehr eine beſondere Erwähnung, weil ſich durch eine falſche Auslegung Unwahrheiten daran geknüpft haben, die noch immer Glauben finden. Bern hatte, wie

faſt alle kleine Staaten, einen Schatz. Dieſer betrug acht Millionen Franken. Er kam in die Hände der Franzoſen; und wir haben ſchon oben erwähnt, daß davon ein Theil der Koſten beſtritten wurde, welche die ägyptiſche Expedition verurſachte. Anſtatt nun der Wahrheit getreu zu bleiben, ſagte man ſpäter, der Berner Schatz habe ſich auf 30 Millionen belaufen und das Direktorium habe den Krieg mit der Schweiz in keiner andern Abſicht begonnen, als um ſich dieſes Schatzes zum Vortheil der auf Ägypten abzweckenden Unternehmung zu bemächtigen. Die, welche dies behauptet haben oder wohl noch behaupten, bedachten oder bedenken nicht, daß es nur von der Vorſichtigkeit der Berner Behörden abhing, ihren Schatz in Sicherheit zu bringen, und daß eine Spekulation auf die Kopfloſigkeit dieſer Behörden die abgeſchmackteſte von allen geweſen ſein würde. Übrigens iſt gewiß, daß die Ariſtokratien von Bern, Freiburg, Solothurn und Baſel ſehr hart mitgenommen wurden, ſowohl zur Beſoldung, als zur Verpflegung der franzöſiſchen Truppen.

In den 5 Monaten, welche ſeit dem Abſchluß des Friedens von Campo-Formio verfloſſen waren, hatte ſich die Lage Europa's aufs Weſentlichſte verändert. Das Republikaniſiren nahm je mehr und mehr überhand. Außer der franzöſiſchen Republik gab es eine bataviſche, eine helvetiſche, eine cisalpiniſche, eine liguriſche, eine römiſche. Wie ſollte, wie konnte dies endigen? Wenige wußten dieſe Frage zu beantworten. Ein neues Fatum ſchien über Europa gekommen zu ſein: ein Fatum, das alle noch beſtehenden Monarchien mit einem nahen Untergang bedrohete. Die Gründung der römiſchen und der helvetiſchen Republik hatte die Furcht vor der revolutionären Anſteckung mehr als jemals verſtärkt, als England, das ſich unmittelbar bedroht ſah, alle Mittel der Überredung aufbot, um eine neue Coalition zu Stande zu bringen. Seit dem Schluſſe des Jahres 1796 waren auf den

europäiſchen Thronen zwei weſentliche Veränderungen vorgegangen: in Rußland hatte die Kaiſerin Katharina II. ſeit dem 17. November 1796 durch ihren unerwarteten Tod ihrem Sohne, dem bisherigen Großfürſten Paul Petrowitſch, Platz gemacht; in Preußen war Friedrich Wilhelm III. ſeinem Vater ſeit dem 16. November 1797 gefolgt. England that alles, was in ſeinen Kräften ſtand, die beiden neuen Monarchen für ſeine Sache zu gewinnen; und wir werden weiter unten ſehen, was ihm gelang, und was nicht. Auch Öſterreich ſuchte es für ſich zu gewinnen, indem es Subſidien anbot und durch die Beſetzung der Alpenkette mit franzöſiſchen Truppen ſchreckte. Selbſt der neapolitaniſche Hof wurde zu neuen Leidenſchaften von dem brittiſchen Kabinet angeregt; und dies war um ſo leichter, weil die Königin und ihr Liebling Acton noch immer den Ausſchlag gaben. Im Allgemeinen ſtanden die europäiſchen Angelegenheiten ſo, daß es den Anſchein gewann, als müſſe nach kurzer Zeit ein entſcheidender Kampf zwiſchen der Monarchie und ihrem Gegenſatze eintreten. . . . .

Unter dieſen Umſtänden erfolgte zu Wien ein Auftritt, welcher den Eintritt dieſes Kampfes näher zu rücken ſchien. General Bernadotte, nach Wien geſendet, um dem öſterreichiſchen Kabinet über die letzten Ereigniſſe in Italien und der Schweiz die nöthigen Aufſchlüſſe zu geben, war daſelbſt als Geſandter der franzöſiſchen Republik zurück geblieben, obgleich noch kein öſterreichiſcher Geſandter in Paris reſidirte. Vermöge ſeines lebendigen und zum Übelnehmen nur allzu ſehr hinneigenden Geiſtes paßte Bernadotte ſchlecht zu der ihm übertragenen Rolle. Als nun am 14. April der Jahrestag der freiwilligen Bewaffnung gefeiert werden ſollte, beging der General den Fehler, ſich dieſem Feſte zu widerſetzen, indem er darin eine Schmach für Frankreich ſah. Mit dem größten Recht erwiederte der Kaiſer, daß er Herr in ſeinen Staaten ſei, und daß, wenn Frankreich Siegesfeſte anſtellte, er nicht minder berechtigt ſei, die

Ergebenheit ſeiner Unterthanen zu feiern. Bernadotte, hierdurch nicht beruhigt, glaubte ein Feſt dem andern entgegenſtellen zu können; und da an demſelben Tage die italieniſche Armee einen Sieg davon getragen hatte, ſo feierte er dieſen in ſeinem Hotel mit Entfaltung der dreifarbigen Fahne, welche die Wörter Gleichheit und Freiheit enthielt. Kaum war dieſe Fahne entfaltet, ſo ſtürzte ſich der Wiener Pöbel, angeſtachelt, wie man behauptet hat, von dem engliſchen Geſandten, auf das Hotel des franzöſiſchen Geſandten, zerſchlug die Fenſterſcheiben und beging andere Unordnungen. Das öſterreichiſche Miniſterium beeilte ſich, Bernadotte'n Beiſtand zu ſenden, und betrug ſich in jeder Beziehung anders und beſſer, als die römiſche Regierung gegen Joſeph Bonaparte. Nichts deſto weniger verließ Bernadotte die Hauptſtadt Öſterreichs und begab ſich nach Raſtadt. Wie viel Urſache der Kaiſer nun auch haben mochte, um mit der franzöſiſchen Regierung wegen ihrer letzten Eingriffe unzufrieden zu ſein, ſo machte er doch eine Mißbilligung des ganzen Vorganges bekannt, und dieſe verdiente um ſo mehr Vertrauen, weil nach einem ſo hartnäckigen Kampfe, wie der von ihm beſtandene, ſeinen Unterthanen eine Erholung zu Theil werden mußte.

Geneigt, in dem ganzen Ereigniß einen Friedensbruch zu ſehen, ertheilte das Direktorium dem General Bonaparte Gegenbefehle; er ſollte ſogar nach Raſtadt gehen und den Kaiſer nöthigen, entweder Genugthuung zu geben, oder den Krieg anzunehmen. Anders urtheilte Bonaparte über den Hergang, und der Erfolg bewies, daß er ſich nicht geirrt hatte. Denn das öſterreichiſche Kabinet erklärte unmittelbar darauf, daß es den Herrn von Degelmann als ſeinen Geſandten nach Paris ſenden werde, und daß der Graf von Cobentzl ſich nach einem von dem Direktorium zu beſtimmenden Ort begeben ſollte, um ſich mit einem Abgeordneten Frankreichs über den Auftritt zu Wien und über die, ſeit dem Traktat von Campo-Formio in Europa

vorgegangenen Veränderungen zu verſtändigen. So ging dieſer Sturm unſchädlich vorüber. In Raſtadt hatten inzwiſchen die Unterhandlungen wenigſtens in ſofern einen Fortſchritt gemacht, als das linke Rheinufer von Seiten der deutſchen Fürſten nicht länger ſtreitig gemacht wurde. Auch über das Säkulariſations-Princip war man einverſtanden; und die ſchwierigen Punkte, die noch zu beſeitigen waren, betrafen die Theilung der Rheininſeln, die Beibehaltung der befeſtigten Plätze, der Brücken und Brückenköpfe, das Schickſal der Klöſter und des Immediat-Adels auf dem linken Rheinufer, die Bezahlung der Schulden der an Frankreich abgetretenen Länder, die Anwendung der Auswanderungsgeſetze: lauter Gegenſtände, welche dem Kongreß zu Raſtadt eine lange Dauer verſprachen.

So war die Lage der Dinge um die Zeit, wo Bonaparte ſeine Anſtalten zur Abfahrt nach Ägypten traf. Da der politiſche Horizont ſich durch die Nachgiebigkeit des Wiener Kabinets ein wenig aufgeklärt hatte: ſo erhielt Bonaparte die Berechtigung zur Abreiſe nach Toulon, und gleichzeitig wurde beſchloſſen, daß Herr von Talleyrand nach Konſtantinopel gehen ſollte, um die Pforte über die ägyptiſche Expedition zu beruhigen.

Drittes Kapitel.

Abfahrt von Toulon. — Eroberung der Inſel Malta. — Ankunft in Ägypten und Einnahme von Alexandrien. — Marſch nach Kairo und Kampf von Chebreiß. — Beſetzung von Kairo. — Gründung der neuen Kolonie. — Zerſtörung der franzöſiſchen Flotte bei Abukir.

Den 9. Mai 1798 langte Bonaparte in Toulon an . . .

Um dieſe Zeit hatte ſeine Familie in Frankreich bereits ſo viel Raum gewonnen, daß ſie für eine der ausgezeichnetſten gelten konnte. Ihre Grundlage war der große Ruf, worin der General in ganz Europa ſtand. Joſeph Bonaparte lebte, nach ſeiner Zurückkunft von Rom, zu Paris auf einem großen Fuß, der es mit ſich brachte, daß er täglich Generale, Abgeordnete und Gelehrte in ſeinem Hauſe hatte. Ein zweiter Bruder des Generals — ſein Name war Lucian — war von Korſika zum Mitgliede des Raths der Fünfhundert ernannt worden, und gehörte, ſei es aus Liebhaberei oder aus Grundſatz, der neuen Partei an, die ſich ſeit dem 18. Fruktidor gebildet hatte. Dies war die Partei der Konſtitutionellen, welche ſich von den Royaliſten und den Patrioten dadurch unterſchied, daß ſie lauter Unabhängigkeit, Mäßigung und Achtung für das geſchriebene Geſetz zur Schau trug. Eigentlich beſtand ſie nur aus Solchen, deren Ehrgeiz unbefriedigt geblieben war; doch dieſer Umſtand wurde überſehen, weil das Direktorium

ſeine Rechnung dabei fand, daß, nach der Niederſchmetterung der Royaliſten, die Forderungen der Patrioten wenigſtens durch etwas gemäßigt wurden. Das ſogenannte Schaukelſpiel, in welchem man die Parteien umſchichtig hebt, hatte ſeinen Anfang genommen; und daß Lucian Bonaparte ſich den Konſtitutionellen anſchloß, hatte ſeinen letzten Grund unſtreitig in der Überzeugung, daß er den Seinigen dadurch am nützlichſten werden würde. Beide Brüder konnten in ihren Wirkungskreiſen manches wagen, was Schicklichkeit und Zurückhaltung dem General verboten . . .

Bonaparte's Ankunft in Toulon war ein Gegenſtand lebhafter Freude für das daſelbſt verſammelte Heer. Dies war die frühere Armee Italiens. Ihr Glück war gemacht und nur die Leidenſchaft, welche Bonaparte ihr einflößte, konnte ihr die Bereitwilligkeit zu neuen Unternehmungen geben. Die Begeiſterung, womit ſie ihren General empfing, ſetzte dieſen in den Stand, ſie durch eine Proklamation anzureden, worin das Geheimniß der bevorſtehenden Unternehmung bewahrt wurde, ohne daß die Geneigtheit, dem erprobten Führer zu folgen, im mindeſten darunter litt.

Das Geſchwader des Admirals Bruey's beſtand aus 13 Linienſchiffen, von denen eins 120 Kanonen, zwei 80, die übrigen 74 Kanonen führten; ferner aus zwei venetianiſchen Schiffen von 64 Kanonen, aus 6 venetianiſchen und 8 franzöſiſchen Fregatten, aus 72 Korvetten, Kulters, Aviſo-Schiffen, Kanonier-Schaluppen und kleinen Fahrzeugen aller Art. Die theils zu Toulon, theils zu Genua, Ajaccio und Cevita-Vecchia verſammelten Transportſchiffe beliefen ſich auf vierhundert. Nicht weniger als fünfhundert Segel ſollten alſo das mittelländiſche Meer befurchen. Dieſe Flotte, bei weitem die ſtärkſte, welche jemals die Meere bedeckt hatte, führte 40000 Soldaten von allen Waffen, und 10000 Matroſen. Das Admiralsſchiff, auf welchem ſich der Oberfeldherr befand, führte den Namen:

Der Orient. Unter Kanonendonner und dem Freudenruf des ganzen Heeres ging man den 19. Mai unter Segel. Heftige Winde hatten den brittiſchen Admiral Nelſon, der mit drei Schiffen vor Toulon kreuzte, vertrieben und nach den Inſeln St. Pierre verſchlagen, wo er zu kalfatern genöthigt war. Ihm entging alſo das Auslaufen der franzöſiſchen Flotte. Dieſe ſteuerte zunächſt nach Genua, um ſich mit dem Convoi unter dem General Baraguai-d'Hilliers zu vereinigen. Sie wendete ſich hierauf nach Korſika, wo Vaubois befehligte; und nachdem auch hier die Vereinigung mit der Transportflotte erfolgt war, näherte ſie ſich den ſicilianiſchen Gewäſſern, damit auch die Abtheilung von Civita-Vecchia, welche unter Deſaix's Befehlen ſtand, ſich an ſie anſchließen möchte.

Bonaparte's nächſtes Augenmerk war auf die Inſel Malta gerichtet, die, vermöge ihrer Lage, für Ägypten bedeutend war und den Engländern zu Theil werden mußte, wenn er ihnen nicht zuvorkam.

Dieſe Inſel gehörte einem Orden, um welchen es nicht beſſer ſtand, als um die anderweitigen Inſtitutionen des Mittelalters: er hatte mit ſeiner Beſtimmung ſeine Würde und Kraft verloren und war in ſich nichts weiter, als ein zweckloſer Luxus, den Europa mit ſich ſelbſt trieb, um das Vorurtheil des Geburtsadels aufrecht zu erhalten. Die letzte Beſtimmung dieſes während der Kreuzzüge in Paläſtina gebildeten Ordens war die Beſchützung der Fahrzeuge chriſtlicher Völker gegen die Barbaresken im mittelländiſchen Meere. Nun reichte zwar die Ausſtattung des Ordens in Portugal, Spanien, Frankreich, Italien und Deutſchland zur Unterhaltung einer bedeutenden Marine aus; allein es war mit der Fahrläſſigkeit der Malteſer-Ritter dahin gediehen, daß ſie nur zwei bis drei alte Fregatten und einige Galeeren hielten, die den Hafen nur dann verließen, wenn in den Häfen Italiens Feſte gegeben oder angenommen wurden. In Müßiggang und Luxus

verzehrten die Comthure die Einkünfte des Ordens aus allen Ländern, und von den Rittern hatte ſeit langer Zeit kein einziger gegen die Barbaresken geſtritten. Hierin lag es denn, daß der Malteſer-Orden keine Theilnahme einflößte. In Frankreich hatte er ſein Einkommen verloren, und in Italien hatte Bonaparte ſeine Güter in Beſchlag nehmen laſſen, ohne ſich an irgend eine Verwendung zu kehren. So vorherrſchend war das Gefühl der eigenen Unwürdigkeit in einzelnen Gliedern dieſes Ordens, daß ſie ſich von Bonaparte'n hatten gewinnen, d. h. zu Verräthern anwerben laſſen; und die ihm bevorſtehende Gefahr als nahe ahnend, hatte der ganze Orden ſich unter den Schutz des ruſſiſchen Kaiſers (Pauls I.) geſtellt, weil ihm von allen Monarchen Europa's dieſer der einzige ſchien, der den guten Willen, ſein Beſchützer zu werden, haben könnte.

In der Nähe von Malta mit der Abtheilung von Civita-Vecchia vereinigt, begann Bonaparte die Händel damit, daß er den Großmeiſter um die Erlaubniß bat, Waſſer einnehmen zu dürfen. Als nun dieſer — ſein Name war Ferdinand von Hompeſch — ſich unbedingt weigerte, dieſe Erlaubniß zu ertheilen, und den Vorwand gebrauchte, „daß die Verordnungen nicht mehr als zwei Schiffen das Einlaufen in den Hafen geſtatteten:" verlor Bonaparte, der in dieſer Weigerung nur Übelwollen zu entdecken den Beruf fühlte, keinen Augenblick, Anſtalten zu einer Landung zu treffen. Den 10. Juni landeten demgemäß die franzöſiſchen Truppen. Lavalette, die Hauptſtadt der Inſel, vertheidigte ſich zwar gegen die Kanonen, womit es angegriffen wurde; doch als im nächſten Ausfall eine große Anzahl von Rittern gefangen genommen war und als die Ritter franzöſiſcher Zunge unmittelbar darauf erklärten, daß ſie ſich nicht gegen ihre Landsleute ſchlagen würden, entſtand eine ſo große Verwirrung, daß der Großmeiſter, um ſich aus dem Schiffbruch zu retten, Unterhandlungen mit Bonaparte'n anknüpfte. Es kam ein Vertrag zu Stande, nach welchem

die Ritter die Souveränetät Malta's und der davon abhängigen Inſeln an Frankreich abtraten, während dieſes das Verſprechen gab, daß es ſeinen Einfluß anwenden wollte, um dem Großmeiſter ein deutſches Fürſtenthum zu verſchaffen, und, wenn dies nicht möglich ſein ſollte, ihm eine lebenswierige Penſion von 300,000 Franken und eine Entſchädigung von 600,000 Franken baar zu geben. Zugleich wurden jedem Ritter franzöſiſcher Zunge 700 Franken und den ſechzigjährigen 1000 Franken zugeſichert; die übrigen aber ſollten, auf Frankreichs Vermittelung, in ihren bezüglichen Ländern die Güter des Ordens erhalten. Unter ſo trüglichen Bedingungen kam Frankreich in den Beſitz des ſchönſten Hafens im mittelländiſchen Meere. Es bedurfte der vollen Keckheit Bonaparte's auf der einen, und der ſeltenen Unbehüflichkeit der Malteſer Ritter auf der andern Seite, um in ſo kurzer Zeit ein ſolches Werk zu Stande zu bringen; und nicht mit Unrecht rief der eben ſo geiſtreiche als tapfere Caffarelli-Dufalga beim Anblick der Feſtungswerke von Lavalette aus: „Wir ſind doch recht glücklich, daß es in dieſem Platze Jemanden gegeben hat, der uns die Thore öffnen konnte."

Bonaparte ließ den General Vaubois mit einer Beſatzung von 3000 Mann auf Malta zurück, ſtellte Regnault de St. Jean d'Angely zum Civil-Kommiſſarius an, entwarf in der Eile einige Verordnungen zur Einführung einer Municipal-Verwaltung, und ging, nach einem Aufenthalt von zehn Tagen, nach Ägypten wieder unter Segel.

Die Hauptſache war, auf dieſer Fahrt nicht auf die Engländer zu ſtoßen; denn Admiral Nelſon hatte von Lord Saint-Vinzent eine Verſtärkung von zehn Linienſchiffen und mehreren Fregatten erhalten und war damit am 1. Juni nach Toulon zurückgekommen. Da nun die Franzoſen dieſen Hafen bereits ſeit 12 Tagen verlaſſen hatten, ſo war er nach Neapel gegangen, wo er an demſelben Tage, an welchem die Franzoſen Malta wieder verlaſſen hatten, an-

gelangt war, nicht ohne den feſten Entſchluß, jene anzu-
greifen, wo er ſie finden würde. Bonaparte ſegelte indeß
im vollſten Vertrauen auf ſein Glück nach Ägypten. Das
ganze Geſchwader theilte ſeine Stimmung. Zwar wußte
man noch immer nicht, wohin es gehen würde; aber man
fing an, es zu ahnen und ſich nach den Ufern zu ſehnen,
die man erobern ſollte. Während Bonaparte mit den Ge-
lehrten, die zu ſeinem Gefolge gehörten, auf dem Orient
in einer Unterredung über das in Ägypten zu errichtende
Inſtitut Verhandlungen pflog, gab es einen Augenblick, wo
das brittiſche Geſchwader nur einige Meilen von dem fran-
zöſiſchen entfernt war; doch man erfuhr dies erſt ſpäter.
Nelſon, welcher muthmaßte, daß die Franzoſen nach Ägyp-
ten gehen würden, eilte ihnen nach Alexandrien zuvor; als
er ſie aber daſelbſt nicht antraf, flog er nach den Darda-
nellen in der feſten Überzeugung, ſie hier zu finden. Es war
ein ausgezeichneter Glücksfall, daß die franzöſiſche Expedition
erſt den 1. Juli auf der Höhe von Alexandrien anlangte;
ſie war ſeit etwa anderthalb Monaten von Toulon ausge-
laufen.

Von dem franzöſiſchen Konſul in Alexandrien über die
Nähe der Engländer belehrt, eilte Bonaparte, ans Land
zu kommen; und da er nicht in den Hafen von Alexan-
drien einlaufen konnte, weil dieſer Platz ſich vertheidigen
zu wollen ſchien, ſo ſah er ſich genöthigt, die Bucht von
Marabu zu wählen.

Die Landung erfolgte gegen Abend unter ſo heftiger
Brandung, daß man das Ufer nur mit Mühe erreichte.
Dem Oberfeldherrn, der ſich zuerſt in eine Schaluppe warf,
folgten nach und nach 4000 Soldaten. Mit dieſen mar-
ſchirte Bonaparte ohne Zeitverluſt nach Alexandrien, um
dieſen Platz zu überrumpeln, ehe die Türken Vertheidi-
gungs-Anſtalten treffen könnten. Da noch kein Pferd aus-
geſchifft war, ſo ging der ganze Generalſtab zu Fuß; ſelbſt
Bonaparte und Caffarelli mit ſeinem Stelzfuße. Vier bis

fünf franzöſiſche Meilen mußten auf dieſe Weiſe im Sande zurückgelegt werden. Endlich langte man mit Tagesanbruch vor Alexandrien an.

Dieſe von Alexander dem Großen erbaute und ſeitdem ſo viele Jahrhunderte hindurch weit berühmte Stadt, iſt im Laufe der Zeit in Folge unabwendbarer Umwälzungen zu einer bloßen Trümmer geworden. Drei Viertel derſelben ſtellen bloße Schutthaufen dar. Das Einzige, was ſich von ihr erhalten hat, iſt derjenige Theil, den die Türken, die Ägypter und die europäiſchen Kaufleute bewohnen. Eine alte Mauer, von einigen Thürmen gedeckt, umſchließt die alte und die neue Stadt und rings um dieſe Mauer waltet Sand, der in Ägypten allenthalben eindringt, wo die Kultur weicht . . .

So wie Bonaparte ſich dieſem Platze näherte, theilte er ſeine vier tauſend Mann in drei Kolonnen. Mit der erſten marſchirte Bon rechts ab nach dem Thor von Roſette; an der Spitze der zweiten zog Kleber im Mittelpunkt nach dem Säulenthor; mit der dritten begab ſich Menou nach dem Thor der Katakomben. Die alte Mauer wurde trotz dem Widerſtande der Türken und der Araber erſtiegen, und dieſe von Trümmer zu Trümmer in die neue Stadt hineingedrängt. Jetzt ſchien ein mörderiſches Gefecht entſcheiden zu müſſen, als ein Türke ſich zum Vermittler aufwarf und einen Vertrag zu Stande brachte. Auf die Verſicherung Bonaparte's, daß er nicht gekommen ſei, weder das Land zu verheeren, noch es dem Großherrn zu entreißen, wohl aber, es der Herrſchaft der Mameluken zu entziehen, kamen die Franzoſen noch an demſelben Tage in den Beſitz von Alexandrien. Inzwiſchen war die Landung beendigt worden; und da jetzt weder von dem Meere, noch von den Engländern etwas zu befürchten war, ſo kam es zunächſt darauf an, die Flotte in Sicherheit zu bringen und in Alexandrien eine Verwaltung zu organiſiren, welche den

Sitten des Landes entſpräche. Daran knüpfte ſich ein Invaſions-Plan; denn das Land ſollte erobert werden.

Ohne uns in eine weitläuftige Schilderung der Eigenthümlichkeiten Ägyptens einzulaſſen, bemerken wir bloß: daß dieſes ſo vortheilhaft gelegene und überaus fruchtbare Land dem rothen Meere und dem Iſthmus von Suez parallel geſtellt iſt; daß es von dem Nil, einem der größten Flüſſe, durchſtrömt wird; daß man jenes Dreieck, das, durch die beiden großen Arme dieſes Fluſſes und durch das Meer gebildet, ſechzig franzöſiſche Meilen Baſis und funfzig auf den Seiten hat, Delta nennt, und daß dieſes der fruchtbarſte Theil des ganzen Landes iſt; daß übrigens dies Land in drei Theile zerfällt; nämlich in das Delta oder Nieder-Ägypten, Bakireh genannt, in Mittel-Ägypten, das man Uſtanieh nennt, und in Ober-Ägypten, welches Said genannt wird. Die Natur hat dies Land mit zwei höchſt nützlichen Thieren ausgeſtattet: dem Pferd und dem Kameel, das man, nach einer alten Anſchauung, das Schiff der Wüſten nennt. Die Bevölkerung Ägyptens iſt, wie ſeine Städte, eine Anhäufung von Trümmern mehrerer Völker. Man unterſcheidet genau drei Raſſen: Kophten, Araber und Türken. Die Kophten, von den Arabern beſiegt, waren um die Zeit, wo die franzöſiſche Landung erfolgte, etwa 200,000 Seelen ſtark, übrigens verachtet, arm, und, wie alle unterdrückte Klaſſen, nur mit den unedelſten Verrichtungen der Geſellſchaft beſchäftigt. Die Hauptmaſſe der Bevölkerung wurde von den Arabern gebildet und ihre geſellſchaftliche Stellung war ſehr mannichfaltig. Einige unter ihnen, die ihren Urſprung von Mahomed ſelbſt herleiteten und mit ihrem Adel kirchliche und obrigkeitliche Ämter verbanden, waren, unter der Benennung von Scheiks, die Großen Ägyptens, und ſie waren es hauptſächlich durch den Umfang ihres Beſitzes. Auf ſie folgten die kleineren Eigenthümer, als die zweite und zahlreichſte Klaſſe der Araber und auf dieſe die Proletarier,

kaum verſchieden von den Heloten. Unter der Benennung von Fellahs beſtellten ſie den Acker für Lohn und lebten dabei in Elend und Verworfenheit. Es gab aber noch eine vierte Klaſſe von Arabern, nämlich die Beduinen oder Umherziehenden: Söhne der Wüſte, welche auf Pferden oder Kameelen große Heerden führten, in Oaſen die nöthigen Weiden fanden, und jährlich an den Grenzen Ägyptens das tragbare Land beſtellten, übrigens entſchloſſene Räuber, ſo oft es ihnen an Gelegenheit fehlte, ihre Pferde und Kameele vortheilhaft zu vermiethen. Die dritte Menſchen-Raſſe war die der Türken, etwa eben ſo zahlreich, wie die der Kophten, übrigens getheilt in Türken und Mameluken. Jene waren ſeit den Zeiten Selims I., welcher im Jahre 1517 Kairo eroberte, die Herren des Landes; doch waren ſie es nur dem Scheine nach. Selim ſelbſt hatte, damit ſeine Herrſchaft über Ägypten dauerhaft ſein möchte, die Mameluken-Miliz als ein Gegengewicht beſtehen laſſen, wodurch der Paſcha von Ägypten verhindert werden ſollte, ſich zum Souverän des Landes zu machen. Dieſe Maßregel nun hatte die umgekehrte Wirkung von derjenigen hervorgebracht, die in den Abſichten des Sultans lag. Da es nämlich unmöglich iſt, die phyſiſchen Bedingungen, welche ein Land von dem andern abhängig oder unabhängig machen, zu überwinden: ſo hatten ſich die Mameluken an der Stelle des Paſcha's zu Herren von Ägypten gemacht. In Cirkaſſien aufgekauft, nach Ägypten verſetzt, im Waffenhandwerk erzogen, ſetzten die Mameluken von jeher ihren größten Stolz darin, ungewiſſer Abkunft, theuer bezahlt und ſchön und tapfer zu ſein. In dieſer ihrer Eigenthümlichkeit ordneten ſie ſich vier und zwanzig Beys unter, die zugleich ihre Eigenthümer und ihre Häupter waren. Jeder von dieſen Beys hatte 5 bis 600 Mameluken: eine Art von Heerde, die von ihnen ernährt und zuletzt dem älteſten Sohne oder auch einem Lieblings-Mameluken vermacht wurde, welcher eben dadurch

Bey wurde. Jeder Mameluk hatte zwei Fellahs, die ſeine Ausſtattung ausmachten. Als Gebieter des Landes lebten ſie von dem Ertrag der ihnen zuſtändigen Ländereien und von dem Einkommen der von ihnen ausgeſchriebenen Steuern, zu deren Erhebung ſie die Kophten benutzten. Die ganze Mameluken-Miliz beſtand aus etwa 12000 Reitern. Die 24 Beys, dem Rechte nach gleich, waren dies nicht der That nach. Sie bekriegten ſich unter einander, und wer, als der Stärkere, die übrigen unterwarf, war Souverän auf Lebenszeit und als ſolcher durchaus unabhängig von dem Repräſentanten des türkiſchen Sultans, dem er nicht ſelten den Miri, d. h. die Grundſteuer, vorenthielt, welche der Pforte als Eroberungsrecht gebührte. Und ſo war denn Ägypten eben ſo ſehr eine Feudalität, wie Europa in den früheren Abſchnitten des ſogenannten Mittelalters; denn es ſtellte dar 1) ein unterjochtes Volk; 2) eine erobernde Miliz, die ſich gegen ihren Souverän empörte; 3) eine alte und verwahrloſete Klaſſe, im Dienſt und im Solde des Stärkern. Zwei Ober-Beys herrſchten im Jahre 1798 in Ägypten: Ibrahim-Bey, reich, verſchlagen und mächtig, und Murad-Bey, unerſchrocken, tapfer und feurig. Beide hatten ſich gewiſſermaßen in die Herrſchaft getheilt, und zwar ſo, daß Ibrahim an der Spitze der Civil-, Murad an der der Militär-Verwaltung ſtand. Der letztere beſaß die Zuneigung der Mameluken, die ihm willig folgten.

Für Bonaparte'n war die Hauptaufgabe, den Mameluken die Herrſchaft zu entreißen; und da dies nur unter der Bedingung möglich war, daß er die übrigen Klaſſen der Geſellſchaft für ſein Unternehmen gewann: ſo richtete er vor allen Dingen arabiſche Proklamationen an dieſe, um ſie mit ſeinem Verfahren zu verſöhnen. Dem zu Kairo reſidirenden Repräſentanten des Sultans meldete er, „daß er nicht gekommen ſei, etwas zum Nachtheil des Sultans oder auch des Alkorans zu thun, wohl aber, die verruchte Klaſſe der Beys zu zerſtören." Das ägyptiſche Volk forderte

er auf, „nicht zu glauben, wenn man ihm ſagen würde, daß die Franzoſen ſeinen Glauben vernichten wollten, wohl aber zu glauben, daß ſie ihm ſeine Rechte zurückgeben und die Uſurpatoren beſtrafen würden.“ Von der Tyrannei der Mameluken redend, drückte er ſich auf folgende Weiſe aus: „Giebt es ein ſchönes Landgut? Es gehört den Mameluken. Giebt es eine ſchöne Sklavin, ein ſchönes Pferd, ein ſchönes Haus? Es gehört den Mameluken. Iſt Ägypten ihr Pachtgut, ſo mögen ſie den Contrakt vorzeigen, den Gott ihnen bewilligt hat. Allein Gott iſt gerecht und barmherzig gegen das Volk, und er hat geboten, daß die Herrſchaft der Mameluken zu Ende gehe.“ In derſelben Proklamation ſchilderte er die Franzoſen als ächte Moslims. „Haben wir,“ ſagte er, „nicht den Pabſt beſeitigt, welcher ſagte, daß man die Muſelmänner bekriegen müſſe? Haben wir nicht den Orden der Malteſer Ritter aufgehoben, weil dieſe Unſinnigen glaubten, es ſei Gottes Wille, daß die Muſelmänner bekriegt würden? Dreimal glücklich die, welche uns beiſtehen werden! Sie werden zunehmen an Reichthum und Rang. Glücklich auch die, welche neutral bleiben! Sie werden uns kennen lernen und ſich uns anſchließen. Doch Unglück, dreifaches Unglück harrt derer, die ſich für die Mameluken bewaffnen und uns bekämpfen werden. Ihnen bleibt keine Hoffnung; ſie werden zu Grunde gehen.“ Den eigenen Soldaten ſtellte Bonaparte die Landung in Ägypten als ein Werk dar, deſſen Wirkungen für Civiliſation und Handel nicht zu berechnen wären. Dabei empfahl er ihnen ein Betragen, wie ſie es den Juden und den Italienern bewieſen hätten.

Sobald er nun die nöthigen Vorkehrungen getroffen hatte, war er auf die Fortſetzung ſeines Unternehmens um ſo eifriger bedacht, als die Zeit der Überſchwemmungen nahe war, wo er das Delta verlaſſen wollte. In Alexandrien ſollte Kleber, der bei dem erſten Sturm auf dieſe Stadt eine Kopfwunde erhalten hatte, mit einer Beſatzung von

3000 Mann zurückbleiben. Der Oberſt Cretin erhielt den Befehl, Alexandrien in Vertheidigungsſtand zu ſetzen. Auch die Flotte wurde berückſichtigt, und Bonaparte's Anordnung war, daß Brueys, wenn die Flotte nicht in dem Hafen von Alexandrien weilen könnte, die Rhede von Abukir ſo bald wie möglich verlaſſen und ſich nach Corfu begeben ſollte, was unglücklicher Weiſe unterblieb.

Das Heer war jetzt noch etwa 30000 Mann ſtark. Um es nach Mittel-Ägypten zu verſetzen, konnten zwei Wege eingeſchlagen werden. Der eine führte, längs dem Meere und dem Nil, durch bewohntes Land, nach Ramanieh, d. h. nach dem Punkt, wohin ſich eine mit Lebensmitteln, Geſchütz, Schießbedarf und Gepäck befrachtete Flottille begeben ſollte; dieſer Weg war der längere. Der andere, weit kürzer, führte durch die Wüſte Damanhour. Um ſchneller vor Kairo anzulangen, wählte Bonaparte den letztern. So wurde denn dieſer am 6. Juli betreten. Das Heer ſtutzte, als es ſich in die Wüſte zu verlieren begann, wo ein endloſer Sand die Kräfte erſchöpfte und dem Auge ſich nichts weiter darbot, als einzelne Palmengeſträuche und von einer Zeit zur andern ein Trupp arabiſcher Reiter, die immer ſehr ſchnell verſchwanden. Darüber entwickelte ſich in den erſten Tagen des Marſches ein Trübſinn, der zum Umkehren verführt haben würde, wenn der Soldat ſeinem Oberfeldherrn weniger ergeben geweſen wäre. Entbehrungen vermehrten den Unmuth; denn es fehlte überall an trinkbarem Waſſer und Linſen vertraten die Stelle der übrigen Nahrungsmittel. Unter dieſen Umſtänden ſah Bonaparte ſeine tapferſten Offiziere, ſelbſt einen Lannes und Murat, ihre Hüte auf den Sand werfen und mit Füßen treten. Nur ſeine Gegenwart vermochte die gute Laune auf Augenblicke zurück zu rufen. Endlich nach vier Tagen waren Entbehrungen und Leiden beendigt. Am 10. Juli am Nilufer angelangt, warf ſich der Soldat in die Wellen dieſes Fluſſes und vergaß in dieſem Bade

die ausgeſtandenen Beſchwerden. Die Diviſion Deſaix, welche Nachtrab geworden war, ſah einige hundert Mameluken vor ſich her galloppiren, die ſie durch einige Kartätſchen-Schüſſe leicht aus einander ſprengte. Dies waren die erſten, deren man anſichtig geworden war. Sie verkündigten ein nahes Zuſammentreffen mit dem feindlichen Heere. Wirklich vereinigte Murad-Bey ſeine ſämmtlichen Truppen um Kairo her . . .

Nach einer dreitägigen Raſt zu Ramanieh, während welcher die Flottille daſelbſt anlangte, brach das franzöſiſche Heer nach Chebreiß auf, wo Murad-Bey ſie mit ſeinen Mameluken erwartete. Die Flottille hatte einen harten Kampf mit den ägyptiſchen Djermen beſtanden — ſo werden die leichten ägyptiſchen Fahrzeuge genannt — als Bonaparte mit ſeinem Heere anlangte, und ſogleich Anſtalten zum Angriff traf. Einem Feinde zu begegnen, deſſen Hauptſtärke in einem raſchen Kavallerie-Angriffe beſtand und deſſen vorzüglichſte Waffe der Säbel war, bildete Bonaparte ſeine fünf Diviſionen zu fünf Vierecken um, in deren Mitte er das Gepäck und den Generalſtab ſtellte. Das Geſchütz befand ſich auf den Winkeln; die fünf Diviſionen aber deckten ſich unter einander. Auf dieſe lebenden Feſtungen ſchleuderte Murad-Bey 1000 bis 1200 ſeiner unerſchrockenen Reiter; ſie ſprengten in Gallopp an, drückten ihre Piſtolen ab und warfen ſich ſodann mit ihren furchtbaren Säbeln auf die Front der Vierecke. Dies führte zu nichts; denn ſie wurden mit dem Bajonet empfangen und hatten ein ſtarkes Feuer auszuhalten. Zwei bis dreihundert von ihnen blieben auf dem Platze und als Murad-Bey dies ſah, brach er den Kampf ab und zog ſich auf den Gipfel des Delta zurück, um die Franzoſen auf der Höhe von Kairo an der Spitze ſeiner ſämmtlichen Truppen zu erwarten.

Bonaparte folgte ihm dahin mit ſeinen fünf Diviſionen; und obgleich die Beſchwerden und Entbehrungen noch immer ſehr bedeutend waren, ſo wurden ſie doch erträg-

licher, theils durch die Nähe eines Fluſſes, in welchem man baden konnte, theils durch die Waſſermelonen und Tauben, deren man ſich bemächtigte.

Murad-Bey hatte den größten Theil ſeiner Truppen vereinigt; es waren ihrer etwa 10000, unterſtützt von 20000 Fellahs, denen man Waffen zugetheilt hatte. Außerdem hatte der Paſcha einige tauſend Janitſcharen oder Spahis hergeben müſſen. Die Vertheidigungsanſtalten ſelbſt hatte Murad-Bey auf den Ufern des Nil getroffen. Da Kairo auf dem rechten Nilufer gelegen iſt, ſo hatte er ſein Lager auf dem linken Ufer in einer Gegend aufgeſchlagen, welche ſich zwiſchen dem Fluß und den Pyramiden von Giſeli, den höchſten Ägyptens, dehnt. Dies Lager war befeſtigt. Vier und zwanzig tauſend Fellahs und Janitſcharen ſollten ſich in demſelben mit der vollen Hartnäckigkeit ſchlagen, welche den Türken eigen iſt, wenn ſie hinter Mauern kämpfen. Murads Mameluken, 10000 der Zahl nach, breiteten ſich in der Ebene aus, zwiſchen dem Fluß und den Pyramiden. Einige tauſend Araber, welche keine andere Beſtimmung hatten, als, nach entſchiedenem Siege, plündern und morden zu helfen, füllten den Raum zwiſchen den Mameluken und den Pyramiden. Auf der entgegenſtehenden Seite des Fluſſes hielt Ibrahim-Bey mit etwa 1000 Mameluken, ſeinen Weibern, ſeinen Sklaven und ſeinen Schätzen, bereit, Kairo zu verlaſſen und ſich nach Syrien zu flüchten, wenn die Franzoſen ſiegreich wären. Eine bedeutende Anzahl von Djermen bedeckte den Nil und führte die Reichthümer der Mameluken. So war die Stellung beſchaffen, worin die beiden Beys Bonaparte'n erwarteten.

Den 21. Juli ſetzte ſich das franzöſiſche Heer vor Tagesanbruch nach Kairo in Bewegung. Mit Sonnenaufgang erblickte es die hohen Minarets dieſer großen Hauptſtadt jenſeits des Fluſſes und zur Rechten die von den Sonnenſtrahlen vergoldeten rieſenhaften Pyramiden. Bei dieſem Anblick machte es unwillkührlich Halt, ergriffen von

Bewunderung und Neugierde. Bonaparte, deſſen Angeſicht von Begeiſterung glänzte, ſprengte in dieſem Augenblick längs den Soldatenreihen und zeigte ihnen die Pyramiden mit den Worten: „Soldaten, bedenkt, daß von der Höhe dieſer Denkmäler vierzig Jahrhunderte auf Euch hinblicken.“ Indem man vorrückte, entfaltete ſich alles vollſtändiger; auch Murad-Beys Lager. Bonaparte traf ſogleich Anſtalten zum Angriff. Die Abtheilung des Heeres war, wie bei Chebreiß: die Diviſionen Deſaix und Regnier bildeten den rechten Flügel, nach der Wüſte; die Diviſion Dugua den Mittelpunkt; die Diviſionen Menou und Bon den linken Flügel, längs dem Nil. Es wurden, wie bei Chebreiß, Vierecke formirt, hinter welchen die Grenadier-Kompagnien ſtanden, um den Angriff zu verſtärken; alles Übrige, wie bei Chebreiß. Das Einzige, was Bonaparte fürchtete, war, daß ſeine ungeſtümen Soldaten Italiens, gewohnt, im Sturmſchritt vorzugehen, es unerträglich finden könnten, ſich wie Mauern zu bewegen oder vielmehr bewegen zu laſſen. So viel, wie möglich, hatte er ſie darauf vorbereitet. Sie hatten, vor allen Dingen, den Befehl erhalten, nicht eher Feuer zu geben, als in der größten Nähe des Feindes.

Da Bonaparte, der ſich im Viereck des Mittelpunktes befand, durch ſein Fernrohr bemerkt hatte, daß die Kanonen des feindlichen Lagers, weil ſie nicht auf Feld-Lafetten lagen, keine Wirkung hervorbringen würden: ſo beſchloß er, die Mameluken von dem Lager abzuſchneiden, zu umwickeln und in den Nil zu ſtürzen, das Lager aber nicht eher anzugreifen, als bis er mit jenen fertig ſein würde. Er hatte für dieſen Endzweck die nöthigen Befehle ertheilt, und Deſaix, welcher mit ſeinem Viereck den äußerſten rechten Flügel bildete, hatte ſich, gedeckt durch Regnier und durch Dugua, bereits in Bewegung geſetzt, als Murad-Bey, dem es weder an Scharfblick, noch an Entſchloſſenheit fehlte, den Entſchluß faßte, den Angriff während dieſer

entſcheidenden Bewegung der Franzoſen zu machen. Nur 2000 Mameluken ließ er zur Bedeckung des Lagers zurück, und ſtürzte ſich mit dem ganzen Überreſt ſeiner Reiterei auf die beiden Vierecke des rechten Flügels. Der ſtärkſte Anfall traf Deſaix, als er unter Palmbäumen mit der Aufſtellung ſeines Vierecks beſchäftigt war. Wie erſchütternd nun auch die Ankunft von 8000 Reitern war, welche im Gallopp die Ebene durchflogen: ſo wurden dieſe Mameluken doch mit einer Kaltblütigkeit empfangen, welche Murad-Beys Abſichten vereitelte. Gehemmt durch Gewehr- und Kanonenfeuer, ſchwärmten dieſe zahlloſen Reiter um die feuerſpeiende Citadelle her, ohne noch mehr als ihr eigenes Verderben zu bewirken, warfen ſich ſodann auf Regniers Viereck, wo ſie nicht ſchlechter empfangen wurden, und ſtellten dieſe Wechſelbewegung nicht eher ein, als bis die Diviſion Dugua ihnen in den Rücken gekommen war. Jetzt ergriffen ſie die Flucht, und während der eine Theil nach den Pyramiden hin entkam, ſtürzte ſich der andere in das Lager von Embabeh, wo er die größte Verwirrung verbreitete. Sobald Bonaparte dies wahrgenommen hatte, befahl er ſeinen beiden Diviſionen zur Linken, ſich des Lagers zu bemächtigen. Bon und Menou rückten unter dem Feuer der Verſchanzungen vor. Um kurz zu ſein: trotz den neuen Angriffen der Mameluken, die ſich in das Lager geflüchtet hatten, wurde dieſes von den Franzoſen genommen und die ganze Schaar der Fellahs und Janitſcharen in den Nil getrieben, wo viele ertranken, noch mehrere aber, als gute Schwimmer, ihr Leben retteten. Der Kampf war jetzt beendigt. Während die Araber, welche bei den Pyramiden auf einen Sieg gewartet hatten, ſich in die Wüſte verloren, zog Murad-Bey ſich nach Ober-Ägypten zurück. Ibrahim-Bey ging nach Balbeys, um nach Syrien zu entkommen. Die Mameluken ſteckten die Djermen in Brand, welche ihre Habe führten und entzogen dadurch den Siegern eine reiche Beute. Bonaparte ſchlug ſein Hauptquartier an den

Ufern des Nil zu Giſeh auf, wo Murad-Bey einen Palaſt beſaß. Der franzöſiſche Soldat entſchädigte ſich für erlittene Entbehrungen in den Vorräthen, die er theils zu Giſeh, theils im Lager fand. Fünf bis ſechs hundert Mameluken waren getödtet worden; tauſend hatten ihr Ende im Nil gefunden. Dieſe wurden aufgefiſcht, um ſie zu plündern; denn man wußte, daß an ihnen etwas zu finden war. Das franzöſiſche Heer kam auf dieſe Weiſe in den Beſitz von ſchönen Waffen, Schawls und Geld; zugleich aber hatte es eine bedeutende Zahl von Pferden und Kameelen erbeutet. Sein eigener Verluſt betrug nicht mehr als etwa hundert Mann an Todten und Verwundeten; denn werden Vierecke nicht geſprengt, ſo leiden ſie nur wenig.

Der Beſitz von Kairo war nun nicht länger ſtreitig. Die Beſetzung dieſer volkreichen Stadt, welche nicht weniger als 300,000 Einwohner zählt, wurde durch franzöſiſche Kaufleute vermittelt, welche von den Scheiks an Bonaparte'n abgeſendet waren, um der Plünderung zuvor zu kommen, womit der Pöbel von Kairo die reichen Paläſte der Beys bedrohete. Da die franzöſiſche Flottille noch nicht bei der Hand war, ſo geſchah die erſte Überfahrt über den Nil auf Djermen. Bonaparte folgte den Truppen, die er zur Erhaltung der Ordnung nach Kairo geſendet hatte, in den nächſten Tagen, und nahm Beſitz von dem Palaſte, den Murad-Bey bis dahin bewohnt hatte.

Seine Hauptſorge war, die Scheiks der Moskee Jemil-Azar zu einer Erklärung zum Vortheil der Franzoſen zu bewegen; denn eine ſolche Erklärung hatte die volle Kraft eines päbſtlichen Breve, ja noch mehr, weil der Orient außer der theologiſchen Philoſophie keine andere kennt. Zu dieſem Endzweck begab Bonaparte ſich in Perſon zu den Scheiks, ſchmeichelte ihnen mit Erwartungen von Wiederherſtellung der arabiſchen Herrſchaft und mit dem Verſprechen, daß ihre Gottesverehrung und ihre Sitten gleich ſehr geachtet werden ſollten. Die Scheiks, unfähig, dem Sieger

zu widerſtehen, ſtellten die verlangte Erklärung aus, wodurch ſie die Ägypter einluden, ſich dem Gottgeſandten zu unterwerfen, der den Propheten ehrte und ſeine Söhne von der Tyrannei der Mameluken befreit habe. Wie zu Alexandrien, ſo führte Bonaparte auch zu Kairo einen aus den vornehmſten Scheiks und aus den angeſehenſten Einwohnern der Stadt zuſammengeſetzten Divan ein, welcher, als Municipal-Corps, die Beſtimmung hatte, ihm die Gemüther der Ägypter zu gewinnen. Die Gerechtigkeitspflege ließ er durch die Kadis ausüben; und da er die Rechte der Mameluken für ſich erwerben wollte und zu dieſem Endzweck der Kophten bedurfte, ſo that er, was in ſeinen Kräften ſtand, dieſe an ſich zu ziehen, was ihm am meiſten dadurch gelang, daß er ihr Schickſal zu verbeſſern verſprach. Die Beſetzung des Delta, ſo wie die des mittlern Ägyptens wurde vollendet; an den Eingang Ober-Ägyptens aber wurde Deſaix geſtellt: denn Bonaparte's Abſicht war, auch dies Land zu erobern, ſobald im Herbſt das Waſſer gefallen ſein würde. Den franzöſiſchen Soldaten wurden die Quartiere der Mameluken zum Aufenthalt angewieſen; außerdem ſorgte der Oberfeldherr für alles, was ihnen den Aufenthalt in Ägypten verſüßen konnte. Den einträglichen Handel dieſes Landes nicht zu verlieren, ernannte er den Emir-Haggi: einen Beamten, welcher jährlich zu Kairo gewählt wird, die große Karavane zu beſchützen, welche von Mekka kommt. Zugleich ſchrieb er an ſämmtliche franzöſiſche Konſuln der Berberei, um den Deys anzuzeigen, daß der Emir-Haggi ernannt wäre, und daß die Karavanen abgehen könnten. Der Paſcha von Kairo war dem Ibrahim-Bey nach Balbeys gefolgt. Ihm nun, ſo wie den Paſcha's von St. Jean d'Acre und von Damas, meldete Bonaparte, daß die Geſinnungen der Franzoſen für die hohe Pforte die vortheilhafteſten von der Welt wären. Leider fanden dieſe Verſicherungen keinen Eingang, weil die vornehmſten Beamten der Pforte ſich

nicht davon überzeugen konnten, daß man als Freund damit anfängt, eine reiche Provinz in Beſchlag zu nehmen.

Während Bonaparte auf dieſe Weiſe allen Vorurtheilen ſchmeichelte, um eine Verſchmelzung der Ideen und Sitten zu Stande zu bringen, war er zugleich darauf bedacht, europäiſche Wiſſenſchaft und Kunſt über Ägypten zu verbreiten. Dies geſchah durch die Gründung des berühmten ägyptiſchen Inſtituts, das eine Vereinigung der von ihm mitgebrachten Gelehrten und Künſtler war, denen er einige von ſeinen gebildetſten Offizieren zugeſellte. Dies Inſtitut erhielt einen von den geräumigſten Paläſten Kairo's zum Aufenthaltsort, und reichliche Einkünfte. Gewiſſe Mitglieder deſſelben ſollten ſich theils mit einer genauen Beſchreibung des Landes und mit der Anfertigung einer umſtändlichen Karte, theils mit dem Studium der Ruinen beſchäftigen, um ein neues Licht für die Geſchichte anzuzünden. Andere waren mit aſtronomiſchen Beobachtungen, mit Erforſchung der Landeserzeugniſſe und mit Auffindung aller der Verbeſſerungen beauftragt, welche das Leben der Ägypter veredeln oder verſchönern konnten. Den Vorſitz erhielt Monge. Bonaparte ſtellte die Fragen; und dieſe lauteten auf lauter nützliche Erfindungen. Dahin gehörte: die beſte Zuſammenſetzung der Waſſer- und Windmühlen; die Entdeckung eines Surrogats des Hopfens (der Ägypten fehlt) in der Bierbrauerei; die Ausmittelung der beſten Plätze für den Weinbau; das ſicherſte Mittel, die Citadelle von Kairo mit Waſſer zu verſorgen; die Abklärung des Nilwaſſers; die Auffindung der für die Pulverfabrikation nöthigen Materialien u. ſ. w. Von Stund' an verbreiteten ſich Gelehrte, Ingenieure und Zeichner in alle Provinzen, um die Beſchreibung und die Entwerfung einer Karte des Landes zu beginnen.

Nieder- und Mittel-Ägypten waren nach unbedeutenden Scharmützeln mit den Arabern erobert worden, Ibrahim-Bey war nach Syrien entwichen und Deſaix erwartete nur

den Eintritt des Herbſtes, um auch Ober-Ägypten den geſchwächten Schaaren Murad-Beys zu entreißen, als, mitten unter Bonaparte's Entwürfen zu einer bleibenden Koloniſation Ägyptens, ein Schickſal eintrat, auf welches Niemand gerechnet hatte.

Anſtatt, Bonaparte's Anordnungen gemäß, nach Korfu zu gehen, wenn der Hafen von Alexandrien die Linienſchiffe der franzöſiſchen Landungsflotte nicht aufnehmen könnte, war Admiral Brueys auf der Rhede von Abukir geblieben, hauptſächlich, um vor ſeiner Abfahrt zu erfahren, ob die Eroberung Kairo's gelungen ſei; denn Brueys hatte eine große Vorliebe für Bonaparten. Da die Rhede von Abukir einen regelmäßigen Halbkreis bildet, ſo waren die dreizehn franzöſiſchen Linienſchiffe ſo geſtellt, daß auch ſie, parallel mit dem Ufer, einen Halbkreis bildeten. Die Einbuchtungs-Linie zu ſichern, hatte der franzöſiſche Admiral ſie auf der einen Seite an eine kleine Inſel gelehnt, die man die Abukir-Inſel nennt. Seiner Vorausſetzung nach, konnte zwiſchen dieſer Inſel und ſeiner Linie kein Schiff durch, um ſie von hinten zu faſſen; und in dieſem Wahne hatte er ſich damit begnügt, eine Batterie von zwölf Kanonen daſelbſt anzulegen, um eine Landung des Feindes zu verhindern. Noch mehr: er hielt ſich für ſo unangreifbar von dieſer Seite, daß er hier ſeine ſchlechteſten Schiffe angebracht hatte, indem er bei weitem mehr für die andere Seite ſeines Halbkreiſes beſorgt war. In dieſer Stellung erwartete er mit Ruhe die Nachricht, welche ſeine Abfahrt entſcheiden ſollte.

Inzwiſchen war Nelſon aus dem Archipelagus nach dem adriatiſchen Meere und von da nach Neapel zurückgegangen, wo er die erſte ſichere Nachricht von der Landung der Franzoſen bei Alexandrien erhalten hatte. Feſt entſchloſſen, ihr Geſchwader zu bekämpfen, kehrte er nach dem mittelländiſchen Meere zurück und ſchickte eine Fregatte vorauf, welche die Stellung der franzöſiſchen Flotte zu erfor-

ſchen hatte. Dieſe Fregatte erfüllte ihre Beſtimmung um ſo vollſtändiger, weil zu den Unterlaſſungs-Sünden des Admirals Brueys auch die gehörte, daß er, dem in dem Hafen von Alexandrien ſo viele Fregatten zu freier Verfügung ſtanden, keine derſelben ausgeſendet hatte, theils um die Engländer am Recognosziren zu verhindern, theils um von ihrer Ankunft bei Zeiten unterrichtet zu ſein. Nelſon nun, über die Stellung der franzöſiſchen Flotte aufs Genaueſte unterrichtet, ſegelte unverweilt nach Abukir, wo er gegen ſechs Uhr Abends zu einer Zeit anlangte, wo Admiral Brueys zu Tiſche ſaß und wo auch nicht die mindeſten Vorkehrungen zum Empfange des Engländers getroffen waren.

Nelſon, der dies mit großer Sicherheit vorausſetzen konnte, beſchloß, auf der Stelle anzugreifen und ein verwegenes Manövre auszuführen, von welchem er den Sieg erwartete; er wollte nämlich die franzöſiſche Linie von der linken Seite angreifen und zu dieſem Endzweck zwiſchen der Abukir-Inſel und der feindlichen Eskadre, allen Untiefen, auf welche er gerathen konnte, zum Trotz, durchdringen und ſich zwiſchen das Ufer und die franzöſiſche Einbuchtungslinie ſtellen. Die Zahl der Schiffe war auf beiden Seiten gleich, nämlich 13 Kriegsſchiffe. Gegen 8 Uhr Abends nahm der Kampf ſeinen Anfang. Der Culloden gerieth auf eine Untiefe, als er zwiſchen der Abukir-Inſel und der franzöſiſchen Linie durchgehen wollte. Glücklicher war zwar der Goliath, welcher ihm folgte; doch von einem heftigen Winde getrieben, ging er an dem erſten franzöſiſchen Schiffe vorüber und faßte erſt auf der Höhe des dritten Poſto. Vier anderen brittiſchen Schiffen — dem Eiferer, dem Verwegenen, dem Theſeus und dem Orion — welche dieſer Bewegung folgten, gelang es, ſich zwiſchen der franzöſiſchen Linie und dem Ufer aufzuſtellen. Sie drangen vor bis zum Tonnant, welcher das achte war, und faßten auf dieſe Weiſe den franzöſiſchen linken Flügel und

den Mittelpunkt. Die übrigen brittiſchen Schiffe brachten die franzöſiſche Linie zwiſchen zwei Feuer, was um ſo leichter war, da die franzöſiſchen Strandbatterien noch nicht aufgedeckt waren und die beiden erſten Schiffe nur von einer Seite Feuer geben konnten; auch wurden beide enttakelt und entmaſtet. Nur im Mittelpunkt, wo der Orient ſich befand, war das Feuer fürchterlich. Der Bellerophon, eins von Nelſons Hauptſchiffen, wurde ſo zugerichtet, daß er beilegen mußte. Andere brittiſche Schiffe, ſehr ſtark beſchädigt, ſahen ſich genöthigt, das Schlachtfeld zu räumen. Brueys verzweifelte unter dieſen Umſtänden keineswegs an dem Siege; und wenn die Signale, die er dem rechten Flügel gab, wären vernommen worden, ſo würde der Sieg unfehlbar geweſen ſein: denn, indem die Engländer nur auf dem linken Flügel und im Mittelpunkt des franzöſiſchen Geſchwaders ſtritten, ſo brauchte der rechte franzöſiſche Flügel, der aus den 5 beſten Schiffen beſtand, nur vorzugehen, um die Engländer zwiſchen zwei Feuer zu bringen, wo ſie nicht lange würden ausgehalten haben. Gegen-Admiral Villeneuve, der dieſe Bewegung aus freien Stücken hätte machen ſollen, machte ſie aus Unentſchloſſenheit nicht. Im Fortgange des Kampfes wurde Brueys verwundet; er blieb aber auf dem Verdeck, indem er ſagte: „Ein Admiral muß ſterben, indem er Befehle ertheilt.“ Nicht lange darauf tödtete ihn eine Kugel auf ſeinem Sitz. Gegen 11 Uhr gerieth der Orient in Brand. Sein Auffliegen brachte eine Pauſe in den fürchterlichen Kampf. Die fünf noch übrigen Schiffe des linken Flügels und des Mittelpunkts ſetzten ihn muthig fort und Nelſon zitterte bei dem Gedanken, daß Villeneuve die Anker lichten könnte, um Entſcheidung zu bringen. Nun ging Villeneuve zwar unter Segel, doch nur um ſich zurück zu ziehen und um ſeinen Flügel zu retten. Drei von ſeinen Schiffen gingen ans Land; mit den beiden anderen und zwei Fregatten rettete er ſich nach Malta. So gelang es denn Nelſon,

die ganze übrige Flotte der Franzoſen zu zerſtören, wiewohl er ſelbſt ſo mitgenommen war, daß er die Flüchtlinge nicht verfolgen konnte.

So verhielt es ſich mit der berühmten Seeſchlacht bei Abukir. Sie war die nachtheiligſte, welche Frankreichs Marine bis dahin erlebt hatte; zugleich aber diejenige, deren militäriſche Folgen wohl nicht anders als verderblich ſein konnten. Vernichtet war die Flotte, welche die Franzoſen nach Ägypten verſetzt hatte, die ihnen Beiſtand leiſten und ſie verſtärken konnte, die nicht bloß ihre Bewegungen auf den Küſten Syriens, wenn dergleichen zu machen waren, unterſtützen, ſondern auch der Pforte Unterwerfung gebieten ſollte, die endlich auch beſtimmt war, die Franzoſen im ſchlimmſten Falle nach Frankreich zurück zu führen. Das einzige Tröſtliche in der Sache war, daß die franzöſiſchen Schiffe, nach langem Widerſtande, verbrannt worden waren.

Die Nachricht von dieſem Unfalle verbreitete ſich ſchnell über Ägypten . . . Welchen Eindruck ſie auf die Mehrheit der Franzoſen machte, läßt ſich leicht errathen. Bonaparte vernahm ſie mit der Leidenſchaftloſigkeit, die ihm bei großen Ereigniſſen eigen war. „Nun wohl,“ ſagte er, „wir müſſen hier entweder ſterben, oder, gleich den Alten, mit vermehrtem Ruhm das Land verlaſſen.“ Klebern ſchrieb er: „Dies wird uns nöthigen, weit Größeres zu thun, als wir uns vorgenommen hatten; wir müſſen uns darauf gefaßt machen.“ Klebers große Seele war dieſer Sprache würdig. „Ja wohl,“ ſchrieb er zurück, „müſſen wir Großes thun, und ich bereite mich darauf vor.“ Der Muth dieſer beiden Männer hielt das Heer aufrecht. Durch kleine Unternehmungen zerſtreute Bonaparte ſeine Soldaten ſo, daß ſie nicht länger an ihr Verhängniß dachten, und durch den Schwung ſeiner eigenen Phantaſie belebte er ihren Ehrgeiz. Am Feſte der Republik (1. Vendemiäre) wurden die Namen der erſten vierzig Soldaten, die in Ägypten geblieben waren, auf die Säule des Pompejus eingegraben,

und in einer Proklamation an das Heer ſagte Bonaparte: „Soldaten, Eure Beſtimmung iſt ſchön; denn Ihr ſeid würdig der Thaten, die Ihr vollbracht habt, ſo wie der Meinung, die man von Euch hat. Sterben werdet Ihr mit Ehren, wie die Tapferen, deren Namen auf dieſe Pyramide geſchrieben ſind, oder Ihr werdet bedeckt mit Lorbern und mit der Bewunderung aller Völker in Euer Vaterland zurückkehren. An dieſem Tage feiern 40 Millionen Bürger die Aera der Repräſentativ=Regierungen; 40 Millionen Bürger gedenken Eurer; alle ſagen: ihren Arbeiten, ihrem Blute verdanken wir den allgemeinen Frieden, die Ruhe, das Gedeihen des Handels und die Wohlthaten der bürgerlichen Freiheit."

So ſprach Bonaparte, um ſich und ſein Heer aufrecht zu erhalten.

Welchen Eindruck die Nachricht von dem Ausgange der Seeſchlacht bei Abukir auf Europa machte, wird ſich im nächſten Kapitel offenbaren.

Viertes Kapitel.

Rückwirkungen der Seeſchlacht bei Abukir auf Frankreichs Verhältniſſe; Bemühungen Englands, eine neue Coalition zu Stande zu bringen; Selzer Beſprechungen; Fortgang der Raſtadter Unterhandlungen; Bewegungen in den Filial-Republiken; allgemeine Hinneigung zum Kriege.

So lange Bonaparte's Unternehmen noch ein Geheimniß war, beſchäftigte es bloß die Neugier. Als die ſchnelle Eroberung der Felſen-Inſel Malta bekannt wurde, gerieth man in Verwunderung; denn man hatte dem Kerne des europäiſchen Adels mehr Widerſtandskraft und Geiſt zugetraut. Die Eroberung von Alexandrien und die Schlacht bei den Pyramiden führten das Erſtaunen zurück, das man ſeit den letzten Jahren empfand, ſo oft Bonaparte's Name genannt wurde. Die Entfernung trug dazu nicht wenig bei. Bonaparte und Ägypten bildeten den Gegenſtand der Unterhaltung auf allen Punkten der europäiſchen Welt. Man glaubte faſt, daß dieſem Außerordentlichen nichts unmöglich ſei; und indem man weit hinausging über das, was er geleiſtet hatte, fand man das Größte nur groß genug für ihn. Hiernach nahm man an, daß er Syrien und Arabien durchziehen und ſich entweder auf Konſtantinopel, oder auf Indien werfen werde.

Die Seeſchlacht bei Abukir hemmte dieſen Flug der Einbildungskraft. Vernichtet war der Zauber, der ſich bis

dahin an Bonaparte's Unternehmen geknüpft hatte. Man ſah alſo in dem Helden des Tages einen gefangenen Löwen, und betrachtete Ägypten als das Netz, worin er gefangen worden. Der ſchnelle Übergang von Erhabenen zum Gemeinen und Lächerlichen hatte nichts Beſchwerliches für Beobachter, die, beim Auffaſſen der Erſcheinungen, nur das, was dieſe der Unterhaltung gewähren, in Anſchlag zu bringen gewohnt ſind.

Großbritannien, für ſeine Handelsmacht nicht wenig beſorgt, that ſeinerſeits, was in ſeinen Kräften ſtand, der franzöſiſchen Staatsumwälzung neue Feinde zu erwecken; und für dieſen Zweck fand es den freieſten Spielraum in Konſtantinopel, wohin der Herr von Talleyrand nicht abgegangen war. Leicht ließ ſich die hohe Pforte überreden, daß Frankreichs Ehrgeiz unerſättlich ſei; und obgleich Ägypten ſeit langer Zeit für ſie ſo gut als verloren war, ſo erklärte doch Selim III., fortgeriſſen von ſeinem beſtochenen Divan, den Franzoſen aufs Feierlichſte den Krieg, indem er die Vereinigung eines Heeres anordnete, deſſen Beſtimmung die Wiedereroberung Ägyptens war. Die Lage der Franzoſen in dieſem Lande war hierdurch nicht wenig verſchlimmert; denn geſondert von Frankreich und durch die ſiegreichen Flotten Englands jedes Beiſtandes beraubt, ſollten ſie ſich, dreißig tauſend an der Zahl, gegen die Horden des Orients vertheidigen, denen durch die Übereinſtimmung der Sprache und der Sitten, vorzüglich aber der Religion, alles erleichtert war.

Gleich leichten Eingang fanden die Engländer zu Petersburg. General Dumourier hatte ihnen hier die Wege gebahnt durch das Anſehn, worin er bei dem Kaiſer Paul I. ſtand. Eine Zeitlang ungewiß darüber, ob er die Politik ſeiner berühmten Mutter fortſetzen ſollte, oder nicht, fühlte ſich dieſer Kaiſer durch keinen Umſtand ſo ſehr zum Kriege wider Frankreich beſtimmt, als daß der Malteſer-Orden, kurz vor ſeinem Ausſcheiden aus der Reihe der europäiſchen

Mächte, ihn zu ſeinem Beſchützer erwählt hatte. Als ſolcher glaubte Paul, der Vertheidiger und Rächer des europäiſchen Adels gegen die Anmaßungen und Eingriffe der Demagogie geworden zu ſein, und fortgezogen von ſeiner nur allzu beweglichen Einbildungskraft und den großmüthigen Aufwallungen, welche damit in Verbindung ſtanden, bot er dem deutſchen Reiche ſeinen Schutz an, indem er ſich zum Bürgen der Unverletzlichkeit deſſelben aufwarf.

Während Öſterreich noch zögerte, trat Neapel nur um ſo kecker hervor. Tief verwundet durch das Daſein einer römiſchen Republik, welche fortdauern ſollte, ſchmachtete die Regierung dieſes Landes nach einem Kriege, durch welchen ſie ihre bisherige Eigenthümlichkeit in Form und Weſen retten möchte. Uneingedenk des mit Frankreich abgeſchloſſenen Vertrages, nach welchem Neapel den Feinden der franzöſiſchen Republik keinen Beiſtand gewähren ſollte, gingen König und Königin dem Sieger bei Abukir entgegen, als er in dem Hafen von Neapel anlangte, um ſeine ſtark beſchädigte Flotte wieder auszubeſſern. Nelſon wurde der heldenmüthige Befreier des mittelländiſchen Meeres genannt; und indem man ihm außerordentliche Ehren bewies, verkündigte man laut, daß der Sieg bei Abukir das Zeichen zu einem allgemeinen Aufſtande wider Frankreich werden müſſe; zu einem Aufſtande, in welchem obzuſiegen man gewiß ſein dürfe, da Frankreichs furchtbarſtes Heer und ſein noch furchtbarerer Führer in Ägypten eingeſperrt wären und ſchwerlich wieder zum Vorſchein kommen würden. In dieſem Sinne ſchrieb man nach Toskana und Piemont, nach Öſterreich und Deutſchland; denn die Aufgabe war, Bundesgenoſſen zu finden.

Der Eindruck, den dieſe Schreiben machten, war verſchieden, je nachdem die Höfe mehr in unmittelbarer oder mehr in mittelbarer Berührung mit Frankreich ſtanden. Unſtreitig war der allgemeine Wunſch, die Revolution zurückzudrängen in den Schooß, aus welchem ſie hervorgegangen war;

doch indem man die Schwierigkeiten eines ſolchen Unternehmens erkannte, waren diejenigen Mächte, welche dem republikaniſchen Koloß am nächſten ſtanden, aus einem leicht zu begreifenden Grunde die vorſichtigſten und zaghafteſten. Toskana und Piemont, zitternd unter der eiſernen Hand des Direktoriums, harreten des Zeichens, das Öſterreich geben ſollte; Öſterreich aber, geſchwächt von langen Anſtrengungen, trug um ſo mehr Bedenken, den Traktat von Campo-Formio zu brechen, da Frankreich ſeitdem zwei neue Republiken geſchaffen hatte, wodurch es noch gefährlicher wurde; nämlich die helvetiſche und die römiſche, von denen die erſte für Öſterreich ſelbſt verderblich werden konnte, während die andere es für Toskana auf eine unverkennbare Weiſe war.

Die Selzer Beſprechungen ſollten über Öſterreichs Entſchluß entſcheiden; und wirklich entſchieden ſie darüber.

Selz liegt nicht weit von Raſtadt auf dem linken Rheinufer. Hier trafen der Graf von Cobenzl und Francois de Neufchateau zuſammen; der letztere war, wie wir wiſſen, aus dem Direktorium getreten, und daß man Selz zum Beſprechungsort gewählt hatte, war aus keinem andern Grunde geſchehen, als weil die franzöſiſche Conſtitution den ausgeſchiedenen Direktoren nicht erlaubte, ſich über eine beſtimmte Friſt hinaus von Frankreich zu entfernen. Öſterreichs Geſinnung trat ſehr bald ins Licht: es wollte durch Gebietsausdehnung entſchädigt ſein für die Eroberungen, welche das republikaniſche Syſtem in der Schweiz und Italien gemacht hatte. Wenn Frankreich auf Genugthuung für das, was Bernadotte'n in Wien wiederfahren war, zu bringen verſuchte: ſo wies der Graf von Cobenzl jede Forderung dieſer Art durch die Bemerkung zurück, daß ſein Hof das Geſchehene gemißbilligt habe. Dagegen wurde er nicht müde, zu behaupten, daß Frankreich ſeine letzten Uſurpationen durch Abtretungen in Italien erkaufen müſſe, wenn das europäiſche Gleichgewicht nicht allzu gröblich

geſtört werden ſollte. Er forderte demnach für Öſterreich neue Provinzen in Italien, namentlich die Ausdehnung ſeiner Beſitzungen auf dieſer Halbinſel bis zum Adda und zum Po, wodurch der Kaiſer die Hälfte der cisalpiniſchen Republik zurück erhalten haben würde. Dieſe ſollte durch einen Theil von Piemont entſchädigt werden, während der Überreſt dieſes Königreichs zu Toskana geſchlagen und der König von Sardinien durch den Kirchenſtaat entſchädigt werden ſollte. Wahrſcheinlich iſt, daß Öſterreich durch dieſe Vorſchläge nur Zeit zur Vollendung ſeiner Rüſtungen gewinnen wollte; denn Frankreich konnte auf keine Weiſe darauf eingehen: einmal, weil es in ſeiner Nachgiebigkeit die kaum zuſammengebrachte cisalpiniſche Republik zerſtückelt haben würde; zweitens, weil es mit dem Könige von Sardinien erſt im abgewichenen Jahre einen Vertrag geſchloſſen hatte, nach welchem Frankreich ihm ſeine Staaten gewährleiſtete und folglich Piemont nicht aufopfern konnte. Da der Graf von Cobenzl und Francois de Neufchateau ſich über nichts einigen konnten, ſo trennten ſie ſich ſehr bald, ohne irgend etwas zu Stande gebracht zu haben; und nicht genug, daß Öſterreich wegen des Vorganges in Wien keine Genugthuung gab, enthielt es ſich auch, den Herrn von Degelmann, ſeinem Verſprechen gemäß, als Abgeſandten nach Paris zu ſenden. Der Verkehr zwiſchen den beiden Kabineten geſchah durch die beiderſeitigen Miniſter auf dem Kongreß zu Raſtadt; und dieſe Sonderung galt allgemein für das Zeichen eines nahen Bruchs.

Ehe es jedoch dazu käme, wollte Öſterreich des Beiſtandes gewiß ſein, auf welchen es in dem bevorſtehenden Kriege rechnen könnte. Sehr viel lag ihm an der Mitwirkung Preußens, weil dieſe über die Bereitwilligkeit der übrigen Fürſten Deutſchlands entſchied. Graf von Cobenzl ging alſo von Selz nach Berlin, um daſelbſt, in Verbindung mit dem engliſchen Geſandten und mit dem Fürſten Repnin, den der ruſſiſche Kaiſer eben dahin geſendet hatte,

eine Coalition zu Stande zu bringen, die an Furchtbarkeit jede frühere überträfe. An der Spitze des preußiſchen Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten ſtand in dieſer Zeit der Graf von Haugwitz; und zuverläſſig war es nicht ſeine Schuld, daß die Coalition nicht zu Stande kam. Die unverwerflichſten Beweggründe beſtimmten Friedrich Wilhelm III., darauf nicht einzugehen. Zuvörderſt wünſchte dieſer König ſeinen Unterthanen eine Erholung von den Anſtrengungen, die ſie bis zum Jahre 1796 in dem Kriege gegen Frankreich und gegen die Republik Polen ertragen hatten. Sodann hielt er den Beſitz der durch die letzte Theilung Polens neu erworbenen Provinzen nur unter der Bedingung geſichert, daß er nicht den Kriegsſchauplatz im Weſten beträte. Endlich gab es unter den europäiſchen Monarchen, außer ihm, ſchwerlich einen Zweiten, der, ohne die franzöſiſche Revolution zu billigen, die einzelnen Erſcheinungen derſelben mit größerer Nachſicht beurtheilte, und weniger geneigt war, Frankreichs Unfälle zu ſeinem Vortheil zu benutzen.

Indem Friedrich Wilhelm III. aus dieſen Beweggründen ſeinen Beitritt zu der ſich bildenden neuen Coalition verſagte, handelte er ſo unabhängig, daß ſelbſt der angeſehene Mann, welcher um dieſe Zeit als franzöſiſcher Botſchafter in Berlin reſidirte, auch nicht den entfernteſten Einfluß auf die Entſchließung des Königs hatte. Dieſer angeſehene Mann war der Abbe' Sieyes. Ihn hatte das Direktorium nach der Hauptſtadt Preußens geſendet, um ihm daſelbſt einen Wirkungskreis zu geben, worin er minder läſtig wäre; denn in Frankreich hörte Sieyes nicht auf, eine Verfaſſung zu tadeln, die nicht von ihm ausgegangen war, und das Anſehn, worin er noch immer als Denker ſtand, war groß genug, um ihn an Ort und Stelle beſchwerlich zu machen. Unſtreitig war die Vorausſetzung, daß Sieyes mit den Eigenthümlichkeiten ſeines Geiſtes beſſer zu den Deutſchen paſſen würde. Hieran

fehlte jedoch ſo viel, daß dieſer Geſandte in Berlin ſo gut als ganz vereinzelt war. Da er ſich mit Mäßigung und Würde betrug, ſo legte man ihm zwar nichts in den Weg; doch entzog man ſich dabei ſeinem Einfluſſe mit gleicher Gewiſſenhaftigkeit, und eigene Anſchauungen und Überzeugungen waren der Schild, hinter welchem ſich Friedrich Wilhelm III. gegen die dringenden Aufforderungen Öſterreichs, Rußlands und Englands vertheidigte.

Sein Beſchluß konnte nicht verfehlen, die Politik einer großen Anzahl deutſcher Reichsfürſten zu beſtimmen. Im Allgemeinen ſeufzte Deutſchland nach Frieden. Nur die Kirchenfürſten machten hiervon eine Ausnahme, weil der Grundſatz der Säkulariſation allzu deutlich ausgeſprochen war, als daß es noch eine glänzende Zukunft für ſie hätte geben können. Aus demſelben Grunde waren ſie für Öſterreich geſtimmt; ſie betrachteten dieſe Macht als den letzten Ankergrund ihrer Hoffnungen und Wünſche.

Zu Raſtadt waren die Friedensunterhandlungen ſo weit gediehen, daß ein Abſchluß nahe ſchien. Treilhard und Bonaparte waren, nach dem Eintritte des erſtern in das Direktorium und nach der Abfahrt des letztern nach Ägypten, durch Jean Debry und Roberjot erſetzt worden. Dieſe machten Anfangs übertriebene Forderungen: dahin gehörte die Abtretung der ſämmtlichen Rheininſeln, ferner die Beibehaltung von Kehl mit ſeinem Territorium, Strasburg gegenüber, wie auch Caſſels, weil es Mainz gegenüber lag; außerdem die Wiederherſtellung der Handelsbrücke zwiſchen den beiden Breiſach, die Schleifung der Feſtung Ehrenbreitenſtein, die freie Schifffahrt ſowohl auf dem Rhein, als auf allen den Strömen, die ſich in denſelben ergießen, mit gänzlicher Abſchaffung aller Zollgefälle; endlich die Übertragung der Schulden in den an Frankreich abgetretenen Ländern auf diejenigen Territorien, welche zur Entſchädigung gegeben werden ſollten. Solchen ungemeſſenen Forderungen widerſetzten ſich die Abgeordneten Deutſchlands

mit dem vollen Nachdruck, den ihre Beſtimmung heiſchte. Der größte Theil des Sommers verſtrich unter einem lebhaften Notenwechſel, bis endlich im September der Thalweg von den franzöſiſchen Abgeordneten bewilligt wurde. Hiernach war der Hauptarm des ſchiffbaren Rheins als Grenze zwiſchen Frankreich und Deutſchland bezeichnet. Die Rheininſeln ſollten nach dieſem Princip getheilt werden. Frankreich willigte in die Abtragung von Caſſel und Kehl; allein es forderte die Inſel Petersau, welche auf der Höhe von Mainz gelegen und für dieſe Feſtung von der höchſten Wichtigkeit iſt. Das deutſche Reich willigte dagegen in die Abtragung von Ehrenbreitenſtein. Zugleich vereinigte man ſich über die freie Rheinſchifffahrt und die Abſchaffung der Zölle. Die einzigen Punkte, welche jetzt noch übrig blieben, betrafen die Handelsbrücken, den Immediat=Adel, die Anwendung der Auswanderungsgeſetze auf die abgetretenen Länder, und die Schulden derſelben; und da die Mehrheit der weltlichen Reichsfürſten ſich dahin erklärt hatte, daß man, um zu einem Frieden zu gelangen, alles bewilligen müſſe, was ſich mit der Ehre des Reichs vertrüge, und Preußen dieſen Grundſatz unterſtützte: ſo war eine nicht geringe Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß der Definitiv=Friede zwiſchen Frankreich und Deutſchland noch vor dem Schluſſe des Jahres 1798 zu Stande kommen werde. Doch dieſe Wahrſcheinlichkeit verſchwand in demſelben Maaße, worin Öſterreich, unterſtützt von England und Rußland, das Übergewicht erhielt und die Abgeordneten Deutſchlands erſt vorſichtig und zurückhaltend, und zuletzt ſtörrig und zaghaft machte.

Zu den übrigen Beweggründen, welche die Coaliſirten zur Erneuerung des Krieges beſtimmten, gehörte auch die beſondere Lage, worin ſich Frankreich dadurch befand, daß deſſen Regierung nicht bloß für den Frieden im Innern der franzöſiſchen Republik, ſondern auch für den der Filial=Republiken zu ſorgen hatte, von welchen jene beſchützt

werden ſollte. Solcher Filial-Republiken gab es, wie wir wiſſen, nicht weniger als fünf, und unter dieſen war keine einzige, worin die geſellſchaftliche Ordnung auch nur von einem Tage zum andern geſichert geweſen wäre. Die Urſache dieſer Erſcheinung war keine andere, als daß es allenthalben an der ſittlichen Autorität fehlte, die allein den Frieden bewahrt. Dies anzuerkennen, war jedoch wider den Geiſt der Antimonarchie; und indem man nur der Kraft der Bajonette vertrauen konnte, blieben alle geſellſchaftlichen Verhältniſſe zweifelhaft und unſicher.

In der bataviſchen Republik hatte ſeit dem 22. Januar eine Umwälzung Statt gefunden, wodurch die Föderaliſten von jeder thätigen Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten waren entfernt worden. Weſentlich war dieſe Umwälzung, die eine Nachahmung des 18. Fruktidor ſein ſollte, zum Vortheil der Demokraten ausgefallen. Doch indem dieſe alle ihnen verdächtigen Mitglieder von der National-Verſammlung ausgeſchloſſen und ſich ſelbſt zu einem Direktorium mit zwei Räthen konſtituirt hatten, ohne neue Wahlen zu geſtatten, waren ſie nur allzu ſehr aus der Bahn gewichen, worin das franzöſiſche Direktorium die ſeiner Fürſorge anvertrauten Republiken zu erhalten wünſchte. Den begangenen Fehlgriff zu verbeſſern, wurde General Daendels nach Holland geſendet, und General Joubert, welcher den Auftrag erhielt, jenen zu unterſtützen, endigte damit, daß er, im Verein mit den bataviſchen Miniſtern, durch franzöſiſche und bataviſche Truppen das Direktorium und die beiden Räthe aus einander ſprengte, eine proviſoriſche Regierung bildete und neue Wahlen verordnete, was denn die natürliche Folge hatte, daß man zu dem nicht ungegründeten Vorwurf zurück kam: „die republikaniſchen Conſtitutionen hätten kein Leben, das nicht von dem Hebel der Bajonette herrühre und die neuen Staaten befänden ſich in der vollſtändigſten Abhängigkeit von Frankreich.“

Nicht beſſer war die Geſtalt der Dinge in der helvetiſchen Republik, die den Charakter der Einheit und Untheilbarkeit nicht ohne Kampf hatte gewinnen können. Angeregt durch ſchweizeriſche Prieſter und Ariſtokraten, hatten die kleinen Kantone Schwitz, Zug und Glaris darauf geſchworen, daß ſie ſich der neuen Ordnung widerſetzen wollten; und ehe der General Schawenberg ſich zum Gebrauch der Gewalt entſchloſſen hatte, waren ſie ſogar in Lucern eingefallen, um daſelbſt zu plündern und zu verheeren. Zwar wurden ſie von jetzt an zum Beitritt genöthigt; doch traten ſogleich Schwierigkeiten anderer Art ein. Die, nach Vorſchrift der neuen Conſtitution gebildete Regierung, zuſammengeſetzt aus einem Direktorium und zwei Räthen, hatte ihren Sitz zu Arau und ſtand unter der Leitung eines franzöſiſchen Kommiſſarius, Namens Rapinat, der ein Schwager Rewbels war. Anſtatt ſich mit dieſem zu verſtehen, handelte ſie ihm in allen Stücken entgegen, ſo daß es, nach und nach, zu einem förmlichen Bruch zwiſchen beiden kam: zu einem Bruch, der dem franzöſiſchen Kommiſſarius keine andere Wahl ließ, als auf die Abſetzung der Direktoren Bay und Pfiffer zu dringen. Der Gegenſtand des Streites waren die Kaſſen der ehemaligen Kantone, auf welche Rapinat hatte Siegel legen laſſen, um die Verpflegung der franzöſiſchen Truppen ſicher zu ſtellen; der Ausgang des Streites aber konnte nicht anders als nachtheilig für Rapinat ausfallen, da er, um zu ſeinem Zweck zu gelangen, Formen, die ihm hätten heilig ſein ſollen, verletzt hatte. Er wurde abberufen. An die Stelle der entlaſſenen Direktoren traten zwei neue: Ochs, der Urheber der Conſtitution, und Laharpe, ein Bruder des in Italien verſtorbenen Generals, einer von den Urhebern der Revolution des Cantons Waadt. Nach dieſen Vorgängen, die ſich, bei der Vorliebe der Schweizer für das Geld, nur allzu leicht erneuern konnten, wurde den 19. Auguſt zwiſchen der helvetiſchen und der franzöſiſchen Re=

publik ein Bündniß geſchloſſen, nach welchem diejenige von den beiden Mächten, welche ſich im Kriegszuſtande befinden würde, das Recht haben ſollte, die Dazwiſchenkunft der andern zu verlangen und von ihr einen Beiſtand zu fordern, deſſen Stärke je nach den Umſtänden beſtimmt werden ſollte. Nichts deſto weniger dauerte die Unzufriedenheit der Schweizer mit dem neuen Verhältniß, worein ſie zu Frankreich getreten waren, ungeſchwächt fort; denn ſie fühlten nur allzu ſehr, daß ſie das Opfer dieſes Verhältniſſes waren. Genf und Mühlhauſen wurden in dieſer Zeit mit Frankreich vereinigt. Die italieniſchen Ortſchaften, welche lange zwiſchen der helvetiſchen und cisalpiniſchen Republik hin und her geſchwankt hatten, erklärten ſich für die erſtere. Das Schickſal von Graubündten blieb für den Augenblick noch unentſchieden; und im Kanton Unterwalden führten fanatiſche Mönche und Agenten der Fremden zwiſchen den Landleuten und den franzöſiſchen Truppen einen Kampf herbei, der ſich damit endigte, daß der Flecken Stanz, wo ſich die Fanatiker feſtgeſetzt hatten, in Flammen aufging.

Ähnliche Schwierigkeiten ſtellten ſich auf der entgegengeſetzten Seite der Alpen ein. Die liguriſche Republik, voll Erbitterung gegen Piemont, wünſchte ſich auf Koſten des Königs von Sardinien zu vergrößern und that daher alles, was in ihren Kräften ſtand, Unruhe und Anarchie in ſeinen Staaten zu verbreiten. Ihre Werkzeuge waren Piemonteſer, die ſich nach Genua geflüchtet hatten und jetzt mit den Waffen in der Hand Streifereien nach Piemont machten, während eine andere Bande von Cisalpinien aus über Domo-d'Oſſola zu demſelben Zwecke vordrang. Solche Verſuche waren leichter zu vereiteln, als zu unterdrücken. Das franzöſiſche Direktorium mißbilligte ſie, ohne das Vertrauen des Königs von Sardinien zu finden, der, ſeiner Lage zwiſchen drei Republiken von Tag zu Tag überdrüſſiger, ſchon jetzt mit dem Gedanken umging, Savoyen und Piemont zu verlaſſen.

Die cisalpiniſche Republik befand ſich in einem Zuſtande, der kaum noch abſcheulicher gedacht werden kann. Als Stifter derſelben hatte Bonaparte kein Meiſterſtück zu Stande gebracht, vorausgeſetzt, daß es überall in ſeinen Abſichten lag, Oberitalien auf eine bleibende Weiſe zu ordnen. Weder in der Abtheilung des Gebiets, noch in der Anſtellung der Beamten, war das nöthige Verhältniß beachtet worden, und die Finanzen lagen in der höchſten Verwirrung. Dieſer kleine Staat zählte nicht weniger als zweihundert und vierzig Repräſentanten; und indem auch die Zahl der Departements allzu groß war, wurde er von ſeiner Beamtenwelt ſo ſehr erdrückt, daß er, bei allem Reichthum, unfähig war, die zur Unterhaltung der franzöſiſchen Truppen nöthigen Hülfsgelder zu zahlen. Seit der von Berthier ausgeſprochenen Ausſchließung einiger Glieder des Raths, hatten die Revolutions-Männer die Oberhand gewonnen, und der Jakobinismus herrſchte in den Rathsverſammlungen, wie in den Klubbs. Das franzöſiſche Heer unterſtützte dieſe Bewegung; und General Brune, welcher, nach Berthiers Abgange, den Oberbefehl in der Republik erhalten hatte, ſtand auf eine ſo unverantwortliche Weiſe an der Spitze der ſogenannten Patrioten, daß mit ihm alle Ordnung verſchwand und militäriſche Willkühr die Bewohner zur Verzweiflung brachte. Die Republik als erobertes Land betrachtend, mißhandelten die franzöſiſchen Offiziere die Hausväter, indem ſie Quartiere verlangten, zu denen ſie nicht berechtigt waren, und Bedrückungen aller Art übten. Beſonders zeichneten ſich die Platzkommandanten in dieſer Beziehung aus; denn ſie gingen zum Theil ſo weit, daß ſie ſich bedeutende Zweige des öffentlichen Einkommens, als beſonders für ſie vorhanden, aneigneten. Die Generale beſtimmten ihre Forderungen nach ihrem Grade, und unabhängig von dem, was ſie auf dieſem Wege erpreßten, ſchloſſen ſie mit Armeelieferanten Kontrakte, wobei ſie nicht weniger als 40 Procent gewannen.

Der gemeine Soldat war deßhalb nicht beſſer daran. Schaarenweiſe verließ er die Fahne, doch nicht zum Verdruß der Generäle und Oberſten, welche fortfuhren, ſich nach den alten Etats bezahlen zu laſſen.

Am ordentlichſten ging es in der römiſchen Republik her, wo eine aus Daunou, Florent und Faypoult zuſammengeſetzte Kommiſſion ein befreites Land mit Umſicht und Rechtſchaffenheit regierte. Die von ihnen entworfene Conſtitution entſprach der franzöſiſchen; nur daß die Benennungen nicht dieſelben waren; denn die Direktoren wurden Konſuln genannt und die beiden Räthe waren durch Senat und Tribunat bezeichnet. Die Bewohner des Kirchenſtaats ließen ſich dieſe Conſtitution nicht ungern gefallen; doch um ſie in Thätigkeit zu ſetzen, war ihre Sorgloſigkeit und Unfähigkeit zur Arbeit viel zu überwiegend. Es koſtete nicht geringe Mühe, ſie zur Annahme der Ehrenſtellen zu bewegen; und ſelbſt nachdem man ihnen bewilligt hatte, daß ſie nur einen Tag um den andern thätig ſein ſollten, drangen ſie noch immer auf Ferien während des Sommers. Mit dieſer Trägheit verband ſich eine grenzenloſe Unwiſſenheit in Dingen der Verwaltung: eine Unwiſſenheit, welche es wahrſcheinlich machte, daß, unmittelbar nach dem Ausſcheiden der franzöſiſchen Kommiſſion, die ganze römiſche Regierung ein ſchnelles Ende gewinnen werde. Da dieſer Zeitpunkt noch nicht gekommen war, ſo arbeiteten die drei Kommiſſarien vor allen Dingen dahin, den Unterſchleifen, welche bei der erſten Beſetzung des Kirchenſtaates Statt gefunden hatten, eine Grenze zu ſetzen; und dies gelang ihnen ſo gut, daß ſie ſich die ganze Militär-Autorität unterwarfen. Faypoult, der ein eben ſo fähiger als rechtſchaffener Verwalter war, führte in dem Kirchenſtaat ein wohlverſtandenes Abgaben-Syſtem ein und bewirkte dadurch, daß nicht nur das Armee-Bedürfniß beſtritten, ſondern auch die Rückſtände bezahlt werden konnten, welche der Soldat zu fordern hatte. General St. Cyr, welcher an Maſſena's

Stelle gekommen war, zeichnete ſich zwar durch eine ſtrenge Rechtlichkeit aus; doch fehlte es ihm dabei nicht an Geneigtheit, den Oberherrn ſpielen zu wollen: er hatte dieſen Geſchmack mit allen ſeinen Kameraden gemein, und hierin gerade zeigte ſich auf eine auffallende Weiſe, wie wenig eine Regierung auf Fortdauer rechnen kann, welche genöthigt iſt, wirkſame Kräfte zu geſtatten, über welche ſie keine Autorität ausübt.

Das Direktorium war weſentlich unſchuldig an der Unordnung, welche in den Filial-Republiken herrſchte; zum wenigſten hatte es keinen Antheil an derſelben, und nimmt man Barras aus, welcher mit den Lieferanten durchſtach, ſo waren die übrigen Direktoren empört von den Vorgängen in Italien. Mehr als die übrigen war es Reveillière-Lepeaux. Er war es denn auch, der in Vorſchlag brachte, daß man nach Mailand einen Geſandten ſchicken ſollte, um daſelbſt, im Namen der franzöſiſchen Regierung, mit der Conſtitution alle die Veränderungen vorzunehmen, welche nöthig ſein würden, ſowohl um die Zahl der Lokal-Abtheilungen zu vermindern, als um die der Beamten und die der Repräſentanten zu verringern. Wirklich wurde Trouvé, der früher Miniſter in Neapel geweſen war, zu dieſem Endzweck ernannt; und indem man ihm Faypoult zur Hülfe gab, gewann man die Ausſicht, die Dinge in der cisalpiniſchen Republik in einen beſſern Gang zu bringen. Doch wie hätten beide in Mailand wirkſam ſein können, ohne auf tauſend Hinderniſſe zu ſtoßen, welche von den Patrioten und den Generalſtäben herrührten? Nichts deſto weniger ſetzte Trouvé die Hauptſache durch; und ſelbſt das Geſchrei der Patrioten würde ſich gelegt haben, hätte Barras nicht Mittel gefunden, ſeine Kollegen zu einer Abberufung Trouvé's zu bewegen und an deſſen Stelle Fouché zu bringen, der, nach ſeiner Ankunft in Mailand, durch ſeine Nachgiebigkeit gegen den General Brune alles in einem ſo hohen Grade verdarb, daß auch er abberufen

werden mußte. An Brune's Stelle trat General Joubert, mit dem Auftrage, die Dinge auf den Punkt zurück zu führen, worauf Trouvé ſie geſtellt hatte. So wurde in der cisalpiniſchen Republik am Schluſſe des Jahres 1798 freilich eine Art von Ordnung geſtiftet; doch konnte dieſe nicht von Dauer ſein, weil in Frankreich ſelbſt alles hin und her ſchwankte.

Das Direktorium war nichts weniger, als ein Gegenſtand unbedingter Hochachtung; ſeine Zuſammenſetzung ſchloß allzu auffallende Gebrechen in ſich, als daß man ſich dagegen hätte verblenden können. Sehr ſchnell entwickelte ſich alſo in den beiden Räthen eine doppelte Oppoſition, von welchen die eine die patriotiſche, die andere die conſtitutionelle genannt wurde. Beide gingen ſo weit, daß ſie den Direktoren ſelbſt die Hinderniſſe, die ihnen entgegen ſtanden, zum Verbrechen machten. Zu der letztern gehörte Lucian Bonaparte, der, um das Werk ſeines Bruders zu vertheidigen, gleich den Patrioten über Willkühr und Verletzung der Verträge ſchrie. Andere Gegenſtände des Tadels fanden ſich in dem Verfahren des Direktoriums gegen gewiſſe Klubbs und Tageblätter, deren Richtungen gefährlich ſchienen. Als die Direktoren dergleichen unterdrückten, erhoben ſich die Patrioten der beiden Räthe gegen ſo viel Willkühr und drangen auf die Zurücknahme mehrerer Artikel des Geſetzes vom 19. Fruktidor. Der Lärm war ſtark; doch wurde er zum Niederſchlag gebracht, ſobald die Mehrheit beider Räthe entſchieden hatte, daß die Artikel bis zur Schöpfung eines Preßgeſetzes in Kraft bleiben ſollten. Den ſtärkſten Widerſpruch erfuhr das Direktorium in Finanz-Sachen. Es kam darauf an, das Budget des Jahres VI. (1797—1798) zu ſchließen und das des Jahres VII. (1798—1799) in Antrag zu bringen. Jenes war, wie wir erzählt haben, auf 616 Millionen geſtellt worden; doch auf dieſe Summe gab es ein Defizit von 62 Millionen und außer demſelben einen bedeutenden Rückſtand in

dem Einkommen. Trotz dem feierlichen Verſprechen, daß das conſolidirte Drittel berichtigt werden ſollte, waren die Gläubiger unbefriedigt geblieben. Man entſchied, daß ſie, in Zahlung des Rückſtandes, Bons erhalten ſollten, die bei Entrichtung der Steuer für voll gelten würden. Das neue Budget wurde auf 600 Millionen geſetzt; und da die Grund- und Kopfſteuer vermindert werden mußte, ſo erhöhete man Stempel, Eintragungs-Gebühren und Zölle. Auch die Zuſatz-Centimen kamen jetzt in Gang, hauptſächlich zur Unterhaltung der Hospitäler und ähnlicher Einrichtungen. Trotz dieſen Erhöhungen, behauptete der Finanz-Miniſter, daß die Steuern höchſtens zu drei Vierteln eingehen würden. Er verlangte alſo eine Steuer auf Thüren und Fenſter, ſo wie eine Salzſteuer. Jene wurde ihm auf der Stelle bewilligt; über dieſe ſollte noch berichtet werden.

Bei der Anlage des neuen Budgets war keine Rückſicht genommen auf den bevorſtehenden Krieg. Gleichwohl vertrug ſich der nahe Ausbruch deſſelben mit keinem Zweifel; denn der ruſſiſche Kaiſer hatte mit Öſterreich einen Allianz-Traktat geſchloſſen, und während Öſterreich rüſtete, brachte Neapel ſeine ganze Bevölkerung unter die Waffen. Eine Bewegung, die ſich von den Ufern der Weichſel bis zu denen des Volturno erſtreckte, forderte zur Vertheidigung auf; und da das franzöſiſche Heer nur allzu ſehr durch Deſertion vermindert war, ſo beſchloß das Direktorium, der Ergänzung deſſelben durch eine Inſtitution zu Hülfe zu kommen, an welcher es bisher noch gefehlt hatte. Dies war die berüchtigte Conſkription. Berichterſtatter in dieſer wichtigen Angelegenheit war der General Jourdan. Jeder Franzoſe wurde durch ein Geſetz für verbindlich erklärt, ſeinem Vaterlande vom 20ſten bis zum 25ſten Lebensjahre als Soldat zu dienen. Die jungen Männer dieſes Alters theilte man, je nach den Jahren, in 5 Klaſſen. Nach Maßgabe des Bedürfniſſes rief die Regierung dieſe Klaſſen ein, anfangend mit den Zwanzigjährigen und ſo, daß ſie nach und nach

alle fünf Klaſſen einrufen konnte. In Friedenszeiten waren die Conſkribirten verpflichtet, bis zum 25ſten Jahre zu dienen. Die Dauer des Dienſtes ſchwankte alſo zwiſchen einem und zwiſchen fünf Jahren, je nachdem der Conſkribirte im Alter ſtand. In Kriegszeiten war dieſe Dauer unbegrenzt; denn Abſchiede zu ertheilen war die Sache der Regierung. Ausnahmen wurden nur für diejenigen geſtattet, welche ſich vor der Bekanntmachung des Geſetzes verheirathet oder in früheren Kriegen ihre Schuld bezahlt hatten. Das Geſetz galt übrigens nur für gewöhnliche Fälle; in außerordentlichen Fällen hatte die Regierung das Recht, das Vaterland für in Gefahr befindlich zu erklären und wie im Jahre 1793 die ganze Bevölkerung aufzufordern.

Dies Geſetz wurde als eine der heilſamſten Schöpfungen der Umwälzung ohne Widerrede angenommen; und als das Direktorium, zur Ergänzung der Heere, eine Aushebung von 200,000 Mann verlangte, wurde dieſe Forderung am 23. September 1798 mit allgemeiner Zuſtimmung bewilligt; denn, wie ſehr die beiden Oppoſitionen auch dem Direktorium entgegen ſein mochten, ſo ſollte, ihrem Wunſche nach, doch die Republik ihr Übergewicht in Europa bewahren. Da jede Aushebung mit Koſten verknüpft iſt, ſo forderte das Direktorium noch 125 Millionen Franken über das Budget hinaus, theils zur Ausrüſtung der 200,000 Conſkribirten, theils zur Wiederherſtellung des Seeweſens, das ſo ſtark gelitten hatte. Die Aufgabe war, dieſe Summe zu finden. Ramel, der Finanz-Miniſter, bewies, daß noch 400 Millionen National-Güter frei von jeder Belaſtung wären. Hiernach wurden für 125 Millionen zum Verkauf geſtellt, mit der Anordnung, daß nur ein Zwölftel baar bezahlt, der Überreſt in Obligationen der Erwerber entrichtet werden ſollte. Da dieſe Obligationen 5 Procent trugen, ſo ſetzte man mit Recht voraus, daß ſie ohne Mühe in den Verkehr eintreten und den Werth des baaren Geldes gewinnen würden. Auch dies Geſetz

fand keinen Widerſpruch von Seiten der beiden Oppoſitionen.

Auf dieſe Weiſe ſetzte ſich das Direktorium in den Stand, dem neuen Sturm, womit Frankreich bedroht war, mit Erfolg zu begegnen. In dem Kriege mit England hatte es, nach der Seeſchlacht bei Abukir, nur zwei Auftritte von einiger Wichtigkeit gegeben, von welchen der eine in Irland, der andere bei Oſtende erfolgt war. Von dem Direktorium den aufrühreriſchen Irländern zu Hülfe geſendet, hatte General Humbert, an der Spitze von 1500 Mann, denen 6000 unter dem General Sarraſin folgen ſollten, die Landung vollbracht und mehrere glückliche Gefechte geliefert, als er ſich, weil die Unterſtützung ausblieb, zur Niederlegung der Waffen genöthigt ſah. Allerdings war dies ein Verluſt; allein er wurde aufgewogen durch das, was den Engländern bei Oſtende begegnete. Hier wollten ſie eine Landung verſuchen, um die Schleuſen zu zerſtören. Wirklich gelang ihnen die Landung; doch ehe ſie ihre Beſtimmung erfüllen konnten, ſahen ſie ſich von ihren Schiffen abgeſchnitten und bei 2000 gefangen genommen.

So bereitete ſich das Jahr 1799 vor, deſſen Begebenheiten für alle Zeiten denkwürdig zu bleiben verdienen.

Fünftes Kapitel.

Wiederausbruch der Feindſeligkeiten: die Neapolitaner überziehen den Kirchenſtaat mit Krieg und werden von dem General Championet geſchlagen; — Abdankung des Königs von Piemont; — Öſterreichs Kriegserklärung; — Feldzug von 1799; — Ermordung der franzöſiſchen Bevollmächtigten zu Raſtadt.

Das Jahr 1798 war noch nicht beendigt, als der neapolitaniſche Hof, gefoltert von ſeiner Ungeduld, das Zeichen zur Erneuerung der Feindſeligkeiten gab.

Das Heer dieſes Königreichs war, durch Anſtrengung aller Kräfte, auf 60000 Mann gebracht worden, und an der Spitze derſelben ſtand der öſterreichiſche General Mack, in deſſen feldherrliche Geſchicklichkeit der Hof ein unbedingtes Vertrauen ſetzte.

Dem Feldzugsplane zufolge, ſollten die Piemonteſer dem franzöſiſchen Heere, das Cisalpinien deckte, in den Rücken dringen und die Toskaner hinſichtlich des im Kirchenſtaate befindlichen Heeres daſſelbe thun; und während die Neapolitaner das letztere von vorn angreifen würden, ſollten die Öſterreicher, vereinigt mit den Ruſſen, in Ober-Italien eindringen.

Auf dieſe Weiſe glaubte man Italien zu befreien und alles Verlorene wieder zu erobern.

Eine nicht geringe Wahrſcheinlichkeit ſprach für den glücklichen Erfolg dieſes Unternehmens; nur daß man, wie es zu geſchehen pflegt, die Gegenkraft nicht gehörig gewürdigt hatte.

Wohl unterrichtet von allem, was im Werke war, begann das Direktorium damit, daß es ſich zum Schiedsrichter für die Zänkereien aufwarf, welche zwiſchen der liguriſchen Republik und dem König von Piemont im Gange waren. Es machte ſich nämlich anheiſchig, die Ruhe in den Staaten des letztern zu erhalten; doch ſtellte es dafür die Bedingung, daß ihm die Citadelle von Turin eingeräumt werden müſſe. Ungern willigte der König in dieſe Forderung; da er aber nicht ausweichen konnte, ſo beſetzten Franzoſen die Citadelle, nicht ohne ihn dadurch zu lähmen und zugleich den Großherzog von Toskana in Zaum zu halten. Hinſichtlich des Angriffs, den die Neapolitaner machen konnten, verließ ſich das Direktorium auf den Widerſtand der franzöſiſchen Truppen im Kirchenſtaate, und auf die Geſchicklichkeit ihres Obergenerals.

Dieſer war Championet, der ſich am Rhein ausgezeichnet hatte. Das Heer, an deſſen Spitze er ſtand, war jedoch über den ganzen Kirchenſtaat zerſtreut. In der ankonitaniſchen Mark ſtanden 4 bis 5000 Mann unter dem General Caſa-Bianca; der General Lemoine befand ſich mit 2 bis 3000 Mann auf dem entgegengeſetzten Abhange des Apennin, nach Terni zu; Macdonald befehligte etwa 5000 Mann an den Ufern des Tiberſtroms und zu Rom ſelbſt ſtand eine ſchwache Nachhut. Das im römiſchen Gebiet verſammelte Heer belief ſich alſo höchſtens auf 15 bis 16000 Mann, und dieſe waren ſo zerſtreut, daß, wenn Championet in dem General Mack einen thätigen und einſichtsvollen Gegner gehabt hätte, ſeine Niederlage unvermeidlich geworden ſein würde; denn dazu war nichts weiter erforderlich, als daß man gegen den Mittelpunkt der Franzoſen anrückte und die Hauptmaſſe der Neapolitaner

zwiſchen Rom und Terni ſo aufſtellte, daß der linke Flügel der Franzoſen von dem rechten abgeſchnitten wurde. Doch, anſtatt einem ſo einfachen Gedanken Raum zu geben, blieb General Mack ſeinem alten Umwickelungs-Syſteme getreu. Er, der über 60000 Mann zu gebieten hatte, von welchen 20000 als Beſatzung zurückgeblieben waren, theilte ſein Heer in ſechs Kolonnen. Die erſte, welche längs dem adriatiſchen Meere vorging, ſollte ſich, auf der Straße von Askolo, nach den Marken begeben; die zweite und die dritte ſollten, in Verbindung mit der erſten, die eine auf Terni, die andere auf Magliano vorrücken; die vierte und vornehmſte erhielt den Befehl, nach Frascati und Rom zu marſchiren; eine fünfte ſollte durch die pontiniſchen Sümpfe hin ſich auf dem appiſchen Wege dem Schlacht-Corps anſchließen und die ſechſte wurde nach Livorno beſtimmt, wohin Nelſons Geſchwader ſie verſetzen ſollte, theils um die Toskaner aufzuwiegeln, theils um den Franzoſen den Rückzug abzuſchneiden. Alles war demnach darauf berechnet, die Franzoſen gefangen zu nehmen, doch ohne ſie vorher geſchlagen zu haben.

In dieſer Marſch-Ordnung ſetzte ſich Mack mit ſeinen 40000 Neapolitanern in Bewegung. Championet, zu rechter Zeit von der ihn bedrohenden Gefahr unterrichtet, entſendete auf der Stelle zwei Corps, um die Bewegungen ſeines Gegners zu beobachten und die vereinzelten Corps zu decken, ſobald ſich dieſe zurückziehen würden. Überzeugt, daß er Rom nicht werde behaupten können, beſchloß er, eine Stellung zwiſchen Civita-Caſtellana und Civita-Ducale an den Ufern des Tiberſtroms zu nehmen, und in dieſer ſeine Kräfte zu einem Angriff zu ſammeln. In der Engelsburg ließ er eine Beſatzung von acht hundert Mann zurück.

Mack ſtieß demnach im Vorgehen nach Rom auf kein Hinderniß; und als er am 29. November 1798 vor den Thoren dieſer alten Weltſtadt anlangte, wurden ihm dieſe ſogleich geöffnet. Der König von Neapel, der ſich in

ſeinem Gefolge befand, ſah ſich, zu ſeinem größten Erſtaunen, als Eroberer und Befreier empfangen: eine Ehre, an welche er nie gedacht hatte. Während ſich die neapolitaniſchen Truppen, in Verbindung mit dem römiſchen Pöbel, jeder Ausſchweifung hingaben und die Häuſer derjenigen plünderten, die ſie Revolutionäre und Franzoſen-Freunde nannten, lud König Ferdinand den Pabſt ein, in ſeine Staaten zurückzukehren; doch Pius VI. beurtheilte die Umſtände allzu richtig, um dieſem Rufe zu folgen, und kaum waren einige Tage verſtrichen, ſo war nichts noch mehr entſchieden, als — der Rückzug der Neapolitaner.

Championet hatte die nöthigen Vertheidigungsmaßregeln genommen, als Neapolitaner und Franzoſen auf allen Wegen, welche die erſteren betraten, auf einander ſtießen. In den Marken wurde die Kolonne, welche über Ascoli anrückte, von dem General Caſa-Bianca zurückgetrieben. Auf der Straße von Terni ſah ein neapolitaniſcher Oberſt ſich mit ſeinem ganzen Corps von dem General Lemoine aufgehoben. Mack, welcher inzwiſchen Anſtalten getroffen hatte, die Hauptſtellung der Franzoſen, d. h. die von Civita-Caſtellana, anzugreifen, fühlte ſich, nach den erſten Unfällen, die er bei Borghetto, Nepi und Rignano litt, ſo abgeſchreckt, daß er nur darauf bedacht war, ſeine Truppen nach Terni zu verſetzen. Dies durchzuführen, waren mehrere Tage erforderlich; Mack aber verſchlimmerte ſeine Lage dadurch, daß er mit Langſamkeit zu Werke ging. Lemoine war zu Terni bereits verſtärkt, als die Neapolitaner ſich dieſem Orte näherten. General Metſch, der von Ortricoli nach Calvi zurückgeſprengt war, wurde am 9. December genöthigt, die Waffen mit 4000 Mann zu ſtrecken. Von dieſem Augenblick an gab Mack jede Hoffnung eines glücklichen Erfolges auf, nur darauf ſinnend, wie er nach Rom und von da bis an den Fuß der Berge von Frascati und von Albano zurückkommen wollte; denn hier gedachte er ſich zu verſtärken. Inzwiſchen reiſete der

König von Neapel heimlich von Rom ab; und nachdem auch die Neapolitaner dieſe Stadt geräumt hatten, kam Championet dahin zurück. Sein feſter Entſchluß war, ſich nun nicht länger auf die Vertheidigung der römiſchen Staaten zu beſchränken. Er verfolgte alſo ſeinen Gegner, welcher erſt vor Capua Halt machte, wo er die Linie des Volturno vertheidigen zu können glaubte.

Von jetzt an war die Entwickelung raſch. Indem ſich nämlich nach der Zurückkunft des Königs Ferdinand Schrecken und Verwirrung in der Hauptſtadt verbreitete, der Pöbel über Verrath ſchrie und der Hof ſchwach genug war, den Lazzaroni's Waffen zu geben, kam es nur allzu bald dahin, daß König und Königin ſich zu Neapel eben ſo wenig für geſichert hielten, wie Acton, der Liebling der Königin. Die Koſtbarkeiten der Krone, ſämmtliche Kunſtſchätze von Caſerta und Neapel und ein Schatz von 20 Millionen wurden an Bord der brittiſchen Schiffe gebracht, welche den 31. December nach Sicilien unter Segel gingen. So rettete ſich der Hof, und an der Stelle des Königs blieb Prinz Pignatelli zurück.

Inzwiſchen näherte ſich Championet der Hauptſtadt. Die Hinderniſſe, welche der Übergang über den Volturno mit ſich brachte, verſchwanden, ſobald der franzöſiſche Obergeneral ſich hinreichend verſtärkt hatte. Mack hatte ſchon früher Eröffnungen gemacht, welche auf Frieden lauteten; Championet aber hatte ſie zurückgewieſen, weil er Herr der Bedingungen bleiben wollte. Dieſe ſchrieb er jetzt dahin vor, daß Mack die Linie des Volturno verlaſſen, die Stadt Capua an die Franzoſen abtreten, ſich hinter die Linie der Regi-Lagni auf Seiten des mittelländiſchen Meeres, und hinter die des Ofanto auf Seiten des adriatiſchen Meeres zurückziehen und folglich einen großen Theil des Königreichs Neapel räumen ſollte. Außerdem wurden 8 Millionen Contribution ſtipulirt. Mack nahm zwar alle dieſe Bedingungen an, und der Waffenſtillſtand wurde den

11. Januar 1799 unterzeichnet; die Vollziehung deſſelben verhinderte jedoch der Pöbel von Neapel, welcher in Wuth gerieth, als er die erſte Nachricht von Macks Nachgiebigkeit erhalten hatte.

Der Prinz Pignatelli verließ unter dieſen Umſtänden die Hauptſtadt. An ſeine Stelle trat der Prinz von Moliterne, in welchen die Lazzaroni's größeres Vertrauen ſetzten. Die Wuth dieſer Elenden theilte ſich dem Lager mit, und Mack ſah ſich bedroht, weil ſich der Soldat wegen der erlittenen Unfälle lieber an den General, als an ſeine eigene Feigheit halten wollte. Sein Leben zu retten, flüchtete ſich der öſterreichiſche General, welcher vor wenigen Monaten als Italiens Befreier in Neapel empfangen war, in das franzöſiſche Lager, wo er Rettung fand. Jetzt blieb noch die Eroberung der Hauptſtadt übrig. Dieſe war um ſo ſchwieriger, weil die höchſte Autorität ſehr bald von dem Prinzen von Moliterne auf zwei Lazzaroni's übergegangen war, von welchen der eine Poggio, der andere Michel der Narr genannt wurde. Es kam zu einem Angriff, den die Lazzaroni's zurück ſchlugen. Zuletzt ſiegten die Franzoſen mit Hülfe der Bürger, die ſich des Forts St. Elme bemächtigt hatten. Championet, der von jetzt an Herr des ganzen Königreichs war, zögerte nicht, durch Entwaffnung der Lazzaroni's die Ruhe wieder herzuſtellen; und da das Direktorium ſich nicht wohl mit Königreichen vertrug, ſo wurde Neapel in eine parthenopäiſche Republik umgewandelt. Das römiſche Heer nahm die Benennung des neapolitaniſchen an, und Championet, der, von jetzt an, zu den geſchickteſten Generalen der Republik gezählt wurde, ward unabhängig von Joubert.

Während dies mit und in Neapel vorging, erfolgte eine Umwälzung anderer Art in Piemont.

In der Natur der Sache lag, daß das, was von Seiten des Direktoriums zur Sicherſtellung des Königs Karl Emanuel IV. durch die Beſetzung der Citadelle von Turin

geſchehen war, in dem gegenwärtigen Zuſtande der Dinge nicht ausreichte; es war dadurch ſogar den Revolutionären nur Vorſchub geleiſtet worden. Dieſe hatten bei einem Verſuch auf die Feſtung Aleſſandria mehrere hundert Mann verloren, als ſie ihrem Ziele auf einem andern Wege näher zu kommen bemüht waren. Von der Citadelle Turins ging eine Maskerade aus, deren Zweck kein anderer war, als den Hof lächerlich zu machen; Piemonteſer und franzöſiſche Offiziere hatten ſich zu dieſer Poſſe vereinigt, welche ſo viel Erbitterung zurückließ, daß blutige Auftritte nur mit Mühe abgewendet werden konnten. Der piemonteſiſche Hof konnte nicht der Freund des Direktoriums ſein; und wie wenig er es war, bewies der Briefwechſel zwiſchen Acton und dem Herrn von Priocca, dirigirenden Miniſter von Piemont. Der läſtigen Spannung, welche, in dem mit Öſterreich und Rußland bevorſtehenden Kriege, zu großen Unfällen führen konnte, ein Ende zu machen, beſchloß das Direktorium, den König von Piemont zur Abdankung zu zwingen. Nachdem man alſo die Republikaner bei der Einnahme von Novarra, Aleſſandria, Suza nnd Chiavaſſo unterſtützt hatte, erklärte man dem Monarchen, daß er nicht länger in einem Lande bleiben könne, deſſen Bewohner ſich empörten und das ſehr bald die Bühne des Krieges werden dürfte. Die Abdankung, welche man forderte, wurde den 9. December 1798 unterzeichnet. Karl Emanuel IV. begab ſich nach Sardinien, das man ihm nicht nehmen konnte, und das er nicht lange darauf an ſeinen Bruder abtrat, um ungehindert in den geiſtlichen Stand treten zu können.

Die beiden mächtigſten Fürſten Italiens behielten alſo von ihren Staaten nur zwei Inſeln. Um die Zahl der Republiken nicht ungebührlich zu vermehren, wurde beſchloſſen, daß Piemont vorläufig von Frankreich verwaltet werden ſollte. Ganz Italien war bis auf Toskana in Frankreichs Händen. Zur Beſetzung dieſes Großherzogthums

bedurfte es nur einer Anzeige, daß ſie erfolgen werde; und weil nichts weiter nöthig war, ſo verſchob das Direktorium dieſe Anzeige bis auf den Zeitpunkt, wo Öſterreich ſich würde erklärt haben.

Öſterreich übereilte ſich nicht mit ſeiner Kriegserklärung, wie ſehr es übrigens auch zum Kriege entſchloſſen war. Ohne irgend ein blindes Vertrauen auf glückliche Erfolge, hatte dieſe Macht den ſeit dem Waffenſtillſtand von Leoben verfloſſenen Zeitraum dazu angewendet, neue Truppen auszuheben, zu bekleiden und einzuüben; und nicht minder war ſie darauf bedacht geweſen, tüchtige Generale zu finden. Nicht weniger als 250,000 Mann ſtanden im Begriff, in Reih' und Glied zu treten; und dieſen ſollte ſich ein ruſſiſches Contingent von 60000 Mann anſchließen. Mehr als 300,000 Mann waren alſo bereit, die Monarchie über die Republik zu erheben und das zwieträchtige Europa zur Einheit zurück zu führen.

Dieſer Erfolg ſchien um ſo unausbleiblicher, je größer die Auflöſung in Frankreich und deſſen Filial-Republiken war. Es mußte eine Linie vertheidigt werden, welche ſich vom Texel bis zum adriatiſchen Meere erſtreckte: eine Linie, welche Öſterreich und Rußland von vorn, England mit ſeiner Flotte, ſei's in Holland oder in Neapel, von hinten anzugreifen entſchloſſen waren. Wie gering aber war die Summe der Vertheidigungsmittel, welche Frankreich anwenden konnte! Der Kern des Heeres befand ſich in Ägypten; mit ihm der einſichtsvollſte General. Die in Frankreich zurück gebliebenen Truppen hatten ſich durch die im Frieden hergebrachte Entweichung um die Hälfte vermindert. Zwar hatte man durch das Conſkriptions-Geſetz für eine leichte Ergänzung geſorgt; allein dies Geſetz war neu und die Abneigung vom Kriege nur allzu allgemein. Hierzu kamen zerrüttete Finanzen, denen dadurch nicht abzuhelfen war, daß man einen bedeutenden Theil der National-Güter zum Verkauf ſtellte. Der Übel größtes war das Verſchwin-

den der Subordination im Heere ſelbſt. Der anhaltende Kriegszuſtand hatte dem Soldaten zum Gefühl ſeiner Unentbehrlichkeit verholfen, und dies Gefühl machte ihn anmaßend, ſchwierig und habſüchtig. Es war bereits dahin gekommen, daß das Direktorium beinahe gar keine Gewalt mehr über die Obergenerale ausübte; denn dieſe trugen kein Bedenken, die von den Direktoren angeſtellten Beamten zu verjagen, wenn dieſe es ihnen nicht zu Dank machten. Einen letzten Streich dieſer Art hatte Championet in Neapel ausgeübt; und ob er gleich dafür durch Entſetzung beſtraft worden war, ſo ließ der tapfere Joubert ſich deßhalb nicht minder bereden, daß die Beſchlüſſe des Direktoriums ein Schandfleck für die militäriſche Ehre wären. Um nicht unter den von dieſer Behörde vorgeſchriebenen Bedingungen zu leben, gab er ſeine Entlaſſung ein. Das Direktorium nahm ſie an; als es aber den General Bernadotte unter denſelben Bedingungen an Jouberts Stelle bringen wollte, erfuhr es eine abſchlägige Antwort.

Eine noch größere Schwierigkeit entſtand daraus, daß man nicht wußte, nach welchem Plan man, ſei's in Angriff oder in Vertheidigung, zu Werke gehen ſollte. Man hatte Holland, die Rheinlinie, die Schweiz und ganz Italien zu beſchützen. Denn obgleich Holland auf der einen Seite durch Preußens Neutralität gedeckt war, ſo konnte doch eine engliſch-ruſſiſche Flotte eine Landung verſuchen und das Land mußte vor dieſer Gefahr geſichert werden. Nicht anders verhielt es ſich mit der Rheinlinie: ſie war allerdings durch Mainz und Strasburg gedeckt, doch für den Fall, daß Öſterreich ſie zu durchbrechen verſuchen konnte, war es der Klugheit gemäß, ſie durch ein Beobachtungs-Corps zu beſchützen. Wie man auch zu Werke gehen mochte, angriffsweiſe oder nicht: da man auf den Ufern der Oberdonau, in der Umgegend des Koſtnitzer See's, oder in der Schweiz auf die Öſterreicher ſtoßen mußte, ſo bedurfte es einer Armee, welche, vom Elſaß oder von der

Schweiz aus, bis in die Ebenen Baierns vordringen konnte. Es bedurfte ſodann eines Beobachtungs-Corps, um die Schweiz zu decken; es bedurfte endlich einer großen Armee zur Deckung Ober-Italiens gegen die Öſterreicher und eines andern Heeres zur Beſchützung Unter-Italiens gegen die vereinte Macht der Engländer, Ruſſen und Neapolitaner. Wer ſieht nicht, daß dies Schlachtfeld unermeßlich war! Indem Frankreich ſich der Schweiz bemächtigt hatte, war es freilich im Beſitz der Ausgänge nach Öſterreich und Italien; allein, wenn die Vielheit der Ausgänge ein Vortheil für diejenige Macht iſt, welche alle Mittel zu einem Angriff vereinigt, ſo iſt ſie ein Nachtheil für die auf Vertheidigung beſchränkte Macht, indem dieſe wünſchen muß, daß die Zahl der Angriffspunkte ſo beſchränkt als möglich ſei, damit ſie ihre Kräfte mit Vortheil zuſammenengen könne. Für Frankreich beſtand jener unter den obwaltenden Umſtänden darin, daß es nicht, im Vertrauen auf die Neutralität der Schweiz, nach Baiern vorgehen konnte. Doch blieb das Direktorium ſehr weit davon entfernt, darin einen Nachtheil zu erkennen. Je weniger es vom Kriege verſtand, deſto feſter war es entſchloſſen, überall angriffsweiſe zu Werke zu gehen, und den großen Streit, wie man ſich in dieſen Zeiten auszudrücken pflegte, durch Donnerſchläge zu entſcheiden. Während in Holland und am Rhein Beobachtungsheere aufgeſtellt wurden, ſollte eine thätige Armee durch den Schwarzwald nach Baiern vorgehen, eine andere die Berge der Schweiz vertheidigen, und eine dritte die Öſterreicher bis jenſeits des Iſonzo verjagen. Endlich ſollte ein Beobachtungsheer Unteritalien decken und Neapel beſchützen. Und dies alles ſollte durch 160,000 Mann geleiſtet werden!

Zur Entſchuldigung des Direktoriums muß bemerkt werden, daß man noch nie ſo große Schlachtfelder mit einer Idee umfaßt hatte, und daß der Einzige, welcher dazu fähig geweſen wäre, ſich in Ägypten befand. Die

Folge davon war, daß jene 160,000 Mann, welche zur Verfügung ſtanden, über die beſchriebene Linie dergeſtalt zerſtreut wurden, daß, während 10000 Mann in Holland zurück blieben und einige tauſend den Rhein deckten, 40000 das Donau-Heer, 30000 das Heer in der Schweiz, 50000 die italieniſche und 30000 die neapolitaniſche Armee bildeten. Conſkribirte ſollten dieſe Maſſen verſtärken.

Noch ſchwieriger, als eine zweckmäßige Aufſtellung der Streitkräfte, war die Wahl der Generale. Nach Bonaparte, Kleber und Deſaix galt Moreau für den geſchickteſten General; auch wurde er dem Direktorium zum Oberbefehlshaber der italieniſchen Armee vorgeſchlagen. Doch Barras verwarf ihn wegen ſeiner Theilnahme an der Pichegruſchen Verſchwörung. Da nun Joubert und Bernadotte den Oberbefehl über dieſe Armee bereits abgelehnt hatten, ſo kamen die Direktoren auf Scherer zurück, der gerade Kriegsminiſter war. Auch dieſer weigerte ſich zwar, ſo viel er konnte; doch gab er endlich nach, als er ſah, daß man weder ſein Alter, noch ſeinen Geſundheitszuſtand, noch ſelbſt ſeine Unbeliebtheit berückſichtigen wollte. Championet, frei geſprochen von dem Gericht, vor das man ihn geſtellt hatte, trat nicht zurück an die Spitze des Heeres in Neapel. Maſſena wurde zum Oberfeldherrn der Armee Helvetiens ernannt. Jourdan erhielt wegen der wichtigen Dienſte, die er in den Jahren 1793 und 1794 geleiſtet hatte, den Oberbefehl über das Donau-Heer; Bernadotte den über die Rhein-Armee; Brune endlich den Oberbefehl über die Armee in Holland.

Nach dieſen Vorbereitungen begann der Krieg auf folgende Weiſe.

Die Graubündter, in zwei Faktionen getheilt, hatten, nach langen Zögerungen, die Öſterreicher in ihre Thäler berufen, um ſich der Herrſchaft Helvetiens zu entziehen. Da nun das Direktorium die Graubündter als ſchweizeriſche Unterthanen betrachtete, ſo erhielt Maſſena den Befehl,

ihr Gebiet zu beſetzen und auf den Fall, daß die Öſter- reicher die Räumung verſagen würden, unverzüglich anzu- greifen. Zugleich benutzte das Direktorium das Vorrücken der Ruſſen in Öſterreich zur Abſendung zweier Noten, von welchen die eine an den Congreß zu Raſtadt, die andere an den Kaiſer ſelbſt gerichtet war: Noten, worin dem deutſchen Reiche und dem Kaiſer erklärt wurde, daß Frank- reich den Krieg für erklärt halten würde, wenn die Ruſſen nicht innerhalb acht Tagen Gegenbefehle erhielten, d. h. nach Rußland zurückgingen.

Der erſte Erfolg dieſer Anordnungen war glänzend. Vom 6. März an machte ſich Maſſena in zwei Tagen zum Gebieter über den Rhein-Strom, bis zu deſſen Ausmün- dung in den Koſtnitzer See, nicht ohne 5000 Mann ge- fangen zu nehmen und 15 Kanonen zu erobern; und mit gleichem Glücke ſchlug General Lecourbe, der ſich am Ober- rhein mit nur allzu großer Verwegenheit in das Inn-Thal geworfen hatte, den öſterreichiſchen General Laudon, der von Tyrol aus in ſeinen Rücken zu dringen ſuchte. Durch dieſe Siege in dem Wahn beſtärkt, daß ſich nur der An- griff für franzöſiſche Truppen eigene und daß vorzüglich unter den gegenwärtigen Umſtänden die Minderzahl durch Kühnheit erſetzt werden müſſe, ſendete das Direktorium dem General Jourdan die von den beiden Räthen geneh- migte Kriegserklärung mit dem Befehle zu, ohne Zeitverluſt die Öſterreicher anzugreifen.

Jourdan, welcher durch die Engpäſſe des Schwarz- waldes in den zwiſchen der Donau und dem Koſtnitzer See gelegenen Theil Deutſchlands vorgedrungen war, wünſchte, da der von jenem Fluß und dieſem See gebildete Winkel ſich in eben dem Maaße öffnet, worin man in Deutſch- land vorgeht, ſeinen linken Flügel an die Donau, ſeinen rechten an den Koſtnitzer See zu ſtützen, um im Zuſam- menhang mit Maſſena zu bleiben. Durch den Befehl des

Direktoriums zum Vorgehen genöthigt, nahm er eine gute Stellung auf der Linie, welche die Oſtrach und die Aach bilden; zwei Ströme, von welchen der eine ſich in die Donau, der andere in den Koſtnitzer See ergießt. Mit dem linken Flügel ſtand St. Cyr bei Mengen; mit dem Zentrum Souham bei Pfullendorf; mit dem rechten Flügel Ferrier bei Barendorf; Haupoult befehligte die Nachhut; Lefevre befand ſich mit der Vorhut zu Oſtrach. Dieſer Punkt war der zugänglichſte der ganzen Linie; denn ein langer Damm führte über die Moräſte, welche die beiden Ströme bilden. Der Erzherzog Karl, der ſich nicht zuvorkommen laſſen wollte, beſchloß daher, hier ſeinen Haupt-Angriff zu machen. Während er alſo zwei Kolonnen zur Linken und zur Rechten der Franzoſen aufſtellte, führte er ſeine Hauptmaſſe, die aus wenigſtens 40000 Mann beſtand, gegen Oſtrach, wo höchſtens 9000 Franzoſen ſtanden. Der Kampf nahm den 21. März Vormittags ſeinen Anfang und war einer der allerhartnäckigſten. Selbſt der Erzherzog Karl konnte der Tapferkeit, welche die Franzoſen bewieſen, ſeine Bewunderung nicht verſagen. Jourdan that, was in ſeinen Kräften ſtand, den bedroheten Punkt zu verſtärken; da jedoch die Ausdehnung ſeiner Linie und die Beſchaffenheit des Bodens einer raſchen Verſetzung der Streitkräfte in den Mittelpunkt gleich hinderlich waren, ſo ſah er ſich zum Rückzug genöthigt, den er zwiſchen Singen und Tuttlingen bewerkſtelligte.

Wie verdrießlich auch eine Niederlage und ein Rückzug bei Eröffnung eines Feldzuges ſein mochte: ſo hatte Jourdan darüber doch nicht den Muth zum Angriff verloren. Da er wußte, daß Maſſena über den Rhein hin vorrückte: ſo hielt er ſich für verpflichtet, ſeinen Kollegen dadurch zu unterſtützen, daß er ſich dem Koſtnitzer See näherte. Er hatte dazu noch einen zweiten Beweggrund; nämlich die Beſetzung von Stockach, als desjenigen Punktes, wo die Straßen der Schweiz und Schwabens ſich kreuzen: ein Punkt,

den er durch den Rückzug auf Singen und Tuttlingen mit Unrecht aufgegeben hatte.

Jourdan beſtimmte den 25. März zu dieſer Bewegung, welche nicht wenig begünſtigt war durch die Ungewißheit, worin ſich der Erzherzog Karl befand, ob er ſich, um Jourdan von Maſſena zu trenneu, nach der Schweiz hin wenden, oder ob er ſich den Quellen der Donau nähern und Jourdan von ſeiner Rhein-Baſis abſchneiden ſollte. Er neigte mehr zur Ergreifung der erſten Maßregel hin; da er jedoch Jourdans Entwürfe nicht kannte, ſo wollte er ſich derſelben durch eine Recognoszirung verſichern. Dieſe erfolgte an demſelben Tage, den der franzöſiſche Obergeneral zu einem Angriff beſtimmt hatte. Beide Heere begegneten ſich bei Stockach. Die Schlacht, welche ſogleich entbrannte, wendete ſich zum Vortheil der Franzoſen und würde von dieſen unſtreitig gewonnen worden ſein, wenn Jourdan nicht den Fehler begangen hätte, die Öſterreicher zu einer Zeit umwickeln zu wollen, wo der Sieg noch gar nicht entſchieden war. St. Cyr, welcher die Umwickelung bewerkſtelligen ſollte, hatte einen allzu ſtarken Umweg zu machen. Dieſen Umſtand benutzte der Erzherzog Karl zu einer Verſetzung der Grenadiere und Küraſſiere des Mittelpunktes und des linken Flügels nach dem rechten Flügel, wo die Gefahr für ihn am größten war. Er ſelbſt ſtellte ſich an die Spitze einiger Bataillone, um die Franzoſen in die Ebene von Liptingen, von welcher ſie ausgegangen waren, zurückzutreiben; und nachdem ihm dies gelungen war, rief Jourdan vergeblich den General St. Cyr zurück. Auf ſeine Nachhut beſchränkt, befahl der franzöſiſche Obergeneral einen Kavallerie-Angriff, um die verlorenen Vortheile wieder zu gewinnen; doch es ſei nun, daß dieſer Angriff nicht gehörig vollzogen, oder daß er durch einen eben ſo ſtarken Kavallerie-Angriff öſterreichiſcher Seits gehemmt wurde, genug, es erfolgte in der Ebene von Liptingen eine fürchterliche Verwirrung, die, als ſie ſich von

Seiten der Franzoſen in Flucht auflöſete, den Obergeneral ſelbſt mit ſich fortriß. Der Kampf hatte die Kräfte ſo ſehr erſchöpft, daß die Öſterreicher nicht verfolgten. Ferino und Souham hatten ſich zwar behauptet; aber weder den Mittelpunkt noch den linken Flügel der Öſterreicher überwältigt. St. Cyr ſchwärmte in ihrem Rücken. Es ließ ſich ſonach nicht behaupten, daß die Schlacht verloren war. Doch wer nicht ſiegt, muß ſich für geſchlagen achten. Jourdan ertheilte demnach den Befehl, daß St. Cyr zurückkommen ſollte; und wiewohl die Lage dieſes Generals höchſt gefährlich geworden war, ſo vollbrachte er doch ſeinen Rückzug mit einer bewundernswürdigen Geſchicklichkeit.

Jetzt, wo die Franzoſen, nach einem Verluſt von 4 bis 5000 Mann, das Feld nicht länger halten konnten und ſich hinter eine ſtarke Linie zurückziehen mußten, entſtand für ſie die Frage, ob ſie ſich nach der Schweiz oder nach dem Rhein zurückziehen ſollten. Im erſten Falle verſtärkten ſie Maſſena'n, welcher der Verſtärkung nur allzu ſehr bedurfte. Jourdan hielt es indeß für angemeſſener, nach dem Rhein zurück zu gehen, wo Bernadotte nur 7 bis 8000 Mann vereinigt hatte. Was ihn dazu bewog, iſt ſein Geheimniß geblieben. Er nahm am Eingange des Schwarzwaldes eine Stellung, die er für ſtark hielt; und nachdem er dem Chef ſeines Generalſtabes, Ernouf, den Oberbefehl übertragen hatte, ging er nach Paris, um ſich über den Zuſtand zu beklagen, worin das Direktorium ſein Heer gelaſſen hatte. Da dieſer Zuſtand durch die davon unzertrennlichen Ergebniſſe für ſich ſelbſt ſprach, ſo würde der Obergeneral beſſer daran gethan haben, wenn er bei dem Heere geblieben wäre. Glücklicher Weiſe hatte ſeine Entfernung keine nachtheiligen Folgen, wenn gleich nur durch den merkwürdigen Zufall, daß der Hofkriegsrath zu Wien dem Erzherzog Karl die Verfolgung nach dem Rhein hin unterſagt hatte, ſo lange die Schweiz noch nicht geräumt ſein würde. Dies war nach demſelben Princip geſchehen,

nach welchem auch die Franzoſen gehandelt hatten; nämlich nach dem Princip, daß der Schlüſſel zum Kriegsſchauplatze in den Bergen enthalten ſei. Gleichwohl lag am Tage, daß, wenn der Erzherzog Karl ſich nach der Zerſtreuung oder Zerſtörung der franzöſiſchen Donau-Armee, nach der Schweiz gewendet hätte, er über Maſſena's 30000 Mann ſtarkes Heer um ſo leichter triumphirt haben würde.

Während dies in Schwaben vorging, war in den hohen Alpen mit wechſelndem Erfolge gekämpft worden. Maſſena hatte bei der Erſtürmung von Feldkirch, einer jenſeits des Rheins oberhalb des Punktes, wo dieſer Strom ſich in den Koſtnitzer See ergießt, gelegenen Poſition, mehr als 2000 Mann eingebüßt. Dafür hatten Lecourbe und Deſſoles, jener bei Taufers, dieſer bei Nauders, glänzende Gefechte geliefert: Gefechte, welche jedem von ihnen 3 bis 4000 Gefangene gebracht hatten.

In Italien hatten die Feindſeligkeiten am Tage der Schlacht bei Stockach ihren Anfang genommen.

Die ſämmtlichen Truppen Frankreichs in Italien beliefen ſich, nachdem eine Verſtärkung von 30000 Konſkribirten hinzugekommen war, auf etwa 116,000 Mann, welche auf folgende Weiſe zerſtreut waren: Dreißigtauſend Mann alter Truppen bewachten, unter Macdonald, Rom und Neapel. Die 30000 Konſkribirten wurden in die feſten Plätze verlegt. So blieben 56000 Mann übrig, welche Scherer befehligte. Von dieſen wurden 5000 Mann geſondert, um Toskana zu beſetzen, deſſen Großherzog als naher Verwandter des Hauſes Öſterreich vertrieben worden war. Andere 5000 Mann waren dem General Deſſoles beigegeben, um im Veltlin zu wirken. Für Scherer blieben alſo nur 46000 Mann übrig, womit er an den Ufern der Etſch ſchlagen konnte: ein Punkt, wohin die ganze Maſſe der in Italien wirkſamen Streitkräfte hätte verſetzt werden ſollen. Ein noch größerer Fehler war jedoch dadurch begangen worden, daß man dem General Scherer

den Oberbefehl aufgedrungen hatte; denn dieſer General flößte kein Vertrauen ein: er war nicht bloß zu alt, ſondern er hatte ſich auch als Kriegsminiſter verhaßt gemacht. Lauter Umſtände, welche, beim Beginn eines ſchwierigen Feldzuges, ſchwerlich noch nachtheiliger ſein konnten.

Ehe Melas und Suworow, welchen der Oberbefehl in Italien übertragen war, anlangten, befehligte der Freiherr von Kray, einer von des Kaiſers beſten Generalen, die öſterreichiſchen Truppen in Oberitalien. Ihrer waren vor der Ankunft der Ruſſen nicht weniger, als 85000 Mann, und von dieſen befanden ſich bereits 60000 an der Etſch. Beide Heere hatten den Befehl zum Angriff. Die Öſterreicher ſollten von Verona aus längs dem Fuß der Berge vorgehen und alle Feſtungen maskiren: eine Bewegung, deren Zweck kein anderer war, als die Bewegung der Tyroler Armee in den Gebirgen zu unterſtützen. Scherer hatte keinen andern Auftrag, als über die Etſch zu ſetzen, was gar nicht leicht war, da die Öſterreicher im Beſitz aller Vortheile waren, welche dieſe Linie in ſich ſchließt. Warf man eine Brücke über dieſen Fluß, ſo war dies, wo es auch geſchehen mochte, gefährlich; denn, da die Öſterreicher Verona und Legnano inne hatten, ſo konnten ſie dem Heere, das mit dem Übergange beſchäftigt war, leicht in die Seite fallen.

Unter dieſen Umſtänden konnten die Franzoſen nichts Beſſeres thun, als den Feind über Verona hinausgehen zu laſſen und ihn auf einem gut gewählten Erdreich zu erwarten, um ihn zu ſchlagen und dann in der Verfolgung die Etſch zu überſchreiten. Doch Scherer, welcher anzugreifen befehligt war und der Ungeduld des Heeres nicht länger zu widerſtehen vermochte, wählte, nach langem Zögern, eine andere Auskunft. Da die Öſterreicher weit oberhalb Verona's, die Zugänge zu Rivoli, welche nach Tyrol führen, ſtark verſchanzt und bei Paſtrengo ein Lager aufgeſchlagen hatten, ſo beſchloß der franzöſiſche Obergeneral,

dies Lager zu erobern und den Feind auf dieſer Seite über die Etſch zu vertreiben. Dies ſollte durch die Diviſionen Serrurier, Delmas und Grenier geſchehen, während Moreau, welcher unter Scherer als bloßer Diviſionsgeneral befehligte, mit den Diviſionen Hatry und Viktor Verona beunruhigen und General Montrichard mit einer Diviſion einen verſtellten Angriff auf Legnago machen ſollte.

Um kurz zu ſein: das Lager von Paſtrengo wurde zwar erobert; doch eine Verfolgung der Öſterreicher unterblieb, weil dieſe Mittel fanden, die Brücke abzubrechen, welche ſie bei Polo über die Etſch geworfen hatten. Vor Verona kämpfte Moreau nur in ſofern mit Erfolg, als er ſeinen Gegner, den General Kaim, in die Mauern dieſer Stadt zurücktrieb. Montrichard hatte Mühe, ſich den ſtarken Angriffen zu entziehen, welche von Legnago aus auf ihn gemacht wurden; und er bewerkſtelligte ſeine Rettung nur durch einen Rückzug auf Moreau. Im Ganzen war alſo durch Scherers Angriff nichts geleiſtet worden; denn die Öſterreicher hatten keinen weſentlichen Vortheil ihrer Stellung eingebüßt . . .

Drei Tage ſpäter (29. März) veranſtaltete Scherer einen Kriegsrath, in welchem der Beſchluß gefaßt wurde, daß man den Übergang über die Etſch zwiſchen Verona und Legnago verſuchen müſſe. Doch auch dieſer Verſuch mißlang. Serrurier, der ihn durch den Übergang bei Polo erleichtern ſollte, wurde durch Übermacht zurückgeſchlagen; und ſobald dies vollbracht war, warf ſich der öſterreichiſche Obergeneral mit allen ſeinen Streitkräften von Verona aus auf Scherer, um ihn zwiſchen der Nieder-Etſch und dem Meere in die Enge zu treiben. Glücklicher Weiſe wurde dieſer Plan dadurch vereitelt, daß Moreau, zu deſſen Kunde er gelangt war, ſeinen Obergeneral zu rechter Zeit warnte. Indem nun Scherer zurückging, ſtießen die beiden feindlichen Heere bei Magnano den 5. April auf einander. Kray hatte den Vortheil, daß ſeine Streitkräfte beſſer ver-

einigt waren. Dies ſetzte ihn in den Stand, den ganzen rechten Flügel der Franzoſen (die Diviſionen Grenier und Victor) in die Flucht zu treiben. Er wendete ſich hierauf gegen den Mittelpunkt. Hier widerſtand jedoch Moreau mit ſo viel Hartnäckigkeit, daß er Kray an der Verfolgung ſeines Vortheils verhinderte. Nichts deſto weniger war die Schlacht verloren. Da es inzwiſchen dunkel geworden war, ſo drang Moreau darauf, daß man, um die Nachtheile des nächtlichen Rückzugs zu vermeiden, den Anbruch des Tages auf dem Schlachtfelde abwarten ſollte. Dennoch zog ſich Scherer, noch an demſelben Abend, hinter die Molinella, und Tages darauf auf den Mincio zurück. An Peſchiera auf der einen und an Mantua auf der andern Seite gelehnt, konnte er, wenn er Macdonald aus dem Innern der Halbinſel herbei rief, ſich nicht nur behaupten, ſondern auch die erlittenen Verluſte wieder einbringen; allein, erſchüttert von den Vorwürfen der Soldaten, hatte er den Kopf ſo ſehr verloren, daß er ſelbſt an der Behauptung des Mincio verzweifelte und das Heer erſt nach den Ufern des Oglio und unmittelbar darauf nach denen der Adda zurückführte, ohne zu wiſſen, wo er ſtehen bleiben würde.

Da nun auch Ernouf ſich von dem Eingange in die Engpäſſe des Schwarzwaldes aus übertriebener Furcht vor den Angriffen des Erzherzogs Karl nach dem Rhein zurückgezogen hatte: ſo blieb Maſſena'n, der ſich, wie wir wiſſen, auf jenem Ausſprung befand, welchen die Schweiz zwiſchen Deutſchland und Italien bildet, keine andere Wahl, als ſich in das Innere der Schweiz zurück zu ziehen, wofern er nicht von zwei ſiegreichen Heeren erdrückt werden wollte. Dieſer Rückzug wurde, in Verbindung mit Lecourbe, mit der ſchönſten Ordnung vollbracht. Auf Maſſena ruhete fortan die ganze Hoffnung des gedemüthigten Frankreichs, das in dieſer Periode noch von einer andern Seite tief gekränkt werden ſollte.

Da nur dem deutſchen Kaiſer (nicht zugleich dem deutſchen Reiche) der Krieg erklärt war, ſo hatte der Congreß zu Raſtadt keine Unterbrechung gelitten. Nach dem Rückzuge des franzöſiſchen Donau-Heeres, berathſchlagte man inmitten der öſterreichiſchen Truppen. Der einzige noch zu erledigende Streitpunkt betraf die Übertragung der Schulden. Theils um ſchneller ans Ziel zu kommen, theils um das deutſche Reich auf eine bleibende Weiſe mit dem Kaiſer zu entzweien, verriethen die franzöſiſchen Miniſter einen Theil der Unterhandlungen, welche zu Campo-Formio mit Bonaparte'n gepflogen waren. Dahin gehörte, daß das Wiener Kabinet, um in den Beſitz der friauliſchen Feſtung Palma-Nova zu kommen, Mainz Preis gegeben und auf dieſe Weiſe den Vortheil des deutſchen Reichs aufgeopfert hatte. Hiervon unterrichtet, wollte dies Kabinet die franzöſiſchen Miniſter für ihre Geſchwätzigkeit beſtrafen und ſich zugleich ihrer Papiere bemächtigen, um zu erfahren, welche deutſche Fürſten ſich am meiſten mit der Republik eingelaſſen hätten. Es faßte alſo den Entſchluß, die franzöſiſchen Abgeordneten auf ihrer Rückreiſe anzuhalten und ſich des Geheimniſſes zu verſichern, das auf den Unterhandlungen ruhete. Weſentlich war dieſer Entſchluß eine Wirkung des doppelten Staatsrechts, das durch die franzöſiſche Umwälzung über Europa gebracht war. Ob die Befehle ſo geſtellt waren, wie ſie vollzogen wurden, iſt bisher nicht ausgemittelt worden.

Mehr für ihren Briefwechſel mit Frankreich, als für ihre Perſonen beſorgt, ſchöpften die franzöſiſchen Miniſter den erſten Verdacht gegen die Abſichten Öſterreichs, als am 20. April die Aufhebung der Fährleute erfolgte, durch deren Hände dieſer Briefwechſel ging. Vereint mit ihnen, fragte jetzt die Reichs-Deputation an: ob der Congreß ſich für geſichert halten könnte? und da der öſterreichiſche Offizier, an welchen man ſich gewendet hatte, keine beruhigende Antwort ertheilte: ſo erklärten die franzöſiſchen

Miniſter, daß ſie nach drei Tagen nach Strasburg abgehen und daſelbſt ſo lange verweilen würden, bis die abgeriſſenen Unterhandlungen wieder angeknüpft werden könnten. Tages darauf wurde ihr Eilbote angehalten. Als jetzt von Seiten des Congreſſes die Anfrage geſchah: ob es Sicherheit für die franzöſiſchen Miniſter gebe? war die Antwort des Oberſten, welcher die Szeckler Huſaren in der Umgegend von Raſtadt befehligte, daß die Miniſter nur binnen 24 Stunden abreiſen könnten. Eine Bedeckung, um die man ihn bat, verſagte der Oberſt.

Den 28. April Abends um 9 Uhr reiſeten die drei franzöſiſchen Miniſter Jean Debry, Bonnier und Roberjot mit ihren Familien in drei Wagen ab; ihnen folgten die liguriſche Geſandtſchaft und ihre Geſandtſchafts-Sekretäre. Noch waren die Reiſenden nicht weit gekommen, als Szeckler Huſaren, den Säbel in der Fauſt, die Wagen anhielten und gewaltſam den Schlag desjenigen öffneten, worin Jean Debry voranfuhr. Sie riſſen hierauf dieſen Miniſter aus dem Wagen und verſetzten ihm ſo ſtarke Säbelhiebe, daß er für todt zu Boden ſtürzte. Bonnier und Roberjot wurden in den Armen ihrer Familien von eben dieſen fühlloſen Werkzeugen der Grauſamkeit ermordet. Darüber gewannen die liguriſche Geſandtſchaft und die Geſandtſchafts-Sekretäre ſo viel Zeit, daß ſie ſich nach Raſtadt zurückflüchten konnten. Inzwiſchen plünderten die Räuber die Wagen der Ermordeten, und bemächtigten ſich ihrer Papiere.

So verhielt es ſich mit dieſer Unthat.

Jean Debry war indeß nicht getödtet worden; die ſtrenge Frühlingsluft hatte ihm die Beſinnung zurück gegeben, und nachdem er die Nacht in einem Graben zugebracht hatte, kam er, von Landleuten geführt, mit Tagesanbruch nach Raſtadt zurück, wohin ſich auch die Familien ſeiner ermordeten Kollegen begeben hatten. Alle fanden bei den noch zurückgebliebenen Mitgliedern des Congreſſes das Beileid, das ſie verdienten. Die freche Verletzung des Völker-

rechts, welche in dieſem Geſandtenmord verübt worden war, erregte durch ganz Deutſchland einen ſo allgemeinen Unwillen, daß der deutſche Kaiſer nicht umhin konnte, zu Regensburg im Angeſicht des ganzen Europa ſeinen Abſcheu an der Unthat und zugleich ſeinen Vorſatz erklären zu laſſen, daß er die Urheber derſelben der ſtrengſten Unterſuchung und Ahndung unterwerfen werde. Dieſe Erklärung verhallete in dem Waffengetümmel und in den wichtigen Begebenheiten, welche darauf folgten. Späterhin wurde die Unthat in das Licht eines durch mißverſtandene Befehle verſchuldeten Soldatenfrevels geſtellt, welcher unterblieben ſein würde, wenn die Szeckler Huſaren nicht berauſcht geweſen wären. Der Wahrheitsſinn gebietet, einzugeſtehen, daß es mit dem Gegenſatz, worin das Monarchiſche zu dem Republikaniſchen in dieſer Zeit ſtand, dahin gekommen war, daß ſelbſt Verbrechen nicht ausbleiben konnten; und nur in dieſem Betracht dürfte die Unthat, von welcher ſo eben die Rede geweſen iſt, einige Entſchuldigung verdienen.

Sechſtes Kapitel.

Stimmung der Hauptſtadt und Beſchuldigung der Direktoren; Sieyes Eintritt in das Direktorium an Rewbells Stelle; Fortgang des Krieges in der Schweiz und Italien; Revolution vom 30. Prairial und Ausſcheiden dreier Direktoren.

Unfälle, wie die beſchriebenen, würden das Vertrauen zu jeder andern Regierung vermindert haben; denn glücklicher Erfolg iſt zuletzt das Einzige, wodurch das Anſehn der Regierungen aufrecht erhalten wird. Um wie viel mehr war das Direktorium, theils vermöge ſeiner Zuſammenſetzung, theils vermöge ſeines Verhältniſſes zu den beiden Räthen, den bitterſten Bemerkungen ausgeſetzt! Da war zuletzt gar nichts, was man ihm nicht zur Laſt legte: die Schwäche des Heeres, die fehlerhafte Wahl der Anführer, die zweckloſe Verwendung des öffentlichen Einkommens, ſogar die Abweſenheit Bonaparte's, die man als eine unfreiwillige betrachtete, und der Geſandtenmord, in welchem man einen Verſuch des Direktoriums zur Anregung eines ſtärkern Gemeingeiſtes zu ſehen geneigt war. Kaum verdient bemerkt zu werden, daß die Direktoren von allen dieſen Beſchuldigungen keine, und überhaupt keine andere verdienten, als die, daß ſie das Vertrauen der Patrioten und der Krieger zu der Allmacht der Republik getheilt hatten und folglich nur dem allgemeinen Irrthum gefolgt waren,

der die Grundlage ihrer ganzen Wirkſamkeit ausmachte. Wenn ſie als Civil-Obrigkeiten, welche, nicht etwa wegen erblicher Vorzüge oder wegen perſönlichen Ruhms, ſondern nur wegen der Meinung, die man von ihren Tugenden hatte, zur Ausübung der höchſten Gewalt berufen waren, unter ſo ſchwierigen Umſtänden, wie der erneuerte Kampf in ſich ſchloß, ihrer Beſtimmung nicht entſprachen: ſo rührte dies nur daher, daß ſie nicht leiſten konnten, was von ihnen gefordert wurde; denn, wie hätten ſie es wohl anfangen ſollen, um zugleich zahlreiche Heere und anſpruchsvolle Generale in Unterwerfung zu erhalten und die Hälfte Europa's zu regieren? Dieſe Aufgabe war nicht zu löſen. Man nannte ſie, wie wir bereits bemerkt haben, ſpottweiſe die Advokaten, und in dieſer Benennung würde ihre vollſtändigſte Entſchuldigung enthalten geweſen ſein, wenn der menſchliche Geiſt weniger geneigt wäre, die Dinge nur in dem Spiegel der Perſonen, nicht, umgekehrt, die Perſonen in dem Spiegel der Dinge zu ſehen.

Vermöge einer auffallenden Seltſamkeit, welche in dieſem Zuſammenhange nicht mit Stillſchweigen übergangen werden darf, verſchonte das öffentliche Urtheil am meiſten Denjenigen unter den Direktoren, der den ſtärkſten Tadel verdiente. Dieſer war Barras, der ſeinen Kollegen die ganze Laſt der Geſchäfte überließ und ſich um nichts bekümmerte, es ſei denn in den entſcheidenden Augenblicken, wo er Gelegenheit fand, ſeine ſtarke Stimme geltend zu machen. Ihn beſchäftigte nur das Perſönliche der Regierung, weil dieſes am meiſten ſeinem ränkevollen Geiſte entſprach. Als Theilhaber an den Gewinnen der Compagnien, rechtfertigte er allein den Vorwurf der Verſchleuderungen, welcher dem Direktorium im Allgemeinen gemacht wurde. Dabei war er der ſtandhafte Vertheidiger der Wirrköpfe und Staatsdiebe, ſo wie der Urheber der falſchen Maßregeln, welche genommen wurden, als man Brune und Fouché nach Italien ſendete und Scherer'n den

Oberbefehl über das Heer in Italien aufdrang. Nichts deſto weniger ließ man ihn in den Urtheilen über das Direktorium immer aus dem Spiel. Nur er erhielt nicht die Benennung des Advokaten; denn ſeine Trägheit, ſeine Liederlichkeit, ſeine ſoldatiſchen Manieren, ſeine Verbindungen mit den Jakobinern und die Erinnerung an den 18. Fruktidor, den man ihm ausſchließlich beimaß, gaben ihm das Anſehn eines Praktikers, der beſſer zu regieren verſtehe, als ſeine Kollegen. Die Patrioten fanden, daß er ihnen ähnlich war und hielten ihn daher für den ihrigen. Die Royaliſten erhielten von ihm geheime Aufmunterungen. Die Generalſtäbe, die er gegen die gerechte Strenge ſeiner Kollegen vertheidigte, gewannen ihn lieb, und die Lieferanten prieſen ihn aus vollen Backen. Und indem er auf dieſe Weiſe der öffentlichen Ungunſt entging, war er ſelbſt verſchmitzt und treulos genug, die Vorwürfe, die er allein verdient hatte, auf ſeine Kollegen abzuwälzen, vor allen auf Rewbell, deſſen perſönlicher Feind er war, ſo wie auf la Reveilliere, deſſen unbeugſame Strenge ihm Widerwillen einflößte. In den Geſellſchaften, welche ſich bei Barras verſammelten, war kaum von etwas Anderm die Rede, als von Rewbells Geiz und von la Reveilliere's Frömmigkeit. Da dieſer einem Verein angehörte, der ſich die Benennung des theophilanthropiſchen gab, ſo machte man ihn als den Stifter einer neuen Sekte lächerlich. Merlin und Francois de Neufchateau kamen minder in Betracht, weil ſie ſpäter in das Direktorium eingetreten waren; doch blieben auch ſie nicht verſchont.

Bei dieſer Stimmung der Gemüther erfolgten die Wahlen des Jahres VII.; die letzten, die es gab. Die Patrioten, welche nicht länger von dem geſetzgebenden Körper ausgeſchloſſen ſein wollten, erreichten ihren Zweck hauptſächlich dadurch, daß ſie ausſprengten, das Direktorium gehe damit um, die Vollmachten der gegenwärtigen Abgeordneten auf 5 Jahre auszudehnen und folglich die

Ausübung der Wahlrechte für dieſen Zeitraum zu ſuspendiren. General Jourdan, der die Überzeugung hegte, das Direktorium habe ihn in der öffentlichen Meinung zu Grunde richten wollen, trat von neuem in das geſetzgebende Corps, und auch Augereau erhielt in demſelben einen Platz, wie allgemein er auch von Seiten ſeines Mißvergnügens und ſeiner Turbulenz bekannt ſein mochte. Als die Wahl eines neuen Direktors erfolgen mußte, traf das Loos des Ausſcheidens nicht Barras, wie es wohl zu wünſchen geweſen wäre, ſondern Rewbell, den fähigſten unter den Direktoren. Die Freude darüber war außerordentlich; doch legte ſie ſich, als Rewbell in den Rath der Alten trat und die wider ihn verbreiteten Beſchuldigungen aufs Siegreichſte widerlegte. An des ausgeſchiedenen Direktors Stelle wurde Sieyes gewählt; und mit dieſer Wahl hatte es folgende Bewandniß.

Sieyes galt für einen tiefen Denker und ſtand, als ſolcher, nach Bonaparte in der größten Achtung. Weſentlich entſchied dieſer Umſtand ſeine Wahl; denn je tiefer das Direktorium in der öffentlichen Würdigung geſunken war, deſto mehr mußte man darauf bedacht ſein, es wieder zu heben. Indeß kam noch ein anderer Umſtand hinzu, Sieyes Verdienſt zu ſteigern; und dieſer war, daß man allgemein glaubte, Preußens Neutralität in dem unbeendigten Kriege ſei das Werk — nicht der beſondern Lage dieſes Königreichs, ſondern ſeines großen Verſtandes. Außerdem fühlte man die Nothwendigkeit einer veränderten Verfaſſung; und indem man wähnte, Sieyes ſei eben ſo fähig, eine Regierung zu leiten, als eine gute Verfaſſung zu erſinnen, wurde er mit der vollen Ungeduld zurückerwartet, die ſich an alles knüpft, was Rettung zu bringen verſpricht.

Inzwiſchen hatte das Direktorium nicht aufgehört, alles, was in ſeinen Kräften ſtand, zu thun, um die Unfälle, welche die Eröffnung des Feldzugs begleitet hatten, wieder gut zu machen. Maſſena war zum Oberbefehlshaber der ſämmtlichen Truppen ernannt worden, welche

nach dem Rückzug der Donau=Armee, von Düſſeldorf bis zum St. Gotthard kantonnirten. Scherer hatte die Erlaubniß erhalten, ſein Kommando an Moreau abzutreten, und Macdonald war berechtigt worden, Neapel und den Kirchenſtaat zu verlaſſen, um ſich an das Heer in Ober=Italien anzuſchließen. Was von alten Bataillonen noch im Innern der franzöſiſchen Republik zurückgeblieben war, näherte ſich den Grenzen. Die Organiſation und Ausrüſtung der Konſkribirten wurde beſchleunigt. Es war alſo auf Verſtärkungen zu rechnen; nur daß die Gefahr des Augenblicks unvermindert blieb.

Nachdem Maſſena den General Lecourbe und einen beträchtlichen Theil der Donau=Armee an ſich gezogen hatte, vertheilte er ſein Heer von der großen Alpenkette bis zum Einfluß der Aar in den Rhein, und wählte von den Fluß=Linien, welche die Schweiz in ſich ſchließt, die der Limmat, wo er ſich ernſtlich feſtſtellte. Sein rechter Flügel, welcher aus den Diviſionen Lecourbe, Menard und Lorge beſtand, reichte von den Alpen bis zum Züricher See, und wurde von Ferino befehligt. Seinen Mittelpunkt ſtellte er an der Limmat auf; er beſtand aus den Diviſionen Oudinot, Vandamme, Thureau und Soult. Sein linker Flügel bewachte den Rhein, nach Baſel und Strasburg hin. Von dieſer Stellung aus, beſchloß Maſſena, die Vereinigung des Erzherzogs Karl mit dem Feldmarſchall=Lieutenant Hotze zu verhindern, welche beide am Rhein ſtanden, der eine am Einfluß dieſes Stromes in den Bodenſee, der andere am Ausfluß deſſelben aus dieſem See. Doch verſäumte Maſſena den zum Angriff ſchicklichen Zeitpunkt bis zu dem Augenblick, wo ſeine beiden Gegner ſich Hülfe leiſten konnten. Zwar bekämpfte er ſie am 24. Mai auf mehreren Punkten, namentlich zu Aldenhofen und Frauenfeld; allein wie viel Mühe er ſich auch gab, ihre Vereinigung zu verhindern, ſo unterlag er doch der Unmöglichkeit. Er ſah ſich alſo genöthigt zum Rücktritt in die Linie der Limmat

und Zürichs, wo er den Erzherzog Karl, wenn dieſer ihn anzugreifen wagen ſollte, mit allem Nachdruck zu empfangen entſchloſſen war.

Während die Entſcheidung in der Schweiz verzögert wurde, erfolgte in Italien ein Unfall nach dem andern.

Mit einem Corps von 28 bis 30000 Mann war Suworow zu den Öſterreichern geſtoßen. Die Verbündeten waren, von dieſem Augenblick an, 90000 Mann ſtark. Melas befehligte die Öſterreicher; den Oberbefehl über beide Heere führte Suworow. Man nannte ihn den Unüberwindlichen wegen der Thaten, die er theils im letzten Türken-Kriege, theils in Polen vollbracht hatte. Was ihm an feldherrlicher Einſicht abging, das erſetzte er durch Charaktertrotz und durch eine bis zur Narrheit getriebene Seltſamkeit, wodurch er ſich dem gemeinen Ruſſen wichtig machte. Wäre er weniger Barbar geweſen — hätte er die Fähigkeit gehabt, die Anwendung ſeiner Kräfte zu berechnen: ſo würde der Ausgang ſeines Unternehmens unendlich nachtheiliger für Frankreich ausgefallen ſein. Ihm nicht unähnlich war übrigens ſein Heer, dem es nicht an Entſchloſſenheit, wohl aber an Überlegung und Unterricht fehlte. Nur vom Bajonet verſtand es Gebrauch zu machen; Geſchützkunde, geſchickte Kavallerie-Angriffe und einſichtsvolle Belagerung waren ihm gänzlich fremd. Suworow, ohne alle Nachſicht mit den Eigenthümlichkeiten der Öſterreicher, kränkte dieſe von allen Seiten, beſonders aber dadurch, daß er ihnen ruſſiſche Offiziere gab, und von den Zierbengeln und Großmäuligen ſprach, die lieber nach Hauſe gehen ſollten. Als General Chaſteller, Chef des öſterreichiſchen Generalſtabes, bald nach Suworow's Ankunft eine Recognoszirung in Vorſchlag brachte, war die Antwort des ruſſiſchen Generals: „Was Recognoszirungen! Die ſind gut für furchtſame Leute, und um dem Feinde zu melden, daß man gegen ihn unterwegs iſt. Wer ihn finden will, findet ihn immer; Colonnen, Bajonet, blanker Säbel;

Angreifen, Einhauen — das ſind meine Recognoszirungen!" So waren ſeine Reden, ſo ſein Verfahren. So viel Rohheit konnte nur an ihrem Gegenſatze ſcheitern; und es wird ſich zeigen, wie ſie wirklich ſcheiterte.

Scherer hatte ſich an der Adda auf eine höchſt unglückliche Weiſe aufgeſtellt, nämlich ſo, daß die Diviſion Serrurier, beim Ausfluß der Adda aus dem Lecco-See, die Diviſion Grenier zu Caſſano, die Diviſion Victor bei Lodi ſtand, während Montrichard mit einigen leichten Corps nach dem Modeneſiſchen und den Gebirgen von Genua hin poſtirt war, um die Communikation mit Toskana (von wo Macdonald kommen ſollte) offen zu erhalten; ſeine 28000 Mann, ſo auf einer Linie von 24 franzöſiſchen Meilen zerſtreut, konnten nirgends Widerſtand leiſten und waren folglich in Gefahr, von jedem nur einigermaßen ſtarken Feinde geſprengt zu werden. Eine ſolche Sprengung erfolgte den 27. April Abends; und da Scherer nun nicht länger auszuhalten vermochte: ſo legte er den Kommando-Stab in die Hände Moreau's. Dieſer General hatte hinreichende Urſache, ſich der Annahme deſſelben zu weigern; denn er war zurückgeſetzt worden und konnte jetzt, wo der ganze Feldzug verfehlt war, ſich nur auf neue Niederlagen gefaßt halten. Doch ſo weit reichte Moreau's Vaterlandsliebe, daß er nicht verzweifelte weder an der Rettung des Heeres, noch an der der italieniſchen Halbinſel; und dies iſt unſtreitig der ſchönſte, wenn gleich der am wenigſten geprieſene Theil ſeines Lebens.

In dem, was folgt, beabſichtigen wir nicht ſowohl eine vollſtändige Darſtellung der Begebenheiten, welche die Geſchichte dieſes Feldzugs ausmachen, als vielmehr einen ſolchen Abriß derſelben, welcher dem Leſer die Überſicht des Feldzugs in ſeinem Zuſammenhange erleichtert.

Suworow hatte ſich auf mehreren Punkten der Adda genähert. Zurückgeworfen am Lecco-See, war er bei Brivio und Trezzo, ober- und unterhalb der Diviſion

Serrurier, welche den linken Flügel des franzöſiſchen Heeres bildete, über dieſen Fluß gegangen. Die eben genannte Diviſion war dadurch von dem Heere abgeſchnitten. Was nun auch Moreau bei Trezzo für Anſtrengungen machen mochte, theils um die Ruſſen über die Adda zurück zu ſprengen, theils um ſich mit Serrurier in Verbindung zu ſetzen: ſo reichten doch ſeine ſchwachen Kräfte — 8 bis 9000 Mann, mit welchen er ein Corps von mehr als 20000 zu bekämpfen hatte — dazu nicht aus. Serrurier mußte ſeinem Schickſal überlaſſen werden; und dieſes fiel dahin aus, daß die ganze Diviſion, welche dieſen Namen führte, nachdem ſie von allen Seiten umwickelt war, bis auf einen geringen Theil, der ſich durch die Gebirge nach Piemont rettete, das Gewehr ſtrecken mußte. Dies geſchah den 28. April.

Glücklicher Weiſe hatte ſich Victor mit ſeiner ganzen Diviſion zurückgezogen. Zurückgebracht auf 20000 Mann, mußte Moreau darauf bedacht ſein, wie er ſeinen Zuſammenhang mit Frankreich auf der einen und mit Toskana (von wo Macdonald vorrücken ſollte) auf der andern Seite, decken wollte. Nachdem er nun zwei Tage, in richtiger Beurtheilung des feldherrlichen Charakters ſeines Gegners, in Mailand zugebracht hatte, brach er in zwei Kolonnen auf, von welchen die eine die Parks und die Bagage des Heeres begleitete, während die andere nach Aleſſandria zog. Von Suworow, der ſich inzwiſchen die Huldigungen der Prieſter, Mönche und Adeligen zu Mailand gefallen ließ, gar nicht beläſtigt, langte der franzöſiſche Oberfeldherr zu Turin an, wo er die Citadelle bewaffnete. Ohne Zeitverluſt begab er ſich hierauf nach Aleſſandria, um daſelbſt, am Zuſammenfluß des Tanaro und des Po, eine Stellung zu nehmen. Gedeckt durch beide Flüſſe, hatte er keinen überraſchenden Angriff zu fürchten; und indem er die Straßen von Genua bewachte, durfte er die Ankunft Macdonalds erwarten. Seine Stellung, in jeder Hinſicht vor-

theilhaft, war es beſonders dadurch, daß er ſeine 20000 Mann in dem kurzen Zeitraum von wenigen Stunden vereinigen und folglich maſſenweiſe wirken konnte.

Suworow, durch ein öſterreichiſches Corps unter Bellegarde verſtärkt, zugleich aber durch die Abtheilungen, die er zur Belagerung der Feſtungen Peſchiera, Mantua und Pizzighitone abgeben mußte, geſchwächt, langte mit 40000 Mann an den Ufern des Tanaro und des Po an, und ſchlug, Moreau gegenüber, ſein Hauptquartier zu Tortona auf. Die nächſten Tage verſtrichen unter Nichtsthun. In der Nacht vom 11. bis 12. Mai gingen endlich etwa 2000 Ruſſen, Mugarone gegenüber, zu einer der mit Holz bewachſenen Inſeln über, welche ein wenig oberhalb des Zuſammenfluſſes des Tanaro und des Po gelegen ſind, um von hier aus einen Angriff zu verſuchen. Dieſe gelangten glücklich auf das rechte Ufer des Po; allein, indem die Franzoſen keinen Augenblick verloren, wurden ſie zurückgetrieben und fanden meiſtens ihren Tod in den Fluthen dieſes Stromes.

Wie glücklich auch dieſer erſte Anfang für Moreau war, ſo fühlte er ſich doch durch den Gedanken geängſtigt, daß Suworow vor Aleſſandria ein bloßes Detaſchement zurücklaſſen und den Po aufwärts nach Turin vorgehen könnte, um die Stellung der Franzoſen von hinten anzugreifen. Um hierüber zur Gewißheit zu gelangen, beſchloß er über Aleſſandria hinaus eine Recognoszirung, die er für den Fall, daß ſeine Vermuthung ſich beſtätigte, in einen Angriff zu verwandeln gedachte. Wirklich verhielt es ſich ſo, wie er vorausgeſetzt hatte. Um nun nicht allzu viel zu wagen und ſich nicht allzu weit von ſeinen Communikationen mit Toskana zu entfernen, beſchloß er, ohne ſeinen erſten Vorſatz durchgeführt, d. h. die Recognoszirung in einen Angriff verwandelt zu haben, einen Rückzug nach den Gebirgen Genua's. Die Diviſion Victor mußte ſich auf Wegen, welche nur von Fußgängern zu betreten waren,

aller Übergänge über den Apennin bemächtigen, um ſich der von Neapel her aufgebrochenen Armee anzuſchließen und dieſe auf den Fall, daß ſie von Suworow angegriffen würde, zu verſtärken. Moreau ſelbſt, ohne noch mehr als 8000 Mann für ſich zu behalten, ging mit ſeinem Geſchütz, ſeiner Reiterei und allem, was durch Gebirgsſtraßen folgen konnte, nach einem von den Fahrwegen, welche hinter Ceva in das Gebiet von Genua führen. Dieſer Rückzug wurde ohne Unfall vollbracht; und obgleich Suworow ſich alle nur erſinnliche Mühe gab, dies Werk eines überlegenen Talents zu ſtören, ſo konnte er doch nicht verhindern, daß, während ſich Victor in Verbindung mit der Diviſion Lapoype und mit dem leichten Corps Montrichards an der Ober-Trebbia aufſtellte, um ſich an Macdonald anzuſchließen, Moreau die Gegend von Novi erreichte: eine Stellung, welche ſehr viel Sicherheit in ſich ſchloß, während dieſe noch dadurch vermehrt wurde, daß Bruix, der See-Miniſter, als Oberbefehlshaber der zur Wiederherſtellung des Zuſammenhanges mit dem Heere Bonaparte's ausgerüſteten Breſter Flotte, ſich gerade vor Genua befand.

Während dies in Italien vorging, wurden Maſſena und der Erzherzog Karl handgemein. Der Leſer erinnert ſich der Stellung, welche der franzöſiſche Obergeneral, nicht an der Limmat ſelbſt, ſondern auf einer Kette von Hügeln genommen hatte, welche vor der Limmat gelegen ſind und zugleich den Fluß und den Züricher See decken. Dieſe Hügel waren von ihm auf eine furchtbare Weiſe verſchanzt worden. Ob nun gleich der Theil der franzöſiſchen Linie, welcher ſich zwiſchen Zürich und der Aar befand, bei weitem der ſtärkſte war, ſo beſchloß dennoch der Erzherzog, dieſen anzugreifen, weil es gefährlich geweſen ſein würde, einen größern Umweg zu machen, um einen Angriff, oberhalb des See's, längs der Lint zu machen. Der beabſichtigte Angriff erfolgte den 16. Juni, längs der ganzen Strecke der Limmat. Er wurde auf allen Punkten ſiegreich

zurückgeſchlagen. Am nächſten Tage ſollte er erneuert werden; denn ſehr richtig urtheilte der Erzherzog, daß Verſuche dieſer Art fortgeſetzt werden müßten, wenn der erlittene Verluſt nicht vergeblich ſein ſollte. Doch Maſſena — welcher erwog, wie ſchwierig ſein Rückzug ſein würde, wenn der Erzherzog zum Ziele käme, außerdem aber auch in Anſchlag brachte, daß die Albiskette, welche die Limmat und den Züricher See von hinten begrenzt, die ſtärkere Linie ſei — zog ſich freiwillig zurück, ohne noch etwas mehr einzubüßen, als die Stadt Zürich, die er für unwichtig hielt. Die Art und Weiſe, wie er ſich aufſtellte, nahm dem Erzherzog Karl die Luſt, ihn noch einmal anzugreifen; und ſo blieb denn die Stellung der Franzoſen in der Schweiz beinahe dieſelbe: die Aar, die Limmat, der Züricher See, die Lint und die Reuß bis zum St. Gotthard bildeten ihre Vertheidigungs-Linie gegen die Öſterreicher.

Deſto nachtheiliger für Frankreich entwickelten ſich die Begebenheiten in Italien.

Macdonald, welcher auf Befehl des Direktoriums Beſatzungen im Fort St. Elmo, in Capua und in Gaetta zurückgelaſſen hatte, war über Rom ſchnell genug nach Florenz vorgedrungen, um Moreau's Ungeduld zu beſänftigen. Vereinigt mit der Diviſion Gauthier, die er in Toskana antraf, vereinigt auch mit dem leichten Corps Montrichards, das im Modeneſiſchen angelangt war, befehligte er ein Heer von 26000 Mann, mit welchem er den Verbündeten großen Nachtheil hätte zufügen können, wenn er weniger gezögert hätte. Er, der ſchon den 25. Mai in Florenz angelangt war, ſtieg erſt um die Mitte des Juni von dem Apennin in die Thäler Placenza's herab. Hierdurch gewann Suworow Zeit, ſolche Gegenanſtalten zu treffen, wodurch die Vereinigung der beiden franzöſiſchen Obergenerale wirkſam verhindert wurde. Er ſelbſt verließ Turin, wo er ſich nur allzu lange aufgehalten hatte, um ſich mit 20000 Mann Verſtärkung zwiſchen

Macdonald und Moreau aufzuſtellen — folglich die Stellung wieder einzunehmen, welche er gar nicht hätte verlaſſen ſollen. Dem General Ott, welcher an der Trebbia ein Beobachtungs=Corps befehligte, gebot er, ſich auf ihn zurück zu ziehen, wenn er angegriffen würde, und indem er alle die Truppen an ſich zog, welche Kray bei der Belagerung Mantua's erübrigen konnte, überließ er dem General Bellegarde die Sorge, Novi zu beobachten, damit ihm Moreau nicht in die Seite dringen möchte. Nach dieſen Vorbereitungen ſchickte er ſelbſt ſich an, nach Placenza vorzugehen, um Macdonald zu ſchlagen.

Dieſe Vorbereitungen waren bei weitem die beſten, welche Suworow in dieſem Kriege getroffen hatte; ſie waren es dadurch, daß ſie die Vereinigung Moreau's und Macdonald's verhinderten: eine Vereinigung, welche nur dadurch zu Stande kommen konnte, daß Macdonald ſich in der Nähe des Gebirges hielt und nicht allzu tief in der Ebene eine Schlacht annahm. Unglücklicher Weiſe ließ Macdonald ſich von ſeinem Muth fortreißen. Nachdem er das in der Umgegend von Modena aufgeſtellte Corps von Hohenzollern geſchlagen und ſich mit der Diviſion Victor vereinigt hatte, wollte er den am Tidone aufgeſtellten General Ott erdrücken; allein er gab dadurch nur die Veranlaſſung zu Niederlagen, wodurch Suworow's Ruhm gehoben wurde.

Drei Bergſtröme, welche parallel vom Apennin ſich in den Po ergießen — die Nura, die Trebbia und der Tidone — bildeten das Schlachtfeld. Die franzöſiſche Hauptmacht ſtand noch an der Nura, als die Diviſionen Victor, Dombrowsky und Rusca nach der Trebbia mit dem Befehl vorrückten, ſich nach dem Tidone zu ziehen, um Ott zu überwältigen, von welchem Macdonald glaubte, daß er ohne Stütze ſei. Schon war der Vortrab dieſes Generals von den Ufern des Tidone verdrängt, ſchon hatte er nach Sermet zu eine Stellung genommen, als Suworow mit

ſeiner ganzen Stärke zu ſeiner Unterſtützung herbei kam. Den General Bagration ſtellte er Victor'n entgegen; Ott mußte ſich, im Mittelpunkt, gegen Dombrowsky zurückwenden; Melas erhielt den Auftrag, die Diviſion Ruska zu bekämpfen. So nahm die Schlacht ihren Anfang, und ſie endigte damit, daß, nachdem die ruſſiſche Reiterei die Polen im Mittelpunkt durchbrochen hatte und der Diviſion Victor in die Seite gedrungen war, ein Rückzug nach der Trebbia nothwendig wurde.

Nur ein Drittel des Macdonaldſchen Heeres hatte an dieſem Tage gefochten, und was es gelitten hatte, kam auf die Rechnung des Umſtandes, daß Macdonald die Ankunft Suworows unbekannt geblieben war. Entſchloſſen nun, ſich wegen des erlittenen Schlages zu rächen, gedachte Macdonald, ſich an der Trebbia feſtzuſetzen, die Diviſionen Olivier, Montrichard und Watrin, die noch an der Nura ſtanden, an ſich zu ziehen und am dritten Tage (19. Juni) eine Schlacht zu liefern. Doch Suworow kam ihm zuvor. Mit Anbruch des Tages (18. Juni) griffen die ruſſiſchen Vortrabe die franzöſiſchen bei Caſaliggio und Grignagno an und warfen dieſe. Macdonald, der nicht auf dieſen Angriff gefaßt war, beſchäftigte ſich damit, ſeine Mittelpunkts-Diviſionen in Linie rücken zu laſſen. Victor, an der Spitze des linken Flügels, brachte zwar Suworow einen Augenblick dadurch in Gefahr, daß er die ganze franzöſiſche Infanterie über die Trebbia ſetzen ließ; doch indem Roſenberg mit der Diviſion Schweikowsky anlangte, wurde das Gleichgewicht wieder hergeſtellt und nach einem mörderiſchen Gefecht ſahen ſich die Franzoſen zu einer rückgängigen Bewegung über die Trebbia genöthigt. Inzwiſchen waren die Diviſionen Olivier und Montrichard im Mittelpunkt und Watrin auf dem rechten Flügel angelangt. Längs der ganzen Linie hob eine Kanonade an; doch war dieſe nicht von Dauer. Sie wurde auf beiden Seiten gleichzeitig eingeſtellt und die Trebbia trennte beide Heere.

Um den Leſer nicht durch ein allzu ausführliches Schlachtgemälde zu ermüden: — Nach einem, von den Franzoſen veranlaßten nächtlichen Kampf, in welchem weder Freund noch Feind verſchont wurde, hob die Schlacht am 19. Vormittags um 10 Uhr wieder an. Macdonald, der alle ſeine Streitkräfte beiſammen hatte, wünſchte dieſen Tag zu einem entſcheidenden zu machen. Das Gefecht begann auf dem linken Flügel der Franzoſen an der Ober-Trebbia, über welchen Fluß Dombrowsky troz dem Widerſtande der Ruſſen gekommen war. Suworow entſendete den Prinzen Bagration dahin; und da, vermöge dieſer Bewegung, Roſenbergs Seiten entblößt waren, ſo benutzten Victor und Rusca unverzüglich dieſen Umſtand, um ſich auf ihn zu werfen. Mit Erfolg rückten ſie, über die Trebbia hin, vor, und umwickelten von allen Seiten die Diviſion Schweikowsky, bei welcher ſich Suworow befand. Die Gefahr für dieſe Diviſion war nicht gering; allein, indem ſie ſich aufs Tapferſte vertheidigte, kam Bagration ihr zu Hülfe und zwang Victor und Rusca zum Abſtehen vom Angriff. Hätte Dombrowsky dieſen Augenblick benutzt, ſich auf Bagration zu werfen, ſo würde der Vortheil auf Seiten der Franzoſen geblieben ſein, und zwar auf einem Punkte, welcher der wichtigſte war, wegen ſeiner Nähe an dem Gebirge. Da er unglücklicher Weiſe unthätig blieb, ſo mußten Victor und Ruska über die Trebbia zurück. Im Mittelpunkt war Montrichard nach Grignano, Olivier nach St. Nicolo hin über dieſen Fluß gekommen. Montrichard marſchirte wider das Forſterſche Corps, als die öſterreichiſche Nachhut unter Melas ganz unerwartet ſeiner Diviſion in die Seiten drang. Dieſe ergriff die Flucht; und nachdem Montrichard über die Trebbia zurückgegangen war, konnte Olivier, wenn er nicht erdrückt werden wollte, nichts Beſſeres thun, als ſeinem Beiſpiele folgen. Auch die Diviſion Watrin, welche den äußerſten rechten Flügel der Franzoſen bildete, konnte ſich nun nicht länger jenſeits der Trebbia

halten. Suworow, noch immer fürchtend, daß Moreau ihm in den Rücken kommen könnte, that, was in ſeinen Kräften ſtand, um über dieſen Fluß zu kommen; doch die Franzoſen ſetzten ihm auf allen Punkten den ſtärkſten Widerſtand entgegen und die Trebbia trennte zum dritten Male die beiden feindlichen Heere, nachdem jedes etwa 12000 Mann verloren hatte. Um nicht in einem allzu weit getriebenen Kampf nach Toskana zurückgeworfen zu werden, zog ſich Macdonald nach der Nura, wobei ſeine Abſicht war, hinter dem Apennin herum nach Genua zu kommen. Zwar ſah er ſich Anfangs von Suworow verfolgt; allein, als der ruſſiſche Oberfeldherr Moreau's Kanonen in ſeinem Rücken donnern hörte, ſtand er von der Verfolgung ab, um Bellegarde beizuſtehen, der in die Flucht geſchlagen war und bereits 3000 Mann an Gefangenen verloren hatte.

Auf dieſe Weiſe endigte die beabſichtigte Vereinigung Moreau's mit Macdonald, von welcher man ſich ſo große Dinge verſprochen hatte, mit einer blutigen Niederlage.

Der Feldzug hatte bisher drei Monate gedauert. Durch die Schlacht bei Stockach war Deutſchland, durch die Schlachten bei Magnano und an der Trebbia Italien für Frankreich verloren. Maſſena behauptete zwar noch die Schweiz; doch ſtand nicht auch von dieſer Seite ein Unfall bevor? Wie verſchieden war dieſe Lage Frankreichs von der des Jahres 1797! Auch wurde dies ſehr allgemein gefühlt; und die Beſorgniß vor einer Verheerung nahm ſo überhand, vorzüglich in den ſüdlichen Departements, daß die Städte Chambery, Grenoble und Orange Bittſchriften einſendeten, welche den lebhafteſten Eindruck auf den geſetzgebenden Körper machten. Sämmtliche Feinde des Direktoriums hatten jetzt freieres Spiel; und wer hätte mit Vorwürfen zurückhalten mögen, da er ſich dadurch in das Licht eines Vaterlandsfreundes ſtellte? Schon machten die Conſtitutionellen gemeinſchaftliche Sache mit den Patrioten, und beide gingen bereits ſo weit, daß ſie laut

ſagten: „daß, weil das Direktorium am 18. Fruktidor die Geſetze nicht geachtet habe, es dieſelben nicht mehr zu ſeinem Vortheil anrufen könne.“ Mit Einem Wort: alle Parteien waren zu einer Veränderung der Regierung entſchloſſen, ſollte dieſe Veränderung vorläufig auch nur die Perſonen treffen.

Ohne hier zu wiederholen, was wir im Eingange dieſes Kapitels zur Entſchuldigung des Direktoriums geſagt haben, bemerken wir bloß, daß die allgemeine Lage dieſes Kollegiums durch den Eintritt des Abbe' Sieyes in daſſelbe nicht wenig verſchlimmert war. Niemand paßte zu den Verrichtungen eines Direktors weniger, als dieſer metaphyſiſche Kopf, von welchem nur allzu allgemein bekannt war, daß er die ganze Verfaſſung mißbilligte, ohne dazu noch einen andern Grund zu haben, als daß ſie ſeinen politiſchen Chimären nicht entſprach. Da er deßhalb nicht weniger gewählt worden war: ſo muß man annehmen, daß die herrſchende Partei in ihm nur das Werkzeug gewinnen wollte, die verhaßten Glieder des Direktoriums zu ſtürzen. Dieſe waren la Reveilliere, Merlin und Treilhard: alle drei höchſt unſchuldig an dem, was man ihnen vorwarf, aber deßhalb nicht weniger als die Urheber der über Frankreich gekommenen Unfälle verſchrieen. Was dieſe Beklagenswerthen, indem ſie die Mehrheit bildeten, auch thun mochten, um Sieyes für ihre Beſchlüſſe zu gewinnen: dieſer blieb ſich in ſeiner böſen Laune gleich und äußerte ſich nicht ſelten auf eine Weiſe, wodurch er zu erkennen gab, daß er mit ſeinen Kollegen in nichts einverſtanden ſein wollte. Aufgebläht von dem, was er, der in der frühern Periode ſeines Lebens nie aus Frankreich gekommen war, während ſeines Aufenthalts in Berlin beobachtet hatte, pflegte er bei jeder Gelegenheit zu ſagen: „in Preußen macht man das Ding anders.“ Fragten ihn nun ſeine Kollegen, „wie man es denn in Preußen mache?“ ſo war ſeine Antwort: „Ihr würdet mich gar nicht verſtehen; ich würde alſo

vergeblich ſprechen, und darum fahret nur fort, wie ihr es gewohnt ſeid."

Eine ſo weit getriebene Mißhelligkeit unter den Direktoren ſchloß ſtarke Aufmunterungen für die Parteien in ſich. Zwei Gegenſtände beſchäftigten in dieſer Zeit den geſetzgebenden Körper; den einen bildeten die Finanzen, den andern die Preſſe und die Volksgeſellſchaften. Jeder von beiden war gleich ſehr geeignet, dem Direktorium Wehe zu thun; und da es weder im Rathe der Fünfhundert noch in dem der Alten an Patrioten fehlte, ſo blieben kränkende Äußerungen keineswegs aus. In dem erſten dieſer Räthe vereinigten ſich bald darauf die Kommiſſionen der Ausgaben, des Staatsvermögens und des Krieges zur Anfertigung einer Botſchaft an das Direktorium, wodurch man belehrt zu werden verlangte über die inneren und äußeren Gefahren der Republik, ſo wie über die Mittel, dieſe Gefahren abzuwenden. Fragen dieſer Art dienen immer nur dazu, eine Regierung durch entriſſene Geſtändniſſe in noch größere Verlegenheit zu ſetzen; die Feinde des Direktoriums ließen es aber nicht einmal bei ihnen bewenden; denn ſie fügten allerlei Anträge hinzu, in welchen ſie denſelben Zweck verfolgten: Anträge, die ſich auf das Recht zur Bildung von Volksgeſellſchaften, auf die perſönliche Freiheit, auf die Verantwortlichkeit der Miniſter, auf öffentliche Rechnungsablege u. ſ. w. bezogen.

Man ſieht, daß das Reich unter ſich uneins geworden war . . .

Sobald das Direktorium dieſe Botſchaft erhalten hatte, beſchloß es, eine umſtändliche Antwort zu ertheilen, die nicht bloß ein Gemälde deſſen, was mit Frankreich vorgegangen war, ſondern auch eine Auseinanderſetzung der theils wirklich angewendeten, theils noch anzuwendenden Rettungsmittel enthalten ſollte. Eine Arbeit dieſer Art erforderte die Mitwirkung der Miniſter und eine Anſtrengung der geiſtigen Kräfte für mehrere Tage; je beſſer ſie aber

gelang, deſto mehr war der Parteigeiſt gedemüthigt. Das Letztere wohl erwägend, ließen die Führer der beiden Räthe, denen an nichts weniger gelegen war, als an eine treue Darſtellung des Zuſtandes der Republik, nachdem ſie einige Tage gewartet hatten, durch den Abgeordneten Poulain-Grand-Pre' im Rathe der Fünfhundert einen neuen Vorſchlag machen, welcher des Inhalts war, daß man die Sitzung für permanent erklären wolle, bis das Direktorium auf die Botſchaft geantwortet haben würde. Obgleich nun hierdurch erklärt wurde, daß Gefahr im Verzug ſei und ein nicht zu beſtimmendes Ereigniß bevorſtehe, ſo nahmen doch beide Räthe den Vorſchlag an; und die drei Kommiſſionen der Ausgaben, des Staatsvermögens und des Krieges, wie zahlreich ſie auch waren, wurden in eine einzige Kommiſſion verwandelt, welche den Auftrag erhielt, „die von den Umſtänden nöthig gemachten Maßregeln vorzulegen."

Seinerſeits antwortete das Direktorium, daß es ſich zu einer permanenten Sitzung conſtituirt habe, um den von ihm geforderten Bericht zu beſchleunigen; und leicht begreift man, welche Unruhe dieſer Beſchluß bewirken mußte. Sehr ſchnell verbreiteten ſich die widerſprechendſten Gerüchte. Die Feinde des Direktoriums ſprengten aus: „es ſei ein Staatsſtreich im Werke und die Räthe ſähen ihrer Auflöſung entgegen." Dagegen verbreiteten ſeine Freunde, „es ſei unter ſämmtlichen Parteien eine Coalition zu Stande gebracht worden und die Conſtitution ſollte gewaltſam verändert werden." Weder das Eine, noch das Andere wurde wirklich beabſichtigt. Die Coalition der beiden Oppoſitions-Parteien verlangte nur die Entlaſſung der drei Direktoren, die wir oben genannt haben.

Um dieſe Entlaſſung zu bewirken, nahm man anfänglich ſeine Zuflucht zu einer bloßen Chikane. Da nämlich die Conſtitution verordnete, daß der in Wirkſamkeit tretende Direktor die Legislatur ſeit einem vollen Jahre verlaſſen

haben ſollte, Treilhard aber ſich in dem Falle befand, daß er vier Tage vor der feſtgeſtellten Zeit in das Direktorium eingetreten war: ſo benutzte man dieſen Umſtand, um ſeine Ernennung für unrechtmäßig zu erklären, obwohl er ſchon ſeit 13 Monaten Direktor war. Dieſe Erklärung wurde den 17. Juni dem Direktorium zugeſendet.

Die Abſicht derſelben ließ ſich nicht verkennen; und Treilhard, dem es, bei aller ihm eigenthümlichen Rohheit, an Feſtigkeit des Charakters fehlte, war zum Nachgeben bereit. Nicht ſo la Reveilliere. Dieſer eben ſo rechtſchaffene als uneigennützige Mann, für welchen das Direktor-Amt nur eine Laſt war, ſo daß er von Jahr zu Jahr nichts ſehnlicher wünſchte, als auszuſcheiden, wollte ſeine Verrichtungen nicht aufgeben, als er ſah, daß verſchmolzene Faktionen dies von ihm forderten. Ihm leuchtete deutlich ein, daß man die bisherigen Direktoren nur vertreiben wollte, um die Conſtitution des Jahres III. abzuſchaffen — daß Sieyes, Barras und die Bonapartiſche Familie zwar auf daſſelbe Ziel hinwirkten, daß ſie aber, bei der Verſchiedenheit ihrer Abſichten, nicht an daſſelbe gelangen könnten, ohne die Republik zu Grunde zu richten. In dieſer Überzeugung munterte er ſeinen Kollegen Treilhard zum Widerſtand auf, indem er ihm zu Gemüthe führte, daß es ſogar leicht ſei, ſich dem Beſchluß des geſetzgebenden Körpers als ungeſetzlich, zum Aufruhr führend und von einer Faktion entriſſen, zu widerſetzen. Doch Treilhard hatte nicht den Muth, dieſem Rathe zu folgen. Sobald er nun ſeine Entlaſſung angenommen hatte, ernannte der Rath der Fünfhundert, ohne auf Sieyes Wünſche zu achten, den bisherigen Präſidenten des Caſſations-Tribunals an Treilhards Stelle. Dies war Gohier, ein zwar rechtſchaffener und der Republik zugethaner Mann, dem es jedoch an Menſchen- und Geſchäftskenntniß fehlte.

Gohiers Inſtallation ſollte am 30. Praireal (19. Jun.) erfolgen; doch war die Faktion, welche die Veränderung

bewirkt hatte, dadurch nicht zufrieden geſtellt, wofern nicht noch Merlin und la Reveilliere ausſchieden. Am meiſten waren die Patrioten gegen den letztern erbittert, weil er, obgleich einer von den Verurtheilern Ludwigs XVI., nie zur Bergpartei gehört hatte, und dieſer immer entgegen geweſen war. Sie bedroheten ihn, ſo wie Merlin, alſo mit einer förmlichen Anklage, wofern beide nicht ihren Abſchied nehmen würden; und Sieyes unterzog ſich dem ihm ertheilten Auftrage, ſeine Kollegen zu einem freiwilligen Rückzug zu bewegen.

Zu dieſem Endzweck veranſtaltete er eine beſondere Vereinigung der vier Direktoren bei Merlin. Dieſe erfolgte den 18. Juni Abends. Barras erſchien mit dem Degen an der Seite, als ob Gefahr vorhanden wäre, ſprach aber kein Wort. Nicht gering war Sieyes Verlegenheit. Als er endlich zu reden begann, ſprach er Langes und Breites über die Fehler der Regierung, und ſtotterte lange, ehe er auf den eigentlichen Gegenſtand des Zuſammentritts kam. Aufgefordert, ſich mit Beſtimmtheit zu erklären, ſprach er ſich endlich dahin aus, „daß Merlin's und la Reveilliere's Freunde wünſchten, beide möchten ihren Abſchied nehmen.“ Auf la Reveilliere's Frage: „wer dieſe Freunde wären?“ wußte der gelehrte Abbe´ nichts zu antworten. Jetzt erhob ſich la Reveilliere mit dem vollen Unwillen eines Mannes, der ſich von ſeinem Kollegen verrathen ſieht. Er bewies, daß ſein und ſeiner Kollegen Verfahren bis jetzt vorwurfsfrei geweſen ſei, und daß alle gegen ſie vorgebrachten Beſchuldigungen nur ein Lügengewebe wären. Dann griff er Sieyes perſönlich an, deckte deſſen geheime Entwürfe auf und ſetzte ihn dadurch in die größte Verlegenheit. Barras bewahrte, während dieſes Auftritts, ein hartnäckiges Schweigen; denn er fühlte nur zu gut, daß alle die Vorwürfe, welche ſeinem Kollegen gemacht wurden, nur von ihm verdient waren.

Dieſer Zuſammentritt der vier Direktoren endigte damit,

daß Merlin erklärte, er werde dem Beiſpiele ſeines Kollegen folgen. In der Nacht vom 18. zum 19. Juni erſchien, von Barras abgeſendet, ein ehemaliger Girondiſt, Namens Bergoeng, bei la Reveilliere, und verſuchte alles, was ſeine Freundſchaft ihm eingab, um ihn nachgiebig gegen eine Forderung zu machen, die mit jedem Augenblicke drohender wurde. Doch la Reveilliere blieb unerſchüttert. Aus ſeinen Erwiederungen ging hervor, daß er Sieyes für betrogen von Barras, dieſen für betrogen von Sieyes, beide aber für betrogen von der Familie Bonaparte hielt. „Es handelt ſich — ſo endigte er — um die Fortdauer der Republik, der ich bis zum letzten Athemzuge getreu zu bleiben entſchloſſen bin.“

Am nächſten Vormittag wurde Gohier in das Direktorium eingeführt, und dies geſchah in Gegenwart ſämmtlicher Miniſter. Sobald nun die üblichen Feierlichkeiten beendigt waren, führte Barras ſeinen Kollegen la Reveilliere in einen benachbarten Saal, um ihn durch erneuerte Vorſtellungen, und ſelbſt durch Schmeicheleien, zu einer Abdankung zu vermögen. Da er nichts ausrichtete, ſo kehrte er wüthend in den Sitzungsſaal zurück und ließ ſeinen Zorn an Merlin aus, den er verabſcheuete und den er verbrecheriſcher Entwürfe beſchuldigte. La Reveilliere kam ſeinem Kollegen zu Hülfe und trieb deſſen Vertheidigung ſo weit, daß Barras den Saal mit den Worten verließ: „Nun wohl! man will nicht anders; die Säbel müſſen gezogen werden!“ . . . „Elender,“ erwiederte hierauf la Reveilliere, „was ſprichſt du von Säbeln? Hier giebt es nur Meſſer, und dieſe ſind gegen Vorwurfsfreie gerichtet, die Ihr ermorden wollt, weil Ihr ſie nicht fortreißen könnt zu einer Schwäche.“

Man ſieht, daß das Direktorium in dieſer Zuſammenſetzung nicht fortdauern konnte. Gohier verſuchte eine Verſöhnung; doch vergeblich. Mehrere Mitglieder der beiden Räthe, welche in dieſem Augenblick eintraten, bemüheten

ſich, die beiden Direktoren dadurch zu einer Abdankung zu vermögen, daß ſie das Verſprechen gaben, es ſolle keine Anklage Statt finden. „Ich bedarf der Gnade nicht,“ erwiederte la Reveilliere; „klagt man mich an, ſo werde ich zu antworten wiſſen.“

Unverrichteter Sache kehrten die Abgeordneten zu den beiden Räthen zurück. Die Verlegenheit ſtieg; denn man war allzu weit vorgegangen, als daß man hätte wieder einlenken können. Über la Reveilliere wurde bemerkt, daß er, bei aller Rechtlichkeit, durch ſeinen Eigenſinn die Republik zu Grunde richte. Zuletzt vereinigte ſich eine Zahl von Gemäßigten beider Räthe, la Reveilliere zur Vermeidung des nahen Ungewitters zu bewegen. Dieſe begaben ſich in der nächſten Nacht zu ihm und ſtellten ihm vor, welche Gefahren er durch ſeinen Eigenſinn über die Republik bringen würde. „Aber,“ erwiederte er, „ſeht Ihr denn nicht, welchen noch weit größeren Gefahren die Republik ausgeſetzt iſt? Seht Ihr nicht, daß man nicht uns, ſondern nur der Conſtitution zu Leibe will, und daß, wenn man heute nachgiebt, man morgen noch gefälliger werden muß, und ſofort, bis die Republik zu Grabe getragen iſt? Mein Amt iſt mir längſt zur Laſt; und daß ich mich hartnäckig beweiſe, hat keinen andern Grund, als daß ich den Faktionen widerſtehen möchte. Glaubt Ihr übrigens, daß mein Widerſtand Euch in Gefahr bringen könne, ſo bin ich bereit, mich zu ergeben, wiewohl in der Überzeugung, daß die Republik verloren iſt. Ein Einzelner kann ſie nicht retten, und nur weil ich vereinzelt bin, geb' ich nach. Ihr ſollt meine Entlaſſung empfangen.“

Er ſchrieb ſie auf der Stelle. Sie war einfach und würdig. Merlin kopirte ſie. Beide Entlaſſungs-Schreiben gingen gleichzeitig an die Räthe ab. So war denn das Direktorium aufgelöſet.

Sein größter Fehler war, daß es für die Faktionen, die es beherrſchen wollte, nicht ſtark genug war.

Als la Reveilliere ſich nach Andilly zurückzog, folgte ihm das Bedauern aller Gutgeſinnten um ſo mehr, weil er die 100,000 Franken, welche das Direktorium ſeinen ausſcheidenden Gliedern bewilligt hatte, eben ſo wenig nahm, als die Gehaltsrückſtände, die er zu fordern hatte. Zu Andilly lebte er zurückgezogen in einem kleinen Hauſe, das ihm gehörte. Hier wurde er von den angeſehenſten Perſonen beſucht.

Siebentes Kapitel.

Bildung des neuen Direktoriums. — Veränderung in dem Miniſterium. — Einberufung aller Klaſſen der Konſkription. — Gezwungene Anleihe von 100 Millionen. — Geiſel-Geſetz. — Schlacht bei Novi. — Landung der Engländer und Ruſſen in Holland. — Unruhen im Innern; erkannte Gefahr.

Da die, durch la Reveilliere's und Merlin's Ausſcheiden, in der Pentarchie des Direktoriums entſtandenen Lücken ausgefüllt werden mußten, wenn die Verfaſſung des Jahres III. fortdauern ſollte: ſo wählte man zu neuen Direktoren Roger Ducos und Moulins. Jener war ein ehemaliger Girondiſt, und bei ſehr viel Rechtſchaffenheit von ſehr beſchränkten Fähigkeiten; für ihn ſprach im Grunde kein anderes Verdienſt, als daß er ein Freund Sieyes war, deſſen Einfluſſe auf den Rath der Alten er ſeine Ernennung verdankte. Dieſer war ein General ohne Ruf, den man früher in der Vendee gebraucht hatte; und er, wie Gohier, verdankte ſeine Ernennung der patriotiſchen Partei, d. h. den alten Jakobinern. Durch den Eintritt dieſer Mittelmäßigen in das Direktorium wurde die Federkraft deſſelben noch mehr gelähmt, als ſie es ſchon früher war. Sieyes, der angeſehenſte unter den Fünfmännern, ſtand in Widerſpruch mit ſich ſelbſt, ſofern er Träger einer Verfaſſung war, die ſtandhaft von ihm verabſcheut wurde;

ſeine einzige Stütze fand er in Roger-Ducos, für welchen er ein Orakel war. Gohier und Moulins, warme Patrioten, doch als ſolche keines neuen Gedankens fähig, wollten das Beſtehende; doch wollten ſie die Verfaſſung in dem Sinne der Jakobiner auslegen und vollziehen. Unter dieſen Umſtänden hätte Barras den Vermittler machen ſollen; allein wenn die hinſterbende Republik ein Chaos von Laſtern, Leidenſchaften und widerſpruchsvollen Beſtrebungen und Ideen war, ſo bildete Barras den würdigſten Repräſentanten dieſer Republik. Auf ihn konnte Niemand rechnen, und indem ſeine Stimme den Ausſchlag geben ſollte, fehlte es gänzlich an dieſer, ſo wie an aller Einheit. Sieyes machte ſeinen Kollegen kein Geheimniß daraus, daß ſie die Leitung einer mit nahem Sturz bedroheten Regierung übernommen hätten; „allein" — ſo fügte er hinzu — „man muß die Republik retten, wenn man die Conſtitution nicht retten kann." Mit einer ſolchen Äußerung waren Gohier und Moulins ſehr ſchlecht zufrieden. Im Grunde verſtand kein einziger den andern, und von Sieyes möchte man ſagen, er habe ſich ſelbſt nicht verſtanden.

Dringender, als die Erörterung einer neuen Verfaſſung, war die Beantwortung der Frage, wie man verwalten ſollte, um Frankreich und die Republik zu retten. Nichts forderte dazu noch mehr auf, als der Hergang der Dinge in Italien, von welchem ſogleich die Rede ſein wird. Da nun Moreau den warmen Patrioten, die in dieſem Augenblicke triumphirten, in einem hohen Grade verdächtig war, ſo wurde Joubert zum Obergeneral der italieniſchen Armee ernannt: eine Ernennung, die, wie untadelhaft ſie auch in jeder andern Beziehung ſein mochte, eine Zurückſetzung Moreau's in ſich ſchloß, dem Niemand das Verdienſt ſtreitig machen konnte, ein geſchlagenes Heer gerettet zu haben. Um den zurückgeſetzten General minder zu kränken, ertheilte man ihm den Oberbefehl über die Rhein-Armee, die man zu ſchaffen gedachte. Außer Joubert traten

Championet und Bernadotte aus der Ungunſt hervor, worin ſie ſeit Jahr und Tag gelebt hatten. So zeigte ſich auch bei dieſer Gelegenheit, daß es eine von den erſten Sorgen einer neuen Regierung iſt, das Gegentheil von dem zu thun, was ihre Vorgängerin gethan hat, wäre es auch nur, um den Leidenſchaften zu gehorchen, die ihr den Triumph verſchafft haben. Eine Hauptſache war die Bildung eines neuen Miniſteriums. Obwohl nun Ramel ſeit der Einführung des Direktoriums die größten Dienſte geleiſtet hatte, vorzüglich in jener Periode, wo ein Übergang vom Papiergelde zum Baaren unabtreiblich geworden war: ſo griff man ihn doch ſo lange an, bis er ſeine Entlaſſung einreichte. An ſeine Stelle trat derſelbe Robert Lindet, deſſen wir in der Geſchichte des Wohlfahrtsausſchuſſes gedacht haben. Die Vorwürfe, welche der Diplomatik des Direktoriums gemacht wurden, als habe es Frankreich mit ganz Europa in Krieg verwickelt, ließen, wie ungerecht ſie auch ſein mochten, dem Miniſter Talleyrand keine andere Wahl, als ſich zurück zu ziehen; und an ſeine Stelle trat ein Würtemberger, Namens Reinhard, der, von ſeinem Vorgänger empfohlen, hinter der Außenſeite der Gutmüthigkeit viel Feinheit und Gewandtheit verbarg. Das Miniſterium der Gerechtigkeitspflege wurde von Lambrechts auf Cambaceres übergetragen, und Bourguignon an die Spitze der Polizei-Verwaltung geſtellt, während Fouché, dieſer geſchmeidige Ex-Jakobiner, welchen Barras in ſeine Durchſtechereien mit den Lieferanten verflochten, die übrigen Direktoren aber abgeſetzt hatten, zur Schadloshaltung für das ihm angeblich zugefügte Unrecht, als Miniſter nach dem Haag geſendet wurde.

So verhielt es ſich mit den Hauptveränderungen im Perſonal der Regierung und der Armeen. Daß es dabei nicht ſein Bewenden haben konnte, verſteht ſich wohl von ſelbſt; denn es mußte für neue Mittel geſorgt werden, wenn die neuen Direktoren ihrer Beſtimmung nicht eben

ſo erliegen ſollten, wie ihre Vorgänger. Von Seiten der geſetzgebenden Behörde offenbarte ſich nun die größte Bereitwilligkeit, alles einzuräumen, was ſie früher verſagt hatten. Indem die Patrioten von dem Grundſatze ausgingen, daß es für große Übel ſtarker Heilmittel bedürfe, und folglich nur allzu geneigt waren, die Maßregeln des Jahres 1793 zu erneuern, trat die Kommiſſion der Elf, welche während der Kriſis des 30. Prairial den Auftrag gehabt hatte, die Mittel zur Rettung der Republik aufzufinden, mit den Gliedern des Direktoriums zuſammen, um ſich über die zu faſſenden Beſchlüſſe zu vereinigen. Nicht genug nun, daß ſie dem Direktorium eine neue Aushebung geſtattete, gab ſie ſämmtliche fünf Klaſſen zu ſeiner Verfügung; und anſtatt die, von dem frühern Direktorium in Vorſchlag gebrachten Steuern noch länger ſtreitig zu machen, bewilligte ſie auch ein gezwungenes Anlehn von 100 Millionen, zu welchem jeder Einzelne nach Maßgabe ſeiner Vermögensumſtände beitragen ſollte, das folglich nicht ohne die Anwendung vieler Härten und Bedrückungen zu Stande gebracht werden konnte. Das ſogenannte Geiſel-Geſetz entſtand auf folgende Veranlaſſung. Im Süden, wie in den weſtlichen Departements, hatten ſich die Bewegungen erneuert, die man in dieſen Zeiten durch Chouanerie bezeichnete: Bewegungen, welche nur allzu ſehr die Schwäche der Regierung verriethen; denn niemand war in dieſen Gegenden weniger ſicher, als die Erwerber von National-Gütern, die öffentlichen Beamten und die nicht geringe Klaſſe derer, die man für Patrioten hielt. Am häufigſten wurden die Poſtwagen geplündert. Unter denjenigen nun, welche dieſe Unthaten verübten, gab es unſtreitig viele ehemalige Vendeer oder Chouans, auch wohl viele Mitglieder der ſogenannten Sonnengeſellſchaften; die Mehrzahl aber beſtand aus widerſpänſtigen Konſkribenten. Mochte nun immerhin der Raub den Hauptzweck dieſer Straßenräuber ausmachen: ſo ging doch aus der Wahl

ihrer Schlachtopfer hervor, daß ihre Unthaten einen politiſchen Urſprung hatten. Um dieſes Umſtandes willen ſchrieb man den Verwandten der Ausgewanderten oder Ex=Adeligen ein Übel zu, das nicht länger geduldet werden konnte; und demgemäß wollte man ſie verpflichten, Geiſeln zu ſtellen. So oft alſo in irgend einer Gemeinde bedeutende Unordnungen vorgingen, ſollten die Verwandten oder Verbündeten der Ausgewanderten, die ehemals Adeligen und die Aſſcendenten derer, die dafür bekannt wären, daß ſie an Rottirungen Theil nähmen, als Geiſeln betrachtet und als bürgerlich und perſönlich verantwortlich behandelt werden. Dabei erhielten die Central=Verwaltungen die Berechtigung, die als Geiſeln von ihnen bezeichneten Perſonen in eigends dazu beſtimmte Häuſer einzuſchließen, wo ſie auf ihre Koſten leben und ſo lange verweilen ſollten, bis die Unordnungen aufgehört haben würden; und wenn dieſe mit Ermordungen verbunden wären, ſollten auf jede Ermordung vier von ihnen deportirt werden. Für und wider dies ſeltſame Geſetz wurde viel geſprochen. Einige nannten es ſanft und menſchlich, weil es das einzige Mittel in ſich ſchließe, die wahren Urheber der Unordnungen zu faſſen. Ihre Gegner hinwieder bezeichneten daſſelbe Geſetz als eine revolutionäre Maaßregel, welche bei der Unmöglichkeit, die wahrhaft Schuldigen zu erreichen, blind darein ſchlage, und folglich alle mit ſolchen Geſetzen unauflöslich verbundenen Ungerechtigkeiten gut heiße. Weder die einen noch die anderen bedachten, daß das Geiſel=Geſetz eine von den nothwendigen Ausgeburten einer ſchwachen Regierung war, die, weil ſie kein Vertrauen einflößt, nur durch Gewaltſtreiche fortzudauern vermag.

Alles, was wir hier angeführt haben, zweckte augenſcheinlich darauf ab, der Regierung ein höheres Maaß von Stärke zu verleihen. Wiederum fürchteten die Geſetzgebungsbehörden, wie es in den Antimonarchien hergebracht iſt, nichts ſo ſehr, wie die überwiegende Macht der erſten

Vollziehungsbehörde. Um künftigen Spaltungen zuvorzukommen, beſchränkte man alſo die Autorität des Direktoriums durch Verordnungen aller Art. Dahin gehörte: daß jeder Wunſch oder Ausſpruch eines Bruchtheils der Wahlſammlungen null und nichtig ſein, und daß jeder Regierungs-Agent, der ſich unterſtehen werde, auf die Wahlen einzufließen, als Verletzer der Volks-Souveränetät beſtraft werden ſollte. Dahin gehörte ferner: daß das Direktorium nicht ohne ausdrückliche Berechtigung Truppen in den konſtitutionellen Umkreis einrücken laſſen ſollte. Dahin gehörte endlich: daß kein Militär ohne den Ausſpruch eines Kriegsgerichts ſeines Grades beraubt und kein Klub ohne eine Entſcheidung der Municipal- und Central-Verwaltungen geſchloſſen werden ſollte. Außerdem wurde den Regierungsbeamten aufs Strengſte unterſagt, Theil zu nehmen an Lieferungs-Contrakten. Über ein Preßgeſetz vermochte man ſich nicht zu einigen; doch wurde der Artikel des Geſetzes vom 19. Fruktidor unterdrückt, wodurch das Direktorium eine unbeſchränkte Gewalt über die Tageblätter ausübte; und ſo war denn die Preſſe frei bis zum Eintritt des neuen Geſetzes, das beabſichtigt wurde.

Mit allen dieſen neuen Anordnungen und Geſetzen ging es nicht beſſer, als es mit denjenigen zu gehen pflegt, die in den Augenblicken einer Kriſis getroffen oder gemacht werden: ſie kommen zu ſpät, weil alles zu weit gediehen iſt, als daß ſie noch Anwendung hätten finden können. Was Bernadotte und Lindet auch thun mochten, jener, um die Konſkribirten in Reih' und Glied zu ſtellen, dieſer, um das Anlehn von 100 Millionen ins Werk zu richten: immer war dazu ein Zeitraum erforderlich, der beiden nicht geſtattet war.

Noch thörichter war es unſtreitig, daß man glaubte, durch einen neuen Feldzugsplan den Dingen eine andere Wendung geben zu können. Zur Entwerfung deſſelben ließ Bernadotte ſich bereit finden. Beim Beginn des Feldzugs

war man davon ausgegangen, daß man zugleich an der Donau und in der Schweiz agiren müſſe. Nach der Schlacht bei Stockach wollte man nur in der Schweiz agiren und unterdrückte zu dieſem Endzweck das Donau-Heer. Gegenwärtig dachte Bernadotte anders: er behauptete nämlich, die Urſache aller Fortſchritte der Verbündeten beruhe auf der Leichtigkeit, womit ſie, durch die Alpen hin, von Deutſchland nach Italien kommen könnten; und um ihnen dieſe Communikations-Mittel zu nehmen, drang er darauf, daß man ihnen den St. Gotthard und Graubündten auf dem rechten Flügel der Schweiz-Armee entreißen, und ein neues Donau-Heer aufſtellen ſollte, wodurch der Krieg nach Deutſchland zurückgetragen werden könnte; dies Donau-Heer zu Stande zu bringen, brachte er in Vorſchlag, daß man, ſo ſchnell wie möglich, die Rhein-Armee organiſiren und durch 20000 Mann, welche Maſſena hergeben werde, verſtärken ſollte. In dem letztern Gedanken lag das Fehlerhafte dieſes Entwurfs; denn da Maſſena dem Erzherzog Karl kaum gewachſen war, ſo mußte man, ſtatt ihn zu ſchwächen, ihn ſogar verſtärken, und ihn hierdurch in den Stand ſetzen, ſein Heer, vermöge eines nachdrucksvollen Angriffs, zum Donau-Heer zu machen. Nichts deſto weniger billigte der Direktor Moulins dieſen Entwurf mit dem vollen Unverſtande, der ſich für Unwiſſende an große Berechtigungen zu knüpfen pflegt; und es läßt ſich ſchwerlich ſagen, wie viel Unglück aus dieſer Billigung hervorgegangen ſein würde, hätte nicht Maſſena die Entſchloſſenheit gehabt, lieber ſeinen Abſchied zu fordern, als ſein Heer ſchwächen zu laſſen. Indem man ihm den Abſchied verſagte, blieb der Bernadottiſche Entwurf unausgeführt. Maſſena behielt alſo den Oberbefehl über ſämmtliche Truppen von Baſel bis zum St. Gotthard. Doch beharrte man darauf, ein Heer zur Deckung der Rheinlinie zu bilden. Gleichzeitig wurde, unter Championets Befehlen, ein Armee-Kern von 15000 Mann gebildet, der, während Joubert

mit Verſtärkungen aus dem Appennin hervorbräche, um den Kampf mit Suworow zu beendigen, die Grenze von Seiten Piemonts gegen Ruſſen und Öſterreicher vertheidigen ſollte.

Dies alles geſchah zu einer Zeit, wo 30000 Ruſſen, von dem General Korſakof geführt, durch Deutſchland zogen, um den Erzherzog Karl zu verſtärken; ſo wurde zum wenigſten ihre Zahl und Beſtimmung angegeben. Um ſo mehr drang freilich das Direktorium in Maſſena, daß er ſeiner Unthätigkeit entſagen und den Erzherzog Karl angreifen möchte. Doch Maſſena ließ ſich durch nichts irre machen, es ſei nun, daß es ihm für den Augenblick an der gewohnten Entſchloſſenheit fehlte, oder daß er den Wiederausbruch der Feindſeligkeiten in Mittel-Italien abwarten wollte. Das Einzige, wozu er ſich bequemte, war, daß er dem General Lecourbe befahl, ſeinen linken Flügel bis zum St. Gotthard auszudehnen, und ſich, von dieſem Punkte aus, Graubündtens zu bemächtigen. Lecourbe vollzog dies mit der vollen Unerſchrockenheit und Kühnheit, die ihn in Gebirgskriegen auszeichnete; und ſo war denn der Wunſch des Direktoriums zum Theil erfüllt: die hohen Alpen ſtanden unter der Botmäßigkeit Frankreichs, und den feindlichen Heeren, welche in Deutſchland operirten, war die Verbindung mit ihren Waffenbrüdern in Italien abgeſchnitten.

In Italien konnten neue Auftritte nicht ausbleiben. Hätte Suworow den an der Trebbia erfochtenen Sieg zu benutzen verſtanden: ſo würde es ihm nicht ſchwer geworden ſein, die italieniſche Halbinſel gänzlich von den Franzoſen zu befreien. Indem er, dem Wunſche des öſterreichiſchen Hofkriegsraths gemäß, ſich auf die Eroberung der italieniſchen Feſtungen einließ, gewährte er ſeinem Gegner Zeit, neue Kräfte zu ſammeln. Peſchiera, Pizzighitone, die Citadelle von Mailand, ſo wie die von Turin, waren gefallen, und Mantua, von Latour-Foiſſac, ſo wie

Aleſſandria, von Gardanne vertheidigt, waren dem Falle nahe, als Moreau den Entſchluß faßte, mit ſeinem neu organiſirten und verſtärkten Heere über die zerſtreute Macht der Öſterreicher und Ruſſen herzufallen; in der That, es durfte kein Augenblick verloren gehen, wenn die Franzoſen die Ausſicht auf einen entſcheidenden Sieg retten wollten, der nur dadurch möglich war, daß ſie zum Angriff ſchritten. Unglücklicher Weiſe wurden Moreau'n die Hände durch den Befehl des Direktoriums gebunden, daß er Jouberts Ankunft abwarten ſollte. Dieſe verſpätete ſich von einer Zeit zur andern; und als ſie zu Anfang des Auguſt erfolgte, war durch den Fall von Aleſſandria ein Hauptvortheil verloren, indem die Vereinigung der Ruſſen und Öſterreicher, von dieſem Augenblicke an, keinen weſentlichen Hinderniſſen mehr unterworfen war. Joubert, dem es nicht an Beſcheidenheit fehlte, bat Moreau, bei ihm zu bleiben, um ihn mit ſeinem Rathe zu unterſtützen, und Moreau, nicht minder großgeſinnt, ließ ſich bereit finden, zum wenigſten der erſten Schlacht beizuwohnen.

Zuſammengeſetzt aus den Überbleibſeln der Heere Ober-Italiens und Neapels, ſo wie aus den Verſtärkungen, die aus dem Innern Frankreichs angelangt waren, belief ſich das franzöſiſche Heer auf 40000 Mann. Über Aqui und Gavi hinaus hatte es ſich bei Novi aufgeſtellt, wo es auf den Abhängen des Monte Rotondo einen Halbkreis bildete. Joubert ſtand im Begriff, zum Angriff zu ſchreiten, als die Nachricht anlangte, daß auch Mantua gefallen ſei, und daß Kray, der die Belagerung dieſer Feſtung betrieben hatte, mit 20000 Mann zu Suworow ſtoßen werde. Da die Öſterreicher und Ruſſen eine Maſſe von mehr als 60000 Mann bildeten, ſo entſtand die Frage, ob es nicht angemeſſener ſei, den Angriff aufzugeben; und ein Kriegsrath, den Joubert zu dieſem Endzweck verſammelte, gab die Entſcheidung, daß es beſſer ſei, in das Gebirge zurück zu gehen und ſich auf Vertheidigung zu beſchränken. Dieſe

Entſcheidung ſollte ins Werk gerichtet werden, als Joubert ſich am 15. Auguſt von Suworow auf eine Weiſe überraſcht ſah, die ihm keine andere Wahl ließ, als die ihm angebotene Schlacht anzunehmen.

Ohne uns auf eine ausführliche Beſchreibung dieſer Schlacht einzulaſſen, bemerken wir bloß: daß Kray um 5 Uhr Morgens den Angriff auf dem linken Flügel der Franzoſen begann, wo Grouchy und Lemoine befehligten; daß dieſe beiden Diviſionen, weil ſie ſich noch nicht gebildet hatten, beinahe überraſcht und durchbrochen wurden; daß der hartnäckige Widerſtand einer Halb-Brigade den General Bellegarde zwang, ſich auf das 20. Regiment zu werfen, welches er durch Vereinigung ſeiner Hauptſtärke erdrückte; daß die Öſterreicher und Ruſſen bereits feſten Fuß auf der Bergebene zu faſſen angefangen hatten, als Joubert im Galopp herbeiſprengte, um die Scharfſchützen zum kräftigſten Widerſtand zu ermuntern; daß dieſer Obergeneral, indem er Vorwärts, meine Freunde! rief, von einer Kugel unter dem Herzen getroffen wurde, die ihn auf der Stelle tödtete; daß Moreau, der ſich glücklicher Weiſe in ſeiner Nähe befand, den Oberbefehl übernahm, und es durch ſeine Anordnungen dahin brachte, daß die Öſterreicher zurückgingen und folglich der linke Flügel befreit wurde. Nach Suworow's Anordnungen ſollten die Angriffe auf die beiden Flügel und den Mittelpunkt nicht gleichzeitig, ſondern nach einander geſchehen. Die Folge davon war, daß die Franzoſen Zeit gewannen, ſich in die nöthige Verfaſſung zu bringen. Der ruſſiſche General Bagration, welcher den Angriff auf den Mittelpunkt leitete, ſah ſich alſo, auf die halbe Weite eines Flintenſchuſſes, mit einem ſo fürchterlichen Gewehr- und Kanonenfeuer empfangen, daß auch er, nach einem nur allzu ſtarken Verluſte, in die Ebene zurückgeworfen wurde. Es war Mittag geworden, als endlich Suworow mit dem ruſſiſchen Corps Derfelden anlangte und einen allgemeinen Angriff

auf die ganze Linie befahl. Von jeƶt an ward der Kampf ſo fürchterlich, als er es werden konnte. Vier Stunden hindurch widerſtanden die Franzoſen mit bewundernswerther Hartnäckigkeit, und die Ebene war mit den Leichen der Öſterreicher und Ruſſen bedeckt. Schon rechneten ſie auf vollſtändigen Sieg, als, von Rivalta her, der Überreſt des öſterreichiſch-ruſſiſchen Heeres unter Melas anlangte, und ſeine Richtung gegen den rechten franzöſiſchen Flügel nahm. St. Cyr, der die Abſicht, welche General Melas mit dieſer Bewegung verband, ohne Mühe errieth, führte die Diviſion Watrin auf die Bergebene zurück; doch ehe ſie daſelbſt ankommen konnte, ſah ſie ſich auf allen Seiten von den zahlreichen Schaaren des Generals Melas umwickelt. Gleichzeitig raffte auch Suworow ſeine ganze Kraft zuſammen, um die Franzoſen des Mittelpunktes nach Novi zurück zu werfen und ſich der Höhen zu bemächtigen, welche dieſe Stadt beherrſchen. Moreau nun, welcher den Rückzug für unvermeidlich hielt, ordnete ihn an, ehe neue Fortſchritte des Feindes die Communikation auf Gavi unterbrächen. Es war jedoch nicht möglich, dieſen Rückzug ohne bedeutenden Verluſt an Menſchen und an Kanonen zu Stande zu bringen. Zwei Diviſionsgenerale, Perignon und Grouchy, geriethen darüber in Gefangenſchaft, und ſpäter hatte der General Colli, welcher aus piemonteſiſchen Dienſten in franzöſiſche getreten war, daſſelbe Schickſal. Vor Gavi ſammelte ſich das fliehende Heer; und da Öſterreicher und Ruſſen die Verfolgung eingeſtellt hatten, weil es ihnen zur Fortſeƶung derſelben an friſcher Kraft fehlte, ſo konnte es ungehindert ſeinen Marſch fortſeƶen. Der erlittene Verluſt war auf beiden Seiten gleich: er belief ſich auf etwa 10000 Mann für jedes Heer, mit dem Unterſchiede, daß in dem öſterreichiſch-ruſſiſchen Heere der Verwundeten und Getödteten, in dem franzöſiſchen der Gefangenen mehr waren. Außer dem Obergeneral hatten die Franzoſen vier Diviſionsgenerale, 37 Feuerſchlünde und

vier Fahnen eingebüßt. Ihr Troſt war, nie mehr kaltblütige Tapferkeit bewieſen zu haben. Unfähig, nach dem definitiven Verluſte Oberitaliens das Feld noch länger zu halten, mußten ſie ſich in das Apenniniſche Gebirge einſchließen, glücklich, dieſes behaupten zu können. Nicht der Leitung Moreau's konnte die verlorene Schlacht beigemeſſen werden, wohl aber der Vereinigung Kray's mit Suworow. Joubert's verſpätete Ankunft war demnach die einzige Urſache dieſes Unfalls.

Die Niederlage bei Novi blieb jedoch nicht der einzige Unfall in dieſer Periode . . .

Zwiſchen England und Rußland war ein Vertrag zu Stande gekommen, nach welchem Kaiſer Paul I. 17000 Ruſſen zu einem Unternehmen gegen Holland hergeben ſollte: zu einem Unternehmen, das, von 30000 Engländern unterſtützt, nichts Geringeres bezweckte, als die Eroberung dieſes Freiſtaates, um denſelben von Frankreich loszureißen. Dies war einer von Pitt's Lieblingsentwürfen; denn, wenn dabei auch nichts weiter erreicht wurde, als die Zerſtörung der holländiſchen Flotten und Arſenäle, ſo konnte dies noch immer für einen großen Gewinn gelten. Die Einſchiffung der Ruſſen erfolgte in den erſten Tagen des Auguſt. An ihrer Spitze ſtand der brittiſche General Abercombie, mit der Beſtimmung, den Oberbefehl an den Herzog von York abzutreten, ſobald ſämmtliche Truppen vereinigt ſein würden.

Ob nun gleich die Mündung der Maas der vortheilhafteſte Punkt für einen Angriff auf Holland war, theils weil man von hier aus die Rückzugslinie der Franzoſen bedrohete, theils weil man in der Nähe des Haag landete, wo der Statthalter die meiſten Anhänger zählte: ſo zog Abercombie es gleichwohl vor, in der Nähe des Helder bei Groot-Keeten zu landen. Dies geſchah den 27. Auguſt, zu einer Zeit, wo man darauf ſehr wenig vorbereitet war. General Brune, welcher in Holland den Oberbefehl führte,

vereinigte mit 7000 Franzoſen nur 10000 Holländer, von Daendels befehligt. Die letzteren ſtanden in der Umgegend des Helder, während die franzöſiſche Diviſion ſich in der Nähe von Harlem befand. Abercombie ſchlug bei Groot-Keeten die Holländer, die ſich ſeiner Landung widerſetzen wollten, und bezog hierauf ein Lager im Zyp, d. h. in einem ausgetrockneten, von vielen Kanälen durchſchnittenen Moraſt, wo er mit den Ruſſen 17000 Engländer vereinigte. Verſtärkt durch die 6000 Mann ſtarke Diviſion Dumonceau und durch die Holländer unter Daendels, griff Brune dies Lager am 7. September an; allein, wie hartnäckig er auch kämpfen mochte, die Schwierigkeiten des Erdreichs waren nicht zu überwinden, und das ganze Unternehmen endigte mit einem Rückzuge auf Amſterdam, weil dies der ſchicklichſte Punkt zur Vereinigung größerer Streitkräfte ſchien. Die Folgen der brittiſch-ruſſiſchen Landung in Nordholland blieben nicht aus. Mit vollen Segeln lief der brittiſche Admiral Mitchell in den nicht geſchloſſenen Texel ein, wo die holländiſchen Matroſen, ſeit längerer Zeit von den Emiſſarien des Prinzen von Oranien bearbeitet, ihren Admiral Story zur Ergebung nöthigten. Die ganze holländiſche Seemacht befand ſich, von dieſem Augenblicke an, in der Gewalt der Engländer, die auf dieſe Erwerbung einen hohen Werth legten.

Indem nun dieſer Unfall zu der Niederlage der Franzoſen bei Novi hinzukam, entſtand in der Hauptſtadt Frankreichs eine um ſo ſtärkere Gährung, weil durch die Revolution vom 30. Prairial der Jakobinismus ein unverkennbares Übergewicht erhalten hatte. Zwar verſteckte ſich dieſer, ſo gut er konnte, hinter der Benennung des Patriotismus; allein, was von ihm ausging, war dadurch nicht verändert. In dem Rathe der Fünfhundert entſchied die Partei der ſogenannten Patrioten, und geſtützt auf dieſen Rückhalt, bildete ſich in dem Saal der Reitbahn aufs Neue ein Verein von alten Jakobinern, der, allen Ver-

boten zum Trotz, die Geſtalt einer berathſchlagenden Verſammlung annahm, und ſich, wenn gleich unter abweichenden Benennungen, einen Vorſtand, Sekretäre u. ſ. w., gab. Hier glänzten der Exminiſter Bouchotte, Drouet, Felix Lepelletier, Arena und andere Zöglinge Baboeufs; hier rief man die abgeſchiedenen Geiſter Goujon's, Soubrani's und anderer Schlachtopfer an; hier ſprach man, im Style des Jahres 1793, von der Beſtrafung der Blutegel des Volks, von der Entwaffnung der Royaliſten, von einem Aufſtand in Maſſe und von einer Wiederherſtellung der Waffen-Manufakturen auf öffentlichen Plätzen. Vor allen Dingen aber ſollten die geweſenen Direktoren angeklagt und beſtraft werden; denn ihrer ſchlechten Verwaltung wurden alle im Laufe des Sommers eingetretenen Unfälle zugeſchrieben. Treues Organ dieſer Volkspartei war das Tagebuch freier Männer, und als ſolches erwarb es ſich das Verdienſt, alles, was in dem Saale der Reitbahn geſprudelt wurde, unter das Volk zu bringen.

Freilich war hiervon nur wenig zu befürchten, da ſich die Umſtände im Laufe der Revolution ſo mächtig verändert hatten; doch ſchloß der neue Verein nicht geringen Schrecken für diejenigen in ſich, die, als Gemäßigte oder als Politiker, nach dem Vorbilde Sieyes, mit dem Gedanken umgingen, Frankreich durch eine neue Verfaſſung zu retten. Der Furchtſamſte von allen war Sieyes ſelbſt; denn er zog in Betrachtung, daß im Rathe der Fünfhundert die Patrioten in Augereau und Jourdan Häupter hatten, daß zwei von ſeinen Kollegen (Gohier und Moulins) der herrſchenden Partei angehörten, und daß ſelbſt der Kriegsminiſter und der Platz-Commandant (Bernadotte und Marbot) für dieſelbe gewonnen waren. Geleitet von dieſen Beſorgniſſen, wußte es Sieyes bei dem Rathe der Alten dahin zu bringen, daß dieſer ſich entſchloß, den zu ſeinem Gebiete gehörigen Saal der Reitbahn verſchließen zu laſſen; und ſiehe! um die neuen Jakobiner aus dieſem ihren Ver-

ſammlungsorte zu vertreiben, war nichts weiter erforderlich, als — die Aufſtellung einer einzigen Schildwache vor dem Eingange in den Saal. Zwar ließen ſie ſich in der ſogenannten Bac-Straße in einem noch geräumigern Lokale noch einmal nieder; doch ſobald Barras und Sieyes darüber einig geworden waren, daß Fouché an Bourgignon's Stelle Polizei-Miniſter werden müßte, weil Niemand dem Kampfe mit den Patrioten noch mehr gewachſen wäre, als dieſer geſchmeidige Ex-Jakobiner, war dieſe Maßregel kaum ins Werk gerichtet, als dem Patrioten-Verein auch der Saal in der Bac-Straße verſchloſſen wurde, worauf er für immer getrennt blieb. Unmittelbar darauf erfolgte die Abſetzung des Platz-Commandanten Marbot und die Unterdrückung von elf Tageblättern, welche der Majorität des Direktoriums zuwider waren.

Die letztere Maßregel war um ſo nothwendiger, weil bei dem Mangel einer großen Autorität, den die Conſtitution des Jahres III. in ſich ſchloß, das Direktorium ſich nur durch Unterdrückung der Preßfreiheit vor den Herabwürdigungen retten konnte, die von der Unbeſchränktheit derſelben ausgingen. Sieyes wurde in dieſen Zeiten von den patriotiſchen Tageblättern einmal über das andere als „der meineidige Prieſter bezeichnet, der die Republik an Preußen verkauft habe, und mit nichts Geringerm umgehe, als mit der Wiederherſtellung der Monarchie und mit der Vergebung der franzöſiſchen Krone an einen Braunſchweiger.“ Solchen Beſchuldigungen lag freilich zuletzt nichts weiter zum Grunde, als die Erinnerung an Sieyes Aufenthalt in Berlin; allein er ſelbſt hatte ſie noch dadurch in Gang gebracht, daß er bei mehr als einer Gelegenheit geäußert hatte: „Dieſe Wirrköpfe und Zungendreſcher (er bezeichnete die Zeitungsſchreiber) machten jede Regierung unmöglich; die Autorität müſſe konzentirt werden, und daß die Freiheit ſehr wohl mit der Monarchie beſtehen könne, beweiſe das Beiſpiel Englands.“ Außerdem ſollte er geſagt

haben: „Der Norden Europa's enthalte eine Menge weiſer und gemäßigter Prinzen, die, mit einer ſtarken Verfaſſung, Frankreich glücklich machen könnten." Solche Äußerungen, ſie mochten nun wahr oder erdichtet ſein, waren hinreichend, um dem Direktor Complotte zur Laſt zu legen, die ihr Daſein nur in der Einbildungskraft ſeiner Feinde hatten. Nicht beſſer aber wurde Barras behandelt, ſeitdem er ſich von den Patrioten losgeſagt hatte. Man nannte ihn „einen Verräther, einen Verfaulten, der für jede Partei zu ſchlecht ſei." Roger Ducos war in dem Urtheile dieſer Verwegenen nur „ein Einfaltspinſel, welcher ſich alles gefallen laſſe, was Sieyes und Barras wollten." Gohier und Moulins entrannen den Beſchimpfungen nur, weil nichts von ihnen ausging und weil die Volkspartei in ihnen Mitglieder zu erkennen glaubte.

Durch die Unterdrückung der Preßfreiheit war jedoch ſehr wenig gewonnen; denn eine Regierung, die ſich auf dieſem Wege der Beſchimpfung entziehen muß, iſt deßhalb noch nicht in dem Beſitz des Vertrauens, das die Erfüllung ihrer Beſtimmung erheiſcht. Am Tage lag ſeit dem 30. Prairial, daß in dem Wechſel der Perſonen keine Rettung zu finden ſei. Es bedurfte demnach einer veränderten Verfaſſung; und da alle Verwandlungen, welche die Regierung ſeit dem Jahre 1793, ihrer Geſtalt nach, erfahren hatte, ſtandhaft auf eine immer ſtärkere Zuſammenengung der höchſten Autorität hingewirkt hatten: ſo konnte ſich die Pentarchie nur in Monarchie auflöſen. Nicht Wenige fühlten dies. Indem ſie jedoch den Übergang fürchteten, wollten ſie in ihrer Unkenntniß der geſellſchaftlichen Erſcheinungen einen Verſuch machen, ob ſich der Übergang der Antimonarchie nicht durch eine Verſöhnung abwenden, oder wenigſtens hinausſchieben laſſe. „Wir alle," ſagten dieſe, „lieben die Freiheit, wir alle wünſchen ſie aus dem Schiffbruch zu retten, dem ſie durch die Niederlage unſerer Heere ausgeſetzt iſt; verſuchen wir alſo, uns über die Wahl

der Mittel zu verſtändigen, da dieſe Wahl die einzige Urſache unſerer Uneinigkeit iſt.“ Bei Barras wurde eine Zuſammenkunft gehalten. Doch es zeigte ſich jetzt, was ſich immer gezeigt hat, daß unter Parteien keine Ausſöhnung möglich iſt, weil jede ihrem Zwecke und ihrer ganzen Eigenthümlichkeit zum Vortheil ihrer Gegnerin entſagen müßte, was zuletzt gar nicht in ihrer Gewalt ſteht. Die patriotiſchen Abgeordneten beklagten ſich darüber, daß der Präſident des Direktoriums (Sieyes) bei einer feierlichen Gelegenheit von gefährlichen Menſchen geredet habe, welche nur auf den Untergang der Republik bedacht wären; zugleich verlangten ſie, daß dieſe Gefährlichen genauer bezeichnet werden möchten, damit man ſie nicht mit den Patrioten verwechſeln könnte. Sieyes, an welchen dieſe Aufforderung gerichtet war, beantwortete die darin enthaltene Frage durch Hinweiſung auf die Volksgeſellſchaften und auf die Tageblätter. „Nun gut!“ erwiederte man ihm, „nennt uns die Anarchiſten, damit wir uns wider ſie vereinigen können!“ — „Wie wäre,“ entgegnete Sieyes, „hier eine Vereinigung möglich, da Tag für Tag in den beiden Räthen Glieder aufſtehen, um jene zu unterſtützen?“ — „Uns alſo greift ihr an?“ fragten die Abgeordneten; „wir wollen uns verſtändigen und ihr beleidigt uns?“ — Die Empfindlichkeit trat ein und man trennte ſich unter gegenſeitigen Drohungen.

Bald nach dieſem Fehlverſuche brachte Jourdan einen wichtigen Vorſchlag in die Bahn; nämlich den, das Vaterland für in Gefahr befindlich zu erklären. Der General folgte hierin ſeinem Gemüthe, ohne zu bedenken, daß ſein Vorſchlag, wenn er angenommen wurde, den Aufſtand in Maſſe und mehrere große Revolutionsmaßregeln in ſich ſchloß. Sechs Tage nach dem Rückzuge Brune's nach Amſterdam wurde dieſer Vorſchlag in dem Rathe der Fünfhundert gemacht, wo man gleich Anfangs darüber ſehr verſchiedener Meinung war, indem die Gemäßigten bemerkten,

daß eine ſolche Maßregel, durch Aufregung einer allzu weit getriebenen Beſorgniß, das Vertrauen zu der Regierung nur vermindern könnte, während die Patrioten behaupteten, es bedürfe einer großen Bewegung, um den öffentlichen Geiſt anzuregen. Lucian Bonaparte, Boulay von der Meurthe und Chenier brachten es mit Mühe dahin, daß die Abſtimmung auf den folgenden Tag verſchoben wurde. Inzwiſchen hatten die Patrioten der Klubs den Palaſt der Fünfhundert umzingelt. Von dieſen ſahen ſich die Gemäßigten verhöhnt. Zugleich verbreitete ſich das Gerücht, daß Bernadotte zu Pferde ſteigen und daß es einen Strauß geben werde. Wirklich war der Kriegsminiſter dazu von mehreren Wirrköpfen aufgemuntert worden; und da das Direktorium befürchtete, er könne ſich fortreißen laſſen, ſo begaben ſich Barras und Fouche' zu ihm, um ſich mit ihm zu verſtändigen. Bernadotte ließ Empfindlichkeit über gewiſſe Entwürfe blicken, welche, wie er ſagte, mit Joubert wären verabredet worden; er beſänftigte ſich aber, als Barras und Fouche' ihm betheuerten, daß daran nichts wäre. Wiewohl nun Bernadotte nicht zu Pferde geſtiegen war, ſo blieb er den Direktoren doch verdächtig; und nachdem Barras und Fouche' Rückſprache mit Sieyes genommen hatten, ſtand feſt, daß der Kriegsminiſter ſeinen Abſchied erhalten müſſe. Ihm denſelben mit Manier zu geben, entlockte Sieyes ihm in einer vertraulichen Unterrredung das Geſtändniß, daß er das Commando irgend einer Armee als die angenehmſte Belohnung für ſeine Miniſterdienſte betrachten würde. Indem man nun dieſe Äußerung für einen förmlichen Abſchiedsgeſuch nahm, erhielt Bernadotte gleich am folgenden Tage, in der Abweſenheit Gohier's und Moulin's, ſeine Entlaſſung, worüber er nicht wenig erſtaunt war. Die Nachricht von dem Hergange der Sache langte in dem Rath der Fünfhundert in eben dem Augenblicke an, wo man über die Gefahr des Vaterlandes zur Abſtimmung ſchreiten wollte.

Hier brachte ſie große Unruhe hervor. „Staatsſtreiche ſind im Anzuge!“ riefen die Patrioten. „Laßt uns,“ ſagte Jourdan, „auf unſeren kuruliſchen Sitzen ſterben!“ „Ehe der National-Repräſentation etwas zu Leide geſchieht,“ rief Augereau, „wird mein Kopf fallen!“ Als man hierauf zur Abſtimmung ſchritt, wurde Jourdan's Vorſchlag mit Stimmenmehrheit verworfen. An Bernadotte's Stelle trat Dubois Crance' als Kriegsminiſter; Sieyes aber rechtfertigte das Geſchehene gegen ſeine Kollegen Gohier und Moulins durch das Vorrecht der Majorität; und gerade hierin zeigte ſich, daß die Fünfherrſchaft des Direktoriums ſich bereits in ein Triumvirat verwandelt hatte, ehe und bevor das Regiment der drei Conſuln eintrat.

Die Auflöſung war in jeder Beziehung vollſtändig. Geſchlagen in Italien und in Holland, zerrüttet durch den Parteikampf im Innern, taumelte die Republik ihrer Vernichtung entgegen. Um die Faktionen zu dämpfen und den Ausländern zu widerſtehen, mußte irgendwo eine Kraft auftauchen. Doch wo? Von einer ſiegenden Partei war ſie nicht zu erwarten; denn alle waren gleich ſehr verbraucht und entwerthet. Nur aus dem Schooße der Heere konnte ſie hervorgehen; denn hier hat die Kraft, die ſich für ein ermüdetes und von der Verſchiedenheit der Willen hin und her gezerrtes Volk paßt, ihren Wohnſitz aufgeſchlagen. Unter den ausgezeichnetſten Militär-Häuptern ſuchten denn auch die Blicke ein Staatsoberhaupt. „Das Schwatzen muß ein Ende nehmen,“ ſagte Sieyes; „es bedarf eines Kopfes und eines Degens.“ Er ſelbſt war der Kopf, wenn gleich nur in ſeiner eigenen Meinung. Man ſuchte alſo den Degen; und war es wohl ſchwer, dieſen zu finden?

Von allen Generalen der Republik war Bonaparte am meiſten geeignet, den Übergang von der Vielherrſchaft zur Einherrſchaft zu erleichtern. Sein Ruhm, in dieſer Zeit durchaus fleckenlos, erfüllte die ganze ziviliſirte Welt.

Zu Campo=Formio hatte er Frankreich auf den Gipfel der Größe erhoben, und mit ihm ſchien das Glück von dieſem Lande gewichen zu ſein. Zwar kannte man ihn von Seiten ſeines Ehrgeizes; allein war Suworow's Wildheit nicht weit furchtbarer? Mehr, als alles Übrige, wirkte ſeine Peregrinität zu ſeinem Vortheil; denn als geborener Korſe verletzte er am wenigſten die Gleichheit, welche aufgehoben werden mußte, wenn Frankreich zur Monarchie zurückkehren ſollte. Die Sehnſucht nach ihm wurde nicht wenig dadurch verſtärkt, daß man ihn für das Opfer des Mißtrauens einer ſchwachen Regierung hielt; denn man betrachtete ſeinen Aufenthalt in Ägypten als eine Verbannung, der er ſich habe unterwerfen müſſen, um jeder andern Beſtrafung ſeiner unermeßlichen Verdienſte zu entgehen. „Wo iſt er?" fragte man. „Hinſchwindet ſein Leben in einem verzehrenden Himmelsſtrich. Befände er ſich in unſerer Mitte, ſo würde die Republik nicht mit nahem Umſturz bedroht ſein; Europa und die Faktionen würden ſie gleich ſehr reſpektiren." So weit ging die Theilnahme an ſeinem Schickſale, daß man den Nachrichten, die von ſeinen Unfällen verbreitet wurden, keinen Glauben ſchenkte, und, um ihn für unüberwindlich zu halten, lieber annehmen wollte, er ſei, weit über Syrien hinaus, auf einem Marſche nach dem Indus begriffen. Andere ſagten von ihm aus, er rücke auf Konſtantinopel vor, und werde, nach dem Umſturze des türkiſchen Reichs, Europa in den Rücken nehmen. Man verlor ſich alſo in Chimären, um die Möglichkeit einer Wiedervereinigung mit ihm zu gewinnen.

Wie es um Bonaparte'n ſtand, wird in dem nächſten Kapitel erzählt werden. Ein von Treilhard, Barras und la Reveilliere unterzeichneter Befehl hatte ihn ſeit dem 7. Prairial (27. Mai) nach Europa zurückgerufen,*) und

---

*) La Reveilliere in ſeinen Denkwürdigkeiten erklärt, daß er ſich ſeiner Unterzeichnung nicht erinnere, und hält den Beſchluß des Direktoriums für untergeſchoben.

die Beſtimmung der während des Sommers ausgerüſteten Flotte unter Bruix Befehlen hatte keinen andern Zweck, als den General und das Heer zugleich zurück zu führen. Die in Paris wohnenden Brüder Bonaparte's hatten demſelben in mehreren Schreiben von der in Frankreich herrſchenden Verwirrung vollſtändige Nachricht ertheilt; aber keins derſelben war bis zu ihm gelangt.

Achtes Kapitel.

Fortſetzung der Geſchichte des Feldzugs in Ägypten bis auf Bonaparte's Abreiſe nach Europa. — Kriegsbegebenheiten in Europa: Marſch des Erzherzogs Karl nach dem Rhein, und Suworow's nach der Schweiz; Maſſena's Sieg bei Zürich; Suworow's Rückzug; — Niederlage der Engländer und Ruſſen in Holland.

Während das, was den Inhalt der drei letzten Kapitel ausmacht, in Europa vorging, war Bonaparte nur darauf bedacht, wie er die Eroberung Ägyptens vollenden wollte. Deſaix, mit einer Diviſion von etwa 3000 Mann am Eingange Ägyptens aufgeſtellt, lieferte am 7. Oktober 1798 den übrig gebliebenen Schaaren Murad=Bey's bei Sediman eine blutige Schlacht, die ihn zum Gebieter Ober=Ägyptens bis zu den Katarakten des Nil machte. Inzwiſchen marſchirte Bonaparte bis Balbeys, um Ibrahim=Bey nach Syrien zu vertreiben, was ihm auf das vollſtändigſte gelang. Nach ſeiner Zurückkunft in Kairo führte er eine durchaus franzöſiſche Verwaltung ein. Ein Aufſtand, von Murad=Bey's Agenten in dieſer Stadt angezettelt, wurde auf eine ſo blutige Weiſe unterdrückt, daß den Feinden der Franzoſen der Muth verging. Der Winter von 1798 bis 1799 verſtrich in Erwartung der Folgen, welche von der Seeſchlacht bei Abukir unzertrennlich waren.

Bonaparte war ſehr früh von den Anſtalten unterrichtet, welche die Pforte getroffen hatte, um ihn, mit Hülfe der Engländer, wieder aus Ägypten zu vertreiben. Zwei Heere, von welchen das eine auf Rhodos, das andere in Syrien gebildet wurde, ſollten dies Werk vollbringen, und zwar dergeſtalt, daß, während das erſte bei Abukir landete, das zweite durch die Wüſte dringen ſollte, welche Syrien von Ägypten trennt. Indem nun Bonaparte das Gefährliche ſeiner Lage fühlte und keine andere Rettung abſah, als die, welche aus einem überraſchenden Angriff hervorging, beſchloß er, die Winterszeit zu benutzen, um die Schaaren zu vernichten, welche ſich zu Akre, Damas und in den Hauptſtädten ſammelten. Zum Seraskier des in Syrien zuſammen zu bringenden Heeres war Djezzar, der berühmte Paſcha von Akre, ernannt, und Abdallah, Paſcha von Damas, welcher den Vortrab führen ſollte, war vorgedrungen bis zum Fort El-Ariſch, welches Ägypten von Syriens Seite her öffnet. Von den Druſen, einer chriſtlichen Völkerſchaft, und von den Mumalis, ſchismatiſchen Mohamedanern, herbeigerufen, beſchloß Bonaparte, ohne Zeitverluſt zu Werke zu gehen; denn wenn es ihm gelang, Jaffa, Akre und einige andere ſchlecht befeſtigte Plätze zu erſtürmen, ſo konnte ihm, wie er glaubte, die Eroberung Syriens nicht fehlſchlagen, nach welcher er alsdann es in ſeiner Gewalt hatte, im Verein mit 60000 Bewohnern des Libanon nach Konſtantinopel vorzudringen und das türkiſche Reich zu ſtürzen.

An der Spitze der Diviſionen Kleber, Regnier, Lannes, Bon und Murat, welche zuſammen etwa 30000 Mann bildeten, brach er in den erſten Tagen des Februars 1799 auf. Murat's Diviſion beſtand aus der Reiterei; Bonaparte aber hatte eine ganz neue Waffe erfunden. Dies war die der Dromedare. Zwei Mann, die ſich mit ihren Rücken berührten, wurden von Einem Dromedar getragen, und konnten, vermöge der Stärke und Schnelligkeit dieſer

Thiere, 25 bis 30 Meilen zurücklegen, ohne Halt zu machen. Geſchaffen war dies Regiment, um die Araber zu vertreiben, welche die Umgegend Ägyptens beunruhigten. Außerdem hatte der Contre-Admiral Perre' den Befehl erhalten, den Hafen von Alexandrien mit drei Fregatten zu verlaſſen, um die Artillerie und den Schießbedarf nach der ſyriſchen Küſte zu verſetzen. Schon am 15. Februar langte Bonaparte bei dem Fort El-Ariſch an, das ſich nach einem kurzen Widerſtande mit 1300 Mann und beträchtlichen Vorräthen ergab. Ibrahim-Bey, der dem Fort zu Hülfe kommen wollte, wurde in die Flucht geſchlagen und ſein Lager kam in die Gewalt der Franzoſen. Wie beſchwerlich auch der Marſch durch die Wüſte war, ſo wagte es doch Niemand, ſich darüber zu beklagen, weil Bonaparte mit ſeiner ſchwächlichen Geſundheit alle Strapazen mit ſo viel Gleichmuth ertrug. Gazah, das man zunächſt erreichte, wurde im Angeſicht Djezzar-Paſcha's genommen. Von hier wendete ſich das Heer nach Jaffa, dem alten Joppe. Dieſe Stadt enthielt eine Beſatzung von 4000 Mann. Bonaparte ließ Breſche ſchießen und forderte ſodann den Commandanten zur Ergebung auf. Als nun dieſer, ſtatt aller Antwort, dem Überbringer der Aufforderung den Kopf abſchlagen ließ, wurde der Sturm angeordnet. Er war von einer dreißigſtündigen Plünderung und einem ſtarken Gemetzel begleitet. Als beides beendigt war, machte man die Entdeckung, daß man ſich mit 2000 Gefangenen beläſtigt hatte, die man nicht nach Ägypten ſenden konnte, weil es dazu an den Bedeckungsmitteln fehlte, und die man nicht laufen laſſen konnte, ohne die Zahl der Feinde zu verſtärken. Unter dieſen Umſtänden entſchloß Bonaparte ſich zu einer fürchterlichen Maßregel, welche darin beſtand, daß er die Gefangenen über die Klinge ſpringen ließ: eine Handlung, welche nur durch die Lage gerechtfertigt werden kann, worin ſich die Franzoſen in Syrien befanden.

Der Zug ging hierauf nach St. Jean d'Akre, in früherer Zeit Ptolemais, in der Geſchichte der Kreuzzüge Akkon genannt. In dieſe am Fuße des Berges Carmel gelegene Stadt hatte ſich Djezzar mit allen ſeinen Reichthümern eingeſchloſſen, und nicht unbedeutend war die Beſatzung, womit er ſie zu vertheidigen hoffte. Dabei rechnete er auf den Beiſtand Sir Sidney Smiths, welcher in der Nachbarſchaft kreuzte, nachdem er Djezzar mit Ingenieuren, Kanonieren und Munition verſehen hatte. Auch war von Damas her ein türkiſches Heer in Bewegung. Kam Bonaparte in den Beſitz dieſes Platzes, ſo konnte er Syrien als erobert betrachten. Es war Eile nöthig, wenn nicht Verſtärkungen eintreffen und wenn die Engländer an der Vollendung der Vertheidigungswerke verhindert werden ſollten. Auch waren die Laufgräben bald geöffnet. Unglücklicher Weiſe aber war das Belagerungsgeſchütz, das vor Alexandrien anlangen ſollte, von Sidney Smith genommen worden. Dabei fehlte es ſelbſt für das Feldgeſchütz ſo ſehr an Kugeln, daß man genöthigt war, ſich dieſe durch Ausſendung von Reitern nach dem Meeresufer zu verſchaffen; indem nämlich Sidney Smith auf dieſe ganze Lagen ſeiner zahlreichen Batterien zu geben verführt wurde, gewann man in den aufgerafften Kugeln neue Angriffsmittel.

Die Belagerung hatte den 20. März ihren Anfang genommen. Fünf Tage darauf wurde Breſche geſchoſſen und Anſtalt zum Sturm getroffen. Jetzt entdeckte man zuerſt, daß es hinter der Mauer noch Wall und Graben gab. Hierdurch abgeſchreckt vom Sturm, begann man zu untergraben. Dies geſchah unter dem Feuer der franzöſiſchen Artillerie, die in Sidney Smiths Hände gefallen war; wobei auch noch des Umſtandes gedacht werden muß, daß ein franzöſiſcher Ausgewanderter, Namens Phellipeaux, der im Genie-Weſen ausgezeichnet war, dem Geſchütz die Richtung gab. Den 28. März ſprang die Mine; allein ſie riß nur einen geringen Theil der Contreſcarpe aus

einander, und der Sturm, den die Franzoſen mit zwei Bataillonen durchzuſetzen hofften, wurde von den Türken zurückgeſchlagen.

Man war mit Anlegung neuer Minen-Röhren beſchäftigt, als am 1. April die Nachricht anlangte, daß ein großes türkiſches Heer im Anzuge ſei. Bonaparte's Verlegenheit ſtieg; doch ohne den Kopf zu verlieren, ließ er die Belagerungsarbeiten fortſetzen und entſendete Kleber nach dem Jordan, um dem von Damas anlangenden Heere den Übergang über dieſen Fluß ſtreitig zu machen. Abdallah's Heer beſtand aus 25000 Mann, und die Hauptſtärke deſſelben bildete eine Reiterei von mehr als 12000. Auf dieſe ſtieß Junot, welcher Klebers Vortrab führte, am 10. April auf dem Wege nach Nazareth. Junot war nur 500 Mann ſtark; doch anſtatt vor dem überlegenen Feind zurück zu weichen, bildete er ein Viereck und bedeckte das Schlachtfeld mit Todten und Verwundeten. Erſt als die Übermacht wuchs, zog er ſich an Kleber zurück, der ſeinerſeits ihm zu Hülfe eilte. Von der Stärke des Feindes unterrichtet, ging Bonaparte mit der Diviſion Bon zur Unterſtützung Klebers ab, feſt entſchloſſen, eine entſcheidende Schlacht zu liefern. Dieſe wurde den 16. April in jenen Ebenen geliefert, welche ſich am Fuße des Berges Tabor, unfern des Dorfes Fuli, dehnen. Kleber hatte ſich bereits mit einem Wall getödteter Feinde umgeben, als Bonaparte aus den Engpäſſen des Tabor hervorbrach und die Diviſion Bon, welche er herbeiführte, zu zwei Vierecken bildete, die ſich dergeſtalt näherten, daß ſie ein gleichſchenkliches Dreieck mit der Diviſion Kleber formirten, und folglich den Feind in ihre Mitte brachten. Nach wenigen Augenblicken war die Schlacht beendigt, und das ganze türkiſche Lager mit drei Roßſchweifen, vier hundert Kameelen und einer unermeßlichen Beute in den Händen der Franzoſen. Murat, an den Ufern des Jordan aufgeſtellt, tödtete noch eine Menge Flüchtlinge; und ſo hatten denn 6000 Fran-

zoſen ein Heer zerſtört, von welchem die Einwohner des Landes verſichert hatten, daß es zahllos ſei, wie die Sterne am Himmel und wie der Sand am Meere.

Auf den Fortgang der Belagerung von St. Jean d'Akre hatte dieſer Sieg keinen Einfluß. Von Seiten der Belagerten waren alle Stürme, von Seiten der Belagerer alle Ausfälle zurückgeſchlagen worden, als am 7. Mai in dem Hafen von St. Jean d'Akre eine Verſtärkung von 12000 Mann anlangte. Bonaparte, welcher berechnete, daß über ihre Ausſchiffung wenigſtens ſechs Stunden verſtreichen würden, ließ ohne Zeitverluſt einen Vierundzwanzigpfünder gegen denjenigen Theil der Mauer richten, deſſen Einſturz den Sturm allein erleichtern konnte. Sobald nun die Nacht eingetreten war, erſtieg man die Breſche, warf den Feind zurück, vernagelte deſſen Kanonen und machte ſich zum Gebieter des Platzes. Doch in eben dieſem Augenblicke rückten die ausgeſchifften Truppen in Schlachtordnung an, und ihre Maſſe war ſtark genug, um Achtung zu gebieten. Rambaut, welcher die ſtürmenden Grenadiere befehligte, wurde getödtet; Lannes verwundet. Dies war jedoch nicht alles, was geſchah; denn in demſelben Augenblick machte der Feind einen Ausfall, in welchem er die Breſche von hinten nahm, und folglich jene Tapfern, welche eingedrungen waren, abſchnitt. Einigen von dieſen gelang es, zu den Ihrigen zurück zu kommen; andere flüchteten ſich in eine Moskee, wo ſie ihre letzten Patronen erſchöpft hatten, als Sidney Smith, gerührt von ſo viel Heldenmuth, ihnen eine Kapitulation bewilligte. Inzwiſchen wurde zwar der Ausfall zurückgeſchlagen; doch erſchöpften ſich die Kräfte der Belagerer darüber in einem ſo hohen Grade, daß Bonaparte ihnen eine zweitägige Raſt geſtatten mußte. Es wurde nun noch ein letzter Sturm verſucht; da aber auch dieſer nicht gelang, ſo mußte Bonaparte von der Eroberung St. Jean d'Akre's, d. h. von der Eroberung Syriens, abſtehen.

Dies war um ſo nothwendiger, theils weil der Menſchen-Abgang, den das Heer täglich litt, durch nichts zu erſetzen war, theils weil die Peſt in St. Jean d'Akre wüthete und ſich auch ſchon unter den Franzoſen zeigte, theils endlich, weil die Zeit der Landungen gekommen war und man die Ankunft eines türkiſchen Heeres an den Ausflüſſen des Nils verkündigte. Durch den Zug nach Syrien war wenigſtens in ſo fern etwas geleiſtet, als man den Feind von jeder Unternehmung gegen Ägypten abgeſchreckt hatte. Nichts deſto weniger war Bonaparte mit dieſem Erfolge höchſt unzufrieden, und man hörte ihn, als von Sidney Smith die Rede war, mehr als einmal ausrufen: „Dieſer Menſch hat mich um mein Glück gebracht!" So wenig ahnete er in dieſer Zeit ſeine Beſtimmung.

Ehe die Belagerung förmlich aufgehoben wurde, überſchüttete Bonaparte die Stadt mit einem Feuerregen, der ſie in einen Aſchenhaufen verwandelte. Den 20. Mai (gerade zwei Monate nach dem erſten Anfange der Belagerung) wurde der Rückzug durch die Wüſte angetreten. Ein Drittel des Heeres (etwa 4000 Mann) war das Opfer der Unternehmung geworden, und 1200 Verwundete begleiteten oder beſchwerten vielmehr den Rückzug. Dieſen zu ſichern, waren Zerſtörungen nothwendig geworden; Bonaparte ordnete ſie an, und zu ihnen gehörte die Sprengung der Feſtungswerke von Jaffa. Mehr, als alles Übrige, beläſtigten die Verpeſteten. Sie mitzuſchleppen, war unmöglich; ließ man ſie aber zurück, ſo ſetzte man ſie einem unvermeidlichen Tode aus, dieſer mochte erfolgen als Wirkung der Krankheit, oder des Hungers, oder der Grauſamkeit der Feinde. Ihr Schickſal beherzigend, äußerte Bonaparte gegen den Arzt Desgenettes, daß es menſchlicher ſein würde, ihnen Opium zu geben, als ſie am Leben zu laſſen. Der Arzt erwiederte hierauf: „ſeine Kunſt verpflichte ihn zum Heilen, nicht zum Tödten." Eine Antwort, welche man ſpäterhin ſehr erhoben hat. Die Ver-

peſteten erhielten kein Opium; allein man nahm den Willen für die That, und gründete darauf eine Verleumdung, welche nur allzu lange vorhielt.

Als Bonaparte, nach einer Abweſenheit von drei Monden, nach Ägypten zurückkam, hatte ſich der Geiſt des Aufruhrs in Delta verbreitet; am meiſten durch einen Betrüger, der ſich den Engel El-Mohdhy nannte, ſich für unverwundbar ausgab und die Franzoſen zu verjagen verſprach. Dieſer Betrüger hatte ſich, unter dem Beiſtande der Werkzeuge der Mameluken-Beys, Damanhours bemächtigt und die ſchwache Beſatzung dieſes Orts ermordet. Bonaparte machte dieſem Unweſen dadurch ein Ende, daß er die Inſurgenten zerſtreuen ließ; und nachdem der unverwundliche Engel getödtet war, ſtellte ſich die Ruhe ganz von ſelbſt wieder her. In glänzenden Feſten wurden die in Syrien errungenen Siege gefeiert, die erlittenen Unfälle aber ſorgfältig verſchwiegen. Vor allem wünſchte Bonaparte ſein Heer bei guter Laune zu erhalten. Dies war jedoch der ſchwierigſte Theil der von ihm zu löſenden Aufgabe. Ein dumpfes Mißvergnügen herrſchte unter ſeinen Kriegern, und ſelbſt ſeine Generale theilten daſſelbe. Nicht daß es dem Heere an irgend etwas gefehlt hätte; aber die Sehnſucht nach dem Vaterlande war erwacht und für dieſe gab es keine Täuſchungen. Täglich hielten Offiziere und Generale um die Erlaubniß an, nach Europa zurückgehen zu dürfen; doch Bonaparte verſagte ſich dieſen Bitten entweder unbedingt, oder mit Hinzufügung ſolcher Worte, die man wie Entehrung fürchtete. Selbſt Berthier, gequält von einer alten Leidenſchaft, verlangte Italien wieder zu ſehen; ſchämte ſich aber zum zweiten Male und — blieb. Eines Tages nahm das Heer ſich vor, von Kairo nach Alexandrien aufzubrechen; allein es blieb bei dem Vorſatze, weil der Soldat nicht den Muth hatte, ſeinem General zu trotzen. Wie geneigt die Untergenerale auch ſein mochten, das allgemeine Mißvergnügen zu billigen, ſo ſchwiegen ſie

doch in Bonaparte's Gegenwart, eingedenk ſeiner geiſtigen Überlegenheit. Nur Kleber gehörte nicht zu dieſen Fügſamen. Er überwarf ſich nicht ſelten mit Bonaparte'n, weniger weil es ihm an Muth gebrach, als weil ſeine Laune ihn unbiegſam machte; doch beide verſöhnten ſich immer leicht mit einander, weil Bonaparte Klebers großes Gemüth eben ſo aufrichtig ehrte, wie Kleber Bonaparte's Genie.

Unter ſolchen Umſtänden fühlte Bonaparte wohl, daß in Ägypten nicht ſeines Bleibens ſei. Ehe er ſich jedoch zu einer Veränderung ſeines Schauplatzes entſchlöſſe, wollte er von der Lage der Sachen in Europa vollſtändig unterrichtet ſein, und vor allen Dingen das zweite türkiſche Heer zerſtören, deſſen nahe Landung von allen Seiten her verkündigt wurde.

Dies Heer nun erſchien auf zahlreichen Transportſchiffen, welche durch eine Abtheilung des Sidney Smithſchen Geſchwaders gedeckt waren, endlich den 11. Juli auf der Höhe Alexandriens und ging auf derſelben Rhede von Abukir vor Anker, wo die franzöſiſche Flotte war zerſtört worden. Der von den Engländern gewählte Landungspunkt war die Halbinſel, welche dieſe Rhede ſchließt und denſelben Namen führt. Da dieſe Halbinſel ſich zwiſchen dem Meere und dem Madieh=See dehnt und in ein Fort ausläuft, ſo hatte Bonaparte dem General Marmont, welcher zu Alexandrien befehligte, aufgetragen, die Vertheidigung des Forts zu verſtärken und das in deſſen Nähe gelegene Dorf Abukir zu zerſtören. Das Eine, wie das Andere, war indeß unterblieben; denn Marmont hatte ſich damit begnügt, das Dorf durch eine Verſchanzung zu ſichern, die es gegen Angriffe von der Landſeite her deckte: eine Maßregel, welche dem Fort ſelbſt nur den Werth einer Feldverſchanzung ließ. Die Folgen dieſer Vernachläſſigung blieben nicht aus. Mit dem Säbel in der Fauſt nahmen die Türken die Verſchanzungen und bemächtigten ſich des Dorfes Abukir, indem

ſie die Beſatzung niederhieben. Jetzt mußte ſich auch das Fort ergeben. Marmont, welcher an der Spitze von 1200 Mann von Alexandrien ausgerückt war, um den Truppen von Abukir zu Hülfe zu kommen, ſah ſich genöthigt, dahin zurück zu kehren, weil die Überlegenheit der Türken nach dem erſten Erfolge allzu handgreiflich war; denn beinahe achtzehn tauſend Mann ſtark waren ſie gelandet, und obgleich es ihnen an Reiterei fehlte, ſo waren ſie doch, als Janitſcharen, mit Gewehr, Piſtol und Säbel bewaffnet und im Gebrauche dieſer Werkzeuge geübt; außerdem erwarteten ſie, von Ober-Ägypten her, Murad-Bey mit 2 bis 3000 Mameluken, die längs der Wüſte in jedem Augenblick eintreffen konnten.

Von dieſer Landung unterrichtet, verließ Bonaparte Kairo ohne Zeitverluſt; und an der Spitze der Diviſionen Lannes, Bon und Murat legte er einen von den außergewöhnlichen Märſchen zurück, die er ſo oft in Italien gemacht hatte. Deſaix erhielt den Befehl, Ober-Ägypten zu räumen, und Kleber und Regnier, die ſich im Delta befanden, wurden beordert, ſich Abukir zu nähern. Birket, das zwiſchen Abukir und Alexandrien gelegen iſt, ſollte zum Sammelpunkt aller Streitkräfte dienen; denn Bonaparte fürchtete, daß, außer dem türkiſchen Heere, ein engliſches gelandet ſein möchte.

Da Murad-Bey von dem Verſuche, nach Nieder-Ägypten vorzudringen, durch Murat abgeſchreckt worden war: ſo war der Kampf beſchränkt auf das türkiſche Heer, das bei Abukir hinter Verſchanzungen ſtand. Bonaparte brach den 24. Juli von Alexandrien auf und befand ſich am 25. am Eingange der Halbinſel. Seine erſte Abſicht war, das türkiſche Heer durch Feldſchanzen einzuſchließen, und ſo die Ankunft ſeiner ſämmtlichen Diviſionen zu erwarten; denn er hatte nur die Diviſionen Lannes, Bon und Murat bei der Hand, zuſammen etwa 6000 Mann. Sein Vorſatz änderte ſich jedoch, als er die Stellung der

Türken in Augenſchein genommen hatte. Im Hintergrunde der ſehr engen Halbinſel waren ſie durch zwei Verſchanzungen gedeckt. Eine halbe Stunde von Abukir, wo ihr Lager war, hatten ſie zwei Sandhügel beſetzt, von denen der eine ſich an das Meer, der andere ſich an den See Madieh lehnte, die folglich ihren rechten und ihren linken Flügel bildeten. Ein Dorf, im Mittelpunkt dieſer Hügel gelegen, war gleichmäßig von ihnen beſetzt worden. Auf dem Hügel zur Rechten ſtanden 1000, auf dem zur Linken 2000, in dem Dorfe 3 bis 4000 Mann. Dies war ihre erſte Linie. Die zweite war im Dorfe Abukir ſelbſt. Sie beſtand aus der von den Franzoſen aufgeworfenen Verſchanzung und ſchloß ſich durch zwei mit Bruſtwehren verſehene Graben an das Meer an. Hier hatten ſie ihr Hauptlager und die Maſſe ihrer Streitkräfte.

Bonaparte's Anordnungen waren bald getroffen. General Deſtaing erhielt den Befehl, mit einigen Bataillonen auf den Sandhügel zur Rechten loszugehen, wo die tauſend Türken waren; Lannes mußte gegen den Hügel zur Linken vorrücken, und Murat, der ſich im Mittelpunkt befand, bekam den Auftrag, ſich mit ſeiner Reiterei in den Rücken der beiden Hügel zu begeben. Dieſe Anordnungen wurden mit großer Genauigkeit ausgeführt. Ohne den Kampf abzuwarten, verließen die Türken den Hügel zur Rechten, und ſtießen auf die Reiterei, die ſie niederhieb oder ins Meer jagte, wo ſie lieber umkommen, als ſich ergeben wollten. Daſſelbe geſchah zur linken Seite. Deſtaing und Lannes wendeten ſich nun gegen den Mittelpunkt, der durch ein Dorf gebildet wurde, und griffen denſelben von vorn an. Rechnend auf den Beiſtand der zweiten Linie, vertheidigten ſich die Türken aufs Tapferſte. Wirklich ſetzte ſich eine Colonne von Abukir aus in Bewegung; doch Murat, der bereits ſo weit vorgedrungen war, warf ſie nach Abukir zurück. So drangen Deſtaing und Lannes in das Dorf ein, vertrieben die Türken aus demſelben,

und ließen ihnen keine andere Wahl, als ſich ins Meer zu ſtürzen.

Vier bis fünf tauſend waren auf dieſe Weiſe umgekommen, und Bonaparte's Abſicht aufs Vollſtändigſte erfüllt. Es kam jetzt nur auf ihn an, ob er die Türken in Abukir einſchließen und bombardiren, oder die Ankunft Kleber's und Regnier's erwarten wollte; allein er zog es vor, den Sieg auf der Stelle zu vollenden. Nachdem alſo die Truppen zu Athem gekommen waren, verſtärkte er die obgenannten Diviſionen durch die Diviſion Lanuſſe, welche zurückgeblieben war, und befahl den Angriff auf die zweite Linie. In dem Kampfe, der ſich hier entwickelte, entſchieden das Bajonett und die Reiterei, denen die Türken nicht gewachſen waren. Gegen Ende deſſelben drang Murat in das Lager Muſtapha-Paſcha's, der, voll Verzweiflung, ein Piſtol auf den franzöſiſchen General abdrückte und dieſen leicht verwundete. Murat hieb ihm dafür zwei Finger ab und machte ihn gefangen. Was von den Türken nicht in den Wellen oder hinter den Verſchanzungen umgekommen war, flüchtete ſich in das Fort, wo ihm keine andere Wahl blieb, als die Milde des Siegers anzuflehen. Auf dieſe Weiſe wurde, vielleicht zum erſten Male in der Kriegsgeſchichte, ein feindliches Heer gänzlich aufgerieben; und als Kleber gegen Abend anlangte, umfaßte er Bonaparte'n mit den Worten: „General, Sie ſind groß, wie die Welt."

Ägypten war demnach theils durch den Zug nach Syrien, theils durch die Schlacht bei Abukir von den Streitkräften der Pforte befreit; und was ſich durchaus nicht leugnen läßt, iſt, daß in dem kurzen Zeitraum eines Jahres Außerordentliches von Bonaparte'n für die Idee, die ihn nach Alexandrien geführt hatte, vollbracht worden war. Die Lage des franzöſiſchen Heeres konnte, nach der letzten Schlacht, als ſehr beruhigend betrachtet werden; denn nach allen Verluſten, die es gelitten hatte, war es noch

25000 Mann ſtark, und dieſe waren eben ſo abgehärtet, als geübt, folglich jedem neuen Schickſale gewachſen, das über ſie kommen könne. Inzwiſchen war Bonaparte'n unſtreitig klar geworden, daß eine Koloniſation auf der Oſtküſte Afrika's, am Schluſſe des achtzehnten Jahrhunderts unternommen, nie die Wirkungen hervorbringen werde, die er ſich vor Jahr und Tag davon verſprochen hatte. Es kam dazu, daß auch ihn die Sehnſucht nach Frankreich und Europa zu quälen begann. Da von allen den Nachrichten, die theils das Direktorium, theils ſeine Brüder ihm gegeben hatten, keine bis zu ihm gelangt war, ſo bemächtigte ſich ſeiner eine ſolche Unruhe, daß er leichte Fahrzeuge ausſendete, welche Handelsſchiffe anhalten mußten, um, wo möglich, von dieſen zu erfahren, was in Europa vorging. Zu demſelben Zweck ſchickte er einen Parlementär nach der türkiſchen Flotte, unter dem Vorwande, eine Auswechſelung der Kriegsgefangenen in Antrag zu bringen. Dieſen nahm Sidney Smith ſehr gütig auf; und als der brittiſche Seemann, wie im Vorbeigehen, erfuhr, daß Bonaparte über Frankreichs Unfälle nicht im Mindeſten belehrt ſei, machte er ſich das boshafte Vergnügen, ihm ein dickes Paket Zeitungen zu überſenden, aus welchem er die nöthige Belehrung ſchöpfen konnte. Bonaparte nun verwendete die nächſte Nacht auf die Durchſicht dieſer Blätter; und ſobald er von dem Stande der Dinge unterrichtet war, ſtand auch ſein Entſchluß feſt, ſich heimlich einzuſchiffen und die Überfahrt nach Europa auf die Gefahr zu wagen, daß er von den brittiſchen Flotten genommen werden konnte. Vice-Admiral Gantheaume erhielt nun ſogleich den Befehl, die Fregatten la Muiron und la Carrere ſegelfertig zu halten. Ohne ſein Vorhaben irgend Einem mitzutheilen, begab er ſich nach Kairo, wo er eine weitläufige Inſtruktion für Kleber aufſetzte, dem er das Ober-Commando zu übertragen entſchloſſen war, und eilte darauf nach Alexandrien zurück.

Begleitet von Berthier, Lannes, Murat, Andreoſſi, Marmont, Bertholet und Monge, ſo wie von einer eben nicht zahlreichen Bedeckung, begab er ſich nach einem wenig beſuchten Geſtade, wo Boote in Bereitſchaft ſtanden, um ihn und ſeine Gefährten den Fregatten zuzuführen. Man ging an Bord derſelben. Die Anker wurden auf der Stelle gelichtet, um mit Tagesanbruch außer dem Geſichtskreiſe der brittiſchen Kreuzer zu ſein. Unglücklicher Weiſe trat eine Windſtille ein, welche Bonaparte's Gefährten ſo beunruhigte, daß ſie nach dem Hafen von Alexandrien zurück wollten. Doch Bonaparte gebot ihnen, ruhig zu ſein und dem Schickſale zu vertrauen. Wie Cäſar rechnete er auf ſein Glück; und nicht unwahrſcheinlich iſt, daß er ausgerufen habe: „Die Advokaten-Regierung Frankreichs hat von jetzt an ihr Ende erreicht." Nicht, wie man wohl hinterher behauptet hat, eine feige Entweichung war es, was Bonaparte'n nach Frankreich zurückführte; denn er ließ ein ſiegreiches Heer zurück, indem er ſich der Gefahr ausſetzte, in Ketten nach London gebracht zu werden. Wohl aber war es eine von jenen Vermeſſenheiten, wodurch Ehrgeizige ihr Verhängniß auf die Probe ſtellen, um ein Vertrauen zu ſich ſelbſt zu gewinnen, das eben ſo leicht erhebt, als es in den Abgrund ſtürzt. Bonaparte'n von dieſem Ehrgeiz frei zu ſprechen, müßte man ſeine Lage und die Art ſeines Geiſtes gleich ſehr verkennen . . .

Während er mit ſeinen Gefährten auf dem mittelländiſchen Meere nach Frankreich zurückſchwamm und unter preußiſcher Flagge — ſo lautet die Sage — den Nachſtellungen der Engländer entging, trat die franzöſiſche Republik aus dem Zuſtande der Kriſis hervor, worin ſie ſich, ſeit der Schlacht bei Novi und der Landung der Engländer und Ruſſen in Holland, befunden hatte; und was am meiſten dazu beitrug, daß die Dinge für Frankreich eine andere Geſtalt gewannen, war die Unbeſtändigkeit des öſterreichiſchen Hofkriegsraths. Eiferſüchtig auf die Autorität,

welche Suworow in Italien ausübte (dieſe ging ſo weit, daß der ruſſiſche Obergeneral den König von Sardinien in ſeine Staaten zurückrief), war dieſe Behörde nur darauf bedacht, wie ſie ihn aus Piemont entfernen wollte. Dazu kam, daß Ruſſen und Öſterreicher ſich ſchlecht mit einander vertrugen. Aus beiden Gründen ſchien eine veränderte Vertheilung der Truppen auf der ganzen Operations-Linie unumgänglich nöthig. Sofern nun Korſakof mit dem Erzherzog Karl in der Schweiz, und Suworow mit Melas in Italien operirte, gerieth der Hofkriegsrath auf den Gedanken, den Erzherzog nach dem Rhein und Suworow nach der Schweiz zu verſetzen. Auf dieſe Weiſe kamen Ruſſen zu Ruſſen, während die Öſterreicher am Rhein und in Italien agiren ſollten; gerechtfertigt aber wurde dieſe Maßregel durch den dreifachen Grund: daß es beſſer ſei, wenn die Truppen jeder Nation allein kämpften; daß die Ruſſen in der Schweiz ihr Klima wiederfinden würden; und daß der Erzherzog Karl am Rhein die Landung in Holland unterſtützen könne. England billigte dieſen Plan um ſo bereitwilliger, weil es ſich von ſeiner Landung in Holland noch viel verſprach und weil es die Ruſſen von Genua zu entfernen wünſchte, nachdem ſie ſich bereits der Inſel Corfu bemächtigt hatten, von wo ſie leicht nach Malta gelangen konnten. Vollzogen unter den Augen Maſſena's waren dieſe Veränderungen freilich nicht wenig gefährlich, nicht zu gedenken, daß die Ruſſen auf ein Erdreich verſetzt wurden, wo ſie wenig leiſten konnten, weil ſie gewohnt waren, alles mit dem Bajonett abzumachen, während in Gebirgsgegenden das Feuergewehr entſcheidet. Doch der Hofkriegsrath zu Wien hatte den politiſchen Gründen den Vorzug vor den militäriſchen gegeben, und gebieteriſch zum Voraus jeden Einwand abgelehnt, welcher von Seiten der Generale gemacht werden konnte. Sein Entwurf ſollte gegen das Ende des Auguſt zur Ausführung gebracht werden. Wie er es wurde, wird ſich ſogleich zeigen.

Der Leſer erinnert ſich, daß Maſſena ſich genöthigt geſehen hatte, hinter die Linie der Limmat zurück zu gehen und ſich auf den Albis zu ſtützen. Nichts deſto weniger ſonderte die Limmat die beiden feindlichen Heere. Zuſammengeſetzt war dieſe Linie aus der Lint, welche im Kanton Glaris entſpringt, aus dem Züricher See und aus der Limmat ſelbſt, welche aus dieſem See bei Zürich hervorgeht und ſich bei Bruck in die Aar ergießt. Hinter der Limmat ſtand der Erzherzog Karl von Bruck bis Zürich; Korſakof ſtand hinter dem Züricher See und erwartete die Stellung, die man ihm anweiſen würde; Hotze bewachte die Lint. Als nun die von dem Hofkriegsrath beliebte Veränderung eintrat, kam Korſakof an die Stelle des Erzherzogs hinter die Limmat; Hotze aber blieb mit dem öſterreichiſchen Korps vom Vorarlberg an der Lint, um dem aus Italien zurückkommenden Suworow die Hand zu reichen. Die Frage war, welche Bahn Suworow wählen ſollte, ob die über den Splügen, um ſich über Coire nach dem Oberrhein zu begeben und ſich von da an Hotze anzuſchließen, oder die über den St. Gotthard, von wo er, durch die Schwitz hin, den an der Lint ſtehenden Franzoſen in den Rücken dringen konnte. Dieſe letztere Bahn war in ſo fern mit Schwierigkeiten verbunden, als Lecourbe den St. Gotthard beſetzt hielt, und als Hotze, um der vom St. Gotthard her kommenden Armee die Hand zu reichen, über die Lint vordringen mußte, was nicht wohl möglich war, ohne daß ein Angriff auf die ganze Linie der Franzoſen erfolgte. Man wählte die letztere Bahn, ohne daß bisher ausgemittelt worden iſt, ob die Schuld mehr auf die Öſterreicher, oder mehr auf die Ruſſen zurückfällt; denn beide haben ſich hinterher die Wahl zum Vorwurf gemacht. Verabredet wurde dabei, daß der allgemeine Angriff auf die Franzoſen in demſelben Augenblicke anheben ſollte, wo Suworow vom St. Gotthard her in das Reuß-Thal hinabſteigen würde. Bis zur Vereinigung der beiden ruſſiſchen

Heere belief ſich das ruſſiſch-öſterreichiſche Heer unter Korſakof und Hotze nur auf 55000 Mann, die es mit dem ganzen Heere Maſſena's aufzunehmen hatten.

Für Maſſena war der Augenblick, wo der Erzherzog Karl die Limmat verließ, Suworow aber noch nicht über die Alpen gekommen war, allzu günſtig, als daß er der Unthätigkeit, die ihm ſeit einigen Monaten zum Vorwurf gereichte, nicht hätte entſagen ſollen. Unterrichtet von den Entwürfen ſeiner Gegner, beſchloß er, dieſen mit einem allgemeinen Angriff zuvorzukommen, den er auf den 25. September 1799 feſtſetzte. Es war nicht leicht, über die Limmat zu kommen, weil der Feind dieſen Fluß beherrſchte. Dennoch wurde durch kluge Anordnungen zu Wege gebracht, daß die Diviſion Lorges, in Verbindung mit einem Theile der Diviſion Mesnard, dieſen Übergang bei Kloſter-Fahr vollzog. Während nun dieſe Truppen die Limmat hinauf gingen, um den Ruſſen bei Zürich in den Rücken zu kommen, ſprengte Maſſena auf dem entgegenſtehenden Ufer zu den Seinigen zurück, um ſie auf Zürich zu führen, wo Korſakof ſeine Truppen zu einer ſtarken Maſſe vereinigt hatte und bereits gegen Mortier ſtritt. Dieſer General war im Weichen, als die Diviſion Klein ihm zu Hülfe kam, und Humbert, an der Spitze ſeiner 4000 Grenadiere, den Kampf wieder herſtellte. Nach einem hartnäckigen Gefechte ſahen ſich die Ruſſen in Zürich eingeſchloſſen. Betroffen von dem Kanonendonner, den er in ſeinem Rücken vernahm, entſendete Korſakof einige Bataillone über die Limmat hin; doch dieſe ſchwache Hülfe war vergeblich; denn Oudinot hatte bereits das bei Hong ſtehende Lager erſtürmt und die Höhen gewonnen, welche ſich hinter Zürich befinden — mit dieſen die große Straße von Winterthur, welche nach Deutſchland führt, die einzige, auf welcher die Ruſſen ſich zurückziehen konnten.

Korſakof, der ſich gegen ſeine Lage nicht länger verblenden konnte, zog am Abend des 25. ſeine Truppen in

denjenigen Theil von Zürich zurück, der hinter der Limmat gelegen iſt. Der folgende Tag mußte blutig werden, weil die Ruſſen ſich Bahn brechen, die Franzoſen unermeßliche Tropäen gewinnen wollten. Der Kampf nahm ſehr frühe ſeinen Anfang. Das unglückliche Zürich, angefüllt mit Geſchütz, Fuhrwerk und Verwundeten, war wie eingewickelt in Flammen. Dieſſeits der Limmat drängten Klein und Mortier, um einzudringen; jenſeits verſuchte Oudinot, dem ruſſiſchen Obergeneral den Weg zu verſperren. Die Straße von Winterthur war nur in ſo fern ſtreitig, als dem ruſſiſchen General Duraſof es gelungen war, von der Unter-Limmat, wo die Brigade Bontemps ihn angegriffen und geworfen hatte, durch einen Umweg bis zu dieſer Straße vorzudringen. Auf den Rückzug bedacht, hatte Korſakof ſein Fußvolk an die Spitze, ſeine Reiterei in den Mittelpunkt, ſein Geſchütz und ſein Fuhrweſen hinten geſtellt. Auf dieſe Weiſe ging er in einer langen Kolonne vor. Sein tapferes Fußvolk, von Wuth getrieben, rennt vor ſich her alles nieder und bricht ſich Bahn; allein kaum iſt es mit einem Theile der Reiterei in Sicherheit, als die Franzoſen den Angriff erneuern und den Überreſt der Reiterei und das Geſchütz nach den Thoren Zürichs zurückdrängen. In demſelben Augenblicke dringen auch Mortier und Klein in die Stadt. Man ſchlägt ſich in den Straßen. Um kurz zu ſein: was von dem ruſſiſchen Heere in Zürich zurückgeblieben war, mußte ſich ergeben; und ſo kamen in die Hände der Franzoſen hundert Kanonen, das ganze Fuhrweſen, die verwaltenden Behörden, die Kriegskaſſe und 5000 Gefangene. Da Korſakof im Kampfe 8000 Mann eingebüßt hatte, ſo war ſein Heer um die Hälfte vermindert. Mit 13000 Mann ging er nach dem Rhein zurück. Die großen Schlachten Italiens hatten kein außerordentlicheres Reſultat gegeben.

Inzwiſchen hatte auch Soult den Auftrag, oberhalb des Züricher Sees über die Lint zu ſetzen, mit gleichem

Erfolge vollbracht. General Hotze, der ihn daran hatte verhindern wollen, war bei dieſem Verſuche getödtet worden; und General Petraſch, der Nächſte im Kommando, zum Rückzug genöthigt, war mit einem Verluſt von 3000 Gefangenen und vielem Geſchütz nach St. Gallen und dem Rhein entkommen. Jellachich und Linken, welche den Auftrag hatten, über die Ober-Lint nach dem Kanton Glaris vorzugehen, um Suworow beim Herabſteigen vom St. Gotthard zu empfangen, zogen ſich auf die Nachricht von dieſen Unfällen zurück. Und ſo waren denn beinahe 60000 Mann von der Limmat über den Rhein zurückgeworfen, als Suworow, der auf nichts Geringeres rechnete, als die Niederlage der Franzoſen in der Schweiz zu vollenden, bei ſeinem Eintritt in das Gebirgsland, zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen, ſeine Unterbefehlshaber zerſtreut ſah.

Den 21. September langte Suworow mit 18000 Mann am Fuße des St. Gotthard an. Das Geſchütz fortzuſchaffen, blieb kein anderes Mittel übrig, als es auf den Rücken der Koſackenpferde zu laden. General Roſenberg wurde befehligt, den St. Gotthard mit 6000 Mann über Diſentis und den Criſpalt zu umgehen. Angelangt zu Airolo, ſtieß Suworow auf Gudin, der eine Brigade der Diviſion Lecourbe befehligte. Wie gering auch dieſer Widerſtand war, ſo konnte er doch nur dadurch überwunden werden, daß Suworow Seitenangriffe anordnete, wodurch Gudin verdrängt wurde. Unter unſäglichen Beſchwerden langten die Ruſſen in Altorf an. Über die Reuß zu kommen, war unmöglich, weil es an Fahrzeugen fehlte. Es blieb nichts anderes übrig, als ſich ins Schächenthal zu werfen, um über ſchreckliche Gebirge in das Mutenthal zu gelangen. Dieſen Weg zurückzulegen, gebrauchte das Heer nicht weniger als zwei Tage, weil es nur Mann für Mann vorrücken konnte. Obgleich die Entfernung nur einige Stunden ausmachte, ſo hatte doch der letzte Mann Altorf noch nicht verlaſſen, als der erſte bereits in Mutten

angelangt war. Die Abgründe wurden gefüllt mit Fuhrwerk, Pferden und von Hunger und Beſchwerde erſchöpften Soldaten. Vom Mutenthal aus konnte Suworow entweder durch die Schwitz oder über den Bragel vorgehen. Dort ſtieß er auf Maſſena, hier auf Molitor, welcher den Engpaß Kloenthal beſetzt hielt. Suworow wählte den letztern Ausgang. Den 30. September trat er ſeinen Zug an. Von hinten durch Maſſena, von vorn durch Molitor bekämpft, und nach blutigen Gefechten auf Glaris zurückgeworfen, fand der ruſſiſche Obergeneral keinen andern Ausweg, als ſich durch das Engi-Thal ins Rheinthal zu werfen. Auch dieſe Bahn war nicht ohne große Anſtrengungen zurückzulegen; aber Suworow entſchloß ſich dazu und erreichte glücklich Coire und den Rhein, wenn gleich mit einem Geſammtverluſt von 6000 Mann.

So endigte Suworow's Rolle. Auf Deutſchland mit ſo ſtarkem Verluſte zurückgeworfen, fühlte er ſich um ſo mehr gedemüthigt und beſchämt, weil er ſich ſelbſt für unüberwindlich hielt, und weil ſein Kaiſer, um ihn für ſeine erſten Thaten zu belohnen, ihn in den Fürſtenſtand erhoben hatte. In ſeiner Erbitterung gegen die Öſterreicher, die er als die Haupturheber ſeiner Unfälle betrachtete, verſchmähete er den Beiſtand, den der Erzherzog Karl ihm anbot. „Meine Truppen bedürfen der Winterquartiere," war ſeine trotzige Antwort. Mit dieſer zog er ſich hinter dem Lech zurück. Die Coalition war von jetzt an als aufgelöſet zu betrachten; ſie war es aber um ſo mehr, weil auch das Unternehmen der Engländer und Ruſſen gegen Holland zum Scheitern gebracht war.

Brune, von ſeinem Gegner (dem Herzog von York) ſehr wenig gedrängt, gewann ſo viel Zeit, daß er ſeine Streitkräfte vereinigen konnte. Mit dieſen lieferte er in den erſten Tagen des Octobers den Engländern und Ruſſen mörderiſche Gefechte, die ſich damit endigten, daß er ſie im Zyp einſchloß und zu einer Kapitulation zwang. Den

19. deſſelben Monats wurde hierauf zwiſchen York und Brune eine übereinkunft geſchloſſen, durch welche jener ſich verbindlich machte, den Helder bis zum 3. November zu räumen und 8000 Gefangene herauszugeben. Die Franzoſen drangen zwar auch auf die Zurückgabe der holländiſchen Flotte; da ſich aber die Engländer derſelben weigerten, ſo ſtanden jene von ihrer Forderung ab, aus Furcht, daß aus der nicht zu Stande gebrachten Kapitulation noch mehr Unglück für Holland erwachſen könne.

Nach dieſen Ereigniſſen konnte ſich auch der Erzherzog Karl am Rhein nicht behaupten. Er hatte das von den Franzoſen 5 Tage und 6 Nächte bombardirte Philippsburg entſetzt und am 18. September die franzöſiſchen Schanzen vor der Neckarau mit Sturm genommen und Mannheim erobert, als die ſo eben beſchriebenen Begebenheiten ihm keine andere Wahl ließen, als durch Schwaben zurückzugehen.

So verhielt es ſich mit dem denkwürdigen Feldzug von 1799. In ihm kämpften entgegengeſetzte Staatsformen (Republik und Monarchie) auf Tod und Leben; und wenn durch ſeinen Ausgang ſo wenig entſchieden wurde, ſo rührte dies unſtreitig nur daher, daß man ſich von gewonnenen Schlachten immer bei weitem mehr verſpricht, als ſie leiſten können. Was Frankreich Noth that, und was das übrige Europa ihm nicht erlaſſen konnte, ohne mit ſich ſelbſt in den ſtärkſten Widerſpruch zu treten, mußte von einer ganz andern Seite kommen, als diejenige war, die es geben ſollte. Vorbereitet durch alle die Veränderungen, welche ſeit Ludwigs XVI. Tode in dem Organismus der franzöſiſchen Regierung vorgegangen waren, kam es von Ägypten her in der Perſon deßjenigen, der über allen Widerſpruch hinaus der Einzige war, durch welchen die Monarchie, wenn gleich nicht die erbliche, wieder hergeſtellt werden konnte. Das nächſte Kapitel wird die Umſtände und Bedingungen enthalten, unter welchen dieſe Wiederherſtellung erfolgte.

Neuntes Kapitel.

Stimmung der Hauptſtadt nach der Entfernung der Ruſſen aus der Schweiz und der Engländer aus Holland. — Bonaparte's Landung zu Fregus und Ankunft in Paris. — Deſſen Vereinigung mit Sieyes zum Umſturz der Direktorial-Verfaſſung. — Der 18. Brumäre. — Einführung eines vorläufigen Conſulats.

Wie viel auch durch Maſſena bei Zürich und durch Brune in Holland für die Beruhigung Frankreichs geleiſtet ſein mochte, ſo war man in der Hauptſtadt doch keineswegs mit dieſen Enderfolgen des Feldzugs zufrieden; denn man gedachte der Höhe, worauf man ſich am Schluſſe des Jahres 1797 befunden hatte, und man vergaß dabei nicht, daß der Var bedroht, daß folglich die Südgrenze in Gefahr war. Dazu kam, daß man ſich nicht verblenden konnte gegen die noch weit größeren Gefahren, welche das Innere in ſich ſchloß. Eine leitende Kraft ohne Einheit des Willens; Parteien, die ſich keiner Autorität unterwerfen wollten, und doch viel zu ſchwach waren, um ſich derſelben zu bemächtigen; Unſicherheit auf allen Seiten, als Folge der allgemeinen Auflöſung aller Bande der Geſellſchaft, vorzüglich in den Provinzen, welche der Bürgerkrieg zerrüttet hatte: dies alles ließ eine traurige Zukunft ahnen. Man ſehnte ſich nach Ruhe, nach Ordnung, nach Stillſtand der politiſchen Zänkereien, nach Einheit der Willen;

man fürchtete die Jakobiner, die Ausgewanderten, die Chouans, ſo wie alle Parteien. Doch wie das Ziel ſo gerechter Wünſche erreichen? und wo das Ende der Befürchtungen finden? . . .

Die Nachrichten, welche aus Ägypten anlangten, halfen dem Inſtinkte nach, der zur Monarchie, als dem einzigen Rettungsmittel, hinführte. Bonaparte's Name ertönte von allen Lippen. In dem Sieger am Thabor und bei Abukir fand man den Helden von Caſtilione und von Rivoli wieder. „Was hält ihn zurück?" fragte man. „O möchte er recht bald eintreffen!" fügte man hinzu. So entwickelte ſich eine Stimmung, die für ein verwegenes Unternehmen nicht günſtiger ſein konnte.

Inzwiſchen ſchwamm Bonaparte auf dem mittelländiſchen Meere. Seine Überfahrt wurde durch ungünſtige Winde verlängert. Mehr als einmal liefen die beiden Fregatten la Muiron und la Carrere Gefahr, unter engliſche Kriegsſchiffe zu gerathen; und nicht gering war die Beſorgniß der Gefährten. Nur Bonaparte theilte dieſe nicht. Seinem Stern vertrauend, wandelte er ruhig und heiter auf dem Verdeck umher; und ſo oft er ſich in die Kajüte zurückzog, beſchäftigte er ſich mit Leſung der Bibel und des Korans, als mit Geiſteserzeugniſſen der Völker, die er ſo eben verlaſſen hatte. In der Beſorgniß, daß der Süden Frankreichs von feindlichen Truppen verheert ſein könne, ließ er nicht nach den Küſten der Provence, ſondern nach denen des Languedoc ſteuern; ſeine Abſicht war, bei Collioure oder bei Port-Vandre zu landen. Ein Windſtoß führte ihn nach Korſika, wo man ſich glücklich ſchätzte, den berühmten Landsmann wieder zu ſehen. Von hier aus ſegelte er nach Toulon. Er ſtand im Begriff, daſelbſt vor Anker zu gehen, als man plötzlich, bei Sonnenuntergang, dreißig brittiſche Segel gewahrte, die ſich auf der linken Flanke der Fregatte befanden. Schon brachten ſeine Gefährten in Vorſchlag, daß man die Boote ausſetzen und

ſich ſo ans Land ſchleichen wollte; doch Bonaparte'n ſchienen die Umſtände nicht dringend genug. Wirklich verſchwanden die brittiſchen Segel und den 15. Vendemiäre des Jahres VIII. der Republik (9. Oct. 1799.) gingen die beiden Fregatten la Muiron und la Carrere, ſo wie die Schebecken la Revanche und la Fortune in dem Meerbuſen von Fregus vor Anker.

Kaum war ausgemittelt, daß Bonaparte zurückgekommen ſei, ſo bemächtigte ſich der Einwohner von Fregus eine ſo allgemeine Begeiſterung, daß die Obrigkeit darüber ihr Anſehn verlor. Verletzt wurden die Quarantaine-Geſetze, indem ſich das Volk in zahlreichen Booten zu demjenigen hindrängte, den es in den nahe bevorſtehenden Gefahren als ſeinen Retter betrachtete, und den das Morgenland auf eine wunderähnliche Weiſe zurückgab; und wollte das Geſundheitsamt nicht einen weſentlichen Theil der Bevölkerung einpferchen, ſo mußte es auch dem General Bonaparte geſtatten, unverhindert ans Land zu gehen. Dies geſchah; und ohne ſich durch Jubel und Glückwünſche auch nur einen Augenblick zurückhalten zu laſſen, beſtieg Bonaparte, von Berthier begleitet, noch an demſelben Tage den Wagen, der ihn zunächſt nach Lyon und von da nach Paris führen ſollte. Der Telegraph, ſchnell wie der Wind, verkündigte inzwiſchen die Nachricht von ſeiner Landung, und die Freude, die man darüber empfand, reichte allenthalben an Wahnſinn. Auf den Theatern verdrängten patriotiſche Lieder die Schauſpiele, welche aufgeführt werden ſollten; die merkwürdigſte Erſcheinung dieſer Tage aber war, daß der Deputirte Baudin, einer von den Urhebern der Direktorial-Verfaſſung und ein leidenſchaftlicher Republikaner, vor Freude ſtarb, als er Bonaparte's Ankunft erfuhr; denn in dieſem ſah er den ſtarken Arm, der ſein Werk retten könnte: ein Werk, an deſſen Rettung er bisher verzweifelt hatte.

Glockengeläute begleitete Bonaparte'n auf dem Wege,

der über Aix, Avignon und Valence nach Lyon führte. Hier war die Freude über ſeine Rückkehr nicht geringer, als anderwärts. Um auf dem Wege von Lyon nach Paris unerkannt zu bleiben, nahm er eine andere Richtung, als welche ſeinen Eilboten vorgeſchrieben war. So geſchah es, daß ſeine Gemahlin und ſeine Brüder, die ihm entgegen gereiſt waren, ihn verfehlten. Mit Berthier, Murat und Lannes langte er den 16. October in der Chantereine-Straße, wo er ein kleines Haus hatte, überraſchend an. Zwei Stunden darauf begab er ſich ins Direktorium, wo die Schildwache, die ihn erkannt hatte, freudig: es lebe Bonaparte! rief. Mit Gohier, dem derzeitigen Präſidenten des Direktoriums, wurde nichts weiter verabredet, als daß die Vorſtellung des Generals am folgenden Tage erfolgen ſollte. Bei dieſer Vorſtellung geſtand Bonaparte, daß er zurückgekommen ſei, die Republik zu retten, die er für verloren gehalten. Er fügte hinzu, „daß er ſich freue, ſie durch die Großthaten ſeiner Waffenbrüder gerettet zu ſehen;“ und dann die Hand an ſeinen Degen legend, gab er die Verſicherung, „daß er dieſen immer nur zur Vertheidigung der Freiheit ziehen werde.“ Der Präſident wünſchte ihm Glück zu ſeinen Triumphen und zu ſeiner Rückkehr, worauf eine brüderliche Umhalſung folgte. Dem Anſcheine nach war dieſer Empfang von Seiten des Direktoriums aufrichtig; doch die innere und die äußere Lage Frankreichs waren allzu bedenklich, als daß die fünf Direktoren hätten ohne Beſorgniß bleiben können wegen der überraſchenden Rückkehr eines Generals, der die öffentliche Stimme in einem ſo hohen Grade für ſich hatte.

Jetzt hatte alle Gleichgültigkeit ein Ende gefunden. An ihre Stelle trat die Leidenſchaft, indem ſich Aller Blicke nach dem Manne hinwendeten, der, ſeit dem Unternehmen nach Ägypten, die ganze Welt mit ſeinem Namen erfüllt hatte. Nichts war natürlicher, als daß, vor allen, die zurückgeſetzten Generale zu ihm hinſtrömten; ſie ſahen in

ihm einen Rächer. Eben ſo verhielt es ſich mit den in Ungnade gefallenen Miniſtern und Beamten. Ihre Beſuche ſchienen nur dem berühmt gewordenen Krieger zu gelten; doch war die unverkennbare Abſicht derſelben, den Mächtigen zu beobachten, dem die Zukunft vorbehalten ſchien. Jourdan, Augereau, Macdonald, Beurnonville, Leclerc, Lefebre, Marbot, wie verſchieden auch ihre Meinungen ſein mochten, begrüßten nach einander Bonaparte'n; und bald blieb auch Moreau nicht aus. Bei Gohier hatte Bonaparte Moreau's erſte Bekanntſchaft gemacht, und dieſen durch ſeine Achtungsbezeugungen ſo ſehr für ſich gewonnen, daß nur ein reicher türkiſcher Säbel als Geſchenk hinzu zu kommen brauchte, um den Unzufriedenen an ſich zu feſſeln. An dieſe Krieger ſchloſſen ſich andere ausgezeichnete Männer an, wie Bruix, der geweſene See-Miniſter, Herr von Talleyrand, der ſeit Kurzem die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten hatte aufgeben müſſen, Röderer, dieſer ehemalige Gemeinde-Prokurator, und Regnault de Saint-Jean d'Angely, den Bonaparte zu Malta zurückgelaſſen hatte. Es waren aber nicht die Mißvergnügten allein, die dem zurückgekommenen General ihren Hof machten; ſelbſt den Direktoren blieb nichts Anderes übrig, als dem Strome zu folgen, der nur zu Bonaparte'n führte, wenn gleich auf die Gefahr, ihren Sturz auf dieſe Weiſe zu beſchleunigen. Nicht genug, daß ſie ihm, wie nach ſeiner Zurückkunft aus Italien, glänzende Feſte gaben, weil der Anſtand dies zu fordern ſchien, huldigten ſie ihm einmal über das andere dadurch, daß ſie ihn zu Rathe zogen. Dubois-Crancé, der Kriegsminiſter, verlegte ſein Portefeuille gewiſſermaßen nach Bonaparte's Wohnung; und nicht anders verfuhren Cambaceres, der Juſtiz-Miniſter, Fouché, der Polizei-Miniſter, und Real, Kommiſſarius des Departements der Seine. Noch war Bonaparte nicht acht Tage in Paris, als er bereits der Mittelpunkt aller Regierungsgeſchäfte war. Er mochte ſich dazu aufgelegt

fühlen, oder nicht: ſeinen Rath mußte er ertheilen. Mit der ihm eigenthümlichen Zurückhaltung entzog er ſich den Bewerbungen, deren Gegenſtand er war: er wies ab, ſo viel er konnte, zeigte ſich gar nicht öffentlich und ging nur gleichſam verſtohlen aus. Die Begierde, ihn wieder zu ſehen, wurde dadurch nicht vermindert. Seit ſeiner Zurückkunft trug er einen grauen Überrock und einen türkiſchen Säbel an einem ſeidenen Bande. Sein Geſicht war dürrer geworden; ſeine Farbe gelblicher. Wer das Glück hatte, ihn von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, fühlte ſich ins Morgenland verſetzt und an die Pyramiden, an den Thabor und an Abukir zurückerinnert. Die Offiziere der Garniſon, die 40 Adjudanten der Nationalgarde und der General-Stab des Platzes verlangten, ihm vorgeſtellt zu werden. Er verſchob von einem Tage zum andern, als fühlte er ſich beläſtigt von ſo vielen Huldigungen. Er lauſchte, öffnete ſich Keinem und beobachtete Alles. Dieſem Verfahren lag eine tiefe Politik zum Grunde. Denn hat man ſich einmal nothwendig gemacht, ſo verliert man nicht dadurch, daß man auf ſich warten läßt; man reizt vielmehr die Ungeduld der Menſchen, die alsdann gelaufen kommen und eine Auswahl geſtatten.

Wirklich waren alle drei Parteien, die es um dieſe Zeit im Staate gab, — die Patrioten, die Gemäßigten und die Verfaulten*) — bereit, mit Bonaparten abzuſchließen, vorausgeſetzt, daß er in ihre Anſichten eingehen und ihre Zwecke befördern wollte. Dabei aber verkannten alle gleich ſehr, daß Bonaparte nichts in ſich trug, was ihn zu einem brauchbaren Werkzeuge für Andere gemacht hätte. Von den beſtehenden Parteien war die der Gemäßigten die einzige, welche ſeinen Neigungen und Abſichten entſprach;

*) Unter dieſen begriff man alle Anhänger des Direktors Barras, d. h. alle Staatsdiebe. Die Benennung rührte von Bonaparte her.

denn die Wuth der Patrioten, d. h. der Jakobiner, fürchtend und von einer verletzten und abgenutzten Verfaſſung nichts Gutes erwartend, ſchmachtete ſie nach einer Veränderung, die nur unter der Leitung eines überlegenen Geiſtes zu Stande gebracht werden konnte. Wie ſie ſich auch ausſprechen mochte: ihr Wunſch war, daß Bonaparte ſich der Gewalt bemächtigen und eine gemäßigte Verfaſſung — ſo drückte ſie ſich aus — einführen möchte: eine Verfaſſung, welche Sicherheit gewährte. Dies war zugleich der Wunſch der überwiegenden Mehrheit der Franzoſen. Wenn die Gemäßigten, ſowohl im Rathe der Alten, als in dem der Fünfhundert, ſich bisher vorzugsweiſe an Sieyes angeſchloſſen hatten, ſo war dies aus keinem andern Grunde geſchehen, als weil ſie in ihm einen Stützpunkt für ihre Ideen und Wünſche zu erhalten bemüht geweſen waren. Durch Bonaparte's Rücktritt in die oberſte Region der Regierung hatte jener Stützpunkt ſeinen Werth verloren. Denn was ſuchte man? Man ſuchte die Kraft; dieſe aber war, auf eine begreifliche Weiſe, ſtärker in einem ſiegreichen General, als in jedem noch ſo berühmten Publiziſten. Die Gemäßigten waren alſo eben ſo ſehr für Bonaparten vorhanden, als Bonaparte für die Gemäßigten.

Auf eine auffallende Weiſe aber fanden die drei oben genannten Parteien ihre Repräſentanten im Direktorium: die Patrioten in Moulins und Gohier; die Gemäßigten in Sieyes und Roger-Ducos; die Verfaulten endlich in Barras. Moulins und Gohier bewunderten zwar Bonaparte'n; doch wollten ſie, nachdem ſie zur Ausübung der Gewalt gelangt waren, ſich nur ſeines Degens zur Verherrlichung der Conſtitution des Jahres III. bedienen. Sieyes und Ducos hatten keine Vorliebe für die Conſtitution; dennoch aber lag beiden viel daran, bei der Veränderung, welche bevorſtand, in Anſehn und Ehren zu bleiben. Barras, der das Ende ſeiner politiſchen Laufbahn ahnete und in Bonaparte'n einen unvermeidlichen Nach-

folger erblickte, verabſcheute dieſen mit allen Kräften ſeines verderbten Gemüths.

Unter dieſen Direktoren war Sieyes der Einzige, durch welchen oder mit welchem Bonaparte zu ſeinem Ziel gelangen konnte. Gleichwohl fehlte ſehr viel daran, daß der ſonſt ſcharfblickende Mann dies auf der Stelle erkannt hätte. Er wünſchte ſogar Sieyes aus dem Direktorium zu verdrängen, indem er fragte: wie man dieſen Prieſter habe zum Direktor beſtellen können? Erſt als er ſah, wie abgeneigt Gohier und Ducos dem Vorſchlage waren, den er Beiden that, auf ſeinen Eintritt in das Direktorium hinzuwirken — denn weiter erſtreckte ſich Anfangs ſein Ehrgeiz nicht — ſöhnte er ſich mit Sieyes als mit demjenigen aus, durch welchen er allein ans Ziel gelangen konnte. Die Sache machte ſich von jetzt an auf folgende Weiſe.

Indem die Direktoren ſich von ihm bedroht fühlten, waren ſie nur auf ſeine Entfernung bedacht; und da dieſe nur in ſofern erfolgen konnte, als er ſich zur Übernahme eines Armeebefehls bereit finden ließ, ſo ladeten jene ihn zu ſich ein und ſtellten es in ſeine Willkühr, welches Heer er befehligen wollte. Bonaparte nun, ohne ſich lange zu beſinnen, erklärte: „er habe ſich von ſeinen Beſchwerden noch nicht hinlänglich erholt; der Übergang aus einem trockenen Klima in ein feuchtes ſei für ſeine Geſundheit allzu angreifend geweſen; er müſſe ſich noch eine Zeitlang ausruhen.“ Die Art und Weiſe, wie er ſich, nach dieſer Erklärung, zurückzog, beſtärkte die Direktoren in dem Verdacht, den ſie gegen ihn gefaßt hatten; und wollte er ſelbſt den möglichen Folgen dieſes Verdachts entgehen, ſo mußte er Hand ans Werk legen. In ſeinem Hauſe fanden alſo Berathungen Statt, deren Gegenſtand kein anderer war, als welcher Partei man ſich anſchließen müſſe. Das Endergebniß derſelben war, daß nur der reformatoriſchen Partei, an deren Spitze Sieyes ſtehe, dieſe Ehre wider-

fahren könne; denn Sieyes habe nicht bloß eine Conſtitution fertig liegen, ſondern gebiete auch über die Mehrheit im Rathe der Alten. Sofern nun Bonaparte und Sieyes verſöhnt werden mußten, übernahm Herr von Talleyrand dies eben nicht ſchwierige Geſchäft. Die Unterhandlung war ſehr bald beendigt, indem man darin überein kam, daß Frankreich unter der Oberleitung Bonaparte's und Sieyes eine ſtärkere Conſtitution erhalten ſollte. Ohne ängſtlich zu fragen, welcher Art dieſe Conſtitution ſein ſolle, war man nur darin einverſtanden, daß ſie eine republikaniſche ſein, als ſolche aber Frankreich von allen Zungendreſchern befreien und den beiden mächtigen Geiſtern, die ſich verbünden würden, größern Einfluß geben ſollte. Ein Syſtematiker, der ſeinen Ideen Wirklichkeit zu geben Verlangen trug, und ein Ehrgeiziger, der die Welt zu beherrſchen trachtete, paßten, zum Wenigſten für den Augenblick, ſehr gut zuſammen; wäre dies aber auch nicht der Fall geweſen, ſo würde die Geſchicklichkeit der Zwiſchenträger hingereicht haben, beide für die Dauer des zu vollendenden Werkes zuſammen zu halten. Weiter unten werden wir ſehen, wie nothwendig Bonaparte und Sieyes ſich trennten, ſobald das Direktorium wirklich geworfen war.

Bonaparte befand ſich ſeit 14 Tagen in Paris, als alles zu einer neuen Umwälzung vorbereitet war. Tag für Tag warben Berthier, Lannes und Murat Offiziere und Generale. Unter den letzteren waren Bernadotte aus Eiferſucht, Jourdan aus Liebe für die Republik, Augereau aus Jakobinismus zurückgetreten, nicht ohne den Patrioten im Rathe der Fünfhundert ihre Befürchtungen mitzutheilen; allein die Maſſe der Männer ihres Standes war gewonnen. Moreau, ein aufrichtiger Republikaner, aber den Patrioten noch immer verdächtig und mit dem Direktorium, das ſeine Talente ſo ſchlecht belohnt hatte, ſehr wenig zufrieden, hatte keine andere Zuflucht, als Bonaparte'n, der ihn liebkoſete und ihn um ſo leichter für ſich einnahm, weil Mo=

reau's Beſcheidenheit ſich unter allen Umſtänden den Obern gefallen ließ. Bei ſeinem Abſcheu vor politiſchen Umtrieben wollte dieſer General zwar nicht eingeweiht ſein in das Geheimniß; allein er verlangte, daß man ihn im Augenblick der Ausführung nicht überſehen ſollte. Das 8. und das 9. Dragoner-Regiment, die ehemals unter Bonaparte in Italien gedient hatten, befanden ſich in Paris, und waren, gleich dem 21. Jägerregiment, das ehemals von ihm gebildet worden war, zu allem bereit, was man von ihnen fordern würde. Seine beiden Brüder, Lucian und Joſeph, ſo wie die Abgeordneten ſeiner Partei, machten täglich Eroberungen in den beiden Räthen ....

An demſelben Tage, wo dieſe Räthe dem General Bonaparte ein Banket gaben, um nicht hinter dem zurückzubleiben, was ſie ihm zu Ehren nach ſeiner Zurückkunft aus Italien gethan hatten — es war der 15. Brümäre — hatte Bonaparte mit Sieyes eine Zuſammenkunft, um ſich mit ihm über Zweck und Mittel in Beziehung auf die bevorſtehende Umwälzung zu verſtändigen. Hinſichtlich der Regierung, die man an die Stelle der vorhandenen zu bringen gedachte, wurde beſchloſſen, daß man die beiden Räthe auf drei Monate außer Thätigkeit ſetzen und die fünf Direktoren durch drei proviſoriſche Konſuln ablöſen wollte, die, während dieſer drei Monate, eine Art von Diktatur ausüben und ſich mit der Entwerfung der neuen Conſtitution beſchäftigen ſollten. Es handelte ſich von jetzt an nur um die Vollziehungsmittel. Da nun Sieyes im Rathe der Alten die Mehrheit auf ſeiner Seite hatte: ſo ſollte er durch einen Ausſchuß derſelben den Antrag zu einer Verlegung des geſetzgebenden Körpers nach St. Cloud machen laſſen, als ob von einem Gewaltſtreich gegen die National-Repräſentation die Rede wäre, dem man ausweichen wolle. Die Conſtitution des Jahres III. berechtigte den Rath der Alten zu einer ſolchen Maßregel. Dagegen berechtigte ſie nicht zu dem, was damit in Verbindung gebracht wurde.

Dies war der Vorſchlag, ihm (dem Rath der Alten) die Wahl des Generals zu überlaſſen, der die Verſetzung beſchützen ſollte. Der beſchützende General aber ſollte Bonaparte ſein. Hätte dieſer nun als Commandant der 17. Militär-Diviſion — denn dazu ſollte er ernannt werden — den geſetzgebenden Körper nach St. Cloud geführt, ſo hoffte man dem Rathe der Fünfhundert das Dekret eines vorläufigen Konſulats zu entreißen. Zu dieſem Endzweck ſollten Sieyes und Roger-Ducos ihre Entlaſſung noch an demſelben Tage einreichen, damit es deſto leichter würde, Barras, Gohier und Moulins zur Entſagung ihrer Stellen zu bewegen; und ſobald dies bewirkt wäre, wollte man die Fünfhundert zur Ernennung der drei Konſuln Bonaparte, Sieyes und Ducos zwingen.

So verhielt es ſich mit dem verabredeten Plan, der, wie man ſieht, ſehr gründlich gedacht war; denn will man eine Umwälzung zu Stande bringen, ſo muß man das Ungeſetzliche, das ſie mit ſich führt, möglichſt verhüllen und ſich ſogar der Conſtitution bedienen, um die Conſtitution zu ſtürzen. Am auffallendſten in der ganzen Sache war, daß man eine Gefahr vorſpiegelte, um eine wirkliche herbeizuführen . . . .

Den 18. Brümäre beſtimmte man zur Erpreſſung des Verſetzungs-Dekrets, den 19. zur entſcheidenden Sitzung in St. Cloud. Im Übrigen theilte man ſich in das ganze Unternehmen ſo, daß Sieyes und ſeine Freunde die Erzwingung jenes Dekrets übernahmen, während Bonaparte ſich anheiſchig machte, die bewaffnete Macht zur Hand zu haben und die Truppen nach den Tuilerien zu führen. Von allen Seiten her verbreitete ſich nunmehr das Gerücht von einem nahen großen Ereigniß; denn ſoll eine Umwälzung gelingen, ſo müſſen die Menſchen wenigſtens im Allgemeinen darauf vorbereitet ſein. Fouché nahm ſich wohl in Acht, die drei Direktoren, welche keinen Theil an

der Verſchwörung hatten, zu warnen. Dubois-Crancé, ein warmer Patriot, der Bonaparte'n nur um ſeiner militäriſchen Talente willen liebte, hatte kaum das Nöthige erhorcht, als er zwar zu Gohier und zu Moulins lief, um beiden kund zu thun, was wider ſie im Werke war; allein er fand keinen Glauben, weil dieſe Direktoren, bei aller Furcht vor Bonaparte's Ehrgeiz, ſich nicht vorſtellen konnten, daß die Verſchwörung ihrem Ausbruche ſo nahe ſei, am wenigſten Gohier, bei welchem ſich Bonaparte zur Mittagstafel des nächſten Tages hatte anmelden laſſen. Barras ſah die Bewegung mit der Gleichgültigkeit eines Menſchen an, der ſich den Ereigniſſen überläßt, weil er ſich unter allen Bedingungen für verloren hält.

In der Nacht vom 17. auf den 18. Brümäre wurde von der Kommiſſion des Raths der Alten alles vorbereitet, was nöthig war, um das Verſetzungs-Dekret zu erzwingen. Eine Hauptſache dabei war, daß der Rath der Alten ſich früher verſammelte, als der Rath der Fünfhundert; und damit noch nicht zufrieden, richtete man die Verſendung der Einberufungsſchreiben ſo ein, daß diejenigen, in welche man das meiſte Mißtrauen ſetzte, ſie erſt zu einer Zeit erhielten, welche ihr Mitabſtimmen unmöglich machte. Bonaparte ſeinerſeits blieb auch nicht müßig. Der Oberſt des 9. Regiments, das aus 400 Fußgängern und 600 Reitern beſtand (der Name dieſes Oberſten war Sebaſtiani), erhielt von ihm den Befehl, den Revolutions-Platz, den Garten der Tuilerien und die Straßen Montblanc und Chantereine zu beſetzen. Den Oberſten der übrigen Kavallerie-Regimenter ließ er anzeigen, daß er am 18. Muſterung halten würde. Jene Offiziere, welche ſich um die Ehre, ihm vorgeſtellt zu werden, beworben hatten, erfuhren, daß er ſie am nächſten Vormittage annehmen wolle. Moreau und die übrigen Generale, bis auf Bernadotte und Augereau, erhielten die Aufforderung, ſich um dieſelbe Zeit bei ihm einzufinden; Lefebre aber, der dem Direktorium gänzlich

ergeben war, wurde noch um Mitternacht erſucht, ſich ſchon um 6 Uhr Morgens einzuſtellen.

Am folgenden Morgen erfolgte alles, wie es angeordnet war. Während die bezeichneten Plätze ſich mit Truppen anfüllten und die Generale in ihren Staatsuniformen nach der Chantereine-Straße eilten, begaben ſich die Deputirten des Raths der Alten, erſtaunt von einer ſo eiligen Zuſammenberufung, auf ihren Poſten, indeß die Mehrzahl der Fünfhundert durchaus nicht wußte, was im Werke war. In derſelben Unwiſſenheit befanden ſich Barras, Gohier und Moulins. Nur Sieyes, der ſeit einiger Zeit reiten gelernt hatte, und Roger-Ducos begaben ſich zu Pferde nach den Tuilerien. Als Lefebre bei Bonaparte'n anlangte, war er verdrießlich darüber, daß Truppen, über welche er den Oberbefehl führte, ohne ſein Geheiß aus den Kaſernen gerückt waren; Bonaparte aber beſänftigte ihn auf der Stelle durch die Frage: „ob er, eine von den Hauptſtützen der Republik, dieſe unter den Händen der Advokaten zu Grunde gehen laſſen wollte?“ Er fügte dieſer Frage, als Zeichen ſeiner Achtung und ſeines Vertrauens, den Säbel, den er in Ägypten getragen hatte, zum Geſchenk hinzu, und knüpfte daran die Forderung, daß Lefebre ſich mit ihm zur Rettung der Republik vereinigen möchte. Tief gerührt von dieſem Verfahren, rief dieſer General: „Nun wohl! ſchmeißen wir die Advokaten ins Waſſer!“ Joſeph Bonaparte hatte Bernadotte'n herangeſchleppt; doch dieſer zog ſich zurück, ſobald er erfahren hatte, was im Werke war. Einige verſichern, er habe Bonaparte'n durch die Worte gewarnt: „Du wirſt Dich unter die Guillotine bringen;“ Bonaparte aber habe kaltblütig darauf geantwortet: „Das wird ſich zeigen.“*)

Im Rathe der Alten wurde alles ungemein ſchnell vollbracht; denn ſchon um 8 Uhr Morgens war das Dekret

---

*) S. Mémoires du Duc de Rovigo, pag. 142.

ausgefertigt, wodurch die Verſetzung des geſetzgebenden Körpers nach St. Cloud und die Ernennung des Generals Bonaparte zum General en Chef ſämmtlicher Truppen der 17. Militär-Diviſion angeordnet war. Der Deputirte Cornet war der Überbringer dieſes Dekrets, das für Bonaparte'n zugleich die Aufforderung enthielt, ſich vor den Schranken des Raths der Alten einzufinden, um den nöthigen Eid zu leiſten. Dieſer ſchwang ſich ſogleich zu Pferde. Begleitet von Moreau, Macdonald, Berthier, Lannes, Murat und Leclerc, langte er in den Tuilerien an, wo ſeine Erſcheinung jenen lebhaften Eindruck machte, der von dem Anblick eines Mächtigen unzertrennlich iſt. Vor die Schranken tretend, redete er die Verſammlung alſo an: „Bürger-Repräſentanten, die Republik ſchwebte am Rande des Abgrundes; Euer Dekret hat ſie gerettet. Wehe denen, die ſich der Vollziehung deſſelben widerſetzen wollen! Unterſtützt von den Waffengefährten, die mich umgeben, würde ich alle ihre Bemühungen vereiteln. Vergeblich erforſcht man die Beiſpiele der Vergangenheit, um Eure Gemüther zu beunruhigen. In der Geſchichte gleicht nichts dem achtzehnten Jahrhundert, und nichts in dieſem Jahrhundert gleicht ſeinem Schluſſe . . . Wir wollen die Republik . . . Wir wollen, daß ſie gegründet ſei auf die wahre Freiheit, auf das Repräſentativ-Regiment . . . Wir werden ſie erhalten; ich ſchwöre es in meinem und in meiner Waffengefährten Namen" . . . „Wir ſchwören es alle!" wiederholten die Generale und Offiziere, die ſich vor den Schranken befanden.

Man ſieht, daß Bonaparte in ſeinem Eide der Conſtitution mit keiner Sylbe gedacht hatte. Ein Deputirter, der hierauf aufmerkſam zu machen wünſchte, kam nicht zu Worte, weil das Verſetzungs-Dekret jede Berathung unterſagte. Bonaparte begab ſich in den Garten der Tuilerien, wo er die Regimenter der Beſatzung vorüberziehen ließ und den Soldaten die Verſicherung ertheilte, daß er eine

Umwälzung bewirken werde, die ihrer Noth abhelfen und ihnen Ruhm gewähren ſollte. Man rief: Es lebe Bonaparte! und nach beendigter Muſterung begab ſich dieſer nach den Tuilerien zurück, um der Sitzung des Ausſchuſſes der Alten beizuwohnen, worin über die beſte Art der Verſetzung nach St. Cloud berathſchlagt wurde. Inzwiſchen waren die Deputirten der Fünfhundert in ihrem Sitzungsſaale angelangt und hatten die Botſchaft des Raths der Alten, die das Verſetzungs-Dekret enthielt, empfangen. Durch ihren Präſidenten Lucian Bonaparte an jeder Berathſchlagung darüber verhindert, trennten ſie ſich ſogleich, um heimliche Zuſammenkünfte zu halten und Widerſtandsmittel aufzufinden. Dies war jedoch um ſo ſchwieriger, weil ihre Kommiſſion einverſtanden war mit allem, was zu Stande gebracht werden ſollte.

An Bonaparte'n hatten ſich bereits der Juſtiz- und der Polizei-Miniſter angeſchloſſen. Das ſtärkſte Bedürfniß war, außer den Entlaſſungen der Direktoren Sieyes und Roger-Ducos, noch eine dritte zu erhalten, weil alsdann die Majorität des Direktoriums aufgelöſet war. Dieſem Geſchäfte nun unterzogen ſich der Herr von Talleyrand und der Admiral Bruix; und da ſich von Gohier und Moulins keine Nachgiebigkeit erwarten ließ, ſo richteten beide ihr Augenmerk auf Barras. Bonaparte vertheilte hierauf den Befehl über die Truppen: Murat mußte St. Cloud mit einer zahlreichen Reiterei und einem Grenadier-Corps beſetzen; bei Point-du-jour wurde Serrurier mit der Nachhut aufgeſtellt, während Lannes die Tuilerien bewachen mußte. Die am mindeſten ehrenvolle Rolle in dieſem Drama wurde Moreau'n zugetheilt; denn er erhielt den Auftrag, den Palaſt der Direktoren, d. h. den Luxemburg, zu umſtellen, dem Vorwande nach, um über ihre Sicherheit zu wachen, der wahren Abſicht nach, um ſie von allen Mittheilungen abzuſchneiden. Den Kommandanten der Direktorial-Garde befahl Bonaparte, nach den Tuilerien zu ihm

zu kommen. Die letzte Maßregel, durch Fouché wie im Namen des Direktoriums ausgeführt, beſtand darin, daß die zwölf Municipalitäten der Hauptſtadt ſuspendirt wurden; außerdem forderte dieſer Polizei-Miniſter durch Anſchlagszettel die ſämmtlichen Bürger zur Ordnung und Ruhe auf.

Nicht länger ungewiß über die Verſchwörung, welche wider ſie im Gange war, begaben ſich Gohier und Moulins zu Barras, um ihn zu fragen, ob er mit ihnen Stand halten und die Majorität bilden wollte. Dieſer Wollüſtling befand ſich im Bade, und hörte kaum auf das, was ihm vorgetragen wurde. — „Der Kerl" — ſo äußerte er ſich zuletzt in ſeiner groben Mundart, indem er Bonaparte'n bezeichnete — „hat uns alle hinters Licht geführt." — Indeß verſprach er, Stand zu halten. Kaum hatten ſich jedoch Gohier und Moulins entfernt, als Talleyrand und Bruix eintraten. Es war nicht ſchwer, ihm begreiflich zu machen, daß ſein Widerſtand nichts fruchten werde; und da man ſich zugleich erbot, ihm Ruhe und Genuß zu geben, ſo ließ er ſich um ſo bereitwilliger finden, ein fertiges Schreiben zu unterzeichnen, wodurch er ſeine Entlaſſung eingab. Gohier und Moulins, von dieſem Augenblick an vereinzelt, wollten mindeſtens ihre Pflichten gegen die Conſtitution des Jahres III. erfüllen. Sie beſchloſſen zu dieſem Ende, ſich nach der Kommiſſion zu begeben, um ihre Kollegen Sieyes und Ducos zu fragen, ob ſie ſich nicht mit ihnen vereinigen wollten, um eine Majorität zu bilden, wodurch das Verſetzungs-Dekret gehörig bekannt gemacht würde. Dieſe Auskunft war nicht die beſte, weil es thöricht war, ſich einem General zu widerſetzen, der bereits alle Machtmittel vereinigte. Bonaparte empfing ſie um ſo ruhiger, weil die Entlaſſung ihres Kollegen Barras ſich bereits in ſeinen Händen befand. Er redete ſie alſo als ſolche an, auf deren Ausſcheiden er rechne, weil ſie als gute Bürger ſich einer unvermeidlichen und heilſamen

Revolution nicht würden widerſetzen wollen. Als nun Gohier antwortete, er ſei mit ſeinem Kollegen in keiner andern Abſicht gekommen, als zur Rettung der Republik mitzuwirken, nahm Bonaparte ſogleich das Wort, indem er ſagte: „Retten? und womit denn? . . . etwa mit den Mitteln einer Conſtitution, die auf allen Seiten in Trümmer zerfällt?“ . . . Wer hat Ihnen das geſagt? fragte Gohier . . . „Treuloſe, die weder den Muth noch den guten Willen haben, es mit ihr zu halten.“ . . . Hierüber entſpann ſich ein lebhafter Zank zwiſchen Gohier und Bonaparte, der durch ein dem General überreichtes Billet unterbrochen wurde. Dieſes enthielt die Nachricht, daß die Vorſtadt St. Antoine in ſtarker Bewegung ſei. „General Moulins,“ ſagte Bonaparte, „ſind Sie nicht ein Verwandter Santerre's?“ — Nein, erwiederte Moulins, aber ich bin ſein Freund. — „Nun gut,“ fügte Bonaparte hinzu, „ich höre, daß er in den Vorſtädten Lärm verurſacht; ſagen Sie ihm alſo, daß ich ihn auf die erſte Bewegung werde erſchießen laſſen.“ Moulins antwortete ſtark; Bonaparte aber blieb dabei, daß er Santerre werde erſchießen laſſen. Der Streit mit Gohier endigte ſich damit, daß Bonaparte ſagte: „die Republik iſt in Gefahr; man muß ſie retten; ich will es. Sieyes und Ducos haben ihre Entlaſſung eingereicht; Barras iſt ihrem Beiſpiele gefolgt. Ihr beide ſeid vereinzelt, und da ihr nichts vermögt, ſo fordere ich euch auf, nicht länger zu widerſtehen.“ Beide antworteten, daß ſie ihren Poſten nicht verlaſſen würden, und kehrten nach dem Luxemburg zurück, wo ſie von dieſem Augenblick an bewacht, getrennt und jeder Mittheilung beraubt wurden. Gleichzeitig reiſete Barras, von Dragonern begleitet, nach ſeinem Landgute Grosbois ab.

So endigte der 18. Brümäre (9. November). Alle Macht war in Bonaparte's Händen. Der Rath der Alten erſchrak über die Folgen ſeiner Nachgiebigkeit, als er ſah, daß es ſich nicht um eine Einführung des Generals in das

Direktorium, ſondern um eine Diktatur handelte; er kam auf ſeinen erſten Gedanken zurück. Allein Bonaparte ſagte in einem entſcheidenden Tone, „daß die Conſtitution verbraucht ſei, daß es einer zuſammengeengten Autorität bedürfe, vor allem aber eines Stillſtandes der politiſchen Erörterungen, welche die Republik nicht zur Ruhe kommen ließen." In Vorſchlag gebracht wurde alſo die Ernennung der drei Konſuln und die Suspenſion der beiden Räthe bis zum 1. Ventoſe (20. Februar). Nach langer Erörterung wurden dieſe Maßregeln angenommen. Man wählte Bonaparte, Sieyes und Ducos zu Konſuln. Der Entwurf wurde abgefaßt, und ſollte am folgenden Tage zu St. Cloud vorgelegt werden. Der von Sieyes in Vorſchlag gebrachten Verhaftung von 40 Gliedern des Raths der Fünfhundert widerſetzte ſich Bonaparte; und daraus gingen die Hauptauftritte des nächſten Tages hervor.

Während der Nacht blieb Alles ruhig. Am folgenden Morgen ſah man den Weg nach St. Cloud mit Truppen, Wagen und Neugierigen bedeckt. Im Schloſſe von St. Cloud waren drei Säle in Stand geſetzt worden: der eine für den Rath der Alten; der andere für die Fünfhundert; der dritte für die Kommiſſion der Inſpektoren und für Bonaparte. Die dazu erforderliche Arbeit war jedoch noch nicht vollendet; und indem dadurch der Zuſammentritt der beiden Räthe verzögert wurde, kam es, beim Luſtwandeln in dem Garten von St. Cloud, zu Erklärungen zwiſchen den Abgeordneten der beiden Räthe. Da nun die des Raths der Alten nicht leugnen konnten, daß es auf einen Umſturz der Conſtitution abgeſehen ſei, die des Raths der Fünfhundert aber darein nicht willigen wollten: ſo war vorherzuſehen, daß bedenkliche Auftritte nicht ausbleiben würden. Bonaparte hielt zu Pferde an der Spitze der Truppen. Sieyes und Ducos hatten am vergitterten Eingange von St. Cloud einen mit Sechſen beſpannten Wagen, der ihrer wartete. Mehrere andere bedeutende Perſonen, bereit, im

Fall eines Umſchlags, die Flucht zu ergreifen, waren auf dieſelbe Weiſe geſichert. Übrigens bewies Sieyes ſehr viel Kaltblütigkeit und Geiſtesgegenwart; und indem man befürchtete, daß Jourdan, Augereau und Bernadotte die Truppen anreden könnten, war der Befehl ertheilt, Jeden, der dies wagen würde, niederzuſäbeln, er möchte General oder Deputirter ſein.

Die Sitzung der beiden Räthe nahm ihren Anfang um zwei Uhr. In dem der Alten wurde der Einſpruch derjenigen Glieder, welche am abgewichenen Tage nicht einberufen waren, um der Erörterung des Verſetzungs-Dekrets beizuwohnen, ohne Mühe beſeitigt. Im Rathe der Fünfhundert nahm die Berathung gleich Anfangs eine andere Wendung. Kaum hatte der Abgeordnete Gaudin, im Auftrage Bonaparte's und Sieyes, auf die Bildung einer Kommiſſion angetragen, welche über die Gefahren der Republik und über die wirkſamſten Mittel zu Abwendung derſelben berichten ſollte, ſo brach ein fürchterlicher Sturm los. Von allen Seiten erſcholl es: „Nieder mit den Diktatoren! Keine Diktatur! Es lebe die Conſtitution!" — Der Abgeordnete Delbrel rief: „Die Conſtitution oder Tod! Die Bajonette erſchrecken uns nicht; wir ſind freie Menſchen." — Dieſe Worte wurden dem Präſidenten Lucian Bonaparte ins Ohr geſchrieen, der darüber in eine nicht geringe Verlegenheit gerieth und vergeblich zur Ordnung aufforderte. Mitten unter dieſem Lärm brachte der Abgeordnete Grand-Maiſon in Vorſchlag, daß man der Conſtitution des Jahres III. ſchwören ſollte; und indem dieſer Vorſchlag angenommen wurde, ſah ſelbſt der Präſident ſich genöthigt, den Lehnſtuhl zu verlaſſen, um einen Eid zu leiſten, der die Entwürfe ſeines Bruders zu Schanden machte.

Die Gefahr, welche ſich hieraus entwickelte, war um ſo dringender, weil einflußreiche Patrioten, wie Jourdan und Augereau, in der Nähe waren, um die Truppen in

einem günſtigen Augenblick auf ihre Seite zu ziehen. Bonaparte und Sieyes kamen alſo darin überein, daß man durch Handeln eingreifen müſſe, und jener entſchloß ſich, an der Spitze ſeines Generalſtabes vor den beiden Räthen aufzutreten. Auf dem Wege dahin ſtieß er auf Augereau, der ihm ſpottend zurief: „Ihr ſeid in einer ſchönen Lage!" — „Sie iſt bei weitem nicht ſo ſchlimm, als die bei Arkole," erwiederte ihm Bonaparte. So trat er in den Saal der Alten.

Noch hatte er nie vor einer großen Verſammlung geredet; und was für jeden Andern bedenklich war, mußte es zehnfach für ihn ſein beim Eintritt in eine neue Laufbahn, die ſich nicht überſehen ließ. Tief erſchüttert und mit ſtotternder, jedoch ſtarker Stimme, redete er den Rath der Alten alſo an: „Bürger-Repräſentanten, ihr befindet euch nicht in gewöhnlichen Umſtänden, wohl aber auf einem Vulkan. Erlaubt mir einige Erläuterungen. Ihr habt, die Gefahren der Republik erkennend, das geſetzgebende Corps nach St. Cloud verlegt und mich berufen, die Vollziehung eurer Dekrete zu ſichern. Eurem Rufe folgend, habe ich meine Wohnung verlaſſen, und ſchon ſprudelt man Verleumdungen gegen mich und meine Waffengefährten; man ſpricht von einem neuen Cromwell, von einem neuen Cäſar. Bürger, wäre eine ſolche Rolle meinem Weſen angemeſſen, ſo würde nichts leichter geweſen ſein, als ſie, bei meiner Rückkehr aus Italien, im Augenblick des ſchönſten Triumphes zu übernehmen, als das Heer und alle Parteien mich dazu einladeten. Ich verſchmähete ſie damals und verſchmähe ſie noch heute. Nur die Gefahren des Vaterlandes haben meinen und euren Eifer geweckt." Er ließ ſich hierauf in eine Schilderung des Zuſtandes der Republik ein, die, von Parteien zerriſſen, im Weſten mit einem Bürgerkrieg, im Süden mit einer Verheerung bedroht ſei. „Wenden wir," fuhr er fort, „ſo große Übel ab; retten wir die beiden Dinge, die ſo viele

Opfer gekoſtet haben: die Freiheit und die Gleichheit." — „So redet doch auch von der Conſtitution," unterbrach ihn der Deputirte Linglet. — „Conſtitution," fuhr Bonaparte fort; „wo wäre ſie denn? Ihr ſelbſt habt ſie zerſtört durch Verletzung der National-Repräſentation am 18. Fruktidor, durch Vernichtung der Volkswahlen am 22. Floreal, durch den Angriff auf die Unabhängigkeit der Direktoren am 30. Prairial. Alle Parteien wollen ſie vernichten, dieſe Conſtitution; alle haben mir dazu ihren Beiſtand angetragen. Ich habe es nicht gewollt; allein ich kann, wenn es ſein muß, Namen nennen" . . . So nennt ſie denn, erwiederte man ihm; verlangt einen geheimen Ausſchuß . . . Eine ſtarke Bewegung folgte auf dieſe Unterbrechung; und als Bonaparte wieder zu Worten kam, endigte er auf folgende Weiſe: „Umgeben von meinen Waffenbrüdern, werde ich im Stande ſein, euch zu unterſtützen. Ich berufe mich auf die tapferen Grenadiere, deren Bajonette ich ſehe und die ich ſo oft gegen den Feind geführt habe. Sollte irgend ein Redner, fügte er drohend hinzu, ein vom Auslande bezahlter Redner, darauf antragen, daß ich für vogelfrei erklärt würde, alsdann würde ich mich an meine Waffengefährten wenden. Bedenkt, daß die Göttin des Glücks und der Gott des Krieges mir zur Seite ſtehen."

Eingeſchüchtert durch dieſe verwegene Sprache, bot der Rath der Alten dem räthſelhaften General die Ehren der Sitzung an. Doch dieſer eilte in den Saal der Fünfhundert, um, wo möglich, auch dieſen zur Beſinnung zu bringen. Ihm folgten Grenadiere, die er am Eingange zurückließ. Um zu den Schranken zu gelangen, hatte er die mittlere Länge des Saales zurückzulegen. Kaum angelangt bei den Schranken, ſah er ſich von den heftigſten Reden beſtürmt, ſo daß er gar nicht zu Worte kommen konnte. „Was!" ſchrie man von allen Seiten, „hier Soldaten? hier Waffen? Was bezweckt man? . . .

Nieder mit dem Diktator! nieder mit dem Tyrannen!“ — Eine nicht geringe Zahl der Abgeordneten verließ ihre Sitze, umringte den General und drang mit heftigen Reden auf ihn ein. „Wie,“ ſagte man, „habt ihr nur geſiegt, um die Freiheit zu morden? Alle eure Lorbern ſind verdorrt! In Schande hat ſich euer Ruhm verwandelt! Ehrt den Tempel der Geſetze! Fort, fort aus dem Saal!“ . . . Indem die Menge ſo auf ihn eindringt, geräth Bonaparte in Verlegenheit. Die Grenadiere, die er am Eingange zurückgelaſſen hat, eilen herbei, drängen die Abgeordneten zurück und tragen den General aus dem Saal. Hinterher wurde ausgeſagt, Grenadiere hätten Dolchſtöße erhalten, die gegen den General gerichtet geweſen wären; gewiſſer iſt, daß einem dieſer Grenadiere die Kleider zerriſſen wurden, was leicht geſchehen konnte, ohne daß Dolchſtöße dabei wirkſam waren. Wie es ſich auch damit verhalten mochte: aus dem Saal verdrängt und in ſeinen Abſichten und Erwartungen gleich ſehr betrogen, ſchwang Bonaparte ſich zu Pferde, erzählte den Truppen, daß man ihn hätte morden wollen, und wurde überall mit einem: Es lebe Bonaparte! empfangen.

Im Innern des Saales richtete ſich der Sturm gegen Lucian Bonaparte, der ſeinen Bruder dadurch zu rechtfertigen ſuchte, daß er ſagte, man hätte ihn zu Worte kommen laſſen ſollen. Die leidenſchaftlichen Republikaner wiederholten ihr Nieder mit dem Tyrannen! und fügten nur allzu bald hinzu: „die Acht! die Acht! ſie muß auf der Stelle erklärt werden.“ Dies fürchterliche Wort hatte Robespierre'n in den Abgrund geſtürzt. Ausgeſprochen gegen Bonaparte'n, konnte es ihm ſehr leicht die Truppen abwendig machen. Lucian widerſtand aus allen Kräften; als er aber nichts ausrichten konnte, warf er die Abzeichen der Präſidenten-Würde von ſich und rief: „Elende, ihr wollt, daß ich meinen Bruder für vogelfrei erklären ſoll. Lieber entſage ich dem Lehnſtuhl und begebe mich vor die

Schranken, um den Angeklagten zu vertheidigen." Mit dieſen Worten verließ er den Saal.

Bonaparte befand ſich in der Nähe des Saales, als dies vorging. Beſorgt für das Leben ſeines Bruders und zugleich überzeugt, daß Rednerkünſte die Verſammlung nicht zur Beſinnung zurückführen würden, beſchloß er, Gewalt zu gebrauchen. Der entſcheidende Zeitpunkt war gekommen und ein Rücktritt unmöglich. Darüber langte Lucian bei ihm an und erklärte den Truppen, daß der Rath der Fünfhundert aufgelöſet ſei. Murat und Leclerc führten nunmehr ein Grenadier-Bataillon nach dem Saal der Fünfhundert. Beim Anblick der Bajonette erhob ſich im Innern deſſelben ein Geſchrei, wie beim Anblick Bonaparte's. Es zu unterdrücken, wurde die Trommel gerührt. „Grenadiere vorwärts!" riefen die Offiziere. Die Grenadiere ſtürzten mit gefälltem Bajonet in den Saal, und zerſtreuten die Abgeordneten, die, um ihr Leben zu retten, theils durch Seitenthüren, theils durch die Fenſter entwiſchten. In einem Augenblick war der Saal geräumt und Bonaparte blieb im Beſitz des Schlachtfeldes.

Dieſe Umwälzung zu Ende zu führen, wurde folgendes Mittel angewendet. Da der Rath der Alten für ſich allein weder die Vertagung des geſetzgebenden Körpers, noch die Einführung des Konſulats dekretiren konnte, ſo brachte man von dem Rathe der Fünfhundert etwa 50 zuſammen, durch welche man dies Dekret abfaſſen ließ. Der Inhalt deſſelben war: „Bonaparte, Roger-Ducos und Sieyes ſind zu vorläufigen Konſuln ernannt und mit der vollziehenden Macht bekleidet; die Räthe ſind vertagt bis zum 1. Ventoſe; ſie werden erſetzt durch zwei Kommiſſionen, deren jede aus 25 Gliedern beſteht und die beauftragt ſind, die geſetzgebenden Maßregeln, welche die drei Konſuln für nöthig erachten können, zu billigen; die Konſuln und die Kommiſſionen haben die Beſtimmung, eine neue Conſtitution zu entwerfen." — Dies Dekret wurde

dem Rath der Alten übergeben, der es gegen Mitternacht annahm. Mit der letzten Stunde des 10. Novembers war alſo die Umwälzung beendigt, welche Bonaparte'n zum Erben alles deſſen machte, was ſeit der Hinrichtung Ludwigs XVI. in Frankreich vorbereitet war. Seit wenigen Monaten hatte er ſein 30. Jahr zurückgelegt.

Zehntes Kapitel.

Bonaparte, erſter Konſul. — Cambaceres und Lebrun werden ſeine Kollegen an Sieyes und Ducos Stelle. — Bemühungen des erſten Konſuls um einen allgemeinen Frieden. — Erneuerter Krieg in Italien und in Deutſchland. — Schlachten. — Friede mit Öſterreich.

Ehe die ernannten drei Konſuln Bonaparte, Sieyes und Roger=Ducos St. Cloud verließen, ſchwuren ſie dem Rathe der Alten den hergebrachten Eid, welcher auf Souveränetät des Volks, auf Einheit und Untheilbarkeit der Republik, auf Freiheit und Gleichheit, ſo wie auf Repräſentativ=Syſtem lautete. Den 11. November um 5 Uhr reiſeten ſie von St. Cloud ab, um ſich nach dem Direktorial=Palaſt zu begeben, aus welchem Moreau inzwiſchen die beiden Direktoren Gohier und Moulins hatte entkommen laſſen.

Bei dem nächſten Zuſammentritt der drei Konſuln, welcher am Vormittage deſſelben Tages erfolgte, warf Sieyes die Frage auf: wer von ihnen den Vorſitz haben ſollte? Dieſe Frage beantwortete Ducos in den Worten: „Ihr begreift ja, daß der General den Vorſitz hat.“ Wie ſehr nun auch Sieyes darauf gerechnet haben mochte, daß Bonaparte die Gewalt mit ihm theilen und ſich mit dem Oberbefehl über das Heer begnügen würde, ſo machte er doch gleich in der erſten Sitzung die Entdeckung, daß

Bonaparte's Einſichten in Dinge der Politik und der Verwaltung viel weiter reichten, als er bis dahin geglaubt hatte, und überraſcht von dieſer Entdeckung, ſagte er nach beendigter Sitzung zu den Herren von Talleyrand, Cabanis, Röderer, Chazal und Boulay de la Meurthe, die ihm gerade in den Wurf kamen: „Jetzt, meine Herren, haben wir unſern Meiſter gefunden: er verſteht alles, er macht alles, er kann alles.“

Was am 9. und 10. November geſchehen war, konnte ſchwerlich für mehr gelten, als für die Vollendung deſſen, was das natürliche Entwickelungsgeſetz hinſichtlich der Regierungsform für eine Geſellſchaft von mehr als 25 Millionen gebieteriſch fordert. Eingeleitet war, wie wir geſehen haben, die Zurückführung der Monarchie durch die Stiftung jenes Wohlfahrtsausſchuſſes, mit welchem die Convents-Regierung allein zu irgend einer Autorität gelangen konnte. Die Tyrannei des Wohlfahrtsausſchuſſes hatte die Conſtitution des Jahres III. herbeigeführt; und in der Aufſtellung eines aus fünf Mitgliedern zuſammengeſetzten Direktoriums lag, auf eine unverkennbare Weiſe, eine Annäherung an die Monarchie. Jetzt nun, wo auch die Direktorial-Form verbraucht war, blieb nichts weiter übrig, als die Monarchie zurück zu führen. Vorurtheile aller Art konnten entgegen wirken und beſondere Abſtufungen nothwendig machen, damit der Übergang weniger verletzte; allein die Sache ſelbſt war deßhalb nicht minder nothwendig, wenn Frankreich zu einer bleibenden Ordnung gelangen ſollte. Allerdings war die naturgeſetzlich zurückkehrende Monarchie nicht die erbliche, und die angeborne Milde derſelben konnte von vielen Seiten vermißt werden; doch wenn man das verbannte Herrſchergeſchlecht ſchon in dieſer Zeit hätte zurückrufen wollen, ſo würde der Verwirrung dadurch nicht Einhalt geſchehen und die Revolution nur in die Länge gezogen ſein. Die Anfangs verſchleierte, ſpäter aber ganz unverhüllte Monarchie Bonaparte's

hatte alſo für Frankreich wenigſtens die glückliche Folge, daß, als auch ſie verbraucht und abgenutzt war, die erbliche Monarchie mit Erfolg zurückkehren und nach und nach, unterſtützt von einer zum Gehorſam zurückgebrachten Nation, ihre Segnungen verbreiten konnte.

Für den Augenblick war die Hauptſache, diejenigen Formen feſtzuſtellen, in welchen man regieren wollte. Hierbei war die Vorausſetzung, daß für die Löſung dieſer Aufgabe das Weſentlichſte von Sieyes geleiſtet werden müſſe; denn er galt für den Solon Frankreichs, und die allgemeine Meinung war, daß er die beſſere Verfaſſung ſeit langer Zeit in Bereitſchaft halte. Wirklich hatte ſich in ſeinem metaphyſiſchen Kopfe ſeit Jahren die Idee eines Regierungs-Organismus ausgebildet, der, wie viel Ähnlichkeit er auch mit dem monarchiſchen haben mochte, zuletzt doch nur ein Schattenbild deſſelben war. Da er in den Erörterungen, welche die neue Conſtitution veranlaßte, ſeinen Schatz nicht länger für ſich behalten konnte, ſo rückte er endlich damit hervor. Was aber brachte er in Vorſchlag? Einen Großwähler auf Lebenszeit, gewählt von einem erhaltenden Senat, ausgeſtattet mit einem Einkommen von 6 Millionen, umgeben von einer 3000 Mann ſtarken Leibwache, wohnend in dem Palaſt von Verſailles. Bei ihm ſollten die fremden Geſandten akkreditirt ſein, und eben ſo ſollte er die Geſandten und Miniſter bei fremden Höfen akkreditiren. Alle Regierungshandlungen, die Geſetze und die Gerechtigkeitspflege ſollten in ſeinem Namen vollzogen werden; und überhaupt ſollte er der Repräſentant des Ruhms, der Macht und der Würde der ganzen Nation ſein. Dabei ſollte er zwei Konſuln ernennen: den einen für den Frieden, den andern für den Krieg. Zwar wurde ihm nicht das Recht verſagt, die Konſuln abzuſetzen und zu verändern; allein der erhaltende Senat ſollte, wenn er eine ſolche Handlung für willkührlich und dem Volksvortheil entgegen hielte, den Großwähler verſchlürfen dürfen.

Die Wirkung einer ſolchen Verſchlürfung ſollte einer Abſetzung gleich kommen, die Stelle für einen andern Großwähler geöffnet ſein und der Verſchlürfte für den Überreſt ſeines Lebens ſeinen Platz im Senat behalten . . .

So verhielt es ſich mit dem Geheimniß, das Sieyes ſo lange bewahrt hatte. Sein Verſchlürfungs-Syſtem konnte Keinem weniger gefallen, als dem Manne, der durch ſeine Perſönlichkeit ſo hoch hervorragte, d. h. Bonaparte'n. Auch erklärte dieſer ſich auf der Stelle gegen daſſelbe. „Hält ſich," ſagte er, „der Großwähler ſtreng an den Verrichtungen, die ihr ihm vorſchreibt, ſo wird er zwar ein Schatten ſein, doch immer nur der abgemagerte Schatten eines taugenichtigen Königs. Kennt ihr einen Menſchen ſo verwerflichen Charakters, daß er ſich in ſolcher Äfferei gefallen könnte? Mißbraucht er ſein Vorrecht, ſo ertheilt ihr ihm eine unumſchränkte Gewalt. Wäre ich z. B. Großwähler, ſo würde ich bei Ernennung des Konſuls für den Krieg und des Konſuls für den Frieden zu beiden ſagen: „Wählt ihr einen Miniſter, unterzeichnet ihr eine Urkunde ohne meine Einwilligung, ſo ſetze ich euch ab" . . . Ihr ſagt zwar: der Senat ſeinerſeits kann den Großwähler verſchlürfen; allein das Mittel iſt ſchlimmer, als das Übel und bei dieſem Entwurfe hat niemand irgend eine Sicherheit. Auf der andern Seite, was kann die Lage dieſer beiden erſten Miniſter ſein? Der eine wird über die Miniſter der Juſtiz, des Innern, der Polizei, der Finanzen und des Schatzes gebieten; der andere über die des Seeweſens, des Krieges und der auswärtigen Angelegenheiten. Der erſte wird umgeben ſein von Richtern, Verwaltern, Finanzmännern, kurz, von Leuten, welche die Feder führen; der zweite von den Epauletten-Trägern und den Leuten vom Degen. Der letztere wird Geld und Rekruten für ſeine Heere haben wollen; der andere wird Bedenken tragen, dergleichen zu bewilligen. Wer wird Schiedsrichter zwiſchen beiden ſein? . . . Eine ſolche Regierung

iſt eine monſtröſe Schöpfung, aus Widerſprüchen zuſammengeſetzt, die nichts Vernünftiges in ſich ſchließen. Es iſt ein großer Irrthum, wenn man glaubt, der Schatten einer Sache könne Erſatz geben für die Wirklichkeit."

Dieſe Bemerkungen ſchlugen ein Syſtem zu Boden, das ſelbſt von ſeinem Urheber nicht vertheidigt werden konnte, ſobald es einmal angegriffen war. Sieyes fühlte, von jetzt an, je mehr und mehr, daß er nicht zu Bonaparte'n paßte; und die Folge davon war, daß dieſer die Meinungen immer ausſchließender beherrſchte. Während die Erörterung der angemeſſenſten Regierungsform noch dauerte, brachte man auch, nach dem Muſter der Vereinigten Staaten Nordamerika's, die Schöpfung eines Präſidenten in Vorſchlag, der die Miniſter, die Staatsräthe und die ſämmtlichen Vollziehungsbeamten wählen und deſſen Verrichtungen zehn Jahre dauern ſollten. Allein die Umſtände waren ſo angethan, daß man glaubte, die Wahl eines Präſidenten müſſe noch verſchleiert werden. Zuletzt vereinigten ſich die Meinungen für eine aus drei Konſuln zuſammengeſetzte Regierung, und zwar dergeſtalt, daß Einer, als Haupt der Regierung gedacht, die ganze Autorität vereinigte, weil er zu allen Stellen ernannte, indeß die beiden anderen nur ſeine vornehmſten Räthe wären. Mit Einem erſten Konſul hatte man den Vortheil der Einheit in der Leitung; mit den beiden anderen Konſuln, welche nothwendig befragt werden mußten und welche das Recht erhielten, ihre Namen unter das Protokol zu ſetzen, hoffte man die Einheit zu ſichern und des republikaniſchen Geiſtes zu ſchonen. Dabei wurde feſtgeſetzt, daß die drei Konſuln auf zehn Jahre gewählt werden ſollten und auf eine unbeſtimmte Art wieder gewählt werden könnten. Ein erhaltender Senat, von welchem die Wahlen ausgehen ſollten, ein Tribunat, welchem die Erörterung der Geſetzesvorſchläge vorbehalten wurde, und ein geſetzgebender Körper, welcher die Dekrete abzufaſſen beſtimmt war, bildeten

zuſammen die Socialität der Regierung, dieſe als bloße Antriebskraft gedacht. Von urſprünglicher Freiheit, von Menſchenrechten, von Urverſammlungen, von Unabhängigkeit des Rednerſtuhls, ſo wie von Unabhängigkeit der Preſſe, war in der Konſular-Charta des Jahres VIII. durchaus nicht die Rede; denn es kam auf nichts Geringeres an, als der Regierung den verlorenen Charakter der Einheit zurückzugeben, was, unter den vorwaltenden Umſtänden, nur durch Unterdrückung des Charakters der Geſellſchaftlichkeit möglich war. Deſto gewiſſenhafter war für den innigen Zuſammenhang der Vollziehungsbehörden geſorgt. Sieyes und Roger-Ducos ſchieden als Konſuln aus, ſobald die neue Conſtitution fertig war. An ihre Stellen traten Cambaceres und Lebrun, jener von Seiten ſeiner Rechtskenntniſſe, dieſer von Seiten ſeiner verwaltenden Einſichten geachtet. Jene gingen in den erhaltenden Senat über, worin ſie ſich zu einer bleibenden Verdunkelung verurtheilten.

Bekleidet mit dem Vorſchlag der Geſetze und ihrer Vollziehung, mit der Leitung der ganzen innern Verwaltung, mit dem Vorrecht des Krieges und des Friedens, kurz mit allen Attributen der höchſten Gewalt, beerbte der Erſte Konſul an Einem Tage die Monarchie und ihren Gegenſatz. Auch verfügte er mit gleicher Freiheit über Menſchen und Dinge. Der Palaſt der Direktoren wurde dem Senat, der bekannte Palais-Royal dem Tribunat, der Palaſt Bourbon dem geſetzgebenden Körper eingeräumt. Dagegen wurden die Tuilerien zum Aufenthalt der Konſuln erkoren. Die Verſetzung vom Luxemburg dahin bildete eine glänzende Ceremonie, worin ſich der ganze Luxus des ſoldatiſchen Königthums entwickelte. Nach wenig Tagen ging man von dem vertraulichen Ton, der unter dem Direktorium geherrſcht hatte, zu den höfiſchen Sitten des Königthums über. Man ging bei dem Erſten Konſul zu Hof, wie ungelenk man ſich dabei Anfangs auch nahm. Dies war

die Zeit der Widerſprüche für Frankreich. Über dem Eingang des konſulariſchen Palaſtes las man: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit — Einheit und Untheilbarkeit der franzöſiſchen Republik; ſo wie an dem Wachhauſe der ehemaligen Schweizer-Garde die Worte: den 10. Auguſt 1792 wurde das Königthum abgeſchafft; es wird nie wieder entſtehen. Hieraus hätte man folgern mögen, die Macht wolle der Gleichheit, der Gehorſam der Freiheit ſich gleich ſtellen, was doch keineswegs der Fall war.

Erfüllt von dem hohen Berufe, den er ſich ſelbſt gegeben hatte, ſuchte und fand Bonaparte die Gehülfen, deren er ſo dringend bedurfte. Berthier wurde, an Dubois-Crancé's Stelle, zum Kriegsminiſter, Abrial zum Juſtizminiſter ernannt; Gaudin erhielt die Finanzen; Forfait, berühmt als Ingenieur, wurde an die Spitze des Seeweſens, Laplace, der Mathematiker, an die des Innern, Talleyrand an die der auswärtigen Verhältniſſe, und Fouché, der geſchmeidige, in alle Sättel gerechte Fouché, an die des Polizei-Weſens geſtellt. Auf dieſe Weiſe unterſtützt, begann der neue Herrſcher die Wiedergeburt der Regierung.

Alles befand ſich in dem ſtärkſten Verfall. Man kannte nicht einmal den Beſtand des Heeres, und ſah ſich daher genöthigt, Offiziere auszuſenden, welche die Stärke der einzelnen Beſtandtheile dieſes Heeres an Ort und Stelle erkunden mußten. Die Artillerie war in dem kläglichſten Zuſtande; die Auflöſung des Seeweſens konnte kaum noch weiter gehen. Um die Koſten des 18. und 19. Brümäre beſtreiten zu können, hatte man ſich genöthigt geſehen, den Beiſtand des Bankiers Collot anzuſprechen; ſo leer waren die Staatskaſſen geweſen. Von dem Verhältniß Frankreichs zu den Mächten des feſten Landes macht man ſich den vollſtändigſten Begriff, wenn man ſich erinnert, daß unmittelbar nach dem Tage, welcher die Alleinherrſchaft in Bonaparte's Hände legte, in Paris nur zwei

Diplomaten vorhanden waren: ein Geſandter des Königs von Spanien, wegen der ſpaniſchen Flotte, welche in Breſt zurückgehalten wurde, und ein Geſchäftsträger des Herzogs von Zweibrück, der vor Kurzem Kurfürſt von Baiern geworden war. Der Krieg mit England, Rußland, Öſterreich und Neapel dauerte fort. In Italien waren die Franzoſen bis nach Genua zurückgedrängt worden, und Maſſena, der an ihre Spitze getreten war, ſah ſich, in der Hauptſtadt dieſes Freiſtaates, von Melas belagert, von aller Ausſicht auf Beiſtand abgeſchnitten.

Jeder Andere würde in dieſer Lage der Dinge ſich ſelbſt aufgegeben haben. Nicht ſo Bonaparte. Geſtählt durch ſeinen Ruhm, getrieben von ſeinem Ehrgeiz, vertraute er dem Charakter der Franzoſen und fand ſich in ſeiner Erwartung nicht getäuſcht. Wie verſchieden auch die Anſichten der Einzelnen von ihm waren, indem einige den Stifter einer neuen Dynaſtie, andere einen großmüthigen Monk in ihm ſahen, der das vertriebene Fürſtengeſchlecht zurückzuführen beſtimmt ſei: alle unterwarfen ſich den Opfern, welche dargebracht werden mußten, wenn die Ordnung wiederkehren ſollte. Selbſt die Häupter der Vendeer ſtellten ſich, auf die [illegible] Aufforderung, in Paris ein, um, wo möglich, Verträge mit dem Erſten Konſul abzuſchließen, welche auf die Zurückführung der Monarchie abzweckten. Die Herren von Daudigné und Hyde de Neuville wurden Bonaparte'n Nachts vorgeſtellt. Ihr Antrag iſt leicht zu errathen. Bonaparte's Antwort war: „Ich vergeſſe, was geſchehen iſt und eröffne der Zukunft ein weites Feld. Wer auf geradem Wege daher ſchreitet, wird beſchützt und belohnt werden; wer ſich dagegen zur Rechten oder zur Linken verirrt, den wird der Blitzſtrahl treffen. Laßt alle Vendeer, welche ſich der National-Regierung anſchließen und unter meinem Schutz leben wollen, der Heerſtraße folgen, die ihnen geöffnet iſt; denn eine von den Ausländern beſchützte Regierung wird nie von dem franzöſiſchen Volke

angenommen werden und nur über fünfmalhundert tauſend Leichen würden die Bourbons nach Frankreich zurückkommen können.“ George Cadoudal ſchlug die Augen nieder, als der Erſte Konſul ihm ſagte: „unſtreitig werde er, von jetzt an, mit den Geſinnungen, die ihn empor gebracht hätten, die eines Vaterlandsfreundes vereinigen, um das Elend ſeines Geburtslandes abzukürzen;“ und als er hierauf ſeine Päſſe verlangte, wurde dieſen der Befehl hinzugefügt, daß er Paris auf der Stelle verlaſſen möchte.

Nach der Bekanntmachung der neuen Conſtitution, welche ſchon den 15. December 1799 erfolgte, lag Bonaparte'n alles daran, daß man nicht bloß in Frankreich von ihm glauben möchte, er wolle den Frieden. Die ganze Lage der Dinge brachte nichts ſo ſicher mit ſich, als den Fortgang des Krieges, und ihm ſelbſt, deſſen vorzüglichſte Tugend im Heerführer-Talent abgeſchloſſen war, hätte nichts Schlimmeres begegnen können, als wenn eine allgemeine Geneigtheit zum Frieden ihm die Gelegenheit, ein neues großes Verdienſt um Frankreich zu erwerben, geraubt hätte. Nichts deſto weniger fand er es ſeiner Lage angemeſſen, den Verbündeten Friedensanträge zu machen, wäre es auch nur, damit man nicht von ihm ſagen möchte, er habe für die Abwendung großer Gefahren nicht Alles gethan. Er wendete ſich demnach zunächſt an den König von England mit einem Schreiben, deſſen Inhalt eine Wiederholung der Phraſen war, welche er im Jahre 1797 an den Erzherzog Karl gerichtet hatte. „Soll“ — ſo fragte er, ſeine Gelangung zur höchſten Magiſtratur anzeigend — „ſoll der Krieg, welcher, ſeit acht Jahren, vier Welttheile verheert, ewig ſein? Giebt es kein Mittel, ſich zu verſtändigen? Wie! können die beiden aufgeklärteſten Völker Europa's, ſie, welche mächtiger und ſtärker ſind, als ihre Sicherheit und Unabhängigkeit es fordern, dem Irrwahn eitler Größe, die Wohlthat des Handels, das innere Glück und die Wohlfahrt der Familien aufopfern? Wie!

fühlen ſie nicht, daß der Friede, ſo wie er das erſte Bedürfniß iſt, ſo auch den höchſten Ruhm gewährt? Können Geſinnungen dieſer Art dem Herzen Ew. Majeſtät fremd ſein? . . . Ew. Majeſtät werden in dieſer meiner Eröffnung nichts weiter ſehen, als mein aufrichtiges Verlangen, zum zweiten Male zur Wiederherſtellung des allgemeinen Friedens beizutragen. Frankreich und England können durch den Mißbrauch ihrer Kräfte noch ſehr lange, zum Unglück aller Völker, ihre Erſchöpfung verſpäten; allein ich wage, zu behaupten, daß das Loos aller ziviliſirten Völker ſich an das Ende eines Krieges knüpft, der die ganze Welt umfaßt."

England hätte nicht ſein müſſen, was es in dieſen Zeiten war — England hätte, vor allen Dingen, nicht von Pitt, dem Sohne Chathams, regiert werden müſſen, wenn die Antwort auf dieſen Friedensantrag auch nur einen Augenblick hätte zweifelhaft bleiben ſollen. Sie fiel im Allgemeinen dahin aus, „daß England den Frieden nicht eher unterzeichnen könne, als bis Frankreich in ſeine alten Grenzen zurückgetreten ſein würde." Dieſe Antwort war der Idee des Gleichgewichts eben ſo gemäß, als dem von Pitt verfolgten Gedanken, London zum Stapelort der ganzen Welt zu machen, d. h. jede fremde Handelsthätigkeit der brittiſchen unterzuordnen. Es wurde ihr aber eine perſönliche Beleidigung hinzugefügt, indem Pitt, man weiß nicht in welcher Anſchauung, bei jeder Gelegenheit wiederholte: „in jedem Falle nur keinen Frieden mit dieſem Menſchen!" So bezeichnete er Bonaparte'n.

Gleich unfruchtbar war der Verſuch des Erſten Konſuls, Öſterreich für den Frieden zu gewinnen; denn nicht genug, daß dieſe Macht dem mit England geſchloſſenen Vertrage nicht untreu werden konnte, ohne ſich aufs Empfindlichſte zu ſchaden, wollte ſie auch die in Italien errungenen Vortheile retten; und vermöge dieſes Umſtandes fand der brittiſche Premierminiſter ſeine ſtärkſte Stütze in dem Miniſter

Thugut. Baiern, wenn gleich mißvergnügt, folgte dem Antriebe Öſterreichs, dem es ſich für den Augenblick nicht entziehen konnte. Im nördlichen Deutſchland dagegen blieb Preußen ſeinem Neutralitäts-Syſteme getreu; und um es noch mehr darin zu befeſtigen, trug der Erſte Konſul kein Bedenken, ſeinen Bruder Ludwig nach Berlin zu ſenden, wo er beinahe ein ganzes Jahr verweilte. Preußens Beiſpiel beſtimmte Dänemark und Schweden. In Rußland wirkten beſondere Umſtände zum Vortheil Frankreichs. Ungehalten über den Ausgang des letzten Feldzugs und aufgebracht von der Politik der Engländer, welche, um im mittelländiſchen Meere zu herrſchen, Malta nicht an den Orden, deſſen Beſchützer der ruſſiſche Kaiſer war, zurückgeben, ſondern es für ſich behalten wollten, war Paul der Erſte nur allzu geneigt, die Coalition ihrem Schickſale zu überlaſſen. In dieſer Stimmung erfuhr er, daß Bonaparte jene ruſſiſchen Kriegsgefangenen, welche in Holland und in der Schweiz in Frankreichs Hände gefallen waren, neu bekleidet und ohne alles Löſegeld in ihre Heimath zurückgeſendet habe. Hierdurch mehr, als jemals, für Bonaparte'n eingenommen, rief er ſeine Truppen aus Deutſchland nach Rußland zurück. Als Suworow, der im Laufe ſeiner Siege den Fürſtentitel mit Ehrenbezeigungen, wie ſie ſonſt nur dem Kaiſer erwieſen werden, erhalten hatte, in Petersburg angelangt war, fand er ſtatt des Triumphs, der ihm unter anderen Umſtänden würde zu Theil geworden ſein, eine kalte Aufnahme und einen — frühzeitigen Tod; denn er ſtarb ſechzehn Tage nach ſeiner Ankunft vor Gram.

Sofern nun der Krieg fortgeſetzt werden mußte, hatte Bonaparte es nur mit Öſterreich und mit England zu thun, und darin lag für ihn nichts Abſchreckendes; in der That um ſo weniger, weil England in dieſen Zeiten noch keine Landmacht hatte, die im Mindeſten furchtbar geweſen wäre. Die tiefe Verſtellung, welche ihm von jeher eigen war, brachte jedoch mit ſich, daß er alles hervorſuchte, was die

Meinung verbreiten konnte, Frankreich ſei ſo abgeſchwächt, daß es den erneuerten Angriffen keinen weſentlichen Widerſtand leiſten könnte; alles, was durch die öffentlichen Blätter zur allgemeinen Kunde gelangte, verkündigte kaum etwas Anderes. Indeß traf er nur ſolche Anſtalten, wodurch große Erfolge vorbereitet werden. Um den bedeutenden Theil des franzöſiſchen Heeres, welcher bisher zur Bändigung der Vendee hatte verwendet werden müſſen, zu ſeiner Verfügung zu erhalten, beruhigte er vor allen Dingen die Royaliſten dieſer rebelliſchen Provinz: ein Geſchäft, das durch Fouché zu Stande gebracht wurde. Er kam ſodann den Ausgewanderten halben Weges entgegen: von 80000, welche auf der Liſte ſtanden, blieben nur etwa 1000 auf derſelben; alle übrigen wurden nach und nach geſtrichen und erhielten freien Zutritt, zum Theil ſogar Anſtellung. Die katholiſche Religion wurde zwar noch nicht für die Staats-Religion erklärt; allein es wurden Pius VI., der den 29. Auguſt zu Valenza geſtorben war, feierliche Obſequien gehalten, und während der alte Erzbiſchof von Paris, Juigné, in ſeine Diözes zurücktrat, begünſtigte der Erſte Konſul die Wahl des Biſchofs von Imola, deſſen Bekanntſchaft er auf ſeinen italieniſchen Feldzügen gemacht hatte, und der den 10. März 1800 wirklich den St. Petersſtuhl beſtieg. Eine Hauptſorge des Erſten Konſuls war die Verbeſſerung der Gerechtigkeitspflege: jedes Arrondiſſement erhielt ein Tribunal; jedes Departement einen peinlichen Gerichtshof; das ganze franzöſiſche Gebiet 29 Appellations-Höfe. An die Stelle der Direktorien in den Departements, Arrondiſſements und Diſtrikten traten Präfekturen und Unter-Präfekturen. Kurz: es gewann das Anſehn, als ob der berühmteſte General ſeiner Zeit nur Friedenskünſte üben wolle und auf nichts weniger bedacht ſei, als auf eine nachdrückliche Fortſetzung des Krieges.

Mitten unter dieſen Anſtrengungen war Bonaparte nur darauf bedacht, wie er ſeine Gegner irre leiten wolle

hinſichtlich des Plans, den er für den nächſten Feldzug für den einzig angemeſſenen hielt. Sein Hauptgedanke war, dem öſterreichiſchen Heere, das in Ober-Italien operirte, in den Rücken zu dringen und es zu einer entſcheidenden Schlacht zu nöthigen. Um nun dies mit der erforderlichen Sicherheit zu vollbringen, ſollte Moreau, den er zum alleinigen Vertrauten ſeines Geheimniſſes machte, von dem Rhein-Thal in das Donau-Thal eindringen und den öſterreichiſchen General Kray, welcher an der Stelle des Erzherzogs Karl befehligte, ſo beſchäftigen, daß er nicht auf den Einfall gerathen könnte, den in Italien unter Melas kämpfenden Öſterreichern zu Hülfe zu kommen. Dijon wurde als der Sammelplatz der Nachhut bezeichnet. Die Lage dieſes Orts in gleicher Entfernung von Baſel, von Martigny und von Chambery, wendete die Aufmerkſamkeit ab von dem Var-Fluß, auf welchen ſie bisher gerichtet geweſen war; da man jedoch Bonaparte's Hauptgedanken, der im Grunde nur eine Wiederholung desjenigen war, wodurch Hannibal die Römer in Verlegenheit geſetzt hatte, nicht faßte, ſo blieb die Vorſtellung von der Schwäche der Franzoſen um ſo vorherrſchender, weil die Nachhut zu Dijon nur ſehr langſam anwuchs und immer gleich unbedeutend blieb.

Den 1. Mai ging Moreau, an der Spitze eines mehr als 150,000 Mann ſtarken Heeres, an ſechs Orten zugleich über den Rhein; und indem er dieſen Übergang von Conſtanz bis Kehl vollzog, verhinderte er die Öſterreicher, bei Stein und Schafhauſen über den Rhein zu ſetzen. Moreau's Untergenerale waren Richepanſe, St. Suſanne, St. Cyr und Lecourbe. In Folge der Thätigkeit dieſer Generale ſah Kray ſich ſchon den 3. Mai angegriffen, und nach ſechzehn Stunden durch die Ankunft der Diviſion Richepanſe bei Engen geſchlagen. St. Suſanne beſetzte am 4. Mai das Breisgau; und indem die 12 Diviſionen des franzöſiſchen Heeres raſtlos vorrückten, erfuhr Kray bei Möskirch am 5. eine zweite Niederlage, die ihm, nachdem er von

Biberach zurückgedrängt war, keine andere Wahl ließ, als ſein Hauptquartier zuerſt nach Memmingen und von da nach Ulm zu verlegen.

Inzwiſchen hatte auch Bonaparte ſeinen Palaſt verlaſſen, um den großen Gedanken, durch welchen er ſeine Herrſchaft zu befeſtigen hoffte, ins Werk zu richten. Den 6. Mai hielt er Heerſchau bei Dijon. Die daſelbſt verſammelten Truppen überſtiegen nicht die Zahl von 8000 Mann: meiſtens junge Einberufene, deren Anblick zu Entwerfung eines Zerrbildes verführte, das in England erſchien und einen zwölfjährigen Knaben neben einem Invaliden mit hölzernen Beinen darſtellte mit der Unterſchrift: Bonaparte's Reſerve-Armee.

Was man weder in England noch auf irgend einem andern Punkte Europa's wußte, war, daß das für Italien beſtimmte Heer ſich auf verſchiedenen Wegen nach Lauſanne begab, von wo aus der Übergang über den großen St. Bernardsberg verſucht werden ſollte. Bonaparte hatte dieſe Straße dem gewöhnlichen Wege über den Mont Cenis aus keinem andern Grunde vorgezogen, als weil ſie, wenngleich beſchwerlicher, ihn in ein mehr gedecktes Land brachte, wo er Turin zur Rechten behielt und ſeine Bewegungen länger verborgen halten konnte, als auf der Heerſtraße nach Savoyen, auf welche die Aufmerkſamkeit ſeiner Gegner ausſchließend gerichtet war. Während ſeines Aufenthaltes zu Genf machte der ehemalige Finanz-Miniſter Necker ihm ſeine Aufwartung, doch ohne irgend einen Eindruck auf das Gemüth des Erſten Konſuls zu machen, der längſt mit ſich ſelbſt darüber einig war, daß Necker ſeinen Ruf nur in einer Zeit habe gewinnen können, wo richtige Einſichten in die Finanz-Verwaltung wenig verbreitet geweſen.

Der Übergang über den großen St. Bernardsberg für ein Heer in voller Ausrüſtung war unſtreitig mit großen Schwierigkeiten verbunden, die nur ſehr allmälig und unter heftigen Anſtrengungen beſiegt werden konnten; wir ver-

weilen aber nicht bei denſelben, weil die Umſtände, welche dieſen Übergang nöthig gemacht hatten, ſchwerlich noch einmal eintreten werden. Auf der Rückſeite des Berges im Thale von Ivrea ſtieß das Heer auf ein neues Hinderniß in der Bergfeſtung Bard, die von einem entſchloſſenen öſterreichiſchen Offizier vertheidigt wurde. Man machte einen Verſuch, dies Neſt zu erſtürmen; als dieſer aber fehlgeſchlagen war, zog das Heer, mit unſäglicher Anſtrengung ſeitwärts über den Berg Albardo, während man Mittel fand, das Geſchütz in der Nacht über ausgebreitete Matratzen und Miſtlagen bis zu dem Punkte fortzuſchaffen, wo es, unerreichbar von den Kanonen der Bergfeſtung, wieder von Pferden gezogen werden konnte. Ivrea, unbeſetzt von den Öſterreichern, eröffnete ſeine Thore, ſobald die franzöſiſche Vorhut vor denſelben erſchienen war.

Verſtand ſich je ein Feldherr auf eine kluge Benutzung aller ſich ihm darbietenden Vortheile, ſo war es Bonaparte. Den Eindruck, den ſeine unerwartete Ankunft in Ober-Italien verurſachte, gewiſſenhaft benutzend, wendete er ſich ohne Zeitverluſt nach Mailand, um die Wiederherſtellung der cisalpiniſchen Republik zu verkündigen, deren erſter Urheber er war. In Mailand fehlte es ihm nicht an alten Anhängern, unter deren Mitwirkung er ſich nicht bloß in den Beſitz der von den Öſterreichern geſammelten Vorräthe, ſondern auch in den ihrer Geheimniſſe, ſofern ſie das Heer betrafen, ſetzte. Die Operations-Linie der Öſterreicher war durchſchnitten, und es kam, von jetzt an, nichts weiter in Betracht, als wie es anzufangen ſei, das feindliche Heer zu vernichten, um wieder zurückzutreten in den Beſitz Ober-Italiens.

Bonaparte verlegte ſein Hauptquartier nach Pavia, indem er Entſendungen nach Brescia und nach der Citadelle von Turin veranſtaltete. Zu Pavia bemächtigte er ſich eines Vorraths von Pontons, welcher, in Verbindung geſetzt mit Handelskähnen, die Mittel zum Übergang über

den Po hergaben. Er ſchickte Truppen nach Parma und nach Placenza und ſtellte ſich an die Spitze derer, welche bei Pavia über den Fluß ſetzen ſollten. Durch den General Lannes wurde der Übergang bewerkſtelligt; und ſobald das Heer ſich auf dem rechten Po-Ufer befand, begab ſich der Erſte Konſul mit demſelben von Stradella nach Montebello.

Inzwiſchen hatte General Maſſena am 4. Juni in Genua kapitulirt, ohne Kriegsgefangener geworden zu ſein. Melas, von Bonaparte's Ankunft in Mailand unterrichtet, verhehlte ſich zwar nicht, daß er von ſeiner Operations-Linie abgeſchnitten war; doch beruhigte er ſich jetzt noch durch den Gedanken, daß Bonaparte nicht ſtark genug ſei, ihm nachhaltigen Widerſtand zu leiſten. In dieſem Vertrauen gab er den Kampf am Var auf, und befehligte dem General Ott, welcher Genua belagert hatte, mit ſeiner ganzen 40000 Mann ſtarken Macht zu ihm zu ſtoßen. Ehe Ott die Vereinigung bewerkſtelligen konnte, hatte er einen ſchweren Kampf mit dem General Lannes zu beſtehen: einen Kampf, welcher den Öſterreichern 3000 Todte und 5000 Gefangene koſtete. Als nun Melas alle ſeine Kräfte zwiſchen dem Po und dem Tanaro vereinigte, glaubte Bonaparte, in den Ebenen von St. Giuliano auf ſie ſtoßen zu können. Den 13. Juni vertrieb er die 5000 Mann, welche General Ott in dem Dorfe Marengo zurückgelaſſen hatte; und von jetzt an entwickelte ſich in ihm der Gedanke, daß Melas einer Schlacht ausweichen wolle. Dies zu verhindern, ſtellte er ſich zwiſchen der Bormida und Marengo bei der Pedrabona auf. Nichts lag jedoch weniger in Melas Abſicht, als nicht zu ſchlagen. Er drang am 14. Juni über eine Brücke der Bormida, welche die Franzoſen nicht in ihre Gewalt gebracht hatten, in die rechte Flanke des franzöſiſchen Heers, und dieſer Angriff war ſo heftig, daß in wenigen Augenblicken alles, was Widerſtand leiſten wollte, über den Haufen geworfen war. Im Fortgange der Schlacht wurde ſelbſt der Mittelpunkt durchbrochen,

ohne daß Bonaparte's Kunſt dies verhindern konnte. Es erfolgte ein allgemeiner Rückzug; und die Schlacht war bis um 5 Uhr Nachmittags für die Franzoſen unbedingt verloren. Jetzt kam Deſaix mit zwei Diviſionen von Novi zurück, wohin ihn Bonaparte in der Vorausſetzung geſendet hatte, daß Melas ihm von dieſer Seite entkommen könnte. So verſtärkt, ließ Bonaparte auf dem linken Flügel ſeines Centrums das ganze Heer eine Front-Veränderung vollziehen. Der Kampf hob jetzt von neuem an. Auf Deſaix's Entſchloſſenheit und Standhaftigkeit beruhete der Erfolg. Eine Flintenkugel ſtreckte ihn zu Boden. Der Verluſt war groß; allein er wurde dadurch übertragen, daß ſeine Diviſion wüthend in die feindlichen Reihen eindrang und dieſe in Unordnung brachte. Die Nähe des Generals Kellerman an der Spitze von 600 Pferden (dem traurigen Überreſte der Reiterei, die ſich den ganzen Tag geſchlagen hatte) vollendete den Sieg unter Mitwirkung eines beſondern Umſtandes. Melas, bejahrt und ermüdet, war nämlich nach den erſten glücklichen Erfolgen, nach Aleſſandria zurückgekehrt und hatte die Verfolgung dem General Zach übertragen. Indem nun dieſer durch eine raſche Bewegung Kellermans mit ſeinem ganzen Stabe gefangen genommen wurde, und indem zu gleicher Zeit die Brücke, über welche die Öſterreicher vorgedrungen waren, durch die von Bonaparte'n angeordnete Front-Veränderung in die Gewalt der Franzoſen zu kommen drohete, entſtand im öſterreichiſchen Heere eine ſolche Verwirrung, daß nicht weniger als 8000 Mann Reiterei zuerſt die Flucht ergriffen und daß alles ihnen nachſtürzte, um der Kriegsgefangenſchaft zu entgehen. Die Franzoſen verfolgten bis um 10 Uhr Abends, wo ſie am Ufer der Bormida Halt machten. Die Tropäen der Schlacht bei Marengo (denn dieſe Benennung erhielt dieſer verhängnißvolle Kampf) waren 5000 Todte, 8000 Verwundete, 7000 Gefangene, 30 Kanonen und 12 Fahnen.

Am folgenden Morgen ſtand Bonaparte im Begriff, den Kampf zu erneuern, als in ſeinem Hauptquartier zu Gorofollo ein Parlementär anlangte, der im Namen des öſterreichiſchen Obergenerals auf einen Waffenſtillſtand antrug. Dieſen zu verweigern, war um ſo weniger irgend ein Grund vorhanden, da auch das franzöſiſche Heer ſehr mitgenommen war. Bonaparte ſendete alſo den General Zach, der ſich in ſeiner Nähe befand, an Melas; und nachdem durch Zach das Nöthige vorbereitet war, begab ſich General Berthier nach Aleſſandria, wo er mit Melas eine Übereinkunft ſchloß, wodurch dieſer ſich verbindlich machte, ſich hinter die Etſch zurückzuziehen, dergeſtalt, daß er die feſten Plätze Piemonts, ſo wie die Feſtungen Oberitaliens bis an den Mincio an Frankreich zurückgäbe. Feſtgeſetzt wurde zugleich, daß Mantua, Peſchiera, Borgoforte nebſt dem linken Po-Ufer in der Gewalt der Öſterreicher blieben, das Land zwiſchen der Chieſa und dem Mincio neutral ſein und der Waffenſtillſtand, welche Billigung er auch in Wien finden möchte, erſt nach zehntägiger Aufkündigung aufgehoben werden ſollte.

Die Nachricht von dem, was in Italien vorgegangen war, langte zu Wien in einem Augenblick an, wo das öſterreichiſche Kabinet einen neuen Vertrag mit England abſchloß, durch welchen es ſich gegen einen während des Krieges unverzinslichen Vorſchuß von 2 Millionen Pf. Sterling anheiſchig machte, keinen einſeitigen Frieden, ja nicht einmal eine einſeitige Unterhandlung mit dem gemeinſamen Gegner einzugehen. Tief erſchüttert durch den Ausgang der ſo eben beſchriebenen Schlacht, wurde dieſer Vertrag noch mehr erſchüttert durch den Fortgang der franzöſiſchen Waffen in Deutſchland, wo Moreau einen Vortheil nach dem andern davon trug, und, nachdem ſein rechter Flügel am 23. Juli den Übergang über die Donau bei Blendheim und Dillingen erzwungen hatte, vier Tage ſpäter Augsburg und München beſetzte. Unfähig, dem

Andrange eines übermächtigen Feindes zu widerſtehen und nach Überwältigung des in Graubündten ſtehenden Armee-Corps ſelbſt für die Erbſtaaten beſorgt, that Kray Anträge zu einem Waffenſtillſtand, welche Moreau nicht zurückwies. Zu Parsdorf wurde den 15. Juli eine Übereinkunft getroffen, wodurch die beiden rheiniſchen Kreiſe, der ſchwäbiſche und ein großer Theil des fränkiſchen und baierſchen in die Gewalt der Franzoſen geſtellt, oder (wie man ſich in dieſen Zeiten ausdrückte) dem Schutze der franzöſiſchen Redlichkeit anvertraut wurden. Da mehrere unglückliche Gefechte dieſem Waffenſtillſtande vorangegangen waren, ſo rechnete man in Deutſchland auf einen nahen Frieden, um ſo mehr, weil der öſterreichiſche General St. Julien ſich bereits nach Paris begeben hatte, wohin Bonaparte, nachdem er zu Mailand einem feierlichen Te Deum beigewohnt und eine Staats-Konſulta angeordnet hatte, zurückgekehrt war. Wirklich wurde ſchon am 28. Juli zwiſchen dem General St. Julien und dem Herrn von Talleyrand ein Präliminär-Vertrag geſchloſſen, der den Frieden von Campo-Formio mit der weſentlichen Abänderung erneuerte, daß Öſterreich ſeine Entſchädigungen in Italien, nicht in Deutſchland finden ſollte. Nichts würde der Vollziehung dieſes Präliminär-Vertrages im Wege geſtanden haben, wenn Öſterreich ſich nicht des letzten, mit England abgeſchloſſenen Vertrages erinnert hätte. Der Kaiſer verwarf alſo, was St. Julien in Paris zu Stande gebracht hatte und brachte dagegen eine neue Verhandlung in Vorſchlag, zu welcher auch England hinzu gelaſſen werden ſollte. Dem erſten Konſul war dieſer Vorſchlag genehm, weil er die Ausſicht auf große Vortheile darbot; da aber England in den Unterhandlungen, welche er wegen Auswechſelung der Kriegsgefangenen mit dieſer Macht angeknüpft hatte, ſich einer Ausdehnung des Waffenſtillſtandes auf die Meere aufs Eigenſinnigſte verſagte: ſo ſcheiterte zuletzt alles an der eigenſüchtigen Politik des brittiſchen Premier-Miniſters.

überzeugt alſo, daß Öſterreich durch den von ihm gemachten Vorſchlag nur Zeit zur Sammlung neuer Streitkräfte gewinnen wollte, kündigte Bonaparte zu Anfang des Septembers die Stillſtände von Aleſſandria und Parsdorf auf.

Dieſe Aufkündigung ſetzte das Wiener Kabinet in eine nicht geringe Verlegenheit; indeß erkaufte es eine längere Friſt durch die Übergabe der drei Feſtungen Ingolſtadt, Ulm und Philippsburg, ſo wie durch die Entlaſſung des Miniſters Thugut, deſſen Nachfolger der Graf Ludwig von Cobenzl wurde. Der neue Miniſter begab ſich nach Paris, wo eine Friedensunterhandlung verabredet wurde, die zu Lüneville gehalten werden ſollte. Joſeph Bonaparte und der Graf von Cobenzl gingen dahin ab; und nun zweifelte Niemand mehr an der Rückkehr des Friedens. Da jedoch das kaiſerliche Kabinet ſtandhaft darauf beharrete, daß es nur in Gemeinſchaft mit England Frieden ſchließen werde: ſo wurde der Krieg den 28. November erneuert. Der Kaiſer hatte inzwiſchen ſeinen Bruder, den Erzherzog Johann, an Kray's Stelle zum Oberfeldherrn in Deutſchland ernannt. Auf den beiden Flügeln der gegenſeitigen Heere erfolgte nichts Entſcheidendes; als aber am 3. December die beiden Mittelpunkte bei Hohenlinden auf einander ſtießen, trug Moreau einen Sieg davon, der kaum noch glänzender ſein konnte; denn nicht genug, daß er 10000 Gefangene machte, erbeutete er 80 Kanonen und 200 Munitions-Wagen. Öſterreichs Kraft war jetzt ſo ſehr gebrochen, daß ſelbſt die Erſcheinung des Erzherzogs Karl, der aus Böhmen herbei geholt war, nichts beleben konnte. Erzählt wird, daß dieſer Prinz beim Anblick des geſchlagenen Heeres ſich nicht habe der Thränen enthalten können. Verfolgt von den Franzoſen zogen ſich die kläglichen Überreſte über den Inn, die Salza, den Trann und die Ens zurück. Nur zwanzig Stunden von Wien ſtand der Feind, als man am 25. December über einen dreißigtägigen Waffenſtillſtand einig wurde, der die härteſten Bedingungen

mit ſich führte; denn außer Würzburg, Braunau, Kufſtein und der Scharnitz mußten dem Feinde Stellungen zugeſtanden werden, welche ihm ein furchtbares Übergewicht für die Fortſetzung des Krieges gegen die Erbſtaaten gaben. Den 28. December wurde dieſer Waffenſtillſtand bekannt gemacht und den 31. deſſelben Monats erklärte der Graf von Cobenzl, daß er berechtigt ſei, auch ohne engliſchen Beitritt zu unterhandeln. So ſank das achtzehnte Jahrhundert für Deutſchland ins Grab.

Eilftes Kapitel.

Bonaparte's Rückkehr nach Paris. — Neue Schöpfungen des Erſten Konſuls. — Antwort desſelben auf zwei Zuſchriften des Prätendenten. — Mordverſuche. — Friede von Lüneville.

Kaum war der Waffenſtillſtand, welcher den Krieg in Italien beendigte, zu Aleſſandria unterzeichnet, ſo trat Bonaparte den Oberbefehl über die italieniſche Armee an Maſſena, den über das Heer von Genua an Suchet ab, und begab ſich nach Mailand, um einem Te Deum wegen des glücklichen Ausgangs der Schlacht bei Marengo beizuwohnen. Sobald er nun die nöthigen Anſtalten zur Wiederherſtellung des alten Verhältniſſes der cisalpiniſchen Republik getroffen hatte, ging er über Turin und Lyon nach Paris zurück, von wo aus er den Feldzug bis zum nahen Frieden zu leiten gedachte. Überall mit dem Ausdruck des Erſtaunens und der Bewunderung empfangen, bewegte er ſich gleich einem Zauberer nach der Hauptſtadt Frankreichs. Hier, wo man, auf die erſte ſichere Nachricht von dem Ausgange der Hauptſchlacht, erleuchtet hatte, war die Freude über ſeine glückliche Zurückkunft nicht geringer, als zu Lyon, deſſen Wiederaufbau er angeordnet, und zu Dijon, wo er, auch ohne eine ſolche Wohlthat, Mühe gehabt hatte, ſich der Begeiſterung zu entziehen, womit man ſich von allen Seiten zu ihm drängte.

Die erſten Tage ſeines Aufenthalts in der Hauptſtadt verſtrichen unter Feſten. Nach dem 14. Juli, dem Jahrestag der Conföderation von 1789, welcher auf dem Märzfelde gefeiert wurde, wendete er ſich den ernſten Arbeiten zu, die vollbracht werden mußten, wenn Frankreich jemals zu einem innern Frieden gelangen ſollte. Unterſtützt von den Einſichten Gudins, den er zum Finanzminiſter ernannt hatte, ſchuf er die Bank, die Tilgungskaſſe und das ſogenannte Enregiſtrement, das letzte als eine beträchtliche Quelle von Einkünften. Dabei nahm er umſtändliche Kenntniß von allen den Betrügereien und Verſchleuderungen, welche während der Direktorial-Regierung ſtatt gefunden hatten; die Anſprüche der Staatsgläubiger wurden unterſucht, und wenn eine Mäßigung derſelben die Folge dieſer Unterſuchung war, ſo lag dies darin, daß der Erſte Konſul die Meinung hegte, ein Straßenräuber, der ſein Leben wage, habe den Vorzug vor den Blutigeln, die, ohne ſich irgend einer Gefahr auszuſetzen, die Verlegenheit der Geſellſchaft benutzen, um ſich zu bereichern: eine Meinung, die ihm unter den Rentiers viele zu Feinden machte.

Doch waren es nicht dieſe allein, die den Erſten Konſul zu haſſen begannen. Die ſtärkſte Zahl ſeiner Feinde hatte er in den Freunden der alten Monarchie und in denen der Republik; denn beide Parteien, gleich unfähig, in der Erſcheinung des Erſten Konſuls nur den Übergang zu einer beſſern Ordnung der Dinge wahrzunehmen, verwechſelten den Augenblick mit der Zeit, indem ſie ihren Vortheil höher ſtellten, als den gemeinſamen der Geſellſchaft. Die erſten Nachrichten von der bis um fünf Uhr Abends verlorenen Schlacht von Marengo hatten beſonders die Republikaner mit neuen Hoffnungen erfüllt; ſie hatten ſich zurückgewendet zu Sieyes, Chenier und Courtois, in welchen ſie ihre Hauptſtützen ſahen, und in vertrauten Zuſammenkünften war von nichts Geringerm die Rede geweſen, als wie man Bonaparte'n durch Carnot erſetzen wollte.

Solche vorläufige Entwürfe waren freilich durch ſpätere Nachrichten zum Niederſchlag gebracht worden; allein die Geſinnung dauerte fort. Minder zahlreich und dabei ohne allen Einfluß war die Partei der Royaliſten, die an der Meinungs-Bewegung nur in ſofern Theil nahm, als ſie den Untergang Desjenigen wünſchte, der ihre Hoffnungen getäuſcht hatte; denn dies war ihre Behauptung, ſeitdem ſie, auf Fouche'’s Vorſpiegelungen in der Vendee, bei ſich ſelbſt angenommen hatte, daß Bonaparte die Rolle eines Monk wiederholen werde.

Umgeben von einer ſtarken Leibwache, beſchützt durch eine argwöhniſche Polizei, hatte der Erſte Konſul von dieſen Feinden nur wenig zu befürchten; die einzige Art und Weiſe, ihm beizukommen, war eine tief verſteckte Liſt. Der Erfolg bewies, daß es nicht an Köpfen fehlte, die ſich dieſer ſchwierigen Aufgabe gewachſen fühlten. Doch ehe von den nächſten Mordverſuchen die Rede ſein kann, müſſen wir erzählen, was zwiſchen dem Erſten Konſul und dem Grafen von Lille — denn dieſen Titel führte noch immer der Prätendent — im Laufe des Jahres 1800 vorging.

Am Tage lag, daß Bonaparte nicht den Beruf fühlte, den bourboniſchen Prinzen den Rückweg nach Frankreich zu bahnen; ſein ganzer Charakter ſtand dafür ein. Auf der andern Seite waren dieſe Prinzen es nicht bloß ſich ſelbſt, ſondern auch der ganzen europäiſchen Welt ſchuldig, nicht den Anſchein zu gewinnen, als könnten ſie ihren Anſprüchen auf den franzöſiſchen Thron entſagen. Der Graf von Lille, der um die Zeit, wo Bonaparte ſich zum Erſten Konſul machte, zu Königsberg in Preußen lebte, hielt es demnach für ſeine Pflicht, den glücklichen General an die Rechte des Hauſes Bourbon zu erinnern; und dies geſchah in nachfolgendem Schreiben, das an den General ſelbſt gerichtet war: „Mein Herr! welchen Schein Ihr Betragen auch verbreiten möge: Männer Ihrer Art flößen niemals Unruhe ein. Sie haben einen hervorragenden Platz einge-

nommen, und ich bin damit einverſtanden. Beſſer, als irgend Jemand, haben Sie die Stärke und die Macht, deren es bedarf, um eine große Nation glücklich zu machen. Retten Sie Frankreich von ſeinen Wuthanfällen, und Sie werden den Wunſch meines Herzens erfüllt haben. Geben Sie dieſem Lande ſeinen König zurück, und künftige Geſchlechter werden Ihr Andenken ſegnen. Sie werden dem Staate allzu nothwendig ſein, als daß ich nicht darauf bedacht ſein ſollte, die Schuld meines Agenten und die meinige durch wichtige Stellen zu bezahlen." Dies Schreiben, durch den dritten Konſul Lebrun übergeben, blieb unbeantwortet. Ihm folgte ein zweites, folgenden Inhalts: „Seit längerer Zeit, General, müſſen Sie wiſſen, daß Sie meine Achtung erworben haben. Sollten Sie an meiner Erkenntlichkeit zweifeln? Bezeichnen Sie Ihren Platz, ſo wie den Ihrer Freunde. Was meine Grundſätze betrifft: ſo bin ich Franzos; milde von Natur, werde ich es noch mehr aus Grundſatz ſein. Nein, der Sieger von Lodi, von Caſtiglione und von Arcole, der Eroberer Italiens kann eine eitle Berühmtheit nicht dem bleibenden Ruhme vorziehen. Inzwiſchen verlieren Sie eine koſtbare Zeit. Wir können den Ruhm Frankreichs ſichern. Ich ſage Wir, weil ich dazu Bonaparte's bedürfen würde und weil er es ohne mich nicht könnte. General, Europa beobachtet Sie, der Ruhm harret Ihrer, ich aber möchte meinem Lande den Frieden geben." Auf dieſes Schreiben antwortete Bonaparte den 7. September in folgenden Ausdrücken: „Ich habe, mein Herr, Ihr Schreiben erhalten. Für das Verbindliche, was Sie mir darin ſagen, dank' ich Ihnen. Ihre Rückkehr nach Frankreich ſollten Sie lieber nicht wünſchen; Sie würden ſie über hundert tauſend Leichname zu Stande bringen müſſen. Opfern Sie Ihren Vortheil der Ruhe und dem Glücke Frankreichs auf; die Geſchichte wird dies nicht unbemerkt laſſen. Ich bin nicht gefühllos gegen das Unglück Ihres Hauſes. Mit Vergnügen werde ich

das Meinige thun, um die Ruhe Ihres Rückzugs zu verſüßen."

Durch dieſe, vielleicht unvermeidliche, aber deshalb nicht minder verletzende Antwort des Erſten Konſuls wurde der Grund zu einer gegenſeitigen Erbitterung gelegt, die, von einer Stufe zur andern, zu den rieſenhafteſten Entwürfen führte, bis ſie in dem Tode Bonaparte's ihr Ende fand. Wir erſuchen den Leſer, den Gang der Begebenheiten, welche von jetzt an eintreten werden, genau zu beobachten, um die Überzeugung zu gewinnen, daß der Kampf, welcher Europa ſo viele Jahre hindurch folterte, nur in dem Gegenſatz der Nicht-Erblichkeit zur Erblichkeit gegründet war.

Die erſten Entwürfe gegen das Leben des Erſten Konſuls rührten jedoch nicht von Royaliſten, ſondern von Solchen her, die nicht aufgehört hatten, den 9. Thermidor, d. h. den Sturz Robespierre's, für ein National-Verbrechen zu halten. Von dieſen alten Jakobinern wollte ſich einer als Gensd'armes auskleiden, um Bonaparte'n in der franzöſiſchen Komödie zu ermorden. Ein zweiter, Namens Jouvenot, der ehemals Henriots Adjutant geweſen war, faßte, mit etwa zwanzig Spießgeſellen ſeines Gelichters, den Vorſatz, Bonaparte'n zu Malmaiſons zu überfallen und zu tödten. Ungefähr denſelben Plan verfolgte ein Gerber, Namens Medge, der ſich zum amtlichen Vertheidiger der Patrioten aufgeworfen hatte. Eine vierte Verſchwörung wurde durch zwei Römer gebildet, von welchen der eine Ceracchi, der andere Diana hieß; ihre Helfershelfer waren der Maler Topino Lebrun, ein gewiſſer Demerville, welcher als Barrere's Verwandter Schreibedienſte im Wohlfahrtsausſchuß geleiſtet hatte, und Arena, ein Bruder desjenigen, der ſich Bonaparte'n ſo tapfer zu St. Cloud widerſetzt hatte; dieſe wollten den erſten Konſul am 19. October in der Oper während der Aufführung der Horazier umbringen. Alle dieſe Entwürfe ſcheiterten an

der Wachſamkeit der Polizei-Spione. Bei weitem gefährlicher war, was ein heftiger Demokrat, Namens Chevalier, der in den Werkſtätten von Meudon arbeitete, erſann, um ſeinem Tyrannenhaß genug zu thun. Er erfand nämlich die Höllenmaſchine: ein mit Pulver und Kugeln gefülltes Gefäß, das er ohne Zweifel in den Konſular-Palaſt bringen wollte. Der erſte Verſuch, den er hinter der Salpeter-Fabrik mit dieſer Maſchine machte, gelang ſo gut, daß er ſelbſt vor der Wirkung derſelben erſchrak. Die Polizei, die ihn ſeitdem verfolgte, traf ihn, als er eben mit der Anfertigung einer kleinen Bombe beſchäftigt war, die er wahrſcheinlich in den Wagen des erſten Konſuls zu werfen gedachte.

Chevalier fand ſeinen Tod unter der Guillotine; die Idee einer Höllenmaſchine aber überlebte ihn und fand ihre Anwendung unter den Händen von Perſonen, welche einer entgegengeſetzten Faktion angehörten.

Der Krieg, welchen Moreau in Deutſchland führte, dauerte fort. Ihm zur Seite ging ein Raubkrieg, der im Weſten Frankreichs, vorzüglich in der Bretagne, geführt wurde. In dieſen Gegenden waren die alten Ideen nicht ausgeſtorben: Bonaparte gab keinen Erſatz für das, was man an den Bourbons verloren hatte; denn man wollte einen Herrſcher, der Vorrechte ehrte. Hier hatte der Erſte Konſul alſo eben ſo entſchiedene Feinde, wie der Wohlfahrtsausſchuß und das Direktorium jemals gehabt hatten. Hier war es demnach, wo man die Idee der Höllenmaſchine wieder auffaßte und ins Werk zu richten bemüht war. Die ſtärkſte Aufforderung dazu lag in Bonaparte's Bemühungen, das verſtoßene alte Fürſtengeſchlecht je mehr und mehr in Vergeſſenheit zu bringen. Mit jedem Tage bildete ſich ſein Aufenthalt in den Tuilerien ſtärker zu einer förmlichen Hofhaltung aus. Beſuche, die ihm gemacht wurden, verwandelten ſich in Audienzen, Geſellſchaften, die er um ſich verſammelte, in Hofzirkel. Seine

Gemahlin zog den Umgang, den ſie in früherer Zeit mit den vornehmſten Perſonen des bourboniſchen Hofes gehabt hatte, jedem andern vor; und er ſelbſt fand einen Genuß darin, Männer höhern Ranges und Standes, die, vor zehn Jahren, ihn keines Blicks gewürdigt haben würden, unter dem Schwarm ſeiner Miniſter und Beamten zu ſehen; dies erſchien ihm als eine Entſagung, wodurch man die eigene Perſönlichkeit der ſeinigen aufopferte.

Die nun, welche ihn aus dem Wege räumen wollten, um die Bourbons an ſeine Stelle zurückzuführen, hatten das Gelingen ihres Entwurfs an Ort und Stelle, d. h. zu Paris ſelbſt, aufs Genaueſte berechnet. Es waren im Laufe des Sommers auf dem Carruſel-Platze mehrere Häuſer niedergeriſſen worden, um Platz für neue Baue zu gewinnen. Nichts deſto weniger war die Ecke der St. Nicaiſe-Straße, dem großen Eingange des Hotels Longueville gegenüber, geblieben, dergeſtalt, daß, wenn man von den Tuilerien ins Schauſpiel fahren wollte, man zuerſt links, dann rechts einbiegen mußte, um durch die St. Nicaiſe-Straße in die Malta-Straße zu kommen: ein Umſtand, der die Kutſcher nöthigte, die Pferde im Trabe anzuhalten, um ihnen die nöthige Richtung zu geben. Die Verzögerungen nun, welche hieraus entſtanden, gewährten den Verſchwörern die Hoffnung, durch ein am rechten Orte angebrachtes und in dem rechten Augenblick angezündetes Pulverfaß Bonaparte'n zu zerſchmettern. Dies aber ſollte am 24. December Abends geſchehen, wenn der Erſte Konſul zur Oper fahren würde, um der Aufführung eines Oratoriums, die Schöpfung Haydens genannt, beizuwohnen.

Alles war in Bereitſchaft geſetzt, als Bonaparte zur gewöhnlichen Stunde, von den Tuilerien aus, ins Schauſpiel fuhr. Ihn begleiteten der General Lannes und ſein Adjutant Lebrun; zu ſeiner Bedeckung diente ein Piket berittener Grenadiere. In wenig Augenblicken hatte er die

Straßenecke erreicht, wo der Karren mit der Höllenmaſchine ſtand. Sein Untergang ſchien unfehlbar. Doch ſein Kutſcher, ein gewandter und kecker Menſch, der mit ihm in Ägypten geweſen war, hatte den glücklichen Gedanken, in die Malta-Straße einzulenken, anſtatt in gerader Linie der Straße St. Nicaiſe zu folgen. Auf dieſe Weiſe war der Wagen des erſten Konſuls außer dem Bereich, als die Höllenmaſchine aufflog. Sie tödtete oder verſtümmelte etwa 40 Perſonen; aber ſie verfehlte den, auf welchen ſie berechnet war. Nur die Fenſterſcheiben ſeines Wagens wurden von dem Luftdruck zerſchmettert und das Pferd des letzten Grenadiers ſeiner Bedeckung verwundet. Bonaparte und ſeine Begleiter kamen unverſehrt in der Oper an.

Ein Vorfall dieſer Art war nur allzu ſehr geeignet, die Parteien an einander zu bringen; denn die Frage war, ob das Attentat von den Jakobinern, oder von den Adeligen ausgegangen ſei. Die letzteren behaupteten, nur die Jakobiner ſeien eines ſolchen Bubenſtücks fähig; dieſe wären die Einzigen, die dem Erſten Konſul zu Leibe wollten, und wenn der Polizei-Miniſter die Sache nicht ins Reine brächte, ſo würde die Urſache davon keine andere ſein, als daß er (Fouché) ſeinen alten Spießgeſellen nicht Leides zufügen wollte. „Wie es auch nur möglich ſei, zu glauben, daß die Unthat von ihnen herrühren könnte, da ſie dem Erſten Konſul ſo viel Dank ſchuldig wären dafür, daß er ihr Exil beendigt und ihnen ihre Güter zurückgegeben hätte! Weit entfernt, ſeinem Leben nachzuſtellen, wären ſie bereit, ihr Blut für ihn zu vergießen.“ Sie fanden Glauben, indem ſie ſo ſprachen; ſie fanden um ſo leichter Glauben, weil die neuen Vornehmen in ihrem Haß gegen die alten Jakobiner, ihre Brüder, ſo weit gingen, daß ſie die Anklage verſtärkten. Durch ſeine Gemahlin wurde ſelbſt Bonaparte für dieſe Anſicht gewonnen. Die Unterſuchung richtete ſich alſo gegen die Demokraten; und obgleich dieſen nichts bewieſen werden konnte, ſo wur-

den doch nicht weniger als acht von ihnen aufs Schaffot gebracht, und etwa 130, als Verdächtige oder als ehemalige Terroriſten, nach Guiana transportirt.

Und doch waren dieſe unſchuldig an dem ihnen zur Laſt gelegten Verbrechen. Der Polizei-Präfekt, von dem Erſten Konſul geſtachelt, benutzte den Umſtand, daß das vor dem Karren geſpannte Pferd zwar getödtet, aber nicht entſtellt war, zu einer Einberufung der Pferdehändler der Hauptſtadt. Unter dieſen geſtand einer, daß er das getödtete Thier verkauft und in ein Haus abgeliefert habe, deſſen Straße und Nummer er angab. Man folgte dieſer Spur und entdeckte das ganze Geheimniß. Die Eigenthümerin nannte ihre Miethsleute; und ſo kam heraus, daß eins von den ehemaligen Vendee-Häuptern, Namens St. Regent, ſechs Wochen hindurch mit mehreren Gehülfen an der Höllenmaſchine gearbeitet und dieſe darauf in die Tonne eines Waſſerträgers geſtellt hatte, von wo die Exploſion ausgegangen war.

Das Leben des Erſten Konſuls war nur dadurch gerettet worden, daß der Führer des Karrens das Feuerzeug, wodurch die Maſchine entzündet werden ſollte, zu ſpät, d. h. in dem Augenblicke abgedrückt hatte, wo der Wagen bereits um die Ecke der Malta-Straße war. Obgleich dieſe Entdeckung zu einer Zeit gemacht wurde, wo man ſich der Schuldigen nicht mehr bemächtigen konnte: ſo diente ſie doch dazu, daß die Partei, der ſie angehörten, bezeichnet war.*) Ohne hierauf irgend ein Gewicht zu legen, benutzte Bonaparte den Vorfall zur Vermehrung ſeiner perſönlichen Sicherheit. Von jetzt an bewachte eine Conſular-Garde von 8000 Mann, beſſer bekleidet, bewaffnet und genährt, als die übrige Armee, nicht bloß die Tuilerien, den gewöhnlichen Aufenthalt des Erſten Konſuls, ſondern auch die ehemals königlichen Schlöſſer in der Nähe der

*) S. Mémoires du Duc de Rovigo, pag. 208.

Hauptſtadt, die ihm anheim gefallen waren. Eine zahlreiche Gensd'armerie verbreitete ſich über die ganze Oberfläche Frankreichs, und an die Stelle der Nationalgarde, die früher eine ſo bedeutende Rolle geſpielt hatte, trat eine aus gedienten Offizieren und Soldaten zuſammengeſetzte Municipal-Garde. Fouche', um ſeinen Eifer als Polizei-Miniſter an den Tag zu legen, ging noch weiter; denn er führte die ſogenannten lettres de cachet zurück: einen Mißbrauch, der zur Herbeiführung der Umwälzung ſo mächtig beigetragen hatte. Das Anſtößigſte, das in Folge des mißlungenen Mordverſuches geſchah, war jedoch die Einführung von ſpeziellen Kriminal-Gerichten. Der Antrag dazu wurde durch ein Senatus-Konſultum gemacht. Im Tribunat erörtert, ſtieß er zwar auf heftigen Widerſtand, indem Redner wie Daunou, Chenier und Benjamin Conſtant die öffentlichen Freiheiten vertheidigten; doch, nach einem ſiebentägigen Kampfe, entſchied eine Mehrheit von acht Stimmen für die Annahme des Geſetzes, und vollendet war, von dieſem Augenblicke an, das Gebäude der Militär-Herrſchaft, wodurch man das Leben eines Einzigen zu beſchützen glaubte ....

Inzwiſchen war der Fortgang der franzöſiſchen Waffen in Italien nicht minder entſcheidend geweſen, als in Deutſchland. General Brune, welcher dort gegen Bellegarde kämpfte, hatte von Bonaparte'n den Befehl erhalten, keinen Waffenſtillſtand zu ſchließen, wofern ihm nicht Mantua, Peſchiera, Ferrara, Ancona und derjenige Theil von Legnago abgetreten wäre, der ſich auf dem rechten Etſch-Ufer befindet. Es war dahin gekommen, daß alle von dem Erſten Konſul bezeichneten Plätze ſich bis auf Mantua in den Händen der Franzoſen befanden; der in Treviſo von dem General Brune am 16. Januar unterzeichnete Waffenſtillſtand beſtimmte, daß dieſe Feſtung in einer Entfernung von achthundert Klaftern (Toiſen) blokirt bleiben ſollte. Anſtatt auf dieſe Bedingung einzugehen, erklärte Bona-

parte, daß er den Waffenſtillſtand von Steyer kündigen würde, wenn Mantua vorenthalten werde. Dieſe Erklärung beſchleunigte den Abſchluß des Lüneviller Traktats, mit deſſen Gang und Inhalt wir jetzt den Leſer umſtändlicher bekannt machen müſſen, damit das Nothwendige in den Begebenheiten der nächſten Jahre deſto vollſtändiger einleuchte.

Am Abend der Schlacht bei Hohenlinden hatte Moreau zu ſeinen Generalen geſagt: „Jetzt haben wir den Frieden erobert.“ Dem war nicht ganz ſo, weil das, was durch Brune in Italien geleiſtet wurde, noch hinzukommen mußte, um dem Frieden die Geſtalt zu geben, die er zuletzt erhielt. Inzwiſchen war Öſterreich durch den Ausgang der Schlacht bei Hohenlinden zu dem Entſchluſſe vermocht worden, einen Separat-Frieden mit Frankreich zu ſchließen. Wenige Tage nach dem zu Steyer geſchloſſenen Waffenſtillſtande, erklärte der in Lüneville zurückgebliebene Graf von Cobenzl in einer Note vom 31. December: „daß ſein Souverän ihn berechtigt habe, ſeinen Vollmachten dieſelbe Auslegung zu geben, welche der franzöſiſche Bevollmächtigte ihnen gegeben hätte, und ohne den Beiſtand der Engländer zu unterhandeln.“ Dieſer Erklärung gemäß, trat Joſeph Bonaparte, damals franzöſiſcher Staatsrath, mit dem öſterreichiſchen Bevollmächtigten aufs Neue zuſammen, und aus dieſen Verhandlungen ging, unter dem Einfluſſe deſſen, was in Italien durch Brune geleiſtet wurde, ſo der europäiſchen Begebenheiten, von welchen im nächſten Abſchnitte die Rede ſein wird, der Lüneviller Friedensvertrag hervor, welcher den 9. Februar 1801 vollendet wurde.

Von Joſeph Bonaparte und dem Grafen von Cobenzl unterzeichnet und auf der Grundlage des Traktats von Campo-Formio abgeſchloſſen, enthielt er, von Seiten Öſterreichs, die Abtretung Belgiens an Frankreich, des Frickthals zu Gunſten der helvetiſchen Republik und des Breis-

gau's an den Herzog von Modena zur Entſchädigung für ſeinen Verluſt in Italien. Die cisalpiniſche Republik, meiſtens aus den vormals öſterreichiſchen Beſitzungen in Italien erwachſen, wurde neuerdings für einen unabhängigen Staat erkannt. Eben ſo die unter dem franzöſiſchen Schutz ſtehenden Republiken, welche die Benennung der liguriſchen und bataviſchen angenommen hatten. Von der römiſchen und von der parthenopäiſchen Republik war gar nicht die Rede. Für ſeine Abtretungen ſollte Öſterreich entſchädigt werden durch die ehemalige Republik Venedig auf beiden Ufern der Etſch. Es ſollte aber zugleich das Großherzogthum Toskana, ſeine Secundo-Genitur, an den Infanten von Parma, Schwiegerſohn des Königs von Spanien, abtreten, und dafür eine Entſchädigung in Deutſchland zum Vortheil des Großherzogs von Toskana, Bruders des Kaiſers, erhalten. Hinſichtlich Deutſchlands ſollte es bei der Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich verbleiben, das Reich in ſeiner Geſammtheit dieſen Verluſt tragen und eine Reichs-Deputation, unter Frankreichs und Rußlands Vermittelung, den Erbfürſten, nach der bereits in Raſtadt angenommenen Grundlage, für ihre auf dem linken Rheinufer verlorenen Länder im Reichsgebiet eine angemeſſene Entſchädigung ausmitteln.

So verhielt es ſich mit den Hauptartikeln des Lüneviller Vertrages, in welchem weder des Pabſtes, noch des Königs von Neapel, noch Englands im Mindeſten gedacht wurde. Der ganze Inhalt kündigte neben den Veränderungen, welche bereits mit der europäiſchen Welt vorgegangen waren, auch diejenigen an, welche dieſer Welt noch bevorſtanden. Denn was konnte verhängnißvoller ſein, als daß ein Staatschef, deſſen Verrichtungen auf die nächſten zehn Jahre beſchränkt waren, ein Großherzogthum in ein Königreich verwandelte, und auf dieſe Weiſe eine Krone verſchenkte! Und wie mußte Deutſchland ſeine Zukunft auffaſſen, wenn eben dieſer Staatschef durch

wenige Federſtriche über eine Verfaſſung verfügte, die ihren Grundcharakter in der Theokratie gehabt hatte und dieſen nicht einbüßen konnte, ohne von einem Strudel in den andern zu gerathen? In Frankreich ſelbſt konnte der Lüneviller Friede nicht bekannt werden, ohne alle Hellſehenden mit der Befürchtung zu erfüllen, daß der Militär-Despotismus früherer Zeiten ſich in einer neuen Geſtalt darſtellen, und daß Bonaparte, wenn er von der Liebe und Erkenntlichkeit der franzöſiſchen Nation nichts mehr zu erwarten habe, gleich den Tyrannen des Alterthums, alles ſeiner Willkühr unterordnen, alles unter die Füße treten werde. Die Männer des Jahres 1789, welche den 18. Brümäre durch ihre Wünſche, durch ihre Erwartungen unterſtützt hatten, traten ſchweigend in das Heiligthum ihrer Gedanken zurück; was ſie nicht vorhergeſehen hatten, war die Macht des Ruhms: eine Macht, der ſie jetzt unterlagen. Die nächſten Auftritte in der Hauptſtadt verkündigten ihnen am meiſten, was die Zukunft in ihrem nächtlichen Schooße trug. Man war am 12. Februar mit Carnavals-Beluſtigungen beſchäftigt, als ſich die Nachricht von dem Lüneviller Frieden verbreitete. Plötzlich verwandelte ſich das Volksfeſt. Die Begeiſterung trieb nach den Tuilerien. Hier rief man tauſendſtimmig: es lebe Bonaparte!! Tänze, zu welchen die Konſular-Garde die Muſik hergab, wurden unter den Fenſtern des Erſten Konſuls aufgeführt; und Kanonendonner, der bis in die Nacht dauerte, ſchlug den Takt dazu. Inzwiſchen erſchallten die Schauſpielhäuſer von Sieges-Hymnen; und wer hätte zurückbleiben mögen, als es Erleuchtung galt! In den nächſten Tagen folgten Feſte. Das glänzendſte von allen war, was Herr von Talleyrand als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten dem Erſten Konſul gab: ein Feſt, an welchem dieſer die Huldigungen aller ausgezeichneten Perſonen der Hauptſtadt empfing, dieſe mochten Ausländer oder Eingeborene, Altadelige oder Republikaner, Gelehrte oder Krieger, Geſetzgeber

oder Dichter, Beamte oder Künſtler ſein. Alle beugten ſich vor dem Genius, der den Lüneviller Frieden ertrotzt hatte; und Alle gaben ihm ſtillſchweigend die Berechtigung zu jeder Willkühr.

Der wichtigſte Theil des Lüneviller Traktats war in dem Augenblick vollzogen, wo die einzelnen Artikel deſſelben niedergeſchrieben wurden; denn Frankreich war im Beſitz Belgiens, des linken Rheinufers und Italiens, ſo wie Öſterreich im Beſitz der Continental-Staaten der ehemaligen Republik Venedig. Anders verhielt es ſich mit demjenigen Theile dieſes Traktats, deſſen Vollziehung auf zu Stande gebrachten Ausgleichungen beruhete, deren Gegenſtände in Deutſchland ausgemittelt werden ſollten. Öſterreich konnte dazu nur ungern die Hand bieten; denn aus der beabſichtigten Confiskation der ſogenannten geiſtlichen Güter, d. h. der Ausſtattung der Kirchenfürſten, konnte nur eine ſolche Umwälzung hervorgehen, wodurch die Kaiſerkrone ſelbſt bedroht wurde. Dies ahnend, brachte das Wiener Kabinet alle nur erſinnlichen Zögerungen in das Ausgleichungsgeſchäft, während alle die Fürſten, welche auf Entſchädigung rechnen konnten, ſich ſchon jetzt nach dem Palaſt der Tuilerien wendeten und zum Theil die Gunſt des Herrn von Talleyrand mit ſchwerem Gelde erkauften. Die Jahre 1801 und 1802 verſtrichen, ehe etwas zu Stande gebracht wurde. Zu Regensburg hatte ſich zwar eine Reichs-Deputation verſammelt, welche aus den Geſandten von Kurmainz, Böhmen, Sachſen, Brandenburg, Baiern, dem Hoch- und Deutſchmeiſter, Würtemberg und Heſſenkaſſel beſtand; was ſie aber zu Tage gefördert haben würde, wenn ſie ſich ſelbſt überlaſſen geblieben wäre, läßt ſich nicht ſagen. In Frankreich hatte man jedoch begriffen, daß das ſicherſte Unterjochungsmittel darin beſteht, daß man Denen, die ſich in Verlegenheit befinden, mit rettenden Ideen zu Hülfe kommt. Demgemäß übergab der beim Reichstage beglaubigte Reſident Frankreichs, im Verein mit dem ruſſiſchen, am 18.

Auguſt 1802 einen von dem Herrn von Talleyrand entworfenen Entſchädigungsplan, nicht ohne für die Beendigung des ganzen Geſchäfts einen Termin von zwei Monaten vorzuſchreiben . . .

Doch ehe wir das Ergebniß dieſes Theils des Lüneviller Traktats ins Licht ſtellen, wird es nöthig ſein, der Thron-Umwälzung zu gedenken, welche in der Nacht des 24. Märzes 1801 in Rußland erfolgte.

Zwölftes Kapitel.

Charakter, veränderte Politik und Tod Pauls I. — Fügſamkeit ſeines Nachfolgers. — Hauptſchluß der außerordentlichen Reichs-Deputation. — Friede von Amiens.

Paul I., Kaiſer von Rußland, war 42 Jahr alt, als er der Nachfolger ſeiner Mutter wurde, die, ohne von irgend einem rechtmäßigen Anſpruch unterſtützt zu ſein, das unermeßliche Rußland als Autokratin vier und dreißig Jahre regiert hatte. Bis zum Antritt ſeiner Regierung von ſeiner Mutter zurückgeſetzt und von den Lieblingen derſelben verſpottet, brachte Paul auf den von ihm zu verwaltenden Thron alle die Launen und Liebhabereien, die ihm als Großfürſten eigen geworden waren in einer Lage, die jede höhere Geiſtesbildung ausſchloß und in der es faſt unmöglich war, den Unterſchied zwiſchen Kleinheit und Größe in Geſinnung und Gedanken aufzufaſſen und feſtzuhalten. Nicht daß es dem neuen Monarchen an dem Vorſatz gefehlt hätte, Ruhm zu erwerben; allein ſchlecht unterrichtet, wie er war, verband er mit dieſem Vorſatz jene Schwäche, womit man ſich dem erſten Eindruck hingiebt, und, ohne es zu ahnen, von dem einen Äußerſten zum andern übergeht. Wie ſein Wohlwollen gleich leicht erworben und verſcherzt war, eben ſo waren auch ſeine politiſchen Verbindungen dem ſchnellſten Wechſel unterworfen. Was ihn zur Theilnahme an der zweiten Coalition trieb und ihn zum Verbündeten Englands, Öſterreichs und der

hohen Pforte machte, iſt oben erzählt worden. Die Niederlagen ſeiner Heere in Holland und in der Schweiz am Schluſſe des Jahres 1799 brachten in ihm die erſte Verſtimmung hervor. Jene Abneigung nun, die ſich Anfangs nur auf Öſterreich bezog, wurde von ihm auf England übergetragen, ſobald er den Verdacht geſchöpft hatte, daß Malta nicht werde an den Orden zurückgegeben werden, deſſen Großmeiſter zu ſein ihm ſo ehrenvoll ſchien. Die Art und Weiſe, wie er ſelbſt in einem Reiche daſtand, deſſen Succeſſions-Geſetz zuerſt durch ihn geregelt war, brachte nichts ſo ſicher mit ſich, als daß ſein Urtheil über Bonaparte aufs Stärkſte von dem Urtheil anderer Souveräne abwich; ihm erſchien der Erſte Konſul in dem Lichte des größten Wohlthäters. Unter dieſen Umſtänden konnte es Bonaparte'n wenig Mühe machen, den ruſſiſchen Kaiſer durch kleine Gefälligkeiten zu ſich herüber zu ziehen; und was zur innigſten Freundſchaft beider noch fehlte, fügte England durch ein Verfahren hinzu, worin freilich nichts berechnet war, wodurch jedoch die verborgenen Kräfte, aus welchen die Weltbegebenheiten hervorzugehen pflegen, nur deſto ſtärker angeregt wurden. Hiermit verhielt es ſich, wie folgt.

Schon in früheren Kriegen war die Frage erörtert worden: ob es den Neutralen erlaubt ſei, den kriegführenden Mächten, mit Ausnahme von Waffen und Kriegsvorräthen, Waaren und anderweitige Bedürfniſſe zuzuführen. Dieſe Frage ſtand in der innigſten Verbindung mit dem Ziviliſations-Grade des ſiebzehnten und des achtzehnten Jahrhunderts, in Folge deſſen das Weſen des Handels durch eine überwiegende Hinneigung zum Kriege beſtimmt wurde. Mit dem geringſten Aufwande in Worten ausgedrückt, lautete die Frage: ob freies Schiff freie Ladung mache? Was nun alle übrigen Mächte bejaheten, das verneinte England vermöge ſeines Merkantil-Syſtems, worin es die ſtärkſte Stütze ſeiner Seemacht ſah. Inzwiſchen hatte auch dieſe Macht ſich im Jahre 1780 die von der Kaiſerin

Katharina II. in Gang gebrachte bewaffnete Neutralität gefallen laſſen, nachdem alle übrigen europäiſchen Mächte dieſer Idee ihren Beifall gegeben hatten. Bei dieſem Stande der Dinge geriethen England und Dänemark im Sommer des Jahres 1800 an einander. Indem nämlich die Engländer den Begriff der Kriegs-Contrebande, unter welcher man urſprünglich nur dem Feinde zugeführte Waffen und Kriegsvorräthe verſtanden hatte, auf unverarbeitetes Eiſen, Kupfer, Schiffbauholz und ſogar auf Mundvorrath und Kleidungsſtücke ausdehnten, bemächtigten ſie ſich einer nicht geringen Anzahl däniſcher Handelsſchiffe, welche, unter dem Schutz der Fregatte Freya, dem Erbfeinde Englands Bedürfniſſe aller Art zuführten. Was hierdurch geſchehen war, ließ ſich ſchwerlich vertheidigen. Nichts deſto weniger gab Dänemark nach, um ſeinen Verkehr nicht durch einen Seekrieg unterbrochen zu ſehen; es verzichtete in einer am 29. Auguſt 1800 geſchloſſenen freundſchaftlichen Übereinkunft ſogar auf das Recht bewaffneter Begleitung, bis beſſere Grundſätze feſtgeſtellt ſein würden. Anders nahm Paul I. in ſeiner Erbitterung gegen England den Hergang der Sache. Er drang vor allen Dingen bei Schweden und Preußen auf eine Erneuerung der von ſeiner Mutter bewirkten Convention zu einer bewaffneten Beſchützung der Neutralität; und nachdem er beide Mächte für ſich gewonnen hatte, erzwang er durch eine drohende Fortweiſung des däniſchen Geſandten aus Petersburg, ſo wie durch eine Abberufung des ruſſiſchen aus Kopenhagen, den unbedingten Beitritt Dänemarks, wie abgeneigt dieſes auch ſein mochte, ſeitdem es ſich mit England geeinigt hatte.

Es läßt ſich ſchwer beſtimmen, wie weit Paul I. zu gehen gedachte; daß es jedoch in ſeinen Wünſchen lag, eine Coalition gegen England zu Stande zu bringen, geht aus den unverwerflichſten Dokumenten hervor, die hierüber bekannt geworden ſind. An Bonaparte ſchrieb er in dieſer Zeit folgenden Brief: „Bürger Erſter Konſul, ich ſchreibe

Ihnen nicht, um über Menſchen- und Bürgerrechte in Erörterungen zu treten; jeder Staat regiert ſich nach ſeinen Einſichten, und überall, wo ich an der Spitze des Staats einen Mann ſehe, der zu regieren und ſich zu ſchlagen verſteht, wendet mein Herz ſich ihm zu. Ich ſchreibe Ihnen, um ſie von meiner Unzufriedenheit mit England zu benachrichtigen, das alle Völkerrechte verletzt und nur von Selbſtſucht und Eitelkeit geleitet wird. Ich will mich mit Ihnen verbünden, um den Ungerechtigkeiten dieſer Regierung ein Ziel zu ſetzen." Es blieb nicht bei dieſem Schreiben. Im December 1800 erſchien der ruſſiſche General Sprengporten in Paris, und von dieſem Augenblick an beſtand ein vertraulicher Briefwechſel zwiſchen Bonaparte'n und dem ruſſiſchen Kaiſer. Der Verwendung des letztern verdankte der neapolitaniſche Hof den milden Frieden, den er nicht lange darauf (18. März 1801) von Frankreich erhielt; die Königin Caroline hatte ſich an Paul I. gewendet, um den neuen Stürmen zu entgehen, die ihr bevorſtanden, wenn ſie, was nur allzu wahrſcheinlich war, von den zu Lüneville begonnenen Unterhandlungen ausgeſchloſſen blieb. Um die nachfolgende Erzählung, welche der Verwickelungen nur allzu viele in ſich ſchließt, nicht noch verwickelter zu machen, wollen wir hier ſogleich anführen, daß Bonaparte dem Hofe zu Neapel mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß es auf die Verwendung des ruſſiſchen Kaiſers geſchehe, einen Frieden bewilligte, wodurch jener Hof mit der Abtretung der Inſel Elba, des Staats degli Preſidii an der toskaniſchen Küſte und des Fürſtenthums Piombino davon kam; wohlverſtanden, daß 16000 Franzoſen die Provinzen des Königreichs beſetzen ſollten, um daſſelbe gegen die etwaige Rache der Engländer zu beſchützen.*)

---

*) Bonaparte hatte ſehr viel Mühe, in den Beſitz dieſer von den Engländern vertheidigten Beſtandtheile des Königreichs

In dem vertraulichen Verhältniß Bonaparte's mit Paul I. gewannen alle politiſchen Erſcheinungen plötzlich eine andere Geſtalt. Ausgeſchloſſen von allen europäiſchen Häfen, fühlte ſich England mit ſeiner Herrſchaft zur See vereinzelt. Es wünſchte die Bande der nordiſchen Conföderation zu zerreißen, welche, auf Frankreichs Anſtiften, zwiſchen Rußland, Preußen, Schweden und Dänemark beſtand; allein, nachdem die Unterhandlungen, die es zu dieſem Endzweck zu Berlin angeknüpft hatte, geſcheitert waren, dauerte der Embargo-Krieg, ſo weit er von den Regierungen abhing, mit vermehrter Strenge fort. Geſchloſſen wurden die Mündungen der Elbe, der Weſer und der Ems; und während Preußen Hannover in Beſchlag nahm, beſetzte Dänemark die Stadt Hamburg. Rußlands, Schwedens, Dänemarks und Hollands Werften hallten wieder von unermeßlichen Rüſtungen. In Lithauen verſammelten ſich drei ruſſiſche Heere. Batterien bedeckten die Küſten des Norden auf allen Punkten, wo ein Angriff zu befürchten war. Für England gab es keine Rettung — ſo ſchien es wenigſtens — wenn die Gefahr, von welcher es bedroht war, nicht in der Geburt erſtickt wurde. Was es im Geheim that, den Erfolg zu ſichern, iſt bis jetzt unbekannt geblieben. Geführt von den Admiralen Parker und Nelſon, ging eine engliſche Flotte, 54 Segel ſtark, am 30. März 1801 durch den Sund, ohne von dem Feuer der Feſtung Kronenburg zu leiden; denn ſie hielt ſich dicht an der ſchwediſchen Küſte, da ſie bald gewahr ward, daß

Neapel zu gelangen. Am längſten widerſtand die Inſel Elba. Porto-Ferrajo, von einigen hundert Mann vertheidigt, hielt ſogar ein Bombardement aus, und ging nicht eher an Frankreich über, als bis die Friedens-Präliminarien des Traktats von Amiens unterzeichnet waren. So ſcheiterte Bonaparte's Ungeduld an einer Hafenſtadt, die ihn nach vierzehn Jahren aufzunehmen beſtimmt war. Wie wenig mochte er im Jahre 1801 ſein Schickſal ahnen!

die Kanonen von Helſingborg ſchwiegen. Drei Tage darauf entbrannte die Schlacht im Angeſicht von Kopenhagen. Dieſe Seeſtadt mußte ſich ohne den Beiſtand Schwedens und Rußlands gegen einen überlegenen Angriff vertheidigen. Die Strand-Batterien und Kriegsſchiffe, wodurch ſie dieſe Vertheidigung bewerkſtelligen wollte, reichten nicht aus; und als das Admiralſchiff Danebrog aufgeflogen und die Vertheidigungs-Linie von Nelſon, wie bei Abukir, durchbrochen war, hielt es der Hof, um nicht die ganze Flotte der Vernichtung Preis zu geben und die Hauptſtadt nicht einer Beſchießung auszuſetzen, für gerathen, einen von Nelſon angebotenen Waffenſtillſtand anzunehmen. Er wurde auf hundert Tage abgeſchloſſen. Die Engländer ſegelten hierauf weiter in die Oſtſee. Schweden, über ſeine Geſinnungen und Abſichten befragt, gab ſolche Antworten, daß die Feindſeligkeiten unterblieben; und dieſe wurden gänzlich eingeſtellt, als aus Petersburg die ſichere Nachricht anlangte, daß Paul, die Seele der Coalition, die ſich gegen England zu bilden angefangen hatte, nicht mehr ſei.

Wirklich hatte Paul in der Nacht vom 23. auf den 24. März geendigt. Wiefern ſein Tod in einem urſachlichen Zuſammenhange mit ſeinen Entwürfen ſtand und als eine Folge derſelben betrachtet werden muß, iſt bis jetzt noch nicht ſo ſehr ins Reine gebracht, daß von einer Thatſache die Rede ſein könnte. Inzwiſchen ſpricht eine hohe Wahrſcheinlichkeit für einen ſolchen Zuſammenhang. Schon im September 1800 hatten ſich mehrere Große, die theils dem Militär-, theils dem Civil-Stande angehörten, zu einer Verſchwörung vereinigt, deren Zweck die Abſetzung des Monarchen und die Erhebung ſeines älteſten Sohnes Alexander war. Nur der Widerwille des letztern verhinderte die Ausführung. Was jedoch nicht fehlen konnte, war auf der einen Seite die ſteigende Leidenſchaft des Kaiſers, auf der andern der Groll der Verſchworenen. Zu der Furcht, Petersburg durch engliſche Bomben eingeäſchert zu ſehen,

geſellte ſich bald eine zweite: die, daß es mit der Zeit unter ihnen einen Verräther geben könnte. Ohne Zweifel unterrichtet von dem, was England im Schilde führte, ſchritten ſie in der Nacht zum 24. März zu Werke. Am Morgen des abgewichenen Tages glaubte man bei der Parade bemerkt zu haben, daß Paul einen neuen Brief an Bonaparte'n geſchrieben habe; und dies galt für einen unverkennbaren Beweis der Verrücktheit. Großen Unfällen zuvorzukommen — dies war der phantaſtiſche Entſchuldigungsgrund — drangen die Verſchworenen, mittelſt eines verborgenen Zuganges in den Palaſt St. Michael, den der Kaiſer um dieſe Zeit bewohnte, und kamen unaufgehalten in das Vorzimmer, wo der treueſte Wächter des Kaiſers, ein urſprünglicher Türke, Namens Iwan Paulowitſch, ſchlief. Als dieſer niedergeſtoßen war, überfielen ſie, der Örtlichkeiten kundig, den Kaiſer in ſeinem Schlafzimmer. Hier legten ſie ihm (um kurz zu ſein) eine Abdankungsurkunde vor, die er unterzeichnen ſollte; und da Paul I. ſich deſſen weigerte, ſo wurde er durch eine Schärpe erwürgt, an welcher die ſämmtlichen Verſchworenen zogen, damit jeder von ihnen Theil an der verruchten That haben möchte.

So endigte Paul I., wie ſein Vater. Am folgenden Tage wurde in Petersburg bekannt gemacht, ein Schlagfluß habe ſein Leben abgekürzt. Das Wahre der Sache wurde bald durch ganz Europa verbreitet; man nannte ſogar die Namen der Mörder. Um ſo auffallender war, daß keine Verfolgung, keine Beſtrafung Statt fand. Als Alexander am folgenden Tage in einem Alter von etwa 23 Jahren die Regierung übernahm, geſchah dies mit der Erklärung: „daß er den Thron mit dem Vorſatz und mit der Verbindlichkeit beſteige, nach den Geſetzen und in dem Geiſte der großen Kaiſerin Katharina zu regieren, und, ihren Abſichten entſprechend, Rußland auf den höchſten Gipfel des Glücks und des Ruhms zu führen."

Da durch Pauls I. Tod das Verhältniß zerriſſen war, worein Rußland durch den eigenthümlichen Geiſt ſeines Beherrſchers zu Frankreich treten ſollte: ſo mußte eine rückgängige Bewegung anheben, die ſich damit endigte, daß, nachdem Rußland in einer Convention vom 17. Juni das Recht kriegführender Mächte, die unter Convoy gehenden Handelsſchiffe der Neutralen zu viſitiren, anerkannt hatte, alle gegen Englands See-Despotismus genommenen Maßregeln in ſich ſelbſt zuſammenfielen. Indem alſo Schweden und Dänemark den Grundſätzen der bewaffneten Neutralität entſagten, wurden Embargo und Flußſperre wieder aufgehoben und die beſetzten Städte geräumt. Hannover blieb zwar noch von Preußen beſetzt; doch, wie es ſchien, in keiner andern Abſicht, als um das Land vor einem franzöſiſchen Einfalle zu ſichern, folglich ſogar mit Genehmigung der engliſchen Regierung.

Ehe eine neue Coalition ſich bilden konnte, mußten die Wirkungen des Lüneviller Traktats zu Ende geführt werden. Zu glauben iſt, daß es von Seiten Derer, die am meiſten dabei betheiligt waren, dazu nicht an Aufforderungen fehlte; vorzüglich für den Kaiſer von Rußland, der die Rolle eines Vermittlers in keinem Betracht von ſich ablehnen konnte. So geſchah es denn, daß Frankreich und Rußland in dem zweiten Jahre des neunzehnten Jahrhunderts zu Regensburg wiederholten, was gegen die Mitte des ſiebzehnten von Frankreich und Schweden an Deutſchlands unbehülflicher Vielherrſchaft geübt war.

Der Grundſatz, welchen Bonaparte für das Entſchädigungswerk angenommen hatte, ſcheint kein anderer geweſen zu ſein, als die größeren Geſellſchaftsmaſſen zu verſtärken. Welchem Beweggrunde er hierbei auch folgen mochte: gegen den Grundſatz ſelbſt läßt ſich ſo wenig etwas einwenden, daß man ihn nur loben kann. Preußen, das auf dem linken Rheinufer 48 Geviertmeilen mit 172,000 Einwohnern eingebüßt hatte, erhielt dafür die Biſthümer

Hildesheim und Paderborn, ein Drittel von Münſter, Erfurt mit allen mainziſchen Beſitzungen in Thüringen, das Eichsfeld, die Abteien Herfort, Quedlinburg, Eſſen, Werden, die Reichsſtädte Mühlhauſen, Nordhauſen und Goslar: zuſammen 230 Geviertmeilen mit etwa 600,000 Einwohnern. Baiern, das jenſeits des Rheins die Pfalz, Jülich und Zweibrücken, zuſammen 255 Geviertmeilen, verloren hatte, wurde entſchädigt durch die Bisthümer Bamberg, Freiſingen, Augsburg, Würzburg und Paſſau, ferner durch die Reichsſtädte oder Reichsdörfer Rothenburg, Weiſſenburg, Windsheim, Schweinfurt, Gochsheim, Kempten, Kaufbüren, Memmingen u. ſ. w.; im Geſammtbetrage 312 Geviertmeilen mit 795,000 Einwohnern. Würtemberg erhielt für das Fürſtenthum Münpelgard und ſeine Immediat-Beſitzungen in Elſas und Franche-Comte', zuſammen 7 Geviertmeilen, die kurfürſtliche Würde, die Probſtei Ellwangen, ſieben Abteien und neun Reichsſtädte, zuſammen 27 Geviertmeilen mit 110,792 Einwohnern; Baden für den Verluſt ſeines Antheils an der Grafſchaft Sponheim, ſo wie für den mehrerer Mediatherrſchaften in Luxemburg und Elſas, zuſammen 13½ Geviertmeile mit 38430 Einwohnern, die kurfürſtliche Würde, das Bisthum Konſtanz, die Rechte der Bisthümer Speyer, Baſel und Strasburg, einen Theil der Rheinpfalz, der Herrſchaft Lahr, elf Abteien, ſieben Reichsſtädte, zuſammen 59 Geviertmeilen mit 236,000 Einwohnern . . . .

Es würde, fürchten wir, den Leſer ermüden, wenn wir fortfahren wollten, ihn mit dem ganzen Inhalte des Reichs-Deputations-Rezeſſes bekannt zu machen. Wir bemerken alſo nur noch, daß Öſterreich, welches in Deutſchland 540, in Italien 140 Geviertmeilen verloren hatte, dort 92, hier 500 zurück erhielt; daß der Großherzog von Toskana durch Salzburg, Berchtolsgaden und ein Stück des Bisthums Paſſau, ſo wie durch den Kurfürſtentitel, entſchädigt wurde; daß der Herzog von Modena das öſter-

reichiſche Breisgau und die Landvoigtei Ortenau bekam; daß die Würden eines Kurfürſten-Reichserzkanzlers, Metropolitan-Erzbiſchofs und Primas von Deutſchland (dem hergebrachten Ausdrucke gemäß), auf ewige Zeiten an den auf die Domkirche zu Regensburg übergetragenen Stuhl zu Mainz geknüpft, und daß dieſer Stuhl mit 24 Geviertmeilen, namentlich mit Aſchaffenburg, Regensburg und Wetzlar ausgeſtattet wurde; daß außer Mainz nur ein einziger geiſtlicher Fürſt Mitglied des Reichs-Kollegiums blieb, namentlich der Hoch- und Deutſchmeiſter. Unſtreitig wurde durch dieſen Entſchädigungs-Prozeß die ganze alte Reichsverfaſſung erſchüttert; allein dieſe Erſchütterung konnte in ihren Folgen nur heilſam ſein: einmal, ſofern das theokratiſche Element, welches bisher den ganzen geſellſchaftlichen Zuſtand Deutſchlands gebildet hatte, geſchwächt wurde; zweitens, ſofern Beſtandtheile, die, wie die kleineren Reichsſtädte, nie zu irgend einer Kraft gelangen konnten, durch ihre Einverleibung in größere Staaten zu einem neuen Leben erwachten. Die politiſche Schwäche Deutſchlands, durch den Kampf der hohenſtaufiſchen Kaiſer mit den Päbſten des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts herbeigeführt, hatte ihren Wendepunkt erreicht; und mit der neuen Ordnung der Dinge war eine Epoche eingetreten, die ſich nicht vollenden konnte, ohne die Vielherrſchaft je mehr und mehr zu vertilgen. Wenn der deutſche Orden und die Reichsritterſchaft jetzt noch verſchont blieben, ſo rührte dies nur daher, daß man nicht zu viel auf Einmal wollen darf, wenn man einen großen Zweck erreichen will. Es fehlte freilich nicht an Solchen, die über Rechtsverletzung ſchrieen; allein hatten dieſe ſich jemals klar gemacht, was in ſtaatlichen Dingen das Rechte iſt? . . .

Von den beim Reichstage beglaubigten Reſidenten Frankreichs und Rußlands am 18. Auguſt 1802 übergeben, und ſeitdem ununterbrochen bearbeitet, erhielt der Entſchädigungs-Entwurf ſeine Zeitigung unter der Benennung

eines Hauptſchluſſes der außerordentlichen Reichs-Deputation am 25. Februar 1803; mehr als ſechs Monate waren demnach erforderlich geweſen, um ein Werk zu Stande zu bringen, deſſen Nothwendigkeit ſich keinen Augenblick verkennen ließ, wenn man hervortreten wollte aus dem Zuſtande der Unſicherheit und Bedrückung, worin man ſeit den letzten elf Jahren gelebt hatte.

Inzwiſchen war auch der Friede zwiſchen Frankreich und England zu Stande gekommen, der die Benennung des Friedens von Amiens führt. Begebenheiten von nicht geringer Wichtigkeit hatten ſeinen Eintritt beſchleunigt. Dahin gehörte, außer dem Frieden zwiſchen Frankreich und Neapel, deſſen oben gedacht worden iſt, die Räumung Malta's von Seiten der Franzoſen: eine Räumung, welche durch den Hunger erzwungen wurde. Dahin gehörte ferner der Friede mit Portugal, das, mittelſt einer Vereinbarung zwiſchen Frankreich und Spanien, dahin gebracht wurde, die Feſtung Olivenza an Spanien abzutreten, Frankreich Vergrößerungen in Guiana zu bewilligen und ſeine Häfen den brittiſchen Schiffen zu verſchließen. Dahin gehörte, vor allem, die Räumung Ägyptens, bei welcher wir mit einiger Ausführlichkeit verweilen müſſen.

Der Ausſicht auf den Beiſtand Frankreichs entſagend, hatte General Kleber ſchon im Januar 1800 mit dem Großvezier und dem engliſchen Commodore Sir Sidney Smith zu El-Ariſch einen Vertrag geſchloſſen, deſſen Grundbedingung die Räumung Ägyptens gegen Gewährung freier Heimkehr für die Abziehenden war. Nun hatten die Franzoſen ſchon die meiſten feſten Plätze verlaſſen, als der engliſche Admiral Keith den geſchloſſenen Vertrag nur unter der Bedingung genehmigen wollte, „daß die Heimkehr der Franzoſen mit Zurücklaſſung der Waffen erfolge.“ Empört von ſo viel Schmach, ſchlug Kleber den Großvezier bei dem alten Heliopolis, eroberte Kairo von neuem und unterwarf ſich noch einmal ganz Ägypten ſo, daß ſelbſt

Murad-Bey mit ihm Frieden ſchloß. Nicht lange darauf wurde Kleber, als er an einem Vormittage mit einem Baumeiſter auf der Terraſſe ſeines Gartens ſpazieren ging, von einem zerlumpten Fellah angeredet, der ihm ein gefaltetes Papier überreichte. Während nun der Baumeiſter ſeinen Blick abwärts richtete, der Obergeneral aber das Papier entfaltete, ſtieß der Bittſteller dieſem einen Dolch ins Herz und ließ nicht eher nach, als bis Kleber niedergeſunken war. Indeß jener entfloh, um ſich zu retten, ſtarb Kleber an den erhaltenen Wunden. Der Fellah wurde eingeholt und geſpießt . . . Der Oberbefehl ging auf den General Menou über, und die Unfähigkeit dieſes Generals war es, was den Verluſt Ägyptens herbeiführte. Zu Anfange des Märzes 1801 landete ein brittiſches Heer, an deſſen Spitze der General Abercombie ſtand, bei Abukir. Anſtatt ihm entgegen zu treten, erwartete Menou ſeinen Angriff bei Alexandrien. Hier ſiegten die Britten, obgleich mit Einbuße ihres Generals. Zwar hielt ſich Menou noch bis im Auguſt; da aber von Frankreich her keine Hülfe kam, ſo leitete er eine Kapitulation ein, welche am 2. September dahin abgeſchloſſen wurde, „daß die Franzoſen, ohne kriegsgefangen zu ſein, mit Waffen und Gepäck auf brittiſchen Schiffen nach Frankreich zurückkehren ſollten;" und vermöge dieſer Kapitulation kehrten 24000 Franzoſen ſchon im November nach Frankreich zurück.

So endigte die Expedition nach Ägypten; ſo wurde England von der Beſorgniß befreit, welche Bonaparte's Anſiedelung auf der Oſtküſte Afrika's für die Fortdauer der brittiſchen Herrſchaft in Oſtindien eingeflößt hatte; ſo verſchwand ein Haupthinderniß des Friedens. Die wachſende Nothwendigkeit deſſelben fühlend, dabei aber viel zu eigenſinnig, um ihr ſeine Perſönlichkeit aufzuopfern, war William Pitt, unter dem Vorwande, daß die von ihm verheißene, von Georg III. verweigerte Emancipation der irländiſchen Katholiken ihm nicht verſtatte, länger auf ſeinem Poſten

zu bleiben, ſeit dem 16. März 1801 aus ſeinem unermeßlichen Wirkungskreiſe herausgetreten, nachdem er, als Kanzler und erſter Lord der Schatzkammer, das Staatsſiegel ſiebzehn Jahre geführt hatte. Sein von ihm ſelbſt empfohlener Nachfolger Addington, der eigentlich nur ſein Werkzeug war, gab ſich das Anſehn, als ſei England durch nichts verhindert, einen Frieden mit der franzöſiſchen Republik zu ſchließen, wofern dieſe nur billige Bedingungen geſtatte. Unterhandlungen, deren ausſchließender Gegenſtand die Auswechſelung der Kriegsgefangenen geweſen war, dehnten ſich, unter dieſen Umſtänden, zu Friedenseröffnungen aus, welche jedoch ſehr langſam fortſchritten. Ihnen nachzuhelfen, gerieth der Erſte Konſul auf den Gedanken, die Küſten des Ozeans zu bewaffnen. In kurzer Zeit waren, von der Mündung der Garonne bis zur Mündung der Schelde, alle verwundlichen Punkte durch Batterien und Schanzen geſichert. Bald nahmen dieſe Vertheidigungsanſtalten den Charakter von Angriffs- oder Landungsanſtalten an. Vervielfältigt wurden die telegraphiſchen Linien von Paris nach Boulogne, und dieſer, den brittiſchen Inſeln gegenüberliegende Hafen, trat ſchnell als der natürliche Abgangspunkt einer unmittelbar gegen England gerichteten Unternehmung hervor; denn hier vereinigten ſich alle an den Flüſſen gebauten Kanonenböte und anderweitigen, zur Landung beſtimmten Fahrzeuge, unter der Leitung des Vice-Admirals Latouche-Treville, dem der Erſte Konſul dieſe Expedition anvertraut hatte. Zu Gegenanſtalten genöthigt, ließ die brittiſche Regierung es zwar nicht an ſolchen fehlen; da ſie jedoch mit neuen Opfern für das Volk verbunden waren, ſo entwickelte ſich ſehr ſchnell ein allgemeineres Mißvergnügen. Admiral Nelſon, welcher den Auftrag erhielt, die Boulogner Flottille zu zerſtören, verlor über dieſen Verſuch einen Theil der Lorbern, die er bei Abukir und Kopenhagen geerndtet hatte; denn ſehr beſchädigt, ſah er ſich genöthigt, nach Deal und

Margate zurück zu kehren, ohne das Mindeſte ausgerichtet zu haben. Die Folge dieſes zu Anfange des Auguſt verunglückten Verſuches war, daß am 1. Oktober 1801 zu London ein Präliminar-Friede unterzeichnet wurde, durch welchen England ſich verbindlich machte, nicht nur an Frankreich, Spanien und Holland ſämmtliche auf Koſten dieſer Staaten gemachte Eroberungen, bis auf die Inſel Trinidad und die holländiſchen Beſitzungen auf Ceylon, zurück zu geben, ſondern auch Malta für den Johanniter-Orden, Ägypten für die Pforte, und eben ſo alle Häfen und Inſeln im mittelländiſchen und adriatiſchen Meere zu räumen; wogegen Frankreich verſprach, den Kirchenſtaat und das Königreich Neapel von ſeinen Truppen zu befreien und Portugals Unverſehrtheit zu erhalten.

Der Friede, von jetzt an nicht länger zweifelhaft, wurde durch einen Vertrag beſchleunigt, den Rußland am 8. October 1801 mit Frankreich abſchloß: die weſentlichſten Stipulationen dieſes Vertrages bezogen ſich auf das Entſchädigungsgeſchäft, das für Deutſchlands Fürſten anheben ſollte; außerdem ſollte die Entſchädigung des Königs von Sardinien zum Gegenſtand einer freundſchaftlichen Übereinkunft gemacht werden. Da nun auch um dieſelbe Zeit ein beſonderer Friede mit der Pforte geſchloſſen war und folglich England jede Ausſicht auf den Beiſtand irgend einer europäiſchen Macht verloren hatte: ſo traten ſchon gegen das Ende des Novembers Lord Cornwallis und Joſeph Bonaparte zum Abſchluß eines Endfriedens in Amiens zuſammen. Die Unterhandlungen dauerten bis zum 17. März 1802, und ihr Hauptgegenſtand war die Inſel Malta, welche England nicht fahren laſſen wollte. Zuletzt einigte man ſich dahin, daß dieſes Felſenneſt binnen drei Monaten von den brittiſchen Truppen geräumt und dem Malteſer-Orden zurückgegeben werden ſollte, wobei das Auffallende war, daß dieſer Orden gerade durch England, das bisher für die Erhaltung des alten Geſellſchaftszuſtandes gekämpft

hatte, ſeiner Ausſtattung beraubt werden ſollte. Doch die nach und nach geſchloſſenen Verträge enthielten des Auffallenden noch weit mehr. Während das Haupt der franzöſiſchen Republik das Großherzogthum Toskana zu einem Königreich erhob und den etruriſchen Thron mit einem von ihm allein gewählten Könige beſetzte, vereinigten ſich Rußland und die Pforte zur Stiftung — einer neuen Republik, welche die Benennung der Republik der joniſchen Inſeln erhielt. Eine ruſſiſch-türkiſche Flotte hatte im Laufe des Jahres 1799 dieſe im Frieden von Campo-Formio an Frankreich überlaſſenen Inſeln (Corfu, Zante, Cefalonia, Santa Maura, Cerigo, Paxo und Ithaka) den Franzoſen entriſſen. Was mit denſelben beginnen? Dieſe Verlegenheit zu heben, gerieth Paul I. auf den Gedanken, jene in einen Freiſtaat zu verwandeln, der, hinſichtlich ſeiner äußeren Verhältniſſe, unter türkiſchem Schutze ſtehen und dieſen mit einem jährlichen Tribut von 75000 Piaſtern bezahlen ſollte, während er, ſeinem Innern nach, von den Notabeln der Inſeln unter dem Vorſitz eines ruſſiſchen Miniſters regiert würde. Am merkwürdigſten in dem Friedensvertrage zwiſchen Frankreich und England war, daß die Freiheit der Meere, welche der Norden ſeit dem Tode Pauls I. eingebüßt hatte, an Frankreich und deſſen Verbündete zurückgegeben wurde. England gab ſogar, in Beziehung auf das Vorgebirge der guten Hoffnung, in einem Punkte nach, der für ſeine Anſprüche nur allzu wichtig war; denn, nachdem in dem Präliminar-Frieden feſtgeſtellt war, „daß dies Vorgebirge dem Handel und der Schifffahrt beider Nationen offen ſtehen ſollte,“ ließ es ſich in dem Endfrieden gefallen, „daß engliſche Schiffe daſelbſt nur einlaufen könnten, um Proviant zu kaufen.“ Zugleich unterließ Lord Cornwallis, auf die Beſtätigung früherer Verträge zu dringen, die für Frankreich, Spanien und Holland faſt nur unvortheilhafte Beſtimmungen enthielten, und die in Folge der Unterlaſſung des brittiſchen

Bevollmächtigten von jetzt an als aufgehoben betrachtet wurden. Endlich dürfen wir des Umſtandes nicht vergeſſen, daß England bei der Abrechnung, welche wegen der Kriegsgefangenen eintrat, jene 7000 Ruſſen, durch deren Freilaſſung und Bewaffnung Bonaparte ſich die Gunſt Pauls I. erworben hatte, auf ſeine Rechnung nahm.

So verhielt es ſich mit dem Frieden von Amiens. Die Ruhe Europa's war dadurch auf keine Weiſe geſichert. Je ehrenvoller er für Frankreich und deſſen Erſten Konſul war, deſto ſchneller mußten alle Leidenſchaften wieder erwachen, um einen Kampf herbeizuführen, deſſen Gegenſtand, erkannt oder nicht erkannt, die Perſönlichkeit Bonaparte's war.

Dreizehntes Kapitel.

Umgeſtaltung der Filial-Republiken Holland, Genua, Cisalpinien und der Schweiz. — Conkordat. — Stiftung der Ehrenlegion. — Lebenslängliches Konſulat.

Der Friede von Lüneville enthielt unter andern folgende Beſtimmung:

„Die kontrahirenden Theile gewährleiſten ſich gegenſeitig die Unabhängigkeit der bataviſchen, helvetiſchen, cisalpiniſchen und liguriſchen Republiken, ſo wie die Berechtigung der ſie bewohnenden Völker, die Regierungsformen anzunehmen, welche ſie für die angemeſſenſten halten werden.“

Wie viel, oder wie wenig man dabei gedacht haben mochte, läßt ſich ſchwer beſtimmen. Wurden die genannten Völker ſich ſelbſt überlaſſen, ſo knüpfte ſich daran die Wahrſcheinlichkeit, daß ſie noch viele Jahre im Zuſtande der Anarchie verweilen würden. Bonaparte, der keinen andern Gedanken verfolgte, als Frankreich bei dem Übergewicht zu erhalten, das es durch ihn gewonnen hatte, und der zugleich begriff, daß dies nur in ſofern möglich ſei, als Frankreich die Mutter-Republik bliebe — Bonaparte ſäumte nicht, im Haag, zu Mailand, zu Genua und zu Bern bekannt werden zu laſſen, daß die Direktorial-Freiheit, welche für das konſulariſche Frankreich aufgehört habe, auch für deſſen Verbündete aufhören müſſe;

und indem man allenthalben die Nothwendigkeit dieſer Veränderung fühlte, war man auch geneigt, ihr nachzugeben.

Was der Erſte Konſul bezweckte, ſtieß in der bataviſchen Republik auf die wenigſten Schwierigkeiten. Ganz unerwartet langte der Geſandte Schimmelpennink, in einen Bevollmächtigten des Erſten Konſuls verwandelt, mit den Elementen einer neuen Verfaſſung im Haag an. Den Erfolg ſicherten Frankreichs daſelbſt befindliche Truppen. Das bataviſche Direktorium befaßte ſich mit dem Werke ſeines Oſtrazismus, ſofern es dem geſetzgebenden Körper die neue Conſtitution mit der Bemerkung überſendete, daß dieſe kein Gegenſtand der Berathung ſei. In Erwiederung auf dieſe Botſchaft nahmen die beiden Rathsverſammlungen ſich zwar die Freiheit, die Unterdrückung der außergeſetzlichen Maßregeln zu dekretiren, welche das Direktorium zu nehmen gewagt hatte; doch von dieſem Augenblick an trat der Staatsſtreich ein. Der Palaſt des geſetzgebenden Körpers wurde verſchloſſen und ſchon im November 1801 war die neue Conſtitution angenommen, ohne daß eine Befragung der Nation vorangegangen war. Dieſe ſchätzte ſich glücklich, in dem neuen Staatsgeſetz die Aufhebung der Sequeſter, die Abſchaffung der Confiskationen, die Gewährleiſtung des Eigenthums zu finden; der Verluſt politiſcher Rechte ſchmerzte ſie wenig.

Noch geräuſchloſer vollendete ſich die Umgeſtaltung der Regierungsform für die liguriſche Republik.

Nicht ſo für die ciſalpiniſche. Da Bonaparte in Frankreich allzu beſchäftigt war, als daß er die Aufforderung der Staats-Konſulta, nach Mailand zu kommen, hätte annehmen können, und da er außerdem ſeine guten Gründe hatte, das Gewicht ſeiner Perſou in dem Urtheile Europa's zu vermehren: ſo begaben ſich nicht weniger als vierhundert und zwei und funfzig italieniſche Notablen von Mailand nach Lyon, wo ſie von den franzöſiſchen Miniſtern Talleyrand

und Chaptal empfangen und bewirthet wurden. Der Erſte Konſul ſelbſt hielt, elf Tage nach ihrer Ankunft (11. Jan. 1802), eine Art von Triumphal-Einzug in eben dieſe Stadt. Eine Kommiſſion von dreißig Gliedern, in welcher der Graf Marescalchi den Vorſitz führte, ſchlug dem Erſten Konſul die Wahlen für die vornehmſten Staatsämter vor; und am 25. Januar, wo dieſe Kommiſſion ihre Sitzungen beendigt hatte, ſchloß ſie ihren Bericht mit dem Wunſche, „daß es dem General Bonaparte gefallen möge, die cisalpiniſche Republik mit ſeiner Regierung zu beehren.“

Am nächſtfolgenden Tage begab ſich der Erſte Konſul mit großem Pompe in den Berathſchlagungs-Saal der Staats-Konſulta, wo er, in italieniſcher Sprache, eine Rede hielt, die ſich mit folgenden Worten endigte: „Die Wahlen, die ich zur Beſetzung Eurer vornehmſten Staatsämter getroffen habe, ſind frei von jedem Partei- und Örtlichkeits-Geiſte; und was die eines Präſidenten betrifft, ſo habe ich unter Euch noch Keinen gefunden, der Anſprüche genug auf die öffentliche Meinung, oder überhaupt Verdienſt genug um ſein Vaterland hätte, daß ich ihm dieſe Würde anvertrauen könnte. Ich trete alſo Eurem Wunſche bei: ich werde noch eine Zeitlang den großen Gedanken Eurer Angelegenheiten behalten.“ Alle Anweſenden erhoben ſich auf dies ſtolze Wort; der Saal ertönte von Beifallsäußerungen, und erfüllt wurde die Bitte der Abgeordneten, daß ihre Republik künftig die italieniſche genannt werden möchte. Zum Vice-Präſidenten ernannte der Erſte Konſul den Herrn von Melzi d'Erile, der in der Folge den Titel eines Herzogs von Lodi erhielt. So endigte ſich dieſe politiſche Sitzung, wo die in Bonaparte's Kabinet geborene Verfaſſung bekannt gemacht wurde.

An der Schweiz wollte der Erſte Konſul den Mächten Europa's zeigen, wie nothwendig ſeine Dazwiſchenkunft ſei, um eine aufgeregte Republik zu beruhigen. Es belohnt

nicht die Mühe, alle die Umſtände zurückzurufen, welche in den Jahren 1801 und 1802 dies Land zum Tummelplatz bürgerlicher Zwietracht machten, bis endlich, am 10. December des zuletzt genannten Jahres, ſich ſechs und funfzig Schweizer Deputirte auf ein Senatus-Conſult zu Paris verſammelten. Hier legte der Erſte Konſul ihnen den Entwurf zu einer neuen Conſtitution in einer Erklärung vor. Die Senatoren Barthelemy, Fouché, Röderer wohnten den Sitzungen bei, worin dieſe Conſtitution und die Mediations-Akte erörtert wurden. Als die allgemeine Sitzung vom 24. Januar 1803 zu keinem feſten Ergebniß geführt hatte, rief Bonaparte zehn Mitglieder der Deputation (fünf ſogenannte Unitarier und fünf Föderaliſten) zu ſich, und nachdem die Mediations-Akte in ſeiner Gegenwart beſprochen worden war, wurde ſie am 19. Februar beſchloſſen und den Schweizern übergeben. Den 10. März erfolgte die Auflöſung der Zentral-Regierung zu Bern. Die Mediations-Akte bezeichnete den General Ludwig d'Affry als L a n d a m m a n n der Schweiz für das Jahr 1803. Die erſte Tagſatzung verſammelte ſich zu Freiburg den 4. Juli. Aloys Reding, das Haupt der Föderaliſten, wohnte ihr als Abgeordneter von Schwitz bei; und obgleich ſeine Gegenwart nichts für eine gänzliche Ausſöhnung der Parteien bewies, ſo zeugte ſie doch für die Unmöglichkeit eines längern Widerſtandes gegen Frankreich. Mehr aber wollte Bonaparte nicht; denn Zufriedenheit und Glück mußten ſich mit der Ordnung einſtellen, die ſ e i n Werk war.

Durch dies Alles geſchah nichts, was nicht höchſt zweckmäßig geweſen wäre; die Zweckmäßigkeit beruhete darauf, daß, wenn Frankreich, als Mutter-Republik mit ſeinem Einheits-Princip beſtehen wollte, daſſelbe Princip auch auf die Filial-Republiken übergehen mußte. Bonaparte ließ es hierbei jedoch nicht bewenden. Die Zukunft ins Auge faſſend, trennte er das Walliſerland, das bisher zu der helvetiſchen Republik gehört hatte, von derſelben,

und erhob es zu einer unabhängigen Republik, welche keinen andern Zweck hatte, als ihm eine Militär-Straße nach Mailand zu ſichern und ſeine Operations-Baſis auf Deutſchland und Italien zu gewährleiſten. Überhaupt übte er die Kunſt, dem Augenblick nicht mehr zu bewilligen, als ihm gerade gebührt, und die Zukunft durch eine Abänderung aller politiſchen Verhältniſſe vorzubereiten. Der König von Sardinien trat nicht zurück in den Beſitz von Savoyen, und um das Großherzogthum Toskana zu erwerben, mußte ſich Spanien nicht bloß zur Abtretung des Herzogthums Parma, ſondern auch der amerikaniſchen Landſchaft Luiſiana bequemen. Die letztere wurde an die Nordamerikaner verkauft, um die franzöſiſche Staatskaſſe zu bereichern. Eigentlich erfolgte die Abtretung Parma's wider den Inhalt früherer Verträge, nach welchen das herzogliche Haus, eine Nebenlinie des ſpaniſchen, ſein Land mit völliger Unabhängigkeit beſaß; doch hierauf wurde keine Rückſicht genommen, weil, wer zu herrſchen verlangt, vor allen Dingen das beſtehende Recht erſchüttern und verletzen muß. Nach demſelben Grundſatze wurde Piemont noch im Laufe des Jahres 1802 der franzöſiſchen Republik einverleibt; dies geſchah den 11. September vermöge eines Senatus-Konſults in einem Augenblick, wo der König Karl Emanuel ſeinem Bruder Victor die Krone überlaſſen hatte, um ungeſtört der Andacht zu leben. Dies Fürſtenhaus blieb demnach auf den Beſitz der Inſel Sardinien beſchränkt.

Während Bonaparte durch dieſe Behandlung des Äußern Frankreichs und durch die Friedensſchlüſſe, welche ſich an dieſe Behandlung knüpften, die große Rolle vorbereitete, die ihn, nach wenigen Jahren, zum Schiedsrichter in allen europäiſchen Angelegenheiten machte, war er nicht minder eifrig darauf bedacht, wie er, im Innern ſeines eigenthümlichen Machtgebiets, die Keime der Umwälzung austilgen und alles zu einem unbedingtern Gehorſam gegen

die Befehle ſeiner Regierung zurückführen wollte. Den Freiheitsſinn, der ſich ſeit 1788 entwickelt hatte, zu mäßigen, und zugleich zur Arbeitſamkeit zurückzuführen, wurde, vor allen Dingen, für nöthig erachtet, dem öffentlichen Unterricht eine beſſere Geſtalt zu geben. Der Staatsrath Fourcroy, der dies Geſchäft übernahm, ſtiftete ſogenannte Primär- und Secundär-Schulen, an welche ſich in den größeren Städten Lycäen und Spezial-Schulen anſchloſſen. In dieſer Beziehung war allzu viel Verſäumtes nachzuholen, als daß der Erfolg hätte glänzend ſein können; indeß verdiente auch der erſte ernſtliche Anfang Lob, und es darf nicht unbemerkt bleiben, daß am 16. October 1802 die erſten Lycäen zu Mainz, Brüſſel und Lyon eröffnet wurden. Ein Senatus-Conſult, das um dieſelbe Zeit erſchien, bewilligte jedem Fremden, der ſich durch die Einführung einer Entdeckung oder auch durch die Stiftung einer großen Manufaktur um die Republik verdient gemacht haben würde, die Rechte eines franzöſiſchen Bürgers nach einem jährlichen Aufenthalte; und am Schluſſe des Jahres verordnete der Erſte Konſul Handels-Kammern in den vornehmſten Städten der Republik, und die Einführung eines allgemeinen Handelsraths in der Hauptſtadt.

Die bei weitem wichtigſte Autoritäts-Handlung des Erſten Konſuls im Laufe des Jahres 1802 war die Zurückführung des römiſch-katholiſchen Kultus vermöge eines mit Pius VII. abgeſchloſſenen Concordats. Welches auch ſeine perſönlichen Beweggründe zu dieſer vielbeſprochenen Handlung ſein mochten: da ſeinem Weſen nichts weniger entſprach, als Sekten-Stifter zu werden; da ferner ſein Jahrhundert, bei aller Freigeiſterei, noch weit davon entfernt war, über die theologiſche Philoſophie hinaus zu ſein; da endlich die Mehrheit der Franzoſen noch tief in dem ſtarren Glauben verſtrickt war, den das Dogma der katholiſchen Kirche vorausſetzt: ſo blieb ihm, bei der Nothwendigkeit einer geltenden Lehre für jede kleinere oder größere

Geſellſchaft, nichts Anderes übrig, als das katholiſche Kirchenthum mit denjenigen Beſchränkungen zurückzuführen, welche, wie von ſelbſt, aus dem durch die Umwälzung veränderten Geſellſchaftszuſtande Frankreichs folgten. Dahin gehörte, vor allen Dingen, daß die vornehmſten Kirchenbeamten, welche ehemals Territorial-Herren geweſen waren, ſich gefallen laſſen mußten, die Unterlage ihrer Wirkſamkeit und Würde aus den Staatskaſſen zu empfangen: eine Abänderung, wodurch ihre ganze Stellung zur Geſellſchaft eine andere und angemeſſenere Richtung erhielt. In den Unterhandlungen, welche über dieſe wichtige Angelegenheit zu Rom gepflogen wurden, drang der Erſte Konſul zwar auf die Abſchaffung des Cölibats, auf Beſtätigung der beeidigten Prieſter, und auf die Einſetzung eines beſondern Patriarchen für Frankreich; allein er gab über alle dieſe Punkte nach, ſobald der nach Paris geſendete Kardinal Conſalvi ihn über die Wirkſamkeits-Bedingungen des katholiſchen Kirchenthums vollſtändiger unterrichtet hatte. Abgeſchloſſen am 15. Juli 1801, wurde das Concordat am 8. April des nächſten Jahres, nachdem es die Erörterung des Tribunals und des geſetzgebenden Körpers beſtanden hatte, zum Staatsgeſetz erhoben. Die Hauptverfügungen dieſes Geſetzes waren, wie folgt: eine neue Eintheilung der erzbiſchöflichen und biſchöflichen Sprengel, angepaßt der Eintheilung des franzöſiſchen Gebiets in Departements, Bezirke u. ſ. w.; Aufhebung der bisherigen konſtitutionellen Geiſtlichkeit, ohne von der Wiederanſtellung ausgeſchloſſen zu ſein; Ernennung der Erzbiſchöfe und Biſchöfe durch den Erſten Konſul, in deſſen Hand ſie den Treue-Eid ſchwuren, und Beſtätigung derſelben durch den Pabſt; Verpflichtung des letztern, weder ſelbſt, noch in ſeinen Nachfolgern, die Käufer der veräußerten Kirchengüter zu beunruhigen, folglich das Eigenthum und den Genuß dieſer Güter unangefochten zu laſſen; Wiederherſtellung des Sonntages, nebſt den alten Benennungen der Wochentage;

bleibende Unterdrückung der Klöſter und der Mönchs-Orden (ohne daß derſelben in dem Concordate ausdrücklich gedacht war). Zur Staats-Religion wurde das römiſch-katholiſche Kirchenthum nicht erhoben, weil Bonaparte dies thöricht fand.

Der öffentlichen Bekanntmachung dieſes Concordats gingen zwei Indulte voran, welche den 9. April zur allgemeinen Kunde gelangten; durch das erſte derſelben wurden alle Feiertage, außer Weihnachten, Oſtern, Pfingſten, Himmelfahrt Mariä und Allerheiligen, aufgehoben; durch das zweite bewilligte der Pabſt einen vollſtändigen Sündenerlaß in der Geſtalt eines dreißig Tage hindurch dauernden Jubiläums. Mit dem erſten Oſtertage feierte ganz Frankreich ein Dankfeſt, dem der Erſte Konſul, begleitet von Generalen, Staatsräthen und fremden Geſandten, in der Notre-Dame-Kirche zu Paris beiwohnte. Den Eintritt des in Chriſto geliebteſten Sohnes — ſo hatte Pius der Siebente den Erſten Konſul in ſeiner Ratifikations-Bulle bezeichnet — verkündigten ſechzig Kanonenſchüſſe; und nachdem die Geiſtlichkeit ihn mit Weihwaſſer und Räucherwerk empfangen hatte, nahm er ſeinen Platz unter einem koſtbaren Thronhimmel. Derſelbe Erzbiſchof von Aix, der bei der Krönung Ludwigs XVI. gepredigt hatte, hielt bei dieſer konſulariſchen Kirchweihe die Rede; und würde man zu viel behaupten, wenn man ſagte, „an dieſem Tage habe Bonaparte, erſtaunt über die von ihm ausgeübte Gewalt, zuerſt den Mitteln nachgedacht, ſeinem Geſchlechte nicht bloß den Rang, ſondern auch die Dauer erblicher Fürſtengeſchlechter zu geben?"

Ein Vorſchlag, der nicht lange darauf (19. Mai) dem Tribunat übergeben wurde, ſpricht nur allzu ſehr für dieſe Behauptung. Der Gegenſtand deſſelben war die Stiftung eines Ordens zur Belohnung kriegeriſcher Verdienſte und bürgerlicher Tugenden; ſeine Benennung ſollte „Ehrenlegion" ſein. Mit dieſem Gedanken ſtellte ſich ein Staats-Chef, deſſen Wirkſamkeit vorläufig auf zehn Jahre beſchränkt

war, dem Erbfürſten gleich, der allein die Berechtigung hat, als Ehren-Typus aufzutreten: eine Berechtigung, welche weſentlich darauf beruht, daß in Beziehung auf ihn weder von einem einzelnen, noch, ſtreng genommen, von einem perſönlichen, ſondern immer nur von einem Geſchlechtsverdienſte die Rede ſein kann. Bonaparte, ſofern er ſich ſeiner Abſicht deutlich bewußt war, konnte mit ſeinem Vorſchlage nichts weiter bezwecken, als eine Aufhebung des Unterſchiedes zwiſchen erblicher und nicht-erblicher Regenten-Würde. So wurde jedoch die Sache weder im Tribunat, noch im geſetzgebenden Körper aufgefaßt. Man ſah darin nichts weiter, als eine Aufhebung der Gleichheit, mit dem Endzweck, den Adel in einer neuen Geſtalt zurück zu führen. Je mehr man nun dieſe Wirkung fürchtete, deſto mehr Widerſtand erfuhr der Vorſchlag des Erſten Konſuls. Sein Bruder Lucian hatte nur allzu viel Mühe, den Tribunen zu beweiſen, daß durch die verwirklichte Idee einer Ehrenlegion weder die Gleichheit aufgehoben, noch ein Erbadel zurückgeführt werde. Der Vorſchlag ging im geſetzgebenden Körper nur mit einer Mehrheit von 56 Stimmen durch, woran ſich noch der Wunſch knüpfte, daß die Einführung der Ehrenlegion verſchoben bleiben möchte. Von dieſem Wunſche nahm jedoch der Erſte Konſul keine Kenntniß. Die Ehrenlegion wurde als ein durch ſeinen Willen beſtehendes Inſtitut betrachtet; und nachdem ſämmtliche Senatoren zu Gliedern dieſes Ordens ernannt waren, ging das Abzeichen deſſelben nach und nach auf alle Diejenigen über, welche in irgend einer höhern Eigenſchaft die Zwecke des Staats-Chefs beförderten. Wenn übrigens im Tribunat die Gleichheit für gefährdet erklärt worden war, ſo erſchien ſchon am 20. Mai ein Geſetz, wodurch Bonaparte ſeine Nichtachtung der Freiheit aufs Deutlichſte zu erkennen gab; dies war das Geſetz, wodurch die Sklaverei in den Kolonien, welche Frankreich zurück erhalten hatte, beibehalten werden ſollte.

Bonaparte hatte ſich durch die Friedensſchlüſſe von Lüneville und Amiens allzu nothwendig für Frankreich gemacht, als daß nicht hätte die Frage entſtehen ſollen: ob die geſetzlich beſtimmte Dauer ſeiner Wirkſamkeit nicht verlängert werden müſſe? Der erſte Gedanke war, dieſer Dauer zehn Jahre zuzulegen. Als ihm ein Senatus-Konſult dieſes Inhalts überreicht wurde (und dies geſchah den 7. Juni 1802), war ſeine Antwort: „Das Glück hat der Republik gelächelt; allein das Glück iſt unbeſtändig. Ach! wie viele von Denen, die es mit ſeiner Gunſt überſchüttet hatte, haben um einige Jahre zu viel gelebt! Zu meinem Ruhme und ſelbſt zu meinem Glücke ſollte ich das Ziel meines öffentlichen Wirkens vielleicht in dem Augenblicke finden, wo der Weltfriede proklamirt iſt . . . Doch Ihr ſeid der Meinung, daß ich dem Volke ein neues Opfer ſchuldig bin, und ich bin dazu bereit, wenn das Wohl des Volkes mir das befiehlt, wozu mich Eure Zuſtimmung berechtigt“ . . .

Schnell bildete ſich der Gedanke eines zwanzigjährigen Konſulats zu einem Konſulat auf Lebenszeit aus; was dieſe Entwickelung beſchleunigte, iſt jedoch unbekannt geblieben. Als Bonaparte'n dieſer Entwurf am 3. Auguſt mit der Verſicherung vorgelegt wurde, daß nicht weniger als 3,368,259 Bürger ſich für denſelben erklärt hätten, erwiederte er: „Das Leben eines Bürgers gehört dem Vaterlande; das franzöſiſche Volk will, daß das meinige ihm ganz und gar geweiht ſei; ich gehorche ſeinem Willen. Die Freiheit, die Gleichheit und die Wohlfahrt Frankreichs werden geſichert werden. Das beſte der Völker wird auch das glücklichſte ſein . . . Werde ich dann auf den Befehl deſſen, von welchem alles ausfließt, die Gerechtigkeit, die Ordnung und die Gleichheit auf Erden zurückgeführt haben: ſo werde ich meine letzte Stunde ohne Bedauern, ſo wie ohne Unruhe über das Urtheil der Nachwelt, ſchlagen hören.“

Von jetzt an war Frankreich eine Wahlmonarchie, deren Oberhaupt den Titel eines Erſten Konſuls führte.

Dieſe Veränderung war jedoch allzu weſentlich, als daß ſie nicht eine Abänderung der ganzen bisherigen Verfaſſung hätte nach ſich ziehen ſollen. Auch blieb dieſe nicht aus. Im geſetzgebenden Körper fand, ſtatt der jährlichen Wahlen, eine Theilung in fünf nach einander erneuerten Serien oder Reihefolgen Statt, während die einmal beſtellten Wähler es auf Lebenszeit bleiben ſollten. Dem Oberkonſul wurde das Vorrecht ertheilt, ſeinen Nachfolger zu ernennen. Damit verband er, außer der Ratifikation der Friedens- und Bundesverträge, die Ernennung zu Senatorſtellen, das Vorſchlagsrecht zu Senatus-Konſulten, das Begnadigungsrecht, das Recht, Krieg zu führen, ſowohl zur Vertheidigung der Republik, als zum Ruhm derſelben. Der Senat, vollkommen abhängig von dem Willen des Oberkonſuls, durfte die Inſtitutionen verändern und ſogar den geſetzgebenden Körper und das Tribunat auflöſen. Jener wurde auf 250, dieſes auf 100 Glieder zurückgeſetzt. Und durch alle dieſe Abänderungen war die Wahl-Monarchie, auf eine bis zum Jahre 1802 unerhörte Weiſe, zugleich eine unbedingte. Zwei Wörter ſtanden damit in dem ſchreiendſten Widerſpruch, wenn man ſie in ihrer hergebrachten Bedeutung nahm: das eine war das Wort „Konſul;" das andere das Wort „Republik." Bald ſollte ſich zeigen, daß Benennungen den Kleidern wenigſtens in ſofern gleich ſind, als man beide mit gleicher Leichtigkeit ablegt, ſobald die Veranlaſſung dazu ſtark genug iſt.

Vierzehntes Kapitel.

Frankreichs Verhältniß zu den übrigen Mächten Europa's in Folge der letzten Friedensſchlüſſe. — Verſuch des Oberkonſuls, die Inſel St. Domingo zurück zu erobern. — Erneuerter Krieg zwiſchen England und Frankreich.

Europa hatte ſeit zehn Jahren die Erfahrung gemacht, daß verändertes Staatsrecht verändertes Völkerrecht nach ſich zieht. Allein wie bedeutend auch die Umwandlung ſein mochte, welche Italien und Deutſchland durch den Revolutions-Krieg gelitten hatten: ſo war mit dieſem doch der unverkennbare Vortheil verbunden geweſen, daß Frankreich ſich, nach und nach, der politiſchen Form genähert hatte, worin Übereinſtimmung und Harmonie mit demſelben möglich war. Dieſe Form war die monarchiſche. Doch zwiſchen der Monarchie, welche durch Bonaparte gebildet wurde, und den übrigen Monarchien Europa's, beſtand ein weſentlicher Unterſchied, deſſen Aufhebung mit unendlich größeren Schwierigkeiten verbunden war, als diejenigen vorausſetzten, welche in den erſten Jahren des neuen Jahrhunderts den geſellſchaftlichen Erſcheinungen nur wenig nachgedacht hatten. Oft ſind die Benennungen gleich, während die Dinge, welche dadurch bezeichnet werden, nur allzu verſchieden ſind. Iſt in jeder Monarchie der Monarch die Hauptperſon, ſo ſtellt ſich noch die Frage dar, nach

welchem Geſetz er dies iſt; ob nach dem Geſetz der Erblichkeit, oder nach irgend einem andern Geſetz? Für ſeine Geſinnungen wird von der Beantwortung dieſer Frage nur allzu viel abhangen. Für einen erblichen Monarchen giebt es, ſtreng genommen, keinen andern Ehrgeiz, als denjenigen, der aus ſeinen auswärtigen Verhältniſſen hervorgeht; denn in Beziehung auf die Geſellſchaft, an deren Spitze er ſteht, hat er nichts zu fordern, was ihm nicht im Voraus bewilligt worden wäre, dadurch, daß er die höchſte Autorität bildet; und daher die Erſcheinung, daß es kein anderes Verdienſt für ihn giebt, als die geſellſchaftliche Ordnung zu bewahren. Nicht ſo der nicht-erbliche Monarch. Die Unſicherheit, worin er daſteht, bringt nichts ſo unabtreiblich mit ſich, als daß er den natürlichen Entwickelungsgang der Geſellſchaft unterbricht, weil es nur auf dieſem Wege möglich iſt, wo nicht Verdienſt, doch wenigſtens den Schein deſſelben zu erwerben, aus welchem die Vorſtellung ſeiner Unentbehrlichkeit hervorgeht: eine Vorſtellung, an deren Feſthaltung ihm um ſo mehr gelegen ſein wird, je mehr es ihm darauf ankommt, Stifter einer neuen Dynaſtie zu werden. In dieſem Unterſchiede aber lagen, ſofern von Bonaparte's Verhältniß zu den übrigen Monarchen Europa's die Rede iſt, alle die Zwietrachten eingeſchloſſen, welche dreizehn Jahre hindurch die europäiſche Welt in allen ihren Theilen erſchütterten. Der Oberkonſul hatte eine Laſt auf ſich genommen, die ſchwer zu tragen war. Vielleicht war ſeine Abſicht, ſich innerhalb gewiſſer Schranken zu halten; doch ſobald er ſich in dieſer Abſicht geſtört ſah, erinnerte er ſich der Berechtigung, nicht bloß zur Vertheidigung, ſondern auch zum Ruhme der franzöſiſchen Nation, Krieg zu führen; und indem auf dieſe Weiſe der in einen Staats-Chef verwandelte glückliche Heerführer gegen Monarchen in die Schranken trat, deren geringſte Tugend die kriegeriſche Geſchicklichkeit war — wie hätte es ausbleiben mögen, daß ein Staat nach dem andern

zertrümmert wurde, bis der zu einer Art von Wahnſinn geſteigerte Ehrgeiz ſeinen rieſenmäßigen Entwürfen erlag?

Daß Bonaparte, nach dem Antritt des lebenslänglichen Konſulats, das feindliche Verhältniß fühlte, worein er zu den Bourbons gerathen war, geht beſonders aus dem Umſtande hervor, daß er im Januar 1803 dem Prätendenten, der ſich um dieſe Zeit zu Königsberg in Preußen aufhielt, durch einen Vertrauten den Antrag machen ließ, in ſeinem und ſeines Geſchlechtes Namen auf die franzöſiſche Krone gegen eine glänzende Schadloshaltung zu verzichten. Bonaparte betrachtete dieſe Krone als etwas, das er aus dem Kothe hervorgehoben und gereinigt hatte. Dabei war ſeine Überzeugung, daß die Bourbons nie in den Beſitz dieſer Auszeichnung zurücktreten würden: eine Überzeugung, die im Jahre 1803 vollkommen gegründet ſein mochte. Zur Entſchädigung verſprach er, wie behauptet worden iſt, ein Königreich auf Afrika's Nordküſte, oder die Wiederherſtellung Polens zum Vortheil der Bourbons. Doch ohne auf dieſen Antrag im Mindeſten einzugehen, erwiederte Ludwig XVIII.: „er verwechſele Herrn Bonaparte zwar keineswegs mit deſſen Vorgängern; er ſchätze vielmehr ſeine Tapferkeit, ſeine militäriſchen Talente und wiſſe ihm Dank für manches Gute, das er dem franzöſiſchen Volke erzeigt habe. Doch, treu dem Range, worin er geboren worden, werde er nie ſeine Rechte aufgeben, als Enkel des heiligen Ludwig ſich ſelbſt in Ketten achten und als Nachfolger Franz I. mit dieſem ſagen: Wir haben alles verloren, nur nicht die Ehre." Eine ſo entſchloſſene Antwort paßte weder zu den Wünſchen, noch zu den Erwartungen des Unterhändlers; als dieſer aber auf eine mildere drang, fügte der Prätendent hinzu: „Bonaparte würde Unrecht haben, ſich darüber zu beſchweren, da ich ihn einen Anmaßer und Rebellen nennen könnte. Sollte ein Souverän, auf Bonaparte's Verlangen, ſich genöthigt glauben, mir ſeinen Schutz zu entziehen, ſo würde ich ihn bedauern und

gehen. Ich fürchte die Armuth nicht; müßte es ſein, ſo würde ich mit meinen Gefährten ſchwarzes Brot eſſen"....

Eine Erklärung dieſer Art war nur allzu ſehr geeignet, Bonaparte'n in die Bahn zu führen, worin er ſich von nun an bewegte. Ohne auf die Volks-Souveränetät den mindeſten Werth zu legen, betrachtete er ſie als das Mittel, zu ſeinem Zwecke zu gelangen; und wie Umſtände und Ereigniſſe ihm dabei zu Hülfe kamen, wird ſich zeigen, ſobald wir einer Unternehmung gedacht haben werden, welche nicht wohl fehlſchlagen konnte, ohne ſeinen Eigenſinn zu verſtärken.

Die Inſel St. Domingo befand ſich ſeit neun Jahren in den Händen der Neger, welche Anfangs, mit Hülfe der Engländer, ihre Herren, in der Folge die Engländer ſelbſt vertrieben und ſogar den von Spanien an Frankreich abgetretenen Theil (etwa zwei Drittel) erobert hatten. An ihrer Spitze ſtand um die Zeit, wo die Friedens-Präliminarien zwiſchen Frankreich und England zu Stande kamen, Touſſaint l'Ouvertüre: ein Neger, dem es an keiner von jenen Eigenſchaften fehlte, wodurch man eine bleibende Herrſchaft über ſeines Gleichen übt. Seine Hauptſtützen waren andere Neger, die, als Generale oder Verwalter, keinen andern Beruf fühlten, als den Willen ihres Oberhaupts zu vollziehen. Die ganze Inſel führte in dieſer Ordnung der Dinge ihre alte Benennung „Haiti;" und wiewohl Touſſaint l'Ouvertüre ſich das Anſehn gab, als wolle er nicht alle Bande, die ihn an Frankreich knüpften, zerreißen: ſo lag doch ſo viel am Tage, daß er die errungene Freiheit nicht aufopfern und folglich nur in Handelsverhältniſſen mit dem ehemaligen Mutterlande leben wollte. Anders war Bonaparte über dieſen Punkt geſonnen: Haiti, ſo wie alle übrigen Kolonien Weſtindiens, ſollten zu Frankreich in daſſelbe Verhältniß zurücktreten, worin ſie vor der Revolution geſtanden hatten.

Um dies zu bewirken, hatte er, unmittelbar nach dem Abſchluß der Friedens-Präliminarien mit England, Anſtalten zur Wiedereroberung Haiti's getroffen: Anſtalten, bei welchen er von der ſpaniſchen Seemacht unterſtützt war. In ſeinen Abſichten lag Überraſchung. Dieſe wurde jedoch durch Seeſtürme und durch den Umſtand verhindert, daß die Engländer Zeit gewannen, die Haitier zu warnen. Das Unternehmen ſelbſt legte Bonaparte in die Hände eines ſeiner Schwäger, des Generals Leclerc, dem er ein Heer von 22000 Mann anvertraute, von welchen die eine Hälfte ſich der Inſel bemächtigen, die andere nachfolgen ſollte. Die Überfahrt war glücklich; und unterſtützt von geſchickten Untergeneralen, kam Leclerc, nach einigen Gefechten, in den Beſitz der Inſel; hauptſächlich dadurch, daß er Touſſaint l'Ouvertüre für ſich zu gewinnen verſtand. Es konnte jedoch nicht lange ungewiß bleiben, in welcher Abſicht Leclerc nach Haiti gekommen war; und ſobald es ſich um die Wiederherſtellung der Sklaverei handelte, fielen die Häupter der Schwarzen, einer nach dem andern, ab, und es entſtand ein Vertilgungskrieg, der jede Schonung ausſchloß. Eine längere Zeit behielten die Franzoſen das Übergewicht; dann aber kam den Schwarzen das gelbe Fieber zu Hülfe. Touſſaint l'Ouvertüre, der in der Gewalt des franzöſiſchen Obergenerals geblieben war, aber mit den Inſurgenten immer noch in geheimer Verbindung ſtand, wurde unter dieſen Umſtänden ſo gefährlich, daß man ihn an Bord brachte und nach Frankreich verſetzte, wo er, wenige Jahre darauf, im Gefängniß ſtarb. Schwaches Rettungsmittel! Denn das gelbe Fieber hörte nicht auf zu wüthen. Schon waren die Diviſionsgenerale Dugua, Hardy und Debelle, acht Brigade-Generale, 1500 Offiziere, 750 Geſundheitsbeamten und viele Tauſend Soldaten das Opfer dieſer gefährlichen Krankheit geworden, als auch der Obergeneral Leclerc von ihr ergriffen wurde. Er ſtarb in der Nacht vom 1. auf den 2. November 1802, und bei ſeinem Tode

waren von dem nach Haiti verſetzten Heere (das von Einigen auf 34000 Mann angegeben wird) nur noch 9500 übrig, von welchen ſich 7000 in den Hospitälern befanden. General Rochambeau, welcher an Leclercs Stelle den Oberbefehl übernahm, vertheidigte ſich nur noch durch grobes Geſchütz gegen die Inſurgenten, die durch den Beiſtand, den ſie von Jamaika her erhielten, mit jedem Tage mächtiger wurden. Zu den übrigen Leiden geſellte ſich die Hungersnoth. Genöthigt, den Sitz der Regierung von Port-au-Prince nach Cap zu verlegen, kam Rochambeau nur allzu bald dahin, daß er ſich nicht länger vertheidigen konnte; denn zu den Schwarzen, als Feinden, geſellten ſich die Engländer nach dem Bruch des Traktats von Amiens, von welchem ſogleich die Rede ſein wird. Den Franzoſen blieb nun keine andere Wahl, als ſich entweder an die Engländer oder an die Schwarzen zu ergeben. Theilweiſe war dies bereits geſchehen, als Cap auf der Landſeite von 15000 Schwarzen, auf der Seeſeite von einem zahlreichen brittiſchen Geſchwader eingeſchloſſen wurde. Von jetzt an unterhandelte Rochambeau mit Deſſalines, dem Oberhaupt der Schwarzen, und ergab ſich, um nicht der Gefangene eines Sklaven-Generals zu werden, zuletzt, mit allen Schiffen und mit der geſammten weißen Bevölkerung, auf Diskretion an die brittiſche Flotte.

Der Ausgang des Unternehmens gegen St. Domingo bewies, daß alle kriegeriſche Geſchicklichkeit, ihrer Wirkſamkeit nach, an Bedingungen gebunden iſt, welche ſelbſt der überlegenſte Geiſt nicht in ſeine Gewalt bekommen kann. Sofern aber dieſer Ausgang ſich durch Englands Theilnahme an dem Schickſal der Haitier vollendete, ſind wir, wenn nichts dunkel bleiben ſoll, genöthigt, auf den Abſchluß des Traktats von Amiens zurück zu gehen.

Kaum geſchloſſen, war dieſer Traktat für England ein Gegenſtand der Reue und Bekümmerniß; die Urſache dieſer Erſcheinung aber lag bei weitem mehr in den Dingen,

als in den Perſonen. Das jetzt verrufene Merkantil-Syſtem war in den erſten Jahren dieſes Jahrhunderts noch in ſeiner vollen Kraft; und da ein ſehr großer Theil von Englands Eigenthümlichkeit auf dieſem Syſtem beruhete: ſo konnte die brittiſche Regierung nicht gleichgültig dagegen bleiben, daß ſie, hinſichtlich ihrer Handels-Grundſätze, in einem ſo hohen Grade von Frankreich und deſſen Einfluß auf das europäiſche Feſtland abhängig geworden war; ſie mußte ſogar glauben, daß es bei der Fortdauer der Verhältniſſe, worein Frankreich zu Spanien, Italien und Deutſchland getreten war, für immer um das Anſehn geſchehen ſei, womit ſie bisher gewaltet hatte. Mißbilligend, was durch den franzöſiſchen Ober-Konſul in Bezug auf Piemont, auf die Stiftung des Königreichs Hetrurien und auf die Verwandlung der cisalpiniſchen Republik in eine italieniſche geſchehen war, weigerte ſie ſich, vor allen Dingen, jeder Theilnahme an dem Entſchädigungs-Werke, das zu Regensburg betrieben wurde. Dabei ließ ſie die Haupt-Artikel des Traktats von Amiens unvollzogen. Sie räumte alſo weder Malta, noch Ägypten, noch das Vorgebirge der guten Hoffnung. Zu ihrer Entſchuldigung führte ſie an, „daß Frankreich ſich ſeit dem Traktat von Amiens vergrößert habe.“ Hierauf erwiederte die franzöſiſche Regierung: „Warum vollzieht Großbritannien nicht den geſchloſſenen Vertrag?“

Ein Rechtsſtreit dieſer Art kann, wenn die Parteien zugleich Schiedsrichter ſind, ſich immer nur in einen Krieg auflöſen. Die Federn der Tageblattſchreiber leiteten denſelben dadurch ein, daß ſie, unterſtützt von den Zuträgereien der Ausgewanderten, nur Gehäſſiges über den Ober-Konſul verbreiteten. Dieſer, der, bei der Neuheit ſeiner Lage, nicht gleichgültig bleiben konnte gegen Urtheile, wodurch man ſeine Verunglimpfung bezweckte, ließ durch ſeinen Geſandten Otto in einer amtlichen Note darauf antragen: „daß England daſſelbe verbieten ſollte, was in Frankreich

hinſichtlich des gegenſeitigen Vortheils der Völker verboten wäre.“ In derſelben Note wurde angetragen: 1) auf die Entfernung der Ausgewanderten von der Inſel Jerſey; 2) auf die Vertreibung der Biſchöfe von Metz und von St. Paul aus England; 3) auf die Verſetzung Georg Cadudals und ſeiner Anhänger nach Canada, ſo wie auf die Verbannung aller derjenigen Franzoſen in England, welche die Abzeichen der alten Monarchie tragen würden. Unſtreitig ging der Ober-Konſul in dieſen ſeinen Forderungen viel zu weit; denn ſchloſſen dieſe Forderungen nicht eine Abänderung der brittiſchen Verfaſſung über zwei ſo weſentliche Punkte in ſich, wie die Preßfreiheit und die Habeas-Corpus-Akte für England ſind? Das von ihm begangene Verſehen war um ſo tadelnswerther, da es nicht bekannt werden konnte, ohne ihn bei der ganzen engliſchen Nation verhaßt zu machen.

England, anſtatt auf dieſe Vorſchläge einzugehen, ſendete Lord Withworth als Geſandten nach Paris; doch keineswegs in einer friedlichen Abſicht. Die weſentlichſten Artikel des Traktats von Amiens blieben unvollzogen; und indem die Tageblattſchreiber in ihrer Verwegenheit und Erbitterung immer weiter gingen und beſonders den Reichs-Deputations-Receß zum Gegenſtande der Anklage machten, erfolgte von Seiten des franzöſiſchen Amtsblattes ſehr bald die Erwiederung, „daß England bei ſeiner Weigerung, die helvetiſche, italieniſche und liguriſche Republik, ſo wie das Königreich Hetrurien anzuerkennen, durchaus nicht das Recht habe, den Friedensvertrag von Lüneville zu tadeln. Zwiſchen Frankreich und England ſei von nichts weiter die Rede, als von dem Traktat von Amiens. Übrigens werde das franzöſiſche Volk in der Stellung verharren, welche die Athener der Minerva gegeben hätten: den Helm auf dem Haupte, die Lanze vorgeſtreckt.“ Äußerungen dieſer Art mußten im Parliament zur Sprache kommen. Hier nahm Fox, der, während des Sommers, eine Reiſe

nach Frankreich gemacht hatte, ſich der franzöſiſchen Regierung auf eine Weiſe an, die ſo auffallend war, daß er ſich zuletzt wegen jener Reiſe rechtfertigen mußte; doch die Grenvilleſche Partei hatte in dieſer Zeit das Übergewicht, und wenig fehlte daran, daß der Krieg nicht auf der Stelle erklärt wurde.

Seinerſeits ließ Bonaparte kein Mittel unverſucht, England zu entlarven, oder in Schrecken zu ſetzen. Vergeblich wendete er ſich nach Berlin und nach St. Petersburg, um jenen Bund, deſſen Opfer Paul I. geworden war, zu erneuern; ein perſönliches Verhältniß, das ſich inzwiſchen ſeit dem Sommer 1802 zwiſchen Friedrich Wilhelm III. und Alexander I. entwickelt hatte, war die Klippe, woran ſeine Bemühungen ſcheiterten. Auf ſich ſelbſt zurückgebracht, veranſtaltete er, vor allem, durch den Senat eine Aushebung von 100,000 Konſkribirten, um die Küſten Frankreichs gegen etwaige Angriffe zu vertheidigen. Die Unvermeidlichkeit des Krieges lag am Tage; da aber die Kriegserklärung von Seiten Englands noch immer nicht erfolgt war, ſo trieb ihn ſeine Ungeduld zu einer Erklärung gegen den engliſchen Geſandten, den er zu ſich rufen ließ. „Der Friede," ſagte er zu Lord Withworth, „hat nichts bewirkt, als fortdauernde Eiferſucht und Mißtrauen, und mit dem letztern iſt es ſo weit gekommen, daß die Dinge ſich auf einem Punkt befinden, worauf ſie nicht ausdauern können . . . Keine Betrachtung wird mich jemals beſtimmen, darein zu willigen, daß Ihr Alexandrien und Malta behaltet; und hätte ich zwiſchen Beidem zu wählen, ſo würde ich Euch lieber in der Vorſtadt St. Antoine, als im Beſitz von Malta ſehen . . . Jeder Wind, der von England zu uns herüber weht, bringt nur Haß und Erbitterung gegen mich . . . Eine Landung iſt das einzige Angriffsmittel, das mir gegen England zu Gebote ſteht, und ich bin entſchloſſen, mich ſelbſt an die Spitze dieſer Unternehmung zu ſtellen. Wie kann man jedoch glauben, daß ich, nachdem

ich mich auf dieſe Höhe erhoben habe, mein Leben und meinen Ruf auf das Spiel ſetzen werde, wenn mich nicht die äußerſte Nothwendigkeit dazu treibt? Es iſt tauſend gegen eins zu wetten, daß mein Unternehmen nicht gelingen wird; allein ich bin deswegen nicht minder zu einer Landung entſchloſſen, wenn Krieg die Folge der gegenwärtigen Erörterung werden muß. Meine Truppen ſind ſo bereit dazu, daß es keine Mühe koſten würde, die verloren gegangene Armee durch eine andere zu erſetzen . . . Ich hätte mich Ägyptens ſeit einem Monat bemächtigen können, wenn ich 25000 Mann nach Abukir hätte ſenden wollen; allein ich werde es nicht thun, weil Ägypten nicht eines Krieges werth iſt, worin ich mehr verlieren, als gewinnen kann: denn früher oder ſpäter wird Ägypten zu Frankreich gehören, ſei's durch den Zuſammenſturz des türkiſchen Reichs, oder durch einen Vertrag mit der Pforte . . . Mächte, wie Frankreich und England, könnten, wenn ſie ſich verſtänden, die ganze Welt regieren; und eben ſo können ſie durch Mißverſtand und Kampf alles zerrütten . . . Es iſt jetzt dahin gekommen, daß die Frage über Krieg und Frieden entſchieden werden muß. Um Frieden zu behalten, mußte man den Traktat von Amiens erfüllen . . . Ich habe die Algierer nicht gezüchtigt, um keine Eiferſucht zu erregen; allein ich hoffe, daß England, Rußland und Frankreich ſich irgend einmal darüber einigen werden, daß dies Raubneſt zerſtört werden muß . . . Von Piemont und der Schweiz reden, heißt von Kleinigkeiten ſprechen. Außerdem hättet Ihr vorherſehen ſollen, was geſchehen würde, als die Unterhandlung noch im Gange war; jetzt habt Ihr das Recht dazu verloren."

Kaum war dieſe Unterredung des Ober-Konſuls mit Lord Withworth in London bekannt geworden, als der König am 8. März dem Unterhauſe im Parliament durch eine Botſchaft anzeigen ließ: „daß er auf Veranlaſſung der bedeutenden Rüſtungen, welche in den Häfen Frank-

reichs und Hollands gemacht würden, für nöthig erachtet habe, neue Maßregeln für die Sicherheit des Staats zu nehmen, wobei er auf die Bereitwilligkeit der Gemeinen rechne, ihn in einen ſolchen Stand zu ſetzen, daß er das, was die Ehre ſeiner Krone und der Vortheil ſeines Volks erheiſche, mit Nachdruck durchführen könne.“ Dieſe Botſchaft endigte die lange Spannung, worin man ſeit acht Monaten gelebt hatte. Der Krieg war von jetzt an erklärt. Die Matroſenpreſſe nahm ohne Zeitverluſt ihren Anfang; die Admirale reiſeten nach den Kriegshäfen ab; Nelſon übernahm den Oberbefehl im mittelländiſchen Meere; drei Geſchwader gingen unter Sidney Smith, Saumarez und Pellew nach verſchiedenen Richtungen unter Segel.

Das Loos war Bonaparte's Wünſchen gemäß gefallen; denn was dem raſtloſen Thätigkeitstriebe dieſes Mannes am wenigſten entſprach, war ein anhaltender Friedenszuſtand, der immer nur zur Verdunkelung ſeiner glänzendſten Eigenſchaften hinführen konnte. Wenn er gleichwohl die Miene annahm, als ſei er überraſcht worden, ſo lag die Urſache nur in ſeinem Verhältniß zu dem franzöſiſchen Volke, das ſich gewöhnen ſollte, den erblichen Herrſcher in ihm zu ſehen. In einer diplomatiſchen Audienz, welche er bald darauf ertheilte, redete er den engliſchen Geſandten alſo an: „Ihr ſeid zum Kriege entſchloſſen — Ihr wollt den Krieg. Wir haben ihn ſeit 12 Jahren geführt; Ihr wollt, daß er noch 12 Jahre dauern ſoll, und Ihr zwingt mich dazu“ . . . Er wendete ſich hierauf gegen den ruſſiſchen Geſandten, Grafen von Markoff, mit den Worten: „Die Engländer wollen den Krieg; allein wenn ſie den Degen zuerſt ziehen, ſo werde ich der letzte ſein, der ihn in die Scheide ſteckt. Sie achten keine Verträge; man muß dieſe alſo künftig mit ſchwarzem Flor bedecken.“ Zurückgewendet zu Lord Withworth, endigte er auf folgende Weiſe: „Ihr wollt Euch ſchlagen; auch ich werde mich ſchlagen. Tödten könnt Ihr Frankreich, aber Ihr könnt es nicht in Furcht

ſetzen. Wehe denen, die keine Verträge ehren! Sie werden ſich verantwortlich machen für ganz Europa!"

Was von jetzt an noch zwiſchen Herrn von Talleyrand und Lord Withworth verhandelt wurde, blieb um ſo mehr ohne Erfolg, weil der Krieg auf beiden Seiten gleich ſehr Bedürfniß war. Lord Withworth reiſete ab. Die Engländer begannen die franzöſiſchen Schiffe zu nehmen, die ihnen in den Wurf kamen; der Ober-Konſul erklärte alle in Frankreich befindlichen Engländer von 18 bis 20 Jahren für Kriegsgefangene, indem er zugleich Anſtalten zur Beſetzung des Kurfürſtenthums Hannover traf. —

Funfzehntes Kapitel.

Eroberung des Kurfürſtenthums Hannover. — Wiederholte Beſetzung des Königreichs Neapel, ſo wie auch Hollands. — Vervollſtändigte Landungsanſtalten. — Schöpfung eines bürgerlichen Geſetzbuches. — Vereitelte Verſchwörung gegen das Leben des Erſten Konſuls. — Hinrichtung des Herzogs von Enghien. — Ende des Verſchwörungs-Prozeſſes. — Federkrieg mit der brittiſchen Regierung.

Die Eroberung des Kurfürſtenthums Hannover war mit keinen weſentlichen Schwierigkeiten verbunden. Zwar forderte Georg III., König von England, ſeine deutſchen Unterthanen ſogar unter Androhungen auf, das Äußerſte des Widerſtandes zu entwickeln; allein dieſe waren allzu beſonnen, um ſich in einen Kampf einzulaſſen, dem ſie ſich nicht gewachſen fühlten. Von Seiten des deutſchen Reichs war um ſo weniger an irgend einen Beiſtand zu denken, da das Entſchädigungswerk erſt ſeit wenig Monaten beendigt war, die vornehmſten Reichsfürſten alſo mit der Beſitznehmung und Organiſation der ihnen zugefallenen Entſchädigungen beſchäftigt waren. Obwohl nun Georg III. den Herzog von Cambridge nach Hannover ſendete, um ſich an die Spitze der Landesvertheidigung zu ſtellen, ſo war doch der Zug des franzöſiſchen Generals Mortier von

der Grenze Hollands nach dem Kurfürſtenthum nichts mehr und nichts weniger, als ein bloßer Spaziergang. Angelangt an der hannöverſchen Grenze, machte dieſer General in einer Proklamation bekannt, „daß Frankreich ſich des Kurfürſtenthums Hannover bemächtige, weil England Malta nicht herausgeben wollte.“ Was dieſer Grund auch werth ſein mochte: die hannöverſche Regierung blieb bei dem Umſtande ſtehen, daß ſie mit einem überlegenen Feinde zu thun hatte, der ſchon am 2. Juni den Brückenkopf von Nienburg an der Weſer bedrohete; denn hinter dieſen Strom hatten ſich die hannöverſchen Truppen, nach einem leichten Gefecht bei Borſten, zurückgezogen. Mortier verwarf alle die Vorſchläge, wodurch man ein Abkommen mit ihm treffen zu können wähnte, indem er auf die Überlieferung aller Feſtungen drang. Seit dem 3. Juni auf den Beſitz des Lauenburgiſchen beſchränkt, ſchloß der General Graf Wallmoden eine Convention, wodurch die Franzoſen in den Beſitz des Kurfürſtenthums kamen; dies war die Convention von Suhlingen .... Georg III. ratifizirte zwar dieſelbe nicht; allein die hannöverſche Heeresmacht wurde deshalb nicht minder aufgelöſet. Die Schonung, womit man dabei zu Werke ging, bewies, daß man jeder Erbitterung vorbeugen wollte, um deſto ungeſtörter in dem Beſitz des Landes zu bleiben: die Waffen wurden durch die Offiziere der Civil-Obrigkeit überliefert und der gemeine Soldat behielt ſeinen Sold für das laufende Jahr unter der Bedingung, daß er während des Krieges keine Dienſte nehmen wolle. Der Herzog von Cambridge war, als dieſe Übereinkunft getroffen wurde, bereits nach England zurückgegangen.

In dem kurzen Zeitraum vom 26. Mai bis zum 5. Juli war dieſer Feldzug beendigt worden. Hierdurch nun wurden die Vortheile, welche Frankreich von dieſer raſchen Beendigung zog, nur um ſo größer. Vier tauſend Pferde und fünf hundert Kanonen konnten als Kriegsbeute be-

trachtet werden. Dazu aber kamen vier Millionen Thaler jährlicher Einkünfte und der vortheilhafte Nebenumſtand, daß Frankreich in dem Herzen Deutſchlands ein Heer hatte, das jede Richtung nehmen konnte . . . .

In der Eroberung des Kurfürſtenthums Hannover hatte Bonaparte einen Erſatz (ja noch mehr als einen ſolchen) für die Verluſte gefunden, welche Englands Seemacht dem franzöſiſchen Handel unmittelbar nach dem Wiederausbruch des Krieges zugefügt haben mochte. Doch nicht zufrieden mit dieſem Erſatz, dachte der Erſte Konſul nur auf Mittel, ſeinem Feinde in jeder möglichen Beziehung zu ſchaden. Ohne Zeitverluſt wurde mit Spanien ein Vertrag geſchloſſen, nach welchem dieſe Macht ſich vorläufig zu einer Geldhülfe von 77,000,000 Franken jährlich bequemte; die Wiederbeſetzung des Königreichs Neapel durch franzöſiſche Waffen ſchien aber um ſo mehr gerechtfertigt, weil die franzöſiſchen Häfen, von einem Augenblick zum andern, von der brittiſchen Seemacht, welche unter der Leitung des Lords Cornwallis im mittelländiſchen Meere ſchwamm, heimgeſucht werden konnten. Gouvion St. Cyr beſetzte alſo, ſchon von der Mitte des Mai an, die italieniſchen Seeſtädte Peſchiera, Otranto, Tarent u. ſ. w. Wenn die Mark Ancona verſchont blieb, ſo geſchah dies nur, weil der Erſte Konſul den römiſchen Hof zu anderen Zwecken zu benutzen gedachte. Tarent dagegen wurde, wie Vliesſingen, ein militäriſches Zeughaus, ein großer befeſtigter Hafen, ohne daß der neapolitaniſche Hof irgend einen Einſpruch einlegte. Überhaupt behandelte Bonaparte, ſeitdem er den Titel eines Präſidenten der italieniſchen Republik angenommen hatte, ganz Italien als ein Gebiet, worin er volle Souveränetät ausüben dürfe. Das neue Königreich Hetrurien blieb dabei nicht verſchont; Livorno, wo man alle zurückgebliebenen Engländer verhaftete, wurde alſo in Belagerungszuſtand geſetzt, während Piombino mit Frankreich vereinigt, Porto-Longone und Porto-Ferrayo

befeſtigt und Aleſſandria zu dem vornehmſten Waffenplatz Italiens erhoben wurde.

Mit gleicher Rückſichtsloſigkeit verfuhr Bonaparte gegen die bataviſche Republik. Obgleich die Unabhängigkeit dieſes Staats im Lüneviller Friedensvertrage anerkannt war, ſo mußte er ſich doch die Behandlung einer Provinz gefallen laſſen. Von Vlieſſingen bis zum Texel wurden die Küſten Hollands mit Batterien und Schanzen bedeckt; und während der franzöſiſche General Victor an die Spitze der mit den Heeren Frankreichs vereinigten bataviſchen Truppen trat und die Mündungen der Maas und der Schelde vertheidigte, wurde die Inſel Walchern zu einem beſondern Kommando erhoben, das General Monnet verwaltete.

Nie war Ähnliches erlebt worden. Das Anſehn eines Mannes, der in tiefer Unterordnung unter dem, was in anderen Ländern Gehorſam und Achtung erzwungen hatte, den Titel eines Erſten Konſuls führte, verſchloß den Engländern die Küſten auf der langen Strecke von den Elbmündungen bis zum Hafen von Tarent. War nun gleich nicht aller Verkehr durch dies Verfahren unterdrückt, ſo war er doch erſchwert und vertheuert. Der von Bonaparte verfolgte Gedanke konnte kein anderer ſein, als die Laſt des Krieges, den er mit England zu führen hatte, dem ganzen europäiſchen Feſtlande zuzuwälzen, damit Frankreich weniger leiden möchte; doch, welche Verbindlichkeiten er hierdurch auch den Franzoſen auflegen mochte, ſo gab es doch kein Mittel, dem Haſſe zu entrinnen, den die übrigen, in ihren Beſtrebungen durch ihn gehemmten Völker ihm zuwendeten.

Was dieſem Haſſe für den Augenblick ſeine Stärke nahm, war die Vorausſetzung, daß wirklich eine Landung in England werde unternommen werden; man wünſchte ſie, um die bevorſtehende Kriſis ſchneller zu beſtehen, und man glaubte daran, weil der Augenſchein dafür ſprach. In allen Häfen des Oceans von Cherbourg bis zum Texel

herrſchte eine ungemeine Thätigkeit in Ausrüſtung von Kanonenböten; und da der Hafen von Boulogne nicht geräumig genug war, um die ganze Flotte zu faſſen, ſo wurden auch die Häfen von Etaples, Vimereux und Ambleteuſe erweitert. Bonaparte ſelbſt erſchien einmal über das andere an der Küſte, um Anordnungen zu treffen, welche auf eine nahe Landung hindeuteten. Das wider England beſtimmte Heer wurde von ihm in ſechs große Abtheilungen gebracht, von welchen drei in Holland, die übrigen bei Compiegne, St. Malo und Bayonne freilagerten. Der General Marmont erhielt den Oberbefehl über das Geſchütz; der General Faultrier wurde zum General-Direktor der Parks ernannt und der Kriegsminiſter Berthier fügte zu ſeinen übrigen Verrichtungen die eines General-Majors hinzu. Im September erſchien General Soult zu Boulogne, um ſich an die Spitze des Lagers bei St. Omer zu ſtellen; General Davouſt übernahm den Oberbefehl über das Lager bei Gent, und General Ney, welcher im Laufe des Sommers die Schweiz zur Stellung von 16000 Mann bewogen hatte, den über das Lager von Compiegne. Noch mehr: während General Augereau zu Bayonne ein gegen Portugal beſtimmtes Heer ſammelte, erſchien General Pino in Frankreich an der Spitze italieniſcher Truppen, welche die Gefahr der Landung theilen ſollten.

Der Glaube, daß Bonaparte wirklich eine Landung in England beabſichtige, wurde nicht wenig dadurch verſtärkt, daß man die engliſche Regierung die ernſthafteſten Anſtalten zur Abwendung derſelben treffen ſah. Auf die Warnungen des Oberſten Crawfurd, welcher nicht aufhörte, im Parliament zu behaupten, „der Zweck des Feindes ſei, auf London loszugehen, um mit der Hauptſtadt das ganze Reich zu unterjochen," wurden die Geſetze der Angelſachſen und ein Statut Heinrichs III. wieder ins Leben gerufen; durch beides bezweckte man einen allgemeinen Aufſtand. Zugleich dekretirte man die Bildung einer Nachhut. Die

Vaterlandsliebe des Kaufmannsſtandes ließ es nicht an beträchtlichen Summen zur Belohnung des Eifers der Staatsvertheidiger fehlen. Auf der Küſte wurden Lagerplätze angeordnet, und der Herzog von York ſah ſich zum Generaliſſimus des allgemeinen Aufſtandes ernannt, ſobald dies Geſetz die königliche Beſtätigung erhalten haben würde. Eine Kette von Fregatten, welche durch ungeheure Eiſenſtangen zuſammengehalten wurden, verſchloß die Einfahrt des Themſe-Stroms. Noch auffallender aber offenbarte ſich die Furcht vor einer Landung in den Bewegungen der Kriegsſchiffe. Nicht weniger als 734 Segel ſchwärmten in den nordiſchen Meeren, und 7 Flotten blokirten ſämmtliche Häfen und Flußmündungen von dem Sund bis zu den Dardanellen. Beſchoſſen wurden zwar die Seeſtädte Granville, Dieppe, Fecamp, St. Valery, Boulogne und Calais; doch ohne ſonderlichen Erfolg. Vergeblich waren dabei alle Verſuche, welche gemacht wurden, die Vereinigung der Kanonenböte zu verhindern.

Was der Erſte Konſul auch mit ſeinen Landungsanſtalten beabſichtigen mochte: dieſe beſchäftigten ihn bei weitem nicht ſo ausſchließend, daß er nicht Zeit zu anderen Schöpfungen übrig behalten hätte. Am meiſten lag ihm daran, Frankreich mit einem bürgerlichen Geſetzbuche zu beſchenken, das ſeinen Namen verewigen ſollte, indem es zugleich den Franzoſen bewieſe, wie wahrhaft Wohlthätiges nur dadurch möglich wird, daß eine große Autorität darüber waltet. Schon ſeit dem Abſchluß des Concordats hatte er eine Kommiſſion ernannt, die ſich mit dem Entwurf zu einem bürgerlichen Geſetzbuche beſchäftigen ſollte; ſie beſtand aus den Staatsräthen Tronchet, Portalis, Merlin von Douai und anderen erfahrenen Männern, unter dem Vorſitze des zweiten Konſuls Cambaceres. Die Erörterungen wurden von dem Staatsrathe in pleno angeſtellt, der ſich zu dieſem Endzweck wöchentlich dreimal verſammelte. Seine Sitzungen dauerten in der Regel von 2 bis 6 Uhr

Nachmittags, nicht ſelten ſogar bis um 8 Uhr Abends. Bonaparte verſäumte keine dieſer Sitzungen, und ſo innig war der Antheil, den er an den Erörterungen nahm, daß man Urſache hatte, über die Richtigkeit und Feinheit ſeiner Einwendungen zu erſtaunen. Als die Abfaſſung des Geſetzbuches vollendet war und das Tribunat zunächſt über die Annahme deſſelben zu entſcheiden hatte, wurde zuerſt offenbar, daß dieſe Körperſchaft dem Anſehn der Regierung ſchade; denn die Schwierigkeiten, welche ſie erhob, waren auf der einen Seite ſo kindiſch und auf der andern ſo erbitternd, daß der Erſte Konſul ſich genöthigt ſah, den Entwurf zurück zu nehmen, damit er nicht allzu ſtarke Verſtümmelungen erfahren möchte. Das Tribunat jetzt ſchon aufzuheben, hielt er zwar nicht für rathſam; allein, indem er es durch Anſtellungen im Staatsdienſt verdünnte und zugleich für beſſere Wahlen in Beziehung auf den geſetzgebenden Körper ſorgte, brachte er es leicht dahin, daß ſein Geſetzbuch angenommen wurde. Es erhielt die Benennung Code Napoleon.

Die Allgegenwart, welche er durch daſſelbe gewonnen hatte, wurde nicht wenig verſtärkt durch eine Menge anderer Einrichtungen, welche nur als Wohlthaten angeſchaut werden konnten. Dahin gehörte: die Unterdrückung der kleinen Lotterien, die Einführung von Kunſtausſtellungen in allen Departements, die Aufhebung der von den General-Einnehmern verübten Bedrückungen, die Anlegung von Kanälen und Straßen. Nie hatte ein erblicher König für Frankreich in ſo kurzer Zeit noch mehr gethan, und nie hatte ein Bourbon auf dem franzöſiſchen Thron mehr Vertrauen in die Franzoſen geſetzt. Bonaparte bewies das letztere beſonders dadurch, daß er das Polizei-Miniſterium mit dem der Juſtiz vereinigte und dem Großrichter Reignier für alles, was die öffentliche Sicherheit betraf, den Staatsrath Real zum Gehülfen gab. Wie die Sachen im Allgemeinen ſtanden, konnte dies mit der größten Zuverläſſigkeit

geſchehen; die Franzoſen waren des Krieges und der Zwietracht müde; jeder ſehnte ſich nach Ruhe, um erlittene Verluſte wieder einzubringen; niemand dachte daran, einen Zuſtand zu unterbrechen, der durch die Zuſammenengung der öffentlichen Gewalt in der Perſon Bonaparte's vergleichungsweiſe beneidenswerth geworden war.

Neue Stürme konnten alſo nur von außen her kommen. Sie hatten Vorboten, welche die Geſchichte nicht mit Stillſchweigen übergehen darf. Um die Mitte des Januars 1804 hatte man zu London darauf gewettet, daß der Erſte Konſul den April nicht erleben werde. Der Herausgeber des Courier de Londres hatte die Frechheit, Bonaparte'n ein altes Pamphlet zu dediziren, das den Titel führte: Tödten und Morden iſt zweierlei; dies Pamphlet hatte, ſeiner Verſicherung zufolge, Cromwell'n das Leben gekoſtet. Ein Wiener Handelshaus ſchrieb einem Pariſer Bankier Folgendes: „Hier, wie in Paris, iſt der Winter milde; allein man fürchtet den Ausgang des Februar. Wohlunterrichtete Perſonen behaupten, daß Sie ein Erdbeben erfahren werden. Haben Sie Operationen vor, ſo halten Sie dieſe Nachricht für gewiß. Ich darf mich nicht näher erklären.“ Dies waren die Vorboten. Was aber war die Urſache aller dieſer Vorzeichen? Bonaparte's ganzes Verfahren kündigte nichts ſicherer an, als daß es ihm gar nicht in den Sinn komme, den Bourbons Platz zu machen. Indem er nun als Erſter Konſul auf Lebenszeit um das Jahr 1804 nur 34 Jahre zählte, wie hätten die leidenſchaftlichen Anhänger des vertriebenen Herrſchergeſchlechts nicht auf den Gedanken gerathen ſollen, ſeinem Leben auf eine gewaltſame Weiſe ein Ende zu machen? Der Vortheil der Bourbons verſchlang ſich dadurch aufs Innigſte mit dem Vortheile Englands, daß dieſem eine Perſönlichkeit, wie die des erſten Konſuls, allzu gefährlich war, als daß es nicht hätte den Wunſch hegen ſollen, ihrer entledigt zu werden. Eine Verſchwörung gegen Bonaparte'n,

in London verabredet und von engliſchem Gelde unterſtützt, war alſo etwas, das den Umſtänden, worin ſich Europa, vorzüglich aber England, befand, nur allzu gut entſprach.

Nicht weniger als 50 an der Zahl waren die Verſchwörer in der Hauptſtadt Frankreichs, ehe die Polizei von ihrer Abſicht unterrichtet war. Die erſte Entdeckung wurde auf folgende Weiſe gemacht.

Man war drei Banditen auf die Spur gekommen und zwei derſelben waren bereits erſchoſſen worden, als der dritte, Querelle genannt, die wichtigſten Eröffnungen verſprach, wenn man ihm das Leben ſchenken wollte. Indem nun die Regierung ſein Anerbieten annahm, erfuhr ſie, daß zwei Generale, von welchen der eine ehemals der Umwälzung gedient, der andere ſie ſein ganzes Leben hindurch bekämpft hatte, kurz, daß Pichegru und George Cadoudal ſich mit vielen anderen Verſchworenen in Paris aufhielten, daß die Ermordung des Erſten Konſuls das Ziel ihrer Beſtrebungen ausmache und daß General Moreau um das Geheimniß wiſſe. Je mehr aber Querelle's Ausſage zu anderweitigen Anzeigen paßte, deſto raſcher ſchritt die Polizei-Behörde zu Verhaftungen. Die des Generals Moreau war mit den wenigſten Schwierigkeiten verbunden: ſie erfolgte den 20. Februar auf der Brücke zu Charanton in dem Augenblick, wo der General ſich nach ſeinem Landgute begeben wollte. Pichegru, von ſeinem Wirth verrathen und auf ſeinem nächtlichen Lager überfallen, ergab ſich nicht eher, als bis ſeine Kräfte erſchöpft waren; dies geſchah den 28. Februar, an welchem Tage ein Senatus-Konſult das Verfahren durch Geſchworene auf 2 Jahre aufhob und die Straf-Tribunale mit Erkenntniß über Hochverrath und Mordverſuche gegen das Leben des Erſten Konſuls bekleidete. George Cadoudal wurde den 8. März nach einem heftigen Widerſtande, der zwei Polizei-Agenten das Leben koſtete, auf dem Odeums-Platze ergriffen, als er ſich eben mit einem Begleiter auf einem Cabriolet aus

der Hauptſtadt entfernen wollte. Die Verhaftung der übrigen war mit keinen merkwürdigen Umſtänden verbunden. Zu ihnen gehörten: Armand und Jules Polignac, Söhne des ehemaligen Herzogs von Polignac, der an Ludwigs XVI. Hofe eine ſo bedeutende Rolle geſpielt hatte; de Riviere, Adjutant und Vertrauter des Grafen von Artois; Louis Ducorps, Kapitän in dem aufgelöſeten Heere des Prätendenten; Lajolais, ehemaliger General und treuer Freund Pichegru's; mehrere Chouans, welche George Cadoudal gefolgt waren u. ſ. w.

Die politiſchen Grundſätze dieſer Perſonen, ihr gewöhnlicher Aufenthalt in London, ihr auffallendes Zuſammentreffen in Paris zu einer Zeit, wo Frankreich und England in einem Kampf um politiſche Freiheit begriffen waren, die bedeutenden Geldmittel, welche ſie mitgebracht hatten, endlich die Verborgenheit, worin ſie lebten: dies alles zuſammengenommen geſtattete keinen Zweifel über ihre wahren Abſichten. Aus den mit ihnen angeſtellten Verhören und Confrontationen ging hervor, daß ſie in drei Abtheilungen zwiſchen Dieppe und Treport den franzöſiſchen Boden betreten hatten und von George Cadoudal nach der Hauptſtadt geführt waren. Nur in Beziehung auf ihren Endzweck waren ihre Ausſagen verſchieden. George Cadoudal, der als Mörder ſein Leben verwirkt hatte, trug kein Bedenken, einzugeſtehen, daß er nach Frankreich gekommen ſei, um das Leben des Erſten Konſuls anzugreifen; und auf die Frage, welcher Mittel er ſich dazu habe bedienen wollen, war ſeine entſchloſſene Antwort: „offener Gewalt, ſobald der von ihm erwartete franzöſiſche Prinz in Frankreich würde angelangt geweſen ſein.“ Zurückhaltender erklärte ſich Pichegru; doch machte er aus ſeinem Haß wider den Erſten Konſul kein Geheimniß. Über ſein Verhältniß zu Moreau ſuchte er allen Geſtändniſſen dadurch auszuweichen, daß er ſagte: „es ſei weltkundig, wie viel Urſache er habe, mit dem Verfahren dieſes Generals

unzufrieden zu ſein.“ In dieſen Ausſagen und Erklärungen blieb er ſich gleich, ſelbſt nachdem Moreau eingeſtanden hatte, daß er Zuſammenkünfte mit ihm gehabt habe. Den Kränkungen wiederholter Confrontationen und der Schmach einer öffentlichen Hinrichtung, die ſich auf keinem andern Wege vermeiden ließ, zu entgehen, entleibte er ſich mitten im Laufe der Verhöre. Am Morgen des 6. April fand man ihn todt auf ſeinem Lager. Der gewöhnlichen Werkzeuge des Selbſtmordes beraubt, hatte er ſeine Entleibung dadurch zu Stande gebracht, daß er, mit Hülfe eines dem Einheizer entwendeten Stäbchens, ſeine Halsbinde ſo lange zuſammengedreht hatte, bis Bewußtloſigkeit und Schlagfluß erfolgt waren. Wundärzte beſtätigten die Möglichkeit dieſer Todesart bei einer ſo ſtarken Vollblütigkeit, als Pichegru'n eigen geweſen war; und dieſe Beſtätigung verdient um ſo mehr Glauben zu finden, da für die Regierung Frankreichs auch nicht der kleinſte Grund vorhanden war, Pichegru'n einer öffentlichen Hinrichtung oder jeder andern über ihn verhängten Strafe zu entziehen. Moreau's Fall war beſonderer Art. Man hatte ihn für die Wiederherſtellung der Bourbons zu gewinnen geſucht, und daraus waren die Zuſammenkünfte mit ihm entſtanden. Nun war er zwar ſeit dem Frieden von Lüneville mit Bonaparte'n zerfallen, deſſen Maßregeln er bei mehr als einer Gelegenheit getadelt hatte; doch die Hand zur Zurückführung des alten Herrſcherſtammes zu bieten, war er viel zu ſehr ein Kind der Umwälzung. Die Verſchworenen ſelbſt hatten ſich von ihm auf den Verdacht getrennt, daß auch er des Ehrgeizes fähig ſei, und George Cadoudal war aus der letzten Zuſammenkunft mit den Worten geſchieden: „Wenn für einen Blauen nur ein anderer Blauer eintreten ſoll, iſt es beſſer, den vorhandenen zu behalten.“ *) Die Ver-

*) So nannten ſeit dem Jahre 1793 die Royaliſten in der Vendee und in der Bretagne jene republikaniſchen Soldaten, mit welchen ſie zu kämpfen hatten.

legenheit, in welche er gebracht war, zu beendigen, richtete Moreau von ſeinem Gefängniß aus ein Schreiben an den Erſten Konſul, worin er ſagte, „daß, wenn man ihm unterlaſſene Angeberei nicht zum Verbrechen machen wollte, man werde eingeſtehen müſſen, gewagte Schlüſſe aus Schritten und Handlungen gezogen zu haben, welche unvorſichtig geweſen ſein möchten, ihrer Abſicht nach aber nichts weniger als ſtrafbar geweſen wären; auch zweifle er nicht, daß, wenn der Erſte Konſul Aufſchlüſſe von ihm verlangt hätte, er ſich nicht in der Nothwendigkeit befinden würde, vor den Tribunalen zu erklären, daß er kein Verſchwörer ſei.“ Dies Schreiben konnte die damit verbundene Abſicht um ſo weniger verfehlen, weil für den ſchärfern Blick daraus hervorging, daß Moreau mit aller Feindſchaft, die ſich in ihm gegen Bonaparte'n nach und nach entwickelt hatte, der Retter des Erſten Konſuls durch die Zögerungen geworden war, die er durch ſeine abweichenden Anſichten in die Ausführung des Mordplans gebracht hatte. Bonaparte gab das erhaltene Schreiben zu den Akten; die Unterſuchung wurde fortgeſetzt, und eine beſondere Verkettung der Dinge brachte es mit ſich, daß der Herzog von Enghien in jene verflochten wurde.

Aus den mit George Cadoudals Leuten angeſtellten Verhören war hervorgegangen, daß, alle zehn bis zwölf Tage, ſich in der Wohnung ihres Gebieters ein Herr eingefunden hatte, deſſen Name ihnen unbekannt geblieben war, den ſie aber für einen ſehr vornehmen Mann hatten halten müſſen, weil George Cadoudal ihm immer bis an die Thüre entgegen gegangen war und weil die Herren von Polignac und von Riviere nie gewagt hatten, ſich in ſeiner Gegenwart niederzulaſſen. Dieſer Herr war kein Anderer, als General Pichegru. Die Beſchreibung, welche jene von dem ihnen Unbekannten machten, beſchränkte ſich darauf, daß er kahlen Scheitel, blondes Haar, mittelmäßigen Wuchs und gewöhnliche Fülle habe und etwa 35

bis 36 Jahr alt ſein könne: Angaben, welche in eine um ſo größere Spannung ſetzten, weil man ſich nicht vorſtellen konnte, daß George Cadoudal, wenn ihm die Ermordung des Erſten Konſuls gelungen wäre, alles würde dem Zufall der Ereigniſſe überlaſſen haben. Wer konnte alſo die geheimnißvolle Perſon anders ſein, als einer von den jüngeren Prinzen des Hauſes Bourbon? Die Frage war nur, „welcher?“ Da die Beſchreibung nicht zu dem Herzog von Berry paßte, der Herzog von Angouleme aber bei ſeinem Oheim, dem Prätendenten, in Warſchau lebte: ſo fiel aller Verdacht auf den Herzog von Enghien, welcher, ſeit dem Frieden von Lüneville, ſeinen Wohnſitz zu Ettenheim im Badenſchen aufgeſchlagen hatte. Man rechnete nach, und fand, daß die Entfernung von Ettenheim bis Paris nicht ſo groß ſei, daß ſich nicht alle zehn bis zwölf Tage Beſuche in der Hauptſtadt Frankreichs abſtatten ließen. Um hierüber zur Gewißheit zu gelangen, wurde der Aufſeher der Gensd'armerie nach Ettenheim geſendet, wo er nähere Erkundigungen über die Lebensweiſe des verdächtig gewordenen Prinzen einziehen ſollte. Die Nachricht, die er zurückbrachte, war, daß dieſer Prinz häufig abweſend ſei, und faſt jede Woche das Schauſpiel zu Strasburg beſuche. Bonaparte fand, „daß dies ein wenig zu keck ſei;“ doch beſchloß er die Aufhebung des Herzogs von Enghien nicht, ohne mit dem zweiten Konſul Cambaceres, mit dem Großrichter und mit dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten Rath gepflogen zu haben. Von dieſen war Cambaceres der Einzige, welcher ſich einer gewaltſamen Aufhebung des Prinzen widerſetzte, indem er in Vorſchlag brachte, daß man ihn lieber auf das franzöſiſche Gebiet locken möchte, um nicht das Völkerrecht zu verletzen. Hinaus über eine ſolche Betrachtung, verordnete der Erſte Konſul, was ihm in dieſer Angelegenheit nöthig ſchien; und demgemäß wurde der Herzog von Enghien am 15. März zu Ettenheim von dem Oberſten der Grenadiere zu

Pferde um 5 Uhr Morgens überfallen, gefangen genommen und nach Strasburg geführt. Der Miniſter Talleyrand rechtfertigte dies Verfahren in einem Schreiben an den Badenſchen Miniſter von Edelsheim, „als nothwendig zur Beſtrafung eines Verbrechens, welches, ſeinem Weſen nach, diejenigen aus dem Völkerrecht verſtoße, welche daran auf eine unverkennbare Weiſe Theil genommen.“

Der Herzog von Enghien blieb zwei Tage auf der Citadelle zu Strasburg. Den 18. März wurde er, auf die Ankunft eines Eilboten, durch die Schnellpoſt nach Paris verſetzt, wo er den 20. um 9 Uhr Abends vor dem Schloß Vincennes anlangte. Hier erwartete ihn eine Militär-Kommiſſion, welche aus einem Brigade-General, fünf Oberſten und zwei Kapitänen beſtand. Die Anklage, womit ihn dieſe empfing, lautete, wie folgt: „er habe die Waffen gegen die franzöſiſche Republik geführt, der engliſchen Regierung ſeine Dienſte angeboten, die Agenten dieſer Regierung bei ſich aufgenommen und ihnen Mittel verſchafft, Einverſtändniſſe im Innern Frankreichs zu unterhalten; er habe ſich ferner an die Spitze eines an der Grenze von Frankreich in den Ländern von Freiburg und Baden zuſammengebrachten Inſurgentenhaufens und anderer im Solde Englands ſtehender Perſonen geſtellt und in der Feſtung Strasburg Einverſtändniſſe unterhalten, um die benachbarten Departements in Aufruhr zu ſetzen; er ſei endlich ein Begünſtiger und Theilnehmer der von den Engländern gegen das Leben des Erſten Konſuls angezettelten Verſchwörung geweſen.“ Über dieſe Punkte zur Verantwortung gezogen, erwiederte der Herzog: „er habe immer die Vorhut des Heeres ſeines Großvaters (des Prinzen Condé) geführt; er habe, zu ſeinem Lebensunterhalt, nur monatlich 125 Guineen, die er von England erhalte; er habe Pichegru nie gekannt und ſchätze ſich deshalb glücklich, vorausgeſetzt, daß das, was man über ihn ausgeſagt habe, wahr ſei.“ Wegen des ihm gemachten Vorwurfs einer

Theilnahme an den Complotten gegen das Leben des Erſten Konſuls berief ſich der Herzog auf ſeine Geburt. Zugleich verlangte er, Bonaparten zu ſprechen; ſeine Worte waren: „mein Name, mein Rang, meine Denkart und die abſcheuliche Lage, worin ich mich befinde, laſſen mich hoffen, daß er mir dieſe Bitte nicht verſagen werde.“ So viel Nachgiebigkeit lag jedoch nicht in dem Auftrage ſeiner Richter. Wiewohl nichts wider ihn erwieſen war, ſo wurde doch das Todesurtheil über ihn ausgeſprochen und unmittelbar darauf Morgens um 6 Uhr in dem Schloßgraben vollzogen.

Unfehlbar war es ein Mord, was an dem Herzog von Enghien verübt wurde; doch würde man Unrecht haben, wenn man den Erſten Konſul davon frei ſprechen und die Schuld, wie es geſchehen iſt, auf diejenigen abwälzen wollte, die (ſo hat man ſich darüber ausgedrückt) ihren Vortheil dabei gefunden, ihn zu einer Frevelthat fortzureißen, damit ſie nicht die einzigen Verbrecher bleiben möchten. Wozu einen Mann entſchuldigen wollen, der in ſeinem Teſtamente ſagt: „Ich habe den Herzog von Enghien verhaften und verurtheilen laſſen, weil dies nothwendig war für die Sicherheit, den Vortheil und die Ehre des franzöſiſchen Volks?“ Überzeugt, daß George Cadoudal und Pichegru nur die Werkzeuge der Bourbons und der Engländer wären, hielt er es nicht für Unrecht, künftigen Verſchwörungen gegen ſein Leben dadurch zuvor zu kommen, daß er den Bourbons zeigte, wie viel Gefahr für ſie ſelbſt mit ſolchen Verſchwörungen verbunden ſei; und indem dies ſein Hauptbeweggrund war, konnte er, wie es wirklich geſchehen iſt, in demſelben Teſtament hinzufügen: „unter gleichen Umſtänden würde ich eben ſo handeln; der Tod des Herzogs von Enghien fällt denen zur Laſt, die von London aus Mordplane gegen den Erſten Konſul leiteten und den Herzog von Berry über Beville, den Herzog von Enghien über Strasburg nach Frankreich bringen wollten.“

Der Prozeß gegen die der Verſchwörung Beſchuldigten dauerte ununterbrochen bis in den Juni; und über die Berathung der Richter zur Bildung eines Urtheils verſtrichen nicht weniger als zwanzig Stunden. Am 9. Juni Morgens traten ſie in den Audienz-Saal zurück, wo der Präſident die Angeklagten, in Gegenwart einer unermeßlichen Menge von Zuſchauern, mit dem Ergebniß der richterlichen Berathung bekannt machte. Als der Verſchwörung überführt, wurden zum Tode verurtheilt: George Cadoudal, Bouvet de Lozier, Rouzilion, Rochelle, Ducorps, Coſter St. Victor, Deville, Picot, Armand Polignac, Joyau de Villeneuve, Burban, Lemercier, Gaillard, Cadoudal, Morille, Charles d'Hozier, Lelan, Lajolais und de Riviere; als der Verſchwörung nicht überführt, wurden zu zweijähriger Verhaftung verurtheilt: Jules Polignac, Lheridan, Moreau, Rolland und das Mädchen Hizay; alle übrigen wurden frei geſprochen und bloß unter polizeiliche Aufſicht geſtellt.

Ehe das Caſſations-Gericht ſeinen Ausſpruch that, begnadigte Bonaparte (der inzwiſchen den Kaiſertitel angenommen hatte) Armand Polignac, Lajolais, Bouvet de Lozier, Gaillard, Ducorps, Rouzilion und de Riviere auf die Fürbitte ihrer Verwandten oder Freunde. Moreau erhielt die Erlaubniß, ſich in die nordamerikaniſchen Freiſtaaten zu begeben, wohin er, ſeinen Weg über Spanien nehmend, ſchon am 22. Juni abreiſete. Die Nichtbegnadigten wurden in der Nacht vom 24. auf den 25. Juni in die Conciergerie gebracht. Hier machte man ſie mit der Beſtätigung der über ſie gefällten Urtheile durch das Caſſations-Tribunal bekannt. Sie erhielten die Beichtväter, um welche ſie baten und ihre Hinrichtung erfolgte am nächſten Vormittage durch die Guillotine auf dem Greveplatz.

So endigte ſich dieſe Verſchwörung, milder beſtraft, als man es erwartet hatte.

Inzwiſchen hatte die Hinrichtung des Herzogs von Enghien ganz Europa erſchüttert. Während die franzöſiſchen

Ausgewanderten zu London dieſem unglücklichen Prinzen feierliche Exequien hielten, legten mehrere Höfe Trauer um ihn an; und der König von Schweden, der ſich um dieſe Zeit an dem kurbadenſchen Hofe aufhielt, erklärte ſich, ſogar in Gegenwart des franzöſiſchen Geſandten, in den ungemeſſenſten Ausdrücken über das Verfahren des Erſten Konſuls. Die deutſchen Höfe ſchwiegen; der ruſſiſche hingegen verkündete ſchon jetzt eine unfreundliche Geſinnung gegen Frankreich, indem er ſeinen Geſandten Markow abberief und von Genugthuung für die Verletzung des deutſchen Gebietes ſprach. Da dies Alles nicht ohne ernſthafte Folgen bleiben konnte, ſo machte die franzöſiſche Regierung gewiſſe Akten bekannt, um der Welt zu beweiſen, daß die Verletzung des deutſchen Gebiets, ſo wie die Hinrichtung des Herzogs von Enghien, nur das nothgedrungene Werk der Selbſtvertheidigung geweſen ſei. Dieſe Akten führten den Titel: Bündniß der Jakobiner Frankreichs mit dem engliſchen Miniſterium; den weſentlichſten Beſtandtheil derſelben aber bildete der Briefwechſel des engliſchen Geſandten am kurbaierſchen Hofe, Sir Francis Drake, mit dem Jakobiner Mehée de la Touche. In Folge ſeiner Theilnahme an einer frühern Verſchwörung gegen den Erſten Konſul, nach der Inſel Oleron verwieſen, hatte dieſer Mehée de la Touche Mittel gefunden, nach England zu entkommen, wo er durch den ehemaligen See-Miniſter Bertrand de Molleville ſich der engliſchen Regierung als das Mitglied eines republikaniſchen Ausſchuſſes empfohlen hatte, der damit umginge, Bonaparte'n zu ſtürzen und proviſoriſch eine revolutionäre Regierung zurückzuführen. Eingereichte Plane hatten ihm das Vertrauen des Miniſteriums um ſo vollſtändiger erworben, weil er ſich erboten hatte, unter der Aufſicht eines engliſchen Miniſters oder Kommiſſars vom rechten Rheinufer aus alles in Bewegung zu ſetzen. Mit Geld und mit Inſtruktionen verſehen, war Mehée de la Touche über Huſum in München ange-

langt, wo Sir Francis Drake, auf ſeine Ankunft vorbereitet, ſich, nach einer leichten Prüfung, von der Zuverläſſigkeit ſeiner Geſinnungen überzeugt und ihm den Auftrag ertheilt hatte, nach Paris zu gehen, um an dem Umſturz der Regierung zu arbeiten. Ungern war Mehée de la Touche dieſer Richtung gefolgt, weil ſie ihm allzu gefährlich ſchien. Am Schluſſe des September 1803 zu Kehl mit ſeinen Papieren verhaftet und von dieſem Augenblick an in den Wechſelfall gebracht, entweder unter der Guillotine zu ſterben, oder der franzöſiſchen Regierung ſeine Dienſte anzubieten, hatte er das Letztere vorgezogen und von dieſem Augenblick an unter der Aufſicht der Polizei einen Briefwechſel mit Sir Francis Drake begonnen, bei welchem die Abſicht keine andere geweſen war, als, unter den mannichfaltigſten Vorſpiegelungen und Lügen, die Entwürfe der engliſchen Regierung zu erforſchen und dieſe nebenher um namhafte Summen zu prellen. Keinen Betrug ahnend, hatte Francis Drake in ſeinen Briefen ſich auf das Unbefangenſte geäußert, und in dem vierten ſich auf folgende Weiſe ausgedrückt: „Ich weiß nichts von dem Daſein der Geſellſchaft, von welcher in Ihrem Schreiben die Rede iſt; aber ich wiederhole Ihnen, daß ich, wenn ſie wirklich vorhanden iſt, überzeugt bin, Sie und Ihre guten Freunde werden das Nöthige thun, ſich nicht im Wege zu ſtehen; es liegt ſehr wenig daran, durch Wen das Unthier hingeſtreckt werde, wenn nur alle bereit ſind, ſich der Jagd anzuſchließen.“ Wir übergehen den Inhalt der übrigen Briefe mit Stillſchweigen, doch nicht ohne zu bemerken, daß alle gleichen Inhalts waren, ſofern es darauf ankam, den innern Frieden Frankreichs zu ſtören.

Wie hätte ein ſolches Ärgerniß, von einem beglaubigten Miniſter gegeben, aufgedeckt werden können, ohne der ganzen Welt die Augen über das Verhältniß zu öffnen, worin ſie zu England ſtand? Indem die franzöſiſche Regierung es aufdeckte, konnte ihr Beweggrund kein anderer

ſein, als zu erkennen zu geben, daß ſie, ſelbſt bei dem ſtärkſten Vorſatz, gerecht und billig gegen ihre Nachbarn zu ſein, nichts in ihrer Gewalt habe, ſo lange die engliſche Regierung ſie in ihrem Daſein bedrohe. Sie erreichte ihren Zweck, ſofern die Miniſter der auswärtigen Mächte, denen der Drakeſche Briefwechſel mitgetheilt wurde, nicht unterließen, ihren Abſcheu vor dem Verfahren ihres Kollegen zu München zu erkennen zu geben, und ſofern die Kurfürſten von Baiern und Würtemberg die an ihren Höfen beglaubigten engliſchen Geſandten entfernten. Doch fand ſie darin keine hinreichende Genugthuung . . . . Die Ungeſchicklichkeit, womit Lord Hawkesbury, nicht lange darauf, in einem Cirkelſchreiben an die in London reſidirenden Geſandten behauptete, „daß die gegen Francis Drake ausgeſprochenen Beſchuldigungen künſtlich erſonnen wären, um die Aufmerkſamkeit Europa's von der grauſamen Hinrichtung des Herzogs von Enghien abzuziehen," brachte, nach einigen Zwiſchenhandlungen, die Erklärung zu Wege: „daß Frankreich die bei den europäiſchen Regierungen beglaubigten diplomatiſchen Perſonen Englands hinfort nicht mehr als ſolche anerkennen werde, ſo lange das brittiſche Miniſterium ſich nicht enthalten würde, ſeinen Agenten eine Kriegsagentſchaft zu ertheilen." Zur Begründung dieſes Entſchluſſes führte die franzöſiſche Regierung an: „die Maximen der Mäßigung und Liberalität, zu deren Beobachtung man ſich verpflichtet glaube, könnten nur Verbindlichkeit gegen diejenigen haben, die ſich ihnen unterwürfen, weil man ſonſt von der eigenen Gerechtigkeit eben ſo viel zu leiden haben würde, als von den Unbilden eines Miniſteriums, das kein anderes Geſetz erkenne, als ſeinen Ehrgeiz und ſeine Launen. In der gänzlichen Verkennung dieſer Wahrheit liege die Hauptquelle der Leiden Europa's verborgen. Eine andere Quelle ſei, daß man das Staatsrecht bisher aus einem bloß parziellen Geſichtspunkt betrachtet habe, während ſeine Kraft und ſein Leben auf

ſeiner Ganzheit beruheten. Das Seerecht, das Landvölkerrecht, das Völkerrecht überhaupt ſeien nicht Theile des Staatsrechts, die man einzeln auffaſſen und hüten könne, und die Nation, welche willkührliche Regeln in irgend einem dieſer Theile einzuführen trachte, verliere alle ihre Rechte auf den Vortheil des Ganzen; denn der ſyſtematiſche Verletzer des Völkerrechts ſetze ſich ſelbſt außerhalb dieſes Rechts und entſage jedem auf das See- und das Landvölkerrecht gegründeten Intereſſe."

Indem Frankreich durch ſeinen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten eine ſolche Sprache an ganz Europa richtete, wurde denen, die ihre Neuheit zu empfinden vermochten, zuerſt klar, daß der Kampf, in welchen es mit England getreten war, nicht zu Ende werde geführt werden, ohne vorher die weſentlichſten Veränderungen in der europäiſchen Geſellſchaft hervorgebracht zu haben. Der belehrende, halb väterliche Ton des franzöſiſchen Kabinets ließ Beſchlüſſe ahnen, die nur in große Spannung ſetzen konnten; und das, was ſich an den fehlgeſchlagenen Mordverſuch George Cadoudals knüpfte (wovon im nächſten Kapitel ausführlicher die Rede ſein wird), war durch ſich ſelbſt von einer ſolchen Beſchaffenheit, daß es jenen Beſchlüſſen, von welcher Art ſie auch ſein mochten, den ſtärkſten Nachdruck gab.

Sechzehntes Kapitel.

Verwandlung des lebenslänglichen Konſulats in ein erbliches Kaiſerthum. — Bonaparte's Reiſen im Innern Frankreichs während des Sommers 1804. — Theilweiſe Anerkennung des neuen Kaiſerthums von Seiten der europäiſchen Mächte. — Kriegserklärung Spaniens gegen England. — Erſcheinung des Pabſtes in der Hauptſtadt Frankreichs und Krönungsfeierlichkeit.

In dem bloßen Titel eines „Erſten Konſuls auf Lebenszeit" lag für das, was an Europa's Verhältniſſen verändert werden ſollte, ein Hinderniß, das nicht ſchnell genug fortgeſchafft werden konnte; und Bonaparte, der dies unſtreitig am lebhafteſten empfand, konnte keinen Zweifel darüber haben, durch welchen andern Titel der eines Konſuls erſetzt werden müſſe. Als europäiſcher Staatschef zwiſchen dem Königs- und dem Kaiſertitel in die Mitte geſtellt, gab er dem letztern den Vorzug: einmal, weil dieſer der Größe des Reichs, an deſſen Spitze er ſtand, beſſer entſprach, als der erſtere; zweitens, weil er in Beziehung auf das verdrängte Fürſtengeſchlecht gegen den Vorwurf der Uſurpation ſchützte, der von den ſtrengen Vertheidigern der erblichen Monarchie gemacht werden konnte. Er war hierüber längſt mit ſich ſelbſt im Reinen, als die von Pichegru und Cadoudal gegen ihn gerichtete Verſchwörung ihn einlud, die beſchloſſene Verwandlung ſeines

Titels zu beſchleunigen. „Es giebt Stürme, welche die Wurzeln einer Regierung befeſtigen,“ antwortete er den Mitgliedern des National-Inſtituts, als dieſe ihm ihre Theilnahme an den Tag legten.

Es kam nur darauf an, dieſe wichtige Angelegenheit ſo zu leiten, daß es den Anſchein gewann, als ob der Kaiſertitel dem Erſten Konſul aufgedrungen ſei. Zu dieſem Endzweck wurde der Briefwechſel, den Mehée de la Touche mit Sir Francis Drake geführt hatte, mit allen darauf ſich beziehenden Dokumenten dem Senate mitgetheilt. Bei Zurückſendung deſſelben bemerkt dieſer: „daß es der Republik an einem oberſten Gerichtshof fehle, der Beſtand und Gewalt genug vereinige, um die Sicherheit und Exiſtenz eines großen Volks zu erhalten, ſofern dieſe abhange von der Sicherheit und Exiſtenz ſeines Oberhauptes. Auch damit ſei nicht alles geleiſtet, wofern nicht Einrichtungen getroffen würden, daß das Syſtem des Erſten Konſuls ihn ſelbſt überleben könne. Er gründe eine neue Aera; aber er müſſe auch auf die Verewigung derſelben Bedacht nehmen, weil Glanz ohne Dauer keinen Werth habe. Obgleich es außer allen Zweifel liege, daß dieſer große Gedanke den Erſten Konſul längſt beſchäftigt habe, ſo ſei es doch Pflicht für den Senat, ihn zu bitten, daß er die Verwirklichung deſſelben nicht verzögern möge. Alles dränge ihn: auf der einen Seite die Begebenheiten, die Verſchwörer, die Ehrſüchtigen; auf der andern die Unruhe der Franzoſen, welche, wie ſehr ſie ihn auch bewundern und lieben möchten, nicht ohne Angſt daran denken könnten, was aus dem Schiffe der Republik werden würde, wenn es das Unglück hätte, ſeinen Steuermann zu verlieren, ehe und bevor es auf unerſchütterlichen Ankern befeſtigt wäre. Und wenn im Innern Frankreichs ihn alles zur Vollendung ſeines Werkes aufforderе, ſo würde die geſunde Politik der fremden Höfe dieſelbe Sprache reden; denn Frankreichs Ruhe ſei das ſicherſte Unterpfand der Ruhe Europa's.“

Deutlicher, als der Senat, erklärte ſich die Stadt Lyon, die, nachdem ſie in ihrer Zuſchrift lange bei den Folgen verweilt hatte, welche die Vernichtung der Central-Gewalt, wofern ſie hätte gelingen können, für den geſellſchaftlichen Körper nach ſich gezogen haben würde, alſo fortfuhr: „Welches aber würde die beſchützende Aegide ſein? Es muß geſagt werden, weil es unmöglich iſt, einen Wunſch, den Ehrfurcht und Beſcheidenheit bisher in den Herzen von 30 Millionen Franzoſen verſchloſſen hielten, noch länger zurückzuhalten. Dieſe Aegide beruht auf der Erblichkeit der höchſten obrigkeitlichen Würde in einer einzigen Familie, und zwar deſſen, der ſie in dieſem Augenblick bekleidet." Ähnlichen Inhalts waren andere Zuſchriften, unter andern die der Stadt Paris, deren Municipalität ſich darauf berief, daß ſie ſchon vor zwei Jahren, als von dem lebenslänglichen Konſulat des Erſten Konſuls die Rede geweſen, ihren Wunſch nach Erblichkeit der höchſten Magiſtratur zu erkennen gegeben habe.

Auf dieſe Zuſchriften erhielt der Senat am 15. April eine Botſchaft von St. Cloud, wodurch er aufgefordert wurde, *ſeinen ganzen Gedanken auszuſprechen.* „Es hat uns," fügte der Erſte Konſul hinzu, „ſtets die große Wahrheit geleitet, *daß die Souveränetät dem franzöſiſchen Volke in ſofern beiwohnt, als alles, alles ohne Ausnahme, für ſeinen Vortheil, für ſein Glück und ſeinen Ruhm gethan werden muß.* Für die Erreichung dieſes Zwecks ſind die höchſte Magiſtratur, der Senat, der Staatsrath, der geſetzgebende Körper eingeſetzt, ſo wie die Wahlbehörden und die verſchiedenen Zweige der Verwaltung. Je mehr ich meine Aufmerkſamkeit auf dieſe großen Gegenſtände gerichtet habe, deſto mehr habe ich eingeſehen, daß ich, bei einem eben ſo neuen als wichtigen Anlaſſe, der Rathſchläge Ihrer Weisheit und Erfahrung bedarf, um meinen Gedanken Halt zu geben. Ich lade Sie alſo ein, mich Ihren *ganzen*

Gedanken wiſſen zu laſſen. Zu der Ehre und dem Ruhm, womit ich umgeben bin, hat das franzöſiſche Volk nichts hinzu zu fügen; allein es iſt die heiligſte Pflicht für mich, ſeinen Kindern die Vortheile zu ſichern, die es durch die Revolution erworben hat. Ich wünſchte alſo, wir könnten am 14. Juli dieſes Jahres ſagen: heute ſind die erſten Güter der Nation unwandelbar geſichert, vor allen Stürmen geſchützt, euch und euren Kindern erhalten; Einrichtungen, mitten unter den Stürmen des innern und äußern Krieges erdacht, enden jetzt, beim Lärm der frevelhaften Verſuche unſerer tödtlichſten Feinde, mit Annahme alles deſſen, was die Erfahrung aller Jahrhunderte und aller Völker als geeignet erwieſen hat, die von der Nation für nöthig geachteten Rechte zu verbürgen."

Der Senat beeilte ſich, dieſe Aufforderung einer beſondern Kommiſſion zu übergeben. Ehe dieſe ihren Bericht erſtattete, wurde im Tribunate von dem Tribun Curée in Antrag gebracht, „die Regierung der Republik einem Kaiſer anzuvertrauen, dies Kaiſerthum in der Familie Napoleon Bonaparte's erblich zu machen und die vorläufig entworfenen Staatseinrichtungen definitiv zu beſchließen." Wenig Tage darauf ſchritt das Tribunat zur Erörterung dieſes Antrags. „Laſſen Sie uns," ſagte Curée zu ſeinen Kollegen, „mit der oberſten Würde des erſten Reichs der Welt die Ehrfurcht einer erhabenen Herrſchaft verbinden, und folglich diejenige Benennung wählen, welche die Idee des höchſten bürgerlichen Amtes weckt und glorreiche Zurückerinnerungen anregt, ohne der Souveränetät des Volks Eintrag zu thun. Ich ſehe für das Oberhaupt der National-Gewalt keinen des Glanzes der Nation würdigern Titel, als den eines Kaiſers. Bedeutet er ſo viel, als ſiegreicher General, wer verdiente ihn mehr zu tragen, als Napoleon Bonaparte? Welches Volk, welche Heere aber hätten mehr Recht, ihn für ihr Oberhaupt in Anſpruch zu nehmen?" Gleichen Gehaltes waren die Reden der Tribunen Simeon,

Jaubert, Duveyrier, Duvidal, Gillet, Freville und Carrion Niſas, welcher letztere, als Abkömmling eines urſprünglich ſpaniſchen Geſchlechts, in Vorſchlag brachte, den Huldigungseid der aragoneſiſchen Cortes zu erneuern, welcher alſo laute: „Wir, die wir eben ſo viel gelten, wie Du, machen Dich zu unſerm König und Herrn unter der Bedingung, daß Du unſere Vorrechte und Freiheiten beſchützeſt; wo nicht, nicht.“ Nur ein einziger Tribun ſprach gegen das Kaiſerthum. Dies war Carnot, den Bonaparte, bald nach ſeiner Rückkehr aus Italien im Jahre 1800, aus dem Miniſterium des Krieges in das Tribunat verwieſen hatte. Die Gründe, wodurch er ſeine Meinung unterſtützte, waren jedoch ſo ſchwach, daß Viele glaubten, er habe auf Geheiß gegen den Vorſchlag geſprochen, damit ein Schimmer von Freiſinnigkeit bei dieſer Erörterung gerettet werden möchte. „Wolle man,“ ſagte er, „zum Nachtheil der republikaniſchen Verfaſſung anführen, daß ſie mit der Ruhe und dem Gedeihen eines Staates unverträglich ſei: ſo laſſe ſich dagegen einwenden, daß auch die Regierung eines Einzigen nichts weniger ſei, als ein ſicheres Unterpfand der Feſtigkeit und Ruhe. Die Dauer des römiſchen Kaiſerthums ſei nicht größer geweſen, als die der Republik; der inneren Unruhen und der Verbrechen aber wären mehrere geweſen. Was hätte wohl die Erblichkeit des Throns geleiſtet? Sohn des Germanikus wäre Caligula, Sohn des Vespaſian Domitian, Sohn des Markus Aurelius Commodus geweſen . . . In Frankreich habe ſich die letzte Dynaſtie freilich durch acht Jahrhunderte hin erhalten; allein das Volk ſei deshalb nicht weniger geplagt worden. Wie viel innere Zwietracht, wie viel nach außen hin unternommene Kriege wegen Anſprüche, wegen Erbfolgerechte, die aus den Verbindungen dieſer Dynaſtie mit auswärtigen Mächten entſtanden! Wenn man in Frankreich bisher keine republikaniſche Regierung einzuführen vermocht habe, ſo ſei die Urſache dieſer Erſcheinung

keine andere geweſen, als daß alle Conſtitutionen, die man nach einander verſucht, im Schooße der Faktionen geboren und das Werk dringender, wenn gleich vorübergehender Umſtände geweſen wären" . . .

Wir führen dies alles nur an, um die engen Grenzen zu bezeichnen, worin ſich die franzöſiſchen Staatsmänner dieſer Zeit mit ihren politiſchen Anſchauungen bewegten.

Im Senate reichte die Einſicht nicht weiter; denn als am 4. Mai das Votum des Tribunats dem Senate überbracht wurde, nahm dieſer es mit großen Lobſprüchen an und erklärte den Überbringern durch ſeinen Vice-Präſidenten Francois de Neufchateau, „daß auch er die Freiheit, die Gleichheit und die Aufklärung durch eine neue Dynaſtie beſchützen wolle" . . .

Wirklich überbrachte an eben dieſem Tage eine Deputation des Senats dem Erſten Konſul die von einer Spezial-Kommiſſion abgefaßte Antwort auf die Frage: „was geſchehen müſſe, um den Triumph der Freiheit und Gleichheit zu ſichern." Es wurde darin geſagt: „die Franzoſen hätten die Freiheit erobert und wollten Ruhe nach dem Siege; dieſe Ruhe aber könnten ſie nur der erblichen Regierung eines Einzigen verdanken, der, über Alle erhaben, mit einer großen Macht bekleidet, von Glanz und Ruhm und Mäjeſtät umgeben, die öffentliche Freiheit vertheidige, die Gleichheit aufrecht erhalte und ſeine Fasces vor dem Ausdruck des ſouveränen Willens des Volkes beuge, das ihn ausgerufen habe. Eine ſolche Regierung ſei das geweſen, was die franzöſiſche Nation ſich in den ſchönen Tagen von 1789 habe geben wollen; denn welche andere Regierung, als die erbliche eines Einzigen, anvertraut einem Geſchlecht, deſſen Schickſal von dem der Revolution unzertrennlich ſei, vermöchte wohl das Vermögen einer großen Anzahl von Bürgern und ſelbſt das Leben derjenigen zu vertheidigen, die, nachdem ſie zu Anfang der politiſchen Stürme auf

einen Irrweg gerathen, die Nachſicht des Vaterlandes angerufen und erhalten hätten?“

Was der Senat bei Überreichung dieſer Antwort Denkſchrift nannte, war ein dem Staatsrathe übergebener Entwurf, der zwiſchen dieſem und dem Senate bis zum 18. Mai zu einem Senatus-Konſultum ausgebildet und an dieſem Tage, Nachmittags um 4 Uhr, mit Gepränge dem Erſten Konſul übergeben wurde.

Dies war alſo die Stunde, wo die Grablegung des Konſulats auf Lebenszeit erfolgte.

An der Spitze der Deputation, welche das entſcheidende Senatus-Konſultum überbrachte, ſtand, als Präſident des Senats, der zweite Konſul Cambaceres; und den bisherigen Erſten Konſul als ſeinen Souverän begrüßend, redete er ihn alſo an: „Sire, das Dekret, welches der Senat ſo eben erlaſſen hat und Ew. Majeſtät zu überreichen eilet, iſt der authentiſche Ausdruck des bereits laut gewordenen National-Willens. Dies Dekret, das Ihnen einen neuen Titel überträgt und Ihren Nachkommen die Erblichkeit deſſelben zuſichert, vermehrt weder Ihren Ruhm, noch Ihre Rechte. Die Liebe und Erkenntlichkeit der Franzoſen hat Ew. Majeſtät ſeit vier Jahren die Zügel der Regierung anvertraut, und die Geſetze überließen Ihrer Willkühr die Wahl Ihres Nachfolgers. Der gebietende Titel, der Ihnen zuerkannt wird, iſt alſo nur ein Tribut, den die Nation ihrer eigenen Würde entrichtet, zugleich aber eine Wirkung des Bedürfniſſes, das ſie empfindet, Ihnen täglich Beweiſe ihrer Ehrerbietung und Erkenntlichkeit zu geben. Wie könnte das franzöſiſche Volk für ſeine Dankbarkeit Grenzen finden, da Sie Ihren Sorgen und Bemühungen um daſſelbe kein Ziel ſetzen? Wie könnte es bei dem Gedanken an die Leiden, die es ertrug, ſo lange es ſich ſelbſt überlaſſen war, ohne Begeiſterung an das Glück denken, das es ſeit dem Augenblick empfindet, wo die Vorſehung ihm den Entſchluß einhauchte, ſich in Ihre

Arme zu werfen? Ohne ſich ein ſchiedsrichterliches Urtheil über die Verfaſſungen anderer Länder anzumaßen, tritt es, nach einer freien und vollendeten Überlegung, in die Bahn zurück, die ſeinem Genius am meiſten entſpricht. Glücklich die Nation, welche, nach ſo vielen Unruhen und Drangſalen, in ihrem Schooß einen Mann findet, der es verdient, den Sturm der Leidenſchaften zu beſchwören, alle Intereſſen zu vereinigen, alle Stimmen für ſich zu haben! Glücklich der Fürſt, welcher ſeine Macht von dem Willen und Vertrauen der Bürger erhält! Wenn es in den Grundſätzen unſerer Verfaſſung liegt, den Theil des Dekrets, welcher die Errichtung einer erblichen Regierung enthält, der Sanktion des Volks zu unterwerfen: ſo hat der Senat geglaubt, Ew. Majeſtät bitten zu müſſen, daß Sie geruhen mögen, die organiſchen Verfügungen ſogleich zur Vollziehung kommen zu laſſen. Für den Ruhm, wie für das Glück proklamirt er ſogleich Napoleon als Kaiſer der Franzoſen."

Auf dieſe Anrede antwortete Bonaparte: „Alles, was zum Wohl des Vaterlandes gereicht, iſt weſentlich mit meinem Glück verknüpft. Ich nehme alſo den Titel an, den man für den Ruhm der Nation für nützlich hält. Der Sanktion des Volks unterwerfe ich das Geſetz der Erblichkeit, indem ich hoffe, Frankreich werde nie bereuen, meine Familie mit Würden umgeben zu haben. Indeß wird mein Geiſt nicht mehr in meinen Nachfolgern leben, wenn dieſe aufhören ſollten, die Liebe und das Vertrauen der großen Nation zu verdienen."

Das Senatus-Konſult beſtand aus ſechzehn Abſchnitten, in welchen die Erbfolge, die Vormundſchaft im Falle einer Minderjährigkeit des Thronerben, die Reichswürden, der von dem jedesmaligen Kaiſer zu leiſtende Eid, zwei Senatorial-Kommiſſionen zur Beſchützung der individuellen Freiheit und der Preßfreiheit, ein hoher kaiſerlicher Gerichtshof u. ſ. w. geregelt und angeordnet waren. Man erkannte darin den eigenthümlichen Geiſt ſeines Urhebers, der mit

Hinwegſetzung über alles, was ſeit einem Jahrtauſend für die Entwickelung des franzöſiſchen Volks geſchehen war, ſich nur als den Nachfolger Karls des Großen betrachtete und daher die Staatseinrichtungen des neunten Jahrhunderts, ſo viel es möglich war, zurückführte. Unmittelbar nach der Bekanntmachung dieſes Senatus-Konſultums, ernannte Napoleon — denn ſein Familien-Name wurde, von jetzt an, in den Hintergrund geſtellt — die zu kaiſerlichen Prinzen erhobenen Brüder Joſeph und Ludwig, jenen zum Großwähler, dieſen zum Connetable des Reichs. Seiner beiden anderen Brüder, Lucian und Hieronymus, geſchah keiner Erwähnung, weil — ſo wurde zum wenigſten die Übergehung derſelben in dieſen Zeiten gedeutet — der eine die Verwandlung des Konſulats in ein erbliches Kaiſerthum gemißbilligt, der andere in Amerika eine Mißheirath geſchloſſen hatte. Der zweite Konſul Cambaceres ſah ſich dafür in einen Reichs-Erzkanzler, der dritte Konſul Lebrun in einen Reichs-Erzſchatzmeiſter verwandelt. Zu Reichsmarſchällen wurden ernannt die Generale Berthier, Murat, Moncey, Jourdan, Maſſena, Augereau, Bernadotte, Soult, Brune, Lannes, Mortier, Ney, Davouſt und Beſſieres. In der Natur der Sache lag, daß der Kaiſertitel getragen ſein wollte; und da dies nur in ſofern möglich war, als höhere Titel ihm zur Unterlage gegeben wurden, ſo lag in dem Verfahren Napoleons nichts Befremdendes für die, welche geſellſchaftliche Nothwendigkeiten anzuerkennen fähig ſind.

Wie aber hätte dies in der Hauptſtadt Frankreichs vorgehen und dem Anſcheine nach von dem ganzen franzöſiſchen Volke gebilligt werden können, ohne auf die ganze europäiſche Welt zurück zu wirken? Sieben Tage nach der Bekanntmachung des Senatus-Konſultums empfing der neue Kaiſer den Treueid des Senats, des Tribunats und des geſetzgebenden Körpers. Die übrigen Behörden blieben nicht zurück; am wenigſten die Geiſtlichkeit. Da der katho-

liſche Theil derſelben ſich dem Kaiſer durch das Concordat verpflichtet fühlte und ſehr große Vortheile von einem Für-ſten erwartete, der, als Nachfolger Karls des Großen, nicht umhin konnte, die kirchlichen Ceremonien für ſein Wagſtück in Anſpruch zu nehmen: ſo begrüßte er Napoleon mit allen Titeln, welche die heiligen Schriften pedantiſchen Schmeichlern darbieten. Aus dem neuen Kaiſer wurde ein neuer Cyrus, ein aus Ägyptens Wüſteneien zurückgerufener neuer Moſes, ein von dem Herrn geſandter Mathathias, ein frommer Onias, ein zweiter Joſaphat und welche andere Benennungen hervorgeſucht werden mochten, um Standesgeiſt zu zeigen und Anhänglichkeit zu heucheln.

So wie dies alles vorging, waren die Bourbons nur allzu ſehr berechtigt, zu fürchten, daß es um ihre Anſprüche geſchehen ſei. Als die Kunde davon nach Warſchau kam, verlor Ludwig XVIII. keine Zeit, ſich zu erklären. Dies geſchah durch eine Proteſtation vom 6. Juni 1804, die zehn Jahre ſpäter für eine Prophezeihung gelten konnte. „„Durch die Annahme des Kaiſertitels,““ ſagte der Prä-tendent, „„den er in ſeiner Familie erblich zu machen ge-denkt, hat Bonaparte ſeiner Uſurpation das Siegel aufge-drückt. Unſtreitig kann dieſer neue Akt einer Umwälzung, worin alles von ſeinem Urſprung an nichtig geweſen iſt, meinen Rechten nicht ſchaden. Allein, verantwortlich allen Souveränen, deren Rechte, gleich den meinigen, verletzt und deren Throne durch die von dem Pariſer Senat auf-geſtellten gefährlichen Grundſätze bedrohet ſind, verantwort-lich zugleich dem franzöſiſchen Lande, meiner Familie und meiner eigenen Ehre, würde ich die gemeine Sache zu ver-rathen glauben, wenn ich bei dieſer Gelegenheit ſchwiege. Nachdem ich alſo meine Proteſtationen gegen alle ungeſetz-mäßigen Handlungen, welche ſeit der erſten Eröffnung der franzöſiſchen Reichsſtände eingetreten ſind und die ſchauder-hafte Kriſis, worin Frankreich und Europa ſich gegenwärtig befinden, herbeigeführt haben, wiederholt habe, erkläre

ich vor allen Souveränen, daß ich, weit entfernt, den Kaiſertitel, den Bonaparte ſich von einer Körperſchaft, welche ſelbſt kein geſetzliches Daſein hat, ſo eben hat übertragen laſſen, anzuerkennen, ſowohl gegen dieſen Titel, als gegen alles proteſtire, was davon die Folge ſein kann.""

Für den Augenblick war dieſe Proteſtation ſo unwirkſam, daß Napoleon kein Bedenken trug, ſie durch das Amtsblatt zur Kenntniß der Franzoſen zu bringen. Seine Macht beruhete in dieſer Zeit auf der Spannung, in welche er die ganze europäiſche Geſellſchaft durch die Annahme des Kaiſertitels gebracht hatte; denn Alle waren begierig zu erfahren, wozu er ſich als Kaiſer ausbringen würde. Um jedoch, nach den vor kurzer Zeit gemachten Erfahrungen und unmittelbar nach der Hinrichtung George Cadoudals, nicht zu viel zu wagen, ſtellte er das Polizei-Miniſterium wieder her; und an die Spitze deſſelben brachte er den Senator Fouché de Nantes, weil dieſer für den Erfahrenſten und Geübteſten in Dingen dieſer Art galt. Als Polizei-Miniſter hatte übrigens Fouché keine andere Beſtimmung, als die Parteien zu beobachten und die öffentliche Sicherheit zu bewahren. Hinſichtlich ſeines eigenen Geſchicks vertraute Napoleon nur ſich ſelbſt und den Entwürfen, die er zur Behauptung ſeines Standortes in der europäiſchen Welt gemacht hatte: Entwürfe, mit welchen er gegen ſeine vertrauteſten Freunde zurückhielt, damit die Räthſelhaftigkeit ſeines Weſens die Bereitwilligkeit, ihn auf jede Gefahr zu dienen, verſtärken möchte . . .

Bei der Feier des 14. Juli war alles darauf berechnet, das Kaiſerthum in einen ſolchen Abſtich gegen das Königthum zu bringen, daß der Wunſch nach der Rückkehr des letztern im Keime erſtickt würde. Es galt die Weihe des Ordens der Ehrenlegion. Sie ſollte in dem von Ludwig XIV. erbauten Invalidenhauſe Statt finden, und der neue Orden ſollte den des heil. Ludwig, ſo wie jeden andern von franzöſiſchen Königen geſtifteten Orden ver-

drängen. Welche Beweggründe dies Feſt um einen Tag verzögerten, iſt unbekannt geblieben. Am 15. Juli verkündete der Donner der Kanonen den Anfang deſſelben. Zuerſt begab ſich die Kaiſerin Joſephine in die Invaliden-Kirche. Gegen Mittag folgte der Kaiſer, voran die Miniſter, die Marſchälle, die Großwürden und die Großbeamten der Ehrenlegion, hinter ihm die Adjutanten und das übrige Gefolge. Von den Marſchällen Murat und Serrurier empfangen, von dem Erzbiſchof Dubelloy in die Kirche geführt, ließ Napoleon ſich auf einen für ihn errichteten Thron nieder, auf deſſen Stufen die Prinzen, die Großwürden, die Großbeamten der Ehrenlegion, die Miniſter ihre Plätze fanden. Rings um den Hochaltar war ein Gerüſte für die Invaliden und die Zöglinge der polytechniſchen Schule erbaut. Der Kardinal-Legat feierte die Meſſe. Nach dem Evangelium hielt der Großkanzler der Ehrenlegion eine Rede, worin er die Bedeutung des Feſtes entwickelte. „Erſchütterte Staaten, in ihren Fundamenten befeſtigt; erhaltende Geſetze, von befreundeten Völkern verlangt; die Betriebſamkeit, aufrecht erhalten durch den Anblick von Kanälen, Landſtraßen und Häfen, die eine magiſche Kraft ins Daſein gerufen; die Gerechtigkeitspflege, den Coder Napoleons aus den Händen des Nachdenkens empfangend; die Religion, an ihren wieder aufgerichteten Altären die Kinder Eines Vaters, und Diener, welche Bürger geworden, erblickend: — alles offenbare eine Verkettung von Wundern; alles verkünde das große Ereigniß, welches Freiheit und Eintracht und Glück auf immer verbinde; alles verheiße ein Zuſammentreffen von Wünſchen und Stimmen, welche in Frankreichs Retter den Kaiſer der Franzoſen proklamirt hätten. Heute exiſtire alles, was das Volk am 14. Juli 1789 gewollt habe: die Freiheit ſei auf unwandelbare Geſetze gegründet; die Gleichheit werde durch eine Regierung vertheidigt, die aus ihr hervorgegangen. Könne dem Willen des Volks und der Vernunft

des Weiſen eine noch ſtärkere Gewähr zu Theil werden, als die Schöpfung der Ehrenlegion, dieſes Ergebniß eines erhabenen Geiſtes, nicht zu vergleichen mit irgend etwas, das der Vergangenheit angehöre, weil es nicht eher habe geboren werden können, als bis der Entwickelungsgang die europäiſchen Geſellſchaften zu dem hohen Ziviliſations-Grade erhoben, der ſie gegenwärtig auszeichne? Ein unermeßliches Denkmal des Ruhmes, beweiſe ſie, daß alle Profeſſionen geehrt, alle Dienſte belohnt, alle große Handlungen gerühmt, alle Verdienſte um das Vaterland gekrönt, alle Tugenden und alle Talente der Bewunderung der Jahrhunderte dargeſtellt würden; und an dem Gipfel dieſes unzerſtörbaren Monuments glänzten die heiligen, von nun an unzertrennlichen und allen Franzoſen ſo theuren Worte: Ehre, Vaterland und Napoleon. Denn dies ſei für immer Frankreichs heilige Deviſe, das Unterpfand ſeines ewigen Heils."

Nach dieſer Rede erhob ſich der Kaiſer von ſeinem Thron und ſprach, Allen vernehmlich, die Eidesformel der Ehrenlegion: „Sich dem Dienſte der Republik, der Erhaltung ihres Gebiets in ſeiner Unverſehrtheit, der Vertheidigung ihrer Regierung, ihrer Geſetze und alles durch dieſe geheiligten Eigenthums zu weihen, durch alle Mittel, welche Gerechtigkeit, Vernunft und Geſetze gut heißen, jedes Unternehmen, das auf Wiederherſtellung des Lehnsweſens, auf das Wiederemporkommen der dazu gehörenden Titel und Qualitäten, ſo wie auf die Vernichtung des Concordats und der Gewiſſensfreiheit abzwecken mögen, zu bekämpfen und aus aller Macht zur Behauptung der Gleichheit und Freiheit mitzuwirken." Alle ernannten Mitglieder der Ehrenlegion wiederholten mit aufgehobenem Finger: das ſchwöre ich! Nun empfing der Kaiſer aus den Händen des Connetable das Band der Ehrenlegion, und befeſtigte es am Knopfloch ſeines Gewandes. Die Großbeamten, Kommandanten und Offiziere erhielten es aus den Händen

des Kaiſers. Unter den Kriegern, welche damit beſchenkt wurden, befanden ſich mehrere Lahme und Blinde; den letzteren ſteckte der Kaiſer ſelbſt es an, und als ein Offizier, der keine Einladung erhalten hatte, für deſſen Muth aber ehrenvolle Narben ſprachen, getroſt hinzu trat, ertheilte ihm der Kaiſer auf der Stelle das Ehrenzeichen. Am Schluſſe der Ceremonie wurde ein Te Deum geſungen, worauf Napoleon die Invaliden=Kirche verließ, um nach ſeinem Palaſt zurück zu kehren.

Bald nach dieſer Feierlichkeit kündigte Napoleon an, daß er in das Lager von Boulogne reiſen werde, um die Dekorationen der Ehrenlegion unter das Heer zu vertheilen. Wirklich erſchien er daſelbſt am Vorabend ſeines Geburtstags, d. h. am 15. Auguſt. Die wahre Abſicht dieſes Beſuchs war unſtreitig, ſich dem Heere zu zeigen, deſſen Beſtimmung keine andere war, als den Kaiſertitel gegen jeden Widerſpruch zu vertheidigen, den die europäiſche Welt erheben konnte. Am 16. Auguſt wurde mit Sonnenaufgang von den Forts um Boulogne eine Artillerie=Salve wiederholt, welche am letzten Abend die verheißene Feierlichkeit angekündigt hatte; und um 9 Uhr Vormittags begab ſich die ganze Küſten=Armee, mehr als 80000 Mann ſtark, auf das zu dieſer Feierlichkeit beſtimmte Erdreich. Die amphitheatraliſche Lage von Boulogne kam dem großen Schauſpiele zu Hülfe; denn der Erdboden ſelbſt bildet ein alterthümliches Theater mit halbkreisförmigen Abſtufungen. Im Mittelpunkt des Halbkreiſes erhob ſich der Thron des Kaiſers mit Tropäen geſchmückt. Hinter dem Kaiſer befanden ſich die Großbeamten, zur Rechten und zur Linken ſeine Brüder, auf einer Eſtade zur Rechten die Miniſter und zur Linken die Reichsmarſchälle, die General=Oberſten und diejenigen von den Senatoren, welche Napoleon zu dieſer Feierlichkeit eingeladen hatten, weiter nach vorn hin die Adjutanten des Kaiſers und noch weiter hinaus die Legionäre, welche das Symbol bereits erhalten hatten. Die

Anordnung war ſo getroffen, daß jede Kolonnen-Spitze ihre Stellung auf der Peripherie des Halbkreiſes fand, während die Reiterei, hinter den Kolonnen haltend, den Halbkreis ſchloß; das Heer bildete auf dieſe Weiſe durch ſeine Stellung den Stern der Ehre, für welchen es begeiſtert werden ſollte. Ein lebhafter Wind, der an dieſen Tagen wehete, geſtattete keine Reden. In den Helmen und Schilden Duguesklin's und Bayard's brachten die General-Adjutanten die zu vertheilenden Dekorationen; und ſobald der Kaiſer ſich auf den Thron niedergelaſſen hatte, gab eine zweite Artillerie-Salve das Zeichen des tiefſten Schweigens. Die Truppen präſentirten das Gewehr; von allen Fahnen begleitet, traten die Legionäre in die mittlere Entfernung zum Throne. Der Kaiſer ſprach den Eid. „Wir ſchwören!" erwiederten die Legionäre. Hierauf ertönte eine kriegeriſche Muſik, die der Ehre und dem Vaterlande dargebrachte Huldigung zu begleiten. Nach Vertheilung der Dekorationen zogen die Truppen an dem Thron vorüber, um in ihr Lager zurück zu kehren, wo Erfriſchungen, Muſik und Tanz ihrer harreten. Die Legionäre wurden von dem Prinzen Joſeph, von dem Kriegsminiſter Berthier, von dem Marſchall Soult und dem Admiral Bruix bewirthet.

Ehe Napoleon Boulogne verließ, ſtiftete er große Preiſe, welche, alle zehn Jahre, von der Hand des Kaiſers an diejenigen ausgetheilt werden ſollten, die durch Werke der Wiſſenſchaft und Kunſt, oder durch nützliche Erfindungen, oder durch neue, den Fortſchritten des Ackerbaues und der Volksbetriebſamkeit gewidmete Anſtalten das geſellſchaftliche Leben in Frankreich verſchönern oder vergrößern würden. Die erſte Austheilung ſollte den 9. November 1809 geſchehen und alle ſeit dem 9. November 1799 erſchienenen Werke, Erfindungen und Anſtalten umfaſſen; die Preiſe ſelbſt aber ſollten aus 10000 und aus 5000 Franken beſtehen, und jene, neun der Zahl nach, an die Verfaſſer

der beſten Werke im Fache der Mathematik, der Phyſik und Geſchichte, ſo wie an die Erfinder nützlicher Maſchinen, an die Urheber der beſten Gemälde, Statüen und muſikaliſchen Compoſitionen, dieſe, dreizehn der Zahl nach, an die Überſetzer von zehn alten oder morgenländiſchen, für die Wiſſenſchaften, die ſchönen Künſte nützlichen Manuſkripten aus der kaiſerlichen oder einer andern Pariſer Bibliothek und an die Verfaſſer der drei beſten kleinen Gedichte ausgetheilt werden. Dabei enthielt das Stiftungs-Dekret, daß über die Austheilung der Bericht einer aus den vier beſtändigen Sekretären der vier Klaſſen des National-Inſtituts und aus den vier in dem letzten Jahre vor der Austheilung in Funktion ſtehenden Präſidenten deſſelben Inſtituts beſtehende Jury entſcheiden ſolle. Welche Abſicht auch mit dieſem Dekret verbunden ſein mochte: ſpätere Begebenheiten übten eine ſolche Macht, daß es in Vergeſſenheit gerieth, wie ſo vieles Andere, was der erſte Eifer geboren hatte . . .

Über Brüſſel, wo er mehrere Tage im Schloſſe Laeken verweilte, begab ſich Napoleon von Boulogne aus nach Aachen. Hier beſchäftigte er ſich mit den Überreſten des großen Kaiſers, für deſſen Nachfolger er gelten wollte; hier faßte er unſtreitig die Idee des abendländiſchen Kaiſerthums, das er zurück zu führen gedachte, während ſelbſt ſeine Vertrauten von ihm glaubten, er ſinne nur auf Mittel, eine Landung in England zu bewirken. Inzwiſchen war die Anerkennung des von ihm angenommenen Titels wenigſtens zum Theil erfolgt. Von Deutſchlands Fürſten hatte kein einziger ſie verſagt; ſelbſt der deutſche Kaiſer nicht. Der letztere hatte ſeine Anerkennunng nur an eine Bedingung geknüpft, die von Seiten Napoleons leicht zu erfüllen war. Dieſe Bedingung war, daß Frankreich, in Beziehung auf die ſämmtlichen Staaten der öſterreichiſchen Monarchie, eine erbliche Kaiſerwürde anerkennen ſolle. — So hatte am 10. Auguſt zu Wien eine Conferenz entſchieden,

welcher die beiden älteſten Brüder des deutſchen Kaiſers nebſt den Staatsminiſtern und den Chefs der höchſten Hofſtellen beigewohnt hatten. Graf Cobenzl überbrachte dieſe Bedingung, während Napoleon noch zu Aachen verweilte. Da ſie nicht zurückgewieſen werden konnte, ſo gab es von dieſem Augenblick für Franz II. eine doppelte Kaiſerwürde verſchiedenen Charakters, indem die eine, die ſich auf das deutſche Reich bezog, von der Wahl abhängig, die andere unbedingt und erblich war. Welche Folgen dies hatte, wird ſich weiter unten zeigen. Außer den deutſchen Fürſten war Napoleon anerkannt von Portugal, Spanien, Neapel und Dänemark. Schweden, durch Guſtav Adolph den Vierten mit Frankreich zerfallen, weigerte ſich der Anerkennung. Eben ſo Rußland. Die Pforte zögerte. Es gab alſo, außer England, zwei große Reiche, welche die Verwandlung des lebenslänglichen Konſulats in eine erbliche Kaiſerwürde verwarfen; und indem die europäiſche Welt, auf dieſe Weiſe, um Napoleons willen mit ſich ſelbſt zerfiel, konnte ſie nur durch ſchwere Leiden zur Einheit und Übereinſtimmung zurückgeführt werden . . .

Von Aachen begab ſich Napoleon nach Mainz. Hier hatte er eine Unterredung mit dem Kurfürſten von Baden und anderen rheiniſchen Fürſten, die es für ſtaatsklug hielten, die Gunſt des Gewaltigen, der ſich durch eigene Kraft auf den Kaiſerthron geſchwungen hatte, vorläufig zu gewinnen. Ob ſchon am Schluſſe des Jahres 1804 von einem Rheinbunde die Rede geweſen ſei, läßt ſich bezweifeln; weniger, daß er bereits in Napoleons Kopfe vorhanden war und folglich eben ſo vorbereitet wurde, wie ſo manches Andere. Von Mainz aus ſendete der Kaiſer den General Caffarelli nach Rom, um die Reiſe Pius VII. nach Paris zu unterhandeln; denn, um der Welt einen neuen Beweis von ſeiner Unwiderſtehlichkeit zu geben, hielt er es für nöthig, den Pabſt, der, ſeit den Zeiten Pipins des Kurzen, immer nur zu Rom geſalbt und gekrönt hatte, nach

Frankreich zu ziehen. Der ganze October verſtrich, ehe Napoleon nach Paris zurückkam, um ſich mit den Krönungsfeierlichkeiten zu beſchäftigen.

Inzwiſchen gerieth die Boulogner Flottille in eine nicht geringe Gefahr. Die engliſche Regierung hatte die ganze Küſtenſtrecke von Fecamp bis Nieuport und Oſtende von neuem im Blokadeſtand erklärt, als in der Nacht vom 2. auf den 3. October von den Engländern ein neuer Verſuch gemacht wurde, die National-Flottille auf der Rhede von Boulogne in Brand zu ſtecken. Die Elemente begünſtigten dies Unternehmen; denn ein lebhafter Oſt-Süd-Oſtwind verband ſich mit den Meeresſtrömen des Vollmonds, um losgelaſſene Brander gerades Weges auf die National-Flottille hinzuleiten. Nur daß die Vorſichtigkeit des Admirals Bruix weiter reichte, als die Kraft der Elemente. Ihm war es nicht entgangen, daß die brittiſche Station vor Boulogne ſich weſentlich verſtärkt hatte, und die ungewöhnliche Geſtalt einzelner Fahrzeuge hatte ihn zu der Vermuthung geführt, daß es Brander ſein möchten. Demgemäß ließ er, um die National-Flottille zu retten, zur Rechten und Linken, ſo wie im Mittelpunkt der Ankerlinie, Wehren errichten und die auf der Rhede befindlichen Kanonenboote durch Peniſchen verſtärken. Der Angriff der Engländer nahm gegen 10 Uhr Abends ſeinen Anfang. Die Scene wurde durch ein lebhaftes Gewehrfeuer zwiſchen den franzöſiſchen Vedetten und den engliſchen Peniſchen, welche die Brander herbeiführten, eröffnet; ſie dauerte lange genug, um den Engländern bedeutenden Abbruch zu thun. Wind und Wetter wirkten mit blinder Kraft, den Wünſchen der Engländer entſprechend. Doch als die Brander die Flottille erreichten, öffnete man ihnen einen Durchgang; und ſo geſchah es, daß elf derſelben in einem Zeitraum von ungefähr drei Stunden zwiſchen dem Fort l'Heurte und Vimeraux aufflogen, ohne irgend einen Schaden anzurichten. Zwei wurden genommen, ſobald man bemerkt

hatte, daß ihre Zünder gelöſcht waren; und die Flottille würde nicht den mindeſten Nachtheil erfahren haben, hätte nicht ein franzöſiſcher Kapitän der Mannſchaft ſeiner Flottille den Befehl ertheilt, ein Boot zu entern, das, dem Anſcheine nach, leer daher ſchwamm. Die Mannſchaft folgte ſeinem Befehle; aber in eben dem Augenblicke, wo das Boot genommen wurde, flog der an demſelben befeſtigte Brander auf, zerſchlug die Peniſche in tauſend Trümmer und zerſchmetterte die Mannſchaft. Wir bemerken nur noch, daß die Zahl der verwundeten und getödteten Engländer in franzöſiſchen Berichten auf 200 angegeben wurde.

Die in Thätigkeit geſetzten Maſchinen waren zum Theil von ganz neuer Erfindung. Eine derſelben wurde Koffer genannt. Zwanzig Fuß lang und drei Fuß breit, glich dieſe Maſchine, ſo wie ſie, ſehr wenig erhaben über der Oberfläche des Meeres, dahin ſchwamm, einem Sarge, furchtbar auch dadurch, daß ſie, ihrer Farbe nach, nicht leicht von den Meereswellen zu unterſcheiden war. Eine andere Art von Brandern beſtand in einem mit Zündſtoffen angefüllten Gefäß, das mit Hülfe eines innern Mechanismus vertikal fortgetrieben wurde, und ſich entzündete, ſobald es auf einen harten Körper ſtieß. Wie viel Talent auch an dieſe Unternehmung verſchwendet ſein mochte: immer war ſie mißlungen, und der vergebliche Aufwand, den ſie veranlaßt hatte, bewies, daß die National-Flottille (die man in England Nußſchalen zu nennen gewohnt war) doch mehr gefürchtet wurde, als jemals Urſache dazu vorhanden war. Bruix ſtarb bald nach dieſem Ereigniß; ein Blutſturz machte ſeinem Leben ein Ende. Sein allzu frühzeitiger Tod wurde um ſo mehr beklagt, weil er für einen Mann galt, der in dem bevorſtehenden Seekriege große Dienſte würde geleiſtet haben.

Mit Spanien hatte dieſer bereits ſeinen Anfang genommen. Vier aus dem Plata-Strom mit Ladungen für königliche Rechnung zurückkehrende Regiſterſchiffe hatten das

Cap Santa Maria erreicht, als ſie am 5. October von vier engliſchen Fregatten angehalten wurden, deren Commodore Moore dem ſpaniſchen Contre=Admiral D. Joſeph Buſtamente anzeigen ließ, „er ſei befehligt, alle ſpaniſchen Kriegsſchiffe, während der zwiſchen England und Spanien gegenwärtig obſchwebenden Unterhandlungen, nach britti= ſchen Häfen zu führen.“ Die natürliche Antwort des ſpa= niſchen Contre=Admirals war: „da er nichts von einem Kriege zwiſchen beiden Staaten wiſſe, ſo müſſe er der Aufforderung des engliſchen Commodore jeden Widerſtand leiſten, der in ſeinen Kräften ſtehe.“ Auf dieſes Wort wurde eine Kanone auf das ſpaniſche Admirals=Schiff ab= gefeuert. Die ſpaniſchen Regiſterſchiffe verſuchten Flucht. In dem Kampf, der ſich von dieſem Augenblick an ent= wickelte, flog die ſpaniſche Fregatte las Mercedes, während der erſten zehn Minuten, mit 300 Mann in die Luft. Nach einer halben Stunde ſtrich das Admirals=Schiff, und nachdem die Fregatten Clara und Fama dieſem Beiſpiele gefolgt waren, führte Moore ſeinen Fang nach England, das durch denſelben mehr als eine Million Pf. Sterling gewann.

Dies Verfahren, eine friedlich geſinnte Macht zum Kriege zu zwingen, wurde um ſo allgemeiner gemißbilligt, da, vermöge des Zuſammenhanges der alten Welt mit der neuen, der verſetzte Schlag nicht bloß Spanien, ſondern die ganze europäiſche Betriebſamkeit traf; man begann zu ahnen, daß England in ſeinem Kriege gegen Frankreich nur eigennützige Zwecke verfolge — Zwecke ſogar, durch deren Erreichung nur augenblicklichen Verlegenheiten abge= holfen wird. In Großbritannien ſelbſt fehlte es nicht an Männern, welche der Regierung bittere Vorwürfe darüber machten, daß ſie nicht einmal die Kunſt verſtanden habe, die Formen des Völkerrechts zu ihrem Vortheil zu benutzen. „Was ſich ereignet hat,“ ſo ſprach man, „als unſer Geſchwader den Verſuch machte, das ſpaniſche Admirals=

Schiff anzuhalten, ließ ſich vorherſehen; denn wie konnte D. Joſeph Buſtamente, da keine Kriegserklärung vorangegangen war, ſich der Aufforderung unſeres Commodore fügen, ohne Ehre und Pflicht unter die Füße zu treten? Alle Grundſätze des Völkerrechts ſind durch unſer Verfahren verletzt: wir haben zwar die Energie bewieſen, welche der Starke zu jeder Stunde an dem Schwachen ausüben kann; allein wie wir unſere That auch beſchönigen mögen, ſo wird die Welt darin immer nur einen von uns verübten Seeraub ſehen, und das mit Recht.“ Genöthigt, ſich zu rechtfertigen, und zur Zurückgabe der genommenen Regiſterſchiffe von mehr als einer Seite aufgefordert, führte die engliſche Regierung zu ihrer Entſchuldigung an, „daß Spanien ſich nicht über die Summe habe erklären wollen, womit es alljährlich ſeine Neutralität von Frankreich erkaufe.“ Noch ſchwächer war der zweite Grund, „daß franzöſiſche Kaper engliſche Priſen in Spaniens Häfen aufgebracht und verkauft hätten;“ denn in dieſer Beziehung hatte die ſpaniſche Regierung die Wünſche Englands ſchon ſeit längerer Zeit erfüllt.

Frankreich benutzte dieſe Stimmung, um noch einmal auf ſeine Principe des Völkerrechts zurück zu kommen. Es ſagte: „Jede europäiſche Macht, welche, ungereizt und ohne dringende Veranlaſſung, Spanien den Krieg erkläre, verſündige ſich an dem ganzen Continent, weil Spanien zu einer gemeinſchaftlichen Macht geworden ſei, die billig von allen Seiten her beſchützt werden ſollte. Möge die Abſicht einer ſolchen Kriegserklärung immerhin nicht ſein, Umwälzungen hervorzurufen, ſo erfolge dieſe Wirkung doch um ſo ſicherer, je mehr die Fortdauer des geſellſchaftlichen Zuſtandes auf dem bleibenden Zuſammenhang zweier Welttheile beruhe, von denen jeder ſeine eigenthümlichen Bedürfniſſe habe, in deren Befriedigung er nicht geſtört werden dürfe, wenn die allgemeine Ruhe

darunter nicht leiden ſollte. Es laſſe ſich nichts Unverſchämteres denken, als wenn die Macht, welche gegen Spanien zu Felde ziehe, von einer unwandelbaren Liebe für den alten und hergebrachten geſellſchaftlichen Zuſtand in Europa reden wolle; denn wie könnte ſie mit dieſer Liebe ihre Zuflucht zu Maßregeln nehmen, welche nur geeignet wären, den Aufruhr in allen Staaten des feſten Landes herbeizuführen? Man klage die franzöſiſche Regierung des Ehrgeizes an. Verhielte es ſich mit dieſer Anklage, wie Schwachſinnige glaubten: ſo würde es längſt um die ſpaniſche Monarchie geſchehen ſein. Anſtatt die Integrität derſelben zu vernichten, hätte ſelbſt der Convent ſich mit der Abtretung des ſpaniſchen Antheils an der Inſel St. Domingo begnügt" . . .

Dabei wiederholte die franzöſiſche Regierung den Satz, „daß der ſyſtematiſche Verletzer des Völkerrechts ſich ſelbſt außerhalb dieſes Rechts ſetze."

Den Worten folgte die That. Von dem franzöſiſchen Polizei-Miniſter Fouché als Genoſſe des Sir Francis Drake und Spencer Smith bezeichnet, wurde der engliſche Agent Rumbold in der Nacht vom 24. bis 25. Oktober von zwei bis dreihundert franzöſiſchen Soldaten, welche ſich von Hannover aus zu Waſſer nach der Vorſtadt Hamburgerberg begeben hatten, in ſeinem Gartenhauſe zu Grindel umzingelt und gefangen genommen, zunächſt nach Hamburg gebracht und von hier aus nach Paris verſetzt und in den Tempel eingeſperrt. Wie hätte dies Verfahren nicht einen erſchütternden Eindruck machen ſollen? Laut bejammerte der Senat von Hamburg eine Begebenheit, deren Abwendung nicht in ſeiner Macht geſtanden hatte. Seine Klagen würden ohne Erfolg geblieben ſein, hätte ſich der König von Preußen, als natürlicher Beſchützer des nördlichen Deutſchlands, nicht bei der franzöſiſchen Regierung um die Freilaſſung des engliſchen Agenten beworben. Auf dieſe

Fürſprache wurde Rumbold in dem Hafen von Cherbourg nach England eingeſchifft. Inzwiſchen hatte auch der Kurfürſt von Heſſen, auf Veranlaſſung Frankreichs, den bei ihm akkredirten engliſchen Miniſter Taylor entfernt . . .

Während dies in Deutſchland vorging, war man in der Hauptſtadt Frankreichs faſt ausſchließlich mit den Krönungsfeierlichkeiten beſchäftigt. Anfangs auf den 18. Brümäre feſtgeſetzt, wurden ſie, weil die Anſtalten dazu nicht in einem ſo kurzen Zeitraum vollendet werden konnten, auf den 2. December vertagt. Aus Italien, aus der Schweiz und aus Holland langten glückwünſchende Deputationen an; und während alle die Mächte, welche mit Frankreich zur Zeit noch in einem guten Vernehmen ſtanden, außerordentliche Botſchafter dahin abſendeten, begab ſich der deutſche Kur-Erzkanzler, Fürſt von Dalberg, mit anderen kleinen Reichsfürſten nach Paris, um dem neuen Kaiſer ſeine Ergebenheit perſönlich zu beweiſen. Je näher der 2. December kam, deſto mehr wurde die Hauptſtadt Frankreichs der Sammelplatz des Reichthums und des Luxus; die Feierlichkeit, die daſelbſt vollzogen werden ſollte, machte ſie zum Mittelpunkt der europäiſchen Welt vermöge des Außerordentlichen, das ſich an dieſelbe knüpfte.

Pius VII. hatte, nach dem Vorbilde früherer Päbſte,*) die Aufforderung Napoleons, ihn in Paris zu ſalben und ſeine Kaiſerkrone einzuſegnen, mit der Ausſicht auf große Vortheile und Belohnungen angenommen. Von den Jeſuiten erzogen, kannte dieſer Pabſt keine andere Regel, als die Macht der Umſtände; und ſo wie in jener Zeit, wo Na-

*) Es wurde bei dieſer Gelegenheit in Erinnerung gebracht, daß Pabſt Zacharias, der Vorgänger Stephans III., geſagt hatte: „König iſt der, der die Macht des Königs übt.“ Man rühmte dieſen Ausſpruch ſogar als weiſe.

poleon, als republikaniſcher General, in Italien gewaltet hatte, die Grundſätze der Demokratie die des Biſchofs von Imola geweſen waren, eben ſo waren gegenwärtig die Maximen der Imperatur die des Oberhaupts der chriſtlichen Kirche. In Turin von einer kaiſerlichen Deputation empfangen, langte er am 23. November in der Gegend von Fontainebleau an, bis wohin Napoleon ihm entgegen gegangen war. Der Kaiſer war ſcheinbar auf der Jagd, als man ihm die Ankunft des Pabſtes meldete. Er ritt dem heil. Vater entgegen; und als er ihn bei la Croix de St. Heran erreicht hatte, ſtieg er in eben dem Augenblick vom Pferde, wo jener Anſtalt traf, aus dem Wagen zu ſteigen, dabei aber zagte, um ſeine weißſeidene Fußbedeckung nicht im Kothe zu beſchmutzen. Beide gingen auf einander zu, ſich zu umarmen, und ſetzten ſich darauf in einen der kaiſerlichen Wagen, welche in der Nähe hielten, der Pabſt zur Rechten des Kaiſers. Unter dem Donner der Kanonen kamen ſie durch eine doppelte Truppenlinie zu Fontainebleau an, wo ſie von dem Kardinal-Legaten Caprara und den Großbeamten des kaiſerlichen Hauſes empfangen wurden. Hier in ſeine Zimmer eingeführt, ſtattete der Pabſt dem Kaiſer und der Kaiſerin den erſten Beſuch ab.

Den 28. November Abends um 7 Uhr langten der Kaiſer und der Pabſt in Paris an, wohin die Kaiſerin vorangegangen war. Die nächſten Tage verſtrichen unter Aufwartungen, welche die erſten Staatsbehörden dem heil. Vater machten. Den 1. December gegen Mittag begab ſich der Senat in den Palaſt der Tuilerien, um dem Kaiſer das Ergebniß der Abſtimmung des franzöſiſchen Volks für und wider die erbliche Kaiſerwürde zu überbringen; aus 6000 Regiſtern, welche in den 108 Departements des franzöſiſchen Reichs eröffnet waren, ging hervor, daß auf drei Millionen fünfmal hundert und vier und ſiebzig tauſend acht hundert und acht und neunzig Votanten nur zwei

tauſend fünf hundert und neun und ſechzig verneinende Stimmen kamen. Der Senator Francois Neufchateau, dem das Vorrecht feierlicher Reden übertragen war, ſagte bei dieſer Gelegenheit zu dem Kaiſer: „Der unermeßliche Spiegel der Vergangenheit bildet die Lehre für die Zukunft.“ Napoleon erwiederte: „Ich beſteige den Thron, auf welchen mich der einmüthige Wunſch des Senats, des Volks und des Heeres berufen hat, und mein Herz iſt voll von der großen Beſtimmung dieſes Volks, das ich mitten im Lager als das „große“ begrüßt habe. Meine Nachkommen werden dieſen Thron lange erhalten; im Felde werden ſie, ihr Leben für die Vertheidigung des Landes opfernd, die erſten Soldaten ſein, und nie vergeſſen, daß die Verachtung der Geſetze und die Erſchütterung der geſellſchaftlichen Ordnung beſtändig das Ergebniß der Schwäche und Unentſchloſſenheit der Fürſten ſind. Sie, Senatoren, deren Rathgebungen mir auch unter den mißlichſten Umſtänden nie gefehlt haben — Sie werden Ihren Geiſt auf Ihre Nachfolger übertragen. Seien Sie immer die Stützen und die erſten Räthe dieſes Throns, der für das Gedeihen des franzöſiſchen Reichs ſo nothwendig iſt.“

So war die Krönungsfeierlichkeit herbeigeführt.

Eine ausführliche Beſchreibung derſelben würde allzu viel Raum einnehmen; wir beſchränken uns alſo auf die weſentlichſten Auftritte des 2. Decembers.

Der Tag war kalt und düſter. Eine beſondere Verzögerung entſtand dadurch, daß nicht für einen Eſel geſorgt war, auf welchem der Kammerdiener des Pabſtes ſeinem Herrn den Weg nach der Kirche Unſerer lieben Frauen bereiten konnte. Als dies Hinderniß überwunden war, folgte der Pabſt, begleitet von ſeinen Kardinälen, dem von dem Volke verſpotteten Kammerdiener nach dem erzbiſchöflichen Palaſt, wo die Pontifikalia für ihn in Bereitſchaft lagen. Glänzender war der Zug des Kaiſers und der Kaiſerin; weit glänzender ſogar, als alles, was man

jemals in dieſer Art zu Paris geſehen hatte. In den verſchiedenen Zimmern des erzbiſchöflichen Palaſtes fand Jeder, der zum Gefolge gehörte, was er an Putz für die kirchliche Ceremonie bedurfte. Eine hölzerne Galerie führte von dem erzbiſchöflichen Palaſt in die Kirche. Sobald ſich nun Jeder mit den ihm zukommenden Attributen verſehen hatte, erhob ſich der Zug nach der Kirche. Hier waren zwei Throne errichtet: der eine am Ende des Schiffs für den Kaiſer; der andere zur Seite des Hauptaltars für den Pabſt. Beim Eintritt in das Hauptthor der Kirche wurde Napoleon mit einem ſchallenden Es lebe der Kaiſer! empfangen. Als das Veni Creator beendigt war, verließen Kaiſer und Kaiſerin ihren Thron, um ſich nach dem Altar zu begeben. Hier ſalbte der Pabſt beide in Gegenwart der Prinzen des kaiſerlichen Hauſes, der Glieder des Kardinal-Kollegiums, der franzöſiſchen Prälaten, der vornehmſten Reichsbehörden, des diplomatiſchen Corps und einer Geſandtſchaft der italieniſchen Republik. Die Hand auf das Evangelium gelegt, verſprach der Kaiſer vor der Salbung, „die Geſetze zu handhaben, allen ſeinen Unterthanen Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, den Frieden der Kirche Gottes nach dem Gutachten treuer Räthe zu bewahren und darüber zu wachen, daß die Päbſte die ihnen nach den heiligen Kirchengeſetzen gebührende Ehrfurcht genöſſen.“ Nach beendigter Salbung begann der Pabſt die Meſſe. Als dieſe bis zu einem gewiſſen Abſchnitt gebracht war, ſegnete er die Kaiſerkrone, den Degen des Kaiſers und die kaiſerlichen Mäntel und Ringe. Zum Empfang derſelben aufgefordert, begaben ſich Kaiſer und Kaiſerin von neuem zum Altar. Die Krone ſetzte ſich der Kaiſer ſelber auf, und knieend empfing die Kaiſerin ſie aus den Händen ihres Gemahls. Unterſtützt von den Kardinälen führte der Pabſt den Kaiſer und die Kaiſerin auf den großen Thron zurück; und nachdem ſich beide auf denſelben niedergelaſſen und die Großbeamten ihre Plätze neben ihnen eingenommen hatten,

ſprach der Pabſt ein lateiniſches Gebet, küßte die Wange des Kaiſers und rief hingewendet nach den Umſtehenden: Imperator in aeternum! Ein vom Pabſt angeſtimmtes Te Deum machte den Beſchluß. Sobald die Meſſe gänzlich beendigt war, trat der Präſident des Senats, den des geſetzgebenden Körpers zur Rechten und den des Tribunats zur Linken, vor den Kaiſer und überreichte ihm die Formel des conſtitutionellen Eides. Sitzend, die Krone auf dem Haupte, die Hand auf das Evangelium gelegt, ſchwur jetzt Napoleon: „die Unverſehrtheit des Reichsgebiets zu behaupten; die Geſetze des Concordats zu achten und achtbar zu machen; die Gleichheit der Rechte, die politiſche und bürgerliche Freiheit, die Unwiderruflichkeit der Verkäufe von National-Gütern zu reſpektiren; keine Abgaben zu erheben und keine Steuern aufzulegen, als in Gemäßheit des Geſetzes; die Inſtitution der Ehrenlegion zu beſchützen und allein mit Hinſicht auf den Vortheil, das Glück und den Ruhm des franzöſiſchen Volks zu regieren." Hierauf rief der Anführer der Waffenherolde mit lauter und vernehmlicher Stimme: „Der glorreichſte und erhabenſte Kaiſer Napoleon, Kaiſer der Franzoſen, iſt gekrönt und eingethront; es lebe der Kaiſer!" Alle Anweſenden wiederholten die letzten Worte und eine Artillerie-Salve verkündigte den ſämmtlichen Bewohnern der Hauptſtadt die Vollendung der Kaiſerkrönung, während der Staatsſekretär über die Eidesleiſtung ein Protokol aufnahm, das von den Prinzen, Großwürden, Großbeamten und Präſidenten des Senats, des geſetzgebenden Körpers und des Tribunats unterzeichnet wurde.

Der Pabſt blieb in der Kirche Unſerer lieben Frauen zurück, als der Kaiſer und die Kaiſerin dieſelbe zwiſchen 4 und 5 Uhr verließen, um nach ihrem, inzwiſchen prächtig erleuchteten Palaſt zurück zu kehren. Unter das Volk wurden an dieſem Tage Krönungs-Medaillen vertheilt; ſie hatten die Größe von Viertel-Franken, auf der einen Seite

daſs Bild des Kaiſers mit der Umſchrift: Kaiſer Napoleon, auf der andern den Kaiſer zu Fuß, in einem römiſchen Gewande, das Scepter in der Hand, auf einem Schilde, der von zwei Soldaten getragen wurde, von denen der eine römiſch, der andere galliſch gekleidet war, mit der Umſchrift: der Senat und das Volk. Medaillen dieſer Art, jedoch von höherm Werthe, wurden unter die Staatsbeamten vertheilt. In allen dieſen Dingen zeigte ſich, wie ſehr der erbliche Kaiſer der Franzoſen der Vergangenheit anzugehören wünſchte. Die ganze Krönungsfeierlichkeit war das Werk ſeiner Phantaſie und in der Mitwirkung des Pabſtes zu derſelben wurde von ihm unſtreitig nichts weiter bezweckt, als jene Rechtmäßigkeit, ohne welche es keinen ſittlichen Einfluß auf die Geſellſchaft giebt, durch den Schimmer zu erſetzen, den kirchliche Ceremonien geben. Wie wenig er hierdurch täuſchte, weil ſein Jahrhundert über Täuſchungen dieſer Art weit hinaus war, wird ſich in der Folge zeigen. Er ſelbſt fühlte nur allzu gut, daß das Fundament ſeines politiſchen Wirkens nicht die Meinung, ſondern nur die Gewalt ſei. Daher die pomphafte Austheilung der kaiſerlichen Fahnen an die Deputationen der verſchiedenen Heeres-Abtheilungen, welche am dritten Tage nach der Krönungsfeierlichkeit auf dem Märzfelde Statt fand.

Auf ein gegebenes Zeichen ſetzten ſich alle auf dieſem Felde verſammelten Kolonnen in Bewegung, ſchloſſen ſich dicht an einander und näherten ſich ſo dem Fuße des auf einem großen, vor der Militärſchule errichteten Gerüſte angebrachten Thrones. Von dieſem herab ſprach der Kaiſer, umgeben von den vornehmſten Staatsbeamten, folgende Worte mit ſtarker Stimme: „Soldaten, hier ſind Eure Fahnen. Dieſe Adler werden Euch zu Vereinigungspunkten dienen. Sie werden überall ſein, wo Euer Kaiſer es für nöthig erachten wird, zur Vertheidigung ſeines Throns und ſeines Volks. Ihr ſchwört, Euer Leben aufzuopfern, um

ſie zu vertheidigen und ſie durch Euren Ruf ſtets auf dem Wege des Sieges zu behaupten.“ Das ſchwören wir! wiederholten die Kolonnen, indem ſie ihre Waffen ſchwangen und ihren freudigen Zuruf mit dem Geräuſch der Kriegswerkzeuge vermiſchten. Die Feierlichkeit endigte ſich damit, daß ſie an dem kaiſerlichen Thron vorüberzogen, worauf Napoleon um 5 Uhr Nachmittags nach ſeinem Palaſt zurückkehrte.

An den nachfolgenden Tagen wurden dem Kaiſer glänzende Feſte gegeben. Dieſe zogen ſich durch den größten Theil des Decembers hin. Nie waren die Anſprüche der Bourbons mehr verdunkelt, als in dieſer Periode, wo alles ſich zum Untergange dieſes alten Herrſchergeſchlechts zu verſchwören ſchien. Niemand ließ ſich einfallen, zu glauben, daß auch Napoleon nur ein Glied in der Kette der Revolution ſei. Dieſe wurde vielmehr in großer Allgemeinheit als beendigt betrachtet; und wirklich würde ſie beendigt geweſen ſein, wenn der grenzenloſe Ehrgeiz und die falſchen Anſichten des Mannes, der ſich zum Kaiſer der Franzoſen aufgeworfen hatte, ihr nicht eine Ausdehnung gegeben hätten, die ſchwerlich in ihr ſelbſt lag. Der Inhalt des letzten Buchs dieſer Geſchichte wird hierüber die nöthigen Aufſchlüſſe geben.

Sechſtes Buch.

Erſtes Kapitel.

Stellung und Politik des neuen Kaiſers. — Schreiben deſſelben an den König von England. — Verwandlung der italieniſchen Republik in ein Königreich. — Einverleibung der liguriſchen Republik in das franzöſiſche Gebiet. — Ausſicht auf einen neuen Continental-Krieg.

Wie ſeit dem 15. Brümäre ein Schritt den andern nothwendig gemacht hatte: ſo — dies ließ ſich mit Beſtimmtheit vorherſehen — konnte auch, nach der Salbung und Krönung Napoleons, kein Stillſtand eintreten. Das neue Kaiſerthum war mehr entworfen, als durchgeführt; und ſollte die Schattenſeite deſſelben ſich in eine Lichtſeite verwandeln, ſo mußte noch Vieles hinzukommen, um dieſe Verwandlung zu bewirken. Von Napoleons Brüdern waren zwei zu kaiſerlichen Prinzen erhoben worden. Nun hatte zwar das Senatus-Konſultum der Schweſtern Napoleons eben ſo wenig gedacht, als der Brüder deſſelben; allein da die Hofſitte ſeine Mutter zu einer Kaiſerin-Mutter gemacht hatte: ſo war nichts natürlicher, als daß auch die Schweſtern als kaiſerliche Prinzeſſinnen behandelt wurden. Indem nun dieſer Titel auf ihre Gatten zurückwirkte — wie hätten dieſe nicht wünſchen mögen, aus dem

Stande der Generale und ſelbſt der Reichsmarſchälle zu einem höhern überzugehen, der immer nur der Fürſtenſtand ſein konnte? In demſelben Falle befanden ſich die vornehmſten Reichsbeamten; auch wenn ſie dem neuen Kaiſerhauſe nicht verwandt waren. Die Unregelmäßigkeit, welche das Senatus-Konſultum in der Abſtufung der Autorität zurückgelaſſen hatte, wollte fortgeſchafft ſein; indem dies aber zu einer Sache des Ehrgeizes wurde, ſah Napoleon ſich zugleich geſtützt und gedrängt von Allen, die ihr Glück durch ihn gemacht hatten und durch ihre Stellung herausgefordert waren, ihren Anſprüchen eine größere Ausdehnung zu geben. Bewerbungen dieſer Art zu widerſtehen, war um ſo ſchwieriger, je mehr die Schlauheit ſich daran knüpfte: eine Schlauheit, die nur darauf ausging, die ſtarke Seite Napoleons in eine ſchwache umzuwandeln. Welchen Einfluß dies auf die europäiſchen Begebenheiten hatte, wird ſich in den nächſten Abſchnitten zeigen. Napoleon wurde gleichſam die allgemeine Quelle des franzöſiſchen Ehrgeizes; und je mehr ihm ſelbſt gelungen war, deſto weniger wollten ſeine Freunde und Anhänger hinter ihm zurückbleiben.

Die erſte Genugthuung, welche der gekrönte Kaiſer ſeinen Angehörigen gewährte, beſtand darin, daß er ſeinen Stiefſohn Eugen Beauharnais und ſeinen Schwager Joachim Murat, Gemahl ſeiner jüngſten Schweſter Karoline, zu Prinzen machte: jenen mit dem Titel eines Staats-Erzkanzlers, dieſen mit dem Titel eines Reichs-Großadmirals und Gouverneurs von Paris. Der Senat, auf die Rolle eines Lobredners zurückgebracht, rühmte beide Ernennungen, ohne einzugehen in den Gedanken, welchen Napoleon dabei verfolgt hatte. „Zwei Namen,“ ſo drückte dieſe Behörde ſich aus, „hätten bisher in dem Verhältniſſe der Großwürden des Reichs gefehlt; dieſem Mangel aber ſei jetzt abgeholfen durch die Namen zweier Männer, welche durch ihre Tugenden zum Prinzen-Range berufen geweſen wären,

ſo wie der ſo ehrwürdige Titel des einen als Schwagers des Kaiſers, des andern als Stiefſohns des Monarchen beide dieſes Ranges bereits würdig gemacht habe. Nichts ſei rührender, nichts erhabener, als die Beweggründe zu dieſen Ernennungen: das Talent der Regenten beſtehe beſonders in der Kunſt, für alle Stellen ſolche Perſonen zu wählen, die am meiſten dazu geeignet wären; der Kaiſer aber habe in der Ernennung des Reichs=Großadmirals und des Staats=Erzkanzlers einen neuen Beweis von ſeinem Genie=Takte gegeben und der Senat wünſche ſich Glück, ſo ausgezeichnete Mitglieder in ſeinen Schooß angelangt zu ſehen." Nicht lange darauf folgte eine Genugthuung anderer Art, aus welcher ſehr deutlich hervorging, daß Napoleon angefangen hatte, zwiſchen franzöſiſchem Staat und franzöſiſchem Reiche zu unterſcheiden, und zwar ſo, daß, während der erſte ſich innerhalb der durch die letzten Friedensſchlüſſe erworbenen Grenzen halten ſollte, das letzte von ihm als etwas gedacht war, deſſen Grenzen unbeſtimmbar wären. Napoleon verſchenkte nämlich das Fürſtenthum Piombino, ſo wie daſſelbe für Frankreich gleichſam zurückgelegt war, an ſeine mit dem General Bacciochi ſeit dem Jahre 1797 vermählte älteſte Schweſter Eliſa unter Bedingungen, welche nur allzu auffallend waren in Beziehung auf einen Monarchen, der die Pflicht übernommen hatte, der Wiederkehr des Feudal=Weſens aus allen Kräften entgegen zu wirken. Dem kaiſerlichen Dekrete zufolge, ſollte die Regierung dieſes kleinen Staats und das Domanial=Eigenthum des Fürſten erblich ſein in der männlichen Nachkommenſchaft der Prinzeſſin Eliſa, und ſich fortpflanzen in dem älteſten Zweige derſelben, wiewohl mit dem Vorbehalt, „daß der Erbprinz von Piombino erſt dann zur Thronfolge gelangen könne, wenn er die Inveſtitur von dem Kaiſer der Franzoſen erhalten habe." Ferner ſollten die Kinder der Prinzeſſin Eliſa ſich nicht ohne die Einwilligung des Kaiſers verheirathen dürfen, und wenn

die Nachkommenſchaft dieſer Fürſtin ausſtürbe, oder durch Verletzung der vorgeſchriebenen Regel ihre Rechte verlöre, ſo ſollte der Kaiſer neuerdings berechtigt ſein, über das Fürſtenthum zu verfügen. Endlich wurde der Gemahl der Fürſtin von Piombino verpflichtet, für die Sicherheit der Communikationen mit den Inſeln Elba und Korſika zu ſorgen, die Vertheidigung der Küſten durch eine hinreichende Zahl von Batterien zu beſtreiten und für den Dienſt der Küſte und der Feſtung ein Bataillon von fünf Compagnien, jede zu achtzig Mann, zu halten. Das Letztere war Gegenſtand einer Eidesformel, durch welche der Fürſt von Piombino dem Kaiſer der Franzoſen Gehorſam und Treue verſprach und bei allen Gelegenheiten die Pflichten eines guten und getreuen Unterthanen zu erfüllen gelobte.

Aus dieſen Anordnungen ging zuerſt hervor, wie ſich Napoleon das Verhältniß des franzöſiſchen Reichs zum franzöſiſchen Staate dachte; jenes ſollte die Schale, dieſes der Kern ſein: eine beengte und durchaus fehlerhafte Anſicht, die, je länger ſie feſtgehalten wurde, deſto weniger verfehlen konnte, die ganze Kraft der europäiſchen Geſellſchaft gegen Frankreich zu richten.

In ſeinem Verhältniß zu den Bourbons, die ihre Rechtmäßigkeit geltend machten, und zu England, das ſeinen Geſellſchaftszuſtand zu bewahren ſtrebte, ganz Europa umfaſſend, mittelte Napoleon ſehr bald bei ſich ſelbſt aus, was er zu thun habe, um die übernommene Rolle eines Kaiſers der Franzoſen durchzuführen. Dies nun war nichts Geringeres, als das ganze bourboniſche Geſchlecht in den Privatſtand zu verſetzen und Englands Verhältniß zu dem europäiſchen Feſtlande ſo tief zu erſchüttern, daß an die Stelle des bisherigen Syſtems des ſogenannten Gleichgewichts ein anderes Syſtem trete, deſſen belebender Geiſt der jedesmalige Kaiſer der Franzoſen ſei. Was in dieſem Entwurfe rieſenhaft oder abenteuerlich war, hatte nichts Abſchreckendes für einen Mann, der ſich

ſelbſt vertraute und ſich in jedem Augenblick der ihm zu Gebote ſtehenden Mittel aufs Deutlichſte bewußt war. Frankreichs ſtarke Bevölkerung, die Geneigtheit der Franzoſen, ſich einem von ihnen für groß gehaltenen Manne aufzuopfern, der eigenthümliche Schwung, den die Umwälzung dieſem Volke gegeben hatte, endlich die Fortdauer der Conſkriptions-Geſetze, vermöge welcher ſich kein Waffenfähiger der Vertheidigung des Vaterlandes entziehen durfte: alles dies kam einem Manne zu Statten, deſſen feldherrliches Talent eben ſo ſehr auf einem unerſchütterlichen Willen, als auf einem Scharfblick beruhete, wie er nur in den vorzüglichſten Geiſtern angetroffen wird. Die Frage war für ihn keine andere, als alles ſo zu leiten, daß er nicht als der Angreifende, ſondern als der Angegriffene erſcheine, weil der Erfolg ſeines großen Unternehmens hauptſächlich hiervon abhing. Eine ſeltene Schlauheit erleichterte die Löſung dieſer Aufgabe; es war die Schlauheit eines Mannes, der ſich ſeit vielen Jahren in den mißlichſten Lagen befunden und ſich aus jeder derſelben durch ſeinen Geiſtesmuth zur Bewunderung ſeiner Zeitgenoſſen gerettet hatte. Hat ein ſolcher Mann es mit Gegnern zu thun, die Erworbenes lieber erhalten als vermehren wollen, ſo wird ſeine Überlegenheit nicht lange zweifelhaft bleiben...

Was wir ſo eben als Napoleons politiſchen Entwurf bezeichnet haben, mußte nothwendig ſein Geheimniß bleiben, weil ein großer Theil des Erfolges davon abhing, daß jener nur geahnet wurde, daß folglich die Bereitwilligkeit ſeiner Werkzeuge ſich unter allen Umſtänden gleich blieb. Wenn er ſich das Anſehn gab, als könne er ſich zu einer Landung in England entſchließen: ſo bezweckte er dabei ſchwerlich noch mehr, als eine ſolche Ängſtigung der engliſchen Regierung, wodurch der Ausbruch des Continental-Krieges beſchleunigt würde. Ein Landungsverſuch konnte allerdings gelingen; da er aber eben ſo leicht mißlingen konnte, ja da die Wahrſcheinlichkeit des Mißlingens

bei der Überlegenheit des brittiſchen Seeweſens überwiegend war: ſo verfolgte Napoleon bei den großen Anſtalten, die er zu einer Landung traf, keinen andern Gedanken, als Englands Verbündete ſchneller auf den Kampfplatz zu führen, wo es für ihn nur neue Lorbern gab.*) Wie gut ihm dieſe Liſt gelang, werden wir weiter unten ſehen. Des Erfolgs zum voraus gewiß, dachte er ſchon zu Anfang des Jahres 1805 auf Mittel, den Vorwurf von ſich abzuwenden, daß er noch anders, als vertheidigungsweiſe zu Werke gehe.

Dies geſchah in einem Schreiben an den König von England, worin Georg III. als Herr Bruder angeredet wurde, und Napoleon, nach einer leichten Erwähnung der von ihm angenommenen Kaiſerwürde, ſagte: „Sein erſtes Gefühl als Kaiſer der Franzoſen ſei ein Friedenswunſch geweſen. Frankreich und England könnten ſich Jahrhunderte bekämpfen, ohne ihre Kräfte zu erſchöpfen. Allein erfüllten wohl die Regierungen beider Staaten die heiligſte ihrer Pflichten? So viel vergoſſenes Blut, klage es ſie nicht in ihrem Gewiſſen an? Er finde keine Entehrung darin, den erſten Schritt zu thun. Daß er keinen Wurf des Kriegsglücks fürchte, glaube er der Welt hinreichend bewieſen zu haben. Allein, je weniger Beſorgniſſe ihm der Krieg verurſache, deſto mehr ſei der Friede der Wunſch ſeines Herzens. Er beſchwöre den König von England,

*) Daß Napoleon im Jahre 1805 einem in England zu vollziehenden Landungsverſuch eben ſo abgeneigt geweſen ſei, als im Jahre 1798, erhellet unter andern aus einem an den General Savary gerichteten Schreiben vom 24. Ventoſe (15. März) 1805, deſſen Schluß folgendermaßen lautet: „Vous causerez avec le Général Davoust et les autres généraux, et toujours dans le sens que je compte, que l'armée et la flottille ne cessent pas d'être maintenues sur un pied respectable et dans la meilleure discipline.“ S. Mémoires du Duc de Rovigo, pag. 73 der zweiten Abtheilung. Andere Beweiſe werden weiter unten folgen.

das ſelige Gefühl, der Welt den Frieden gegeben zu haben, nicht zurück zu weiſen, dieſen Genuß nicht ſeinen Kindern zu überlaſſen. Nie ſeien die Umſtände einladender, nie der Augenblick günſtiger geweſen, um allen Leidenſchaften Stillſchweigen zu gebieten und allein dem Gefühle der Menſchlichkeit und den Geboten der Vernunft zu folgen. Laſſe man dieſen Augenblick unbenutzt, wo dann das Ende eines Krieges ſuchen, dem alle ſeine Bemühungen nicht hätten Einhalt thun können? Der König von England habe ſeit zehn Jahren an Gebiet und Reichthümern mehr erworben, als der Umfang von Europa betrage. Was könne der König alſo noch von einem Kriege erwarten? Einige Landmächte zu coaliſiren? Das feſte Land werde ruhig bleiben; denn eine neue Coalition würde Frankreichs Continental=Übermacht und Größe nur verſtärken. Die inneren Unruhen Frankreichs zu vermehren? Die Zeiten ſeien nicht mehr dieſelben. Frankreichs Finanzen zu Grunde zu richten? Ein auf einen blühenden Ackerbau gegründetes Finanz=Syſtem laſſe ſich nicht zu Grunde richten. Frankreich ſeiner Kolonien berauben? Die Kolonien ſeien für Frankreich ein untergeordneter Gegenſtand; und beſitze denn England deren nicht ſchon mehr, als es behaupten könne? Wenn der König dies alles bedenken wolle, ſo werde er finden, daß der Krieg ohne Zweck ſei. Wie traurig aber ſei es, Völker gegen einander in den Kampf zu führen, bloß damit ſie kämpften! Die Welt ſei groß genug, um zu geſtatten, daß beide Nationen neben einander beſtehen könnten, und die Vernunft habe Macht genug, um die Mittel aufzufinden, wodurch alles verſöhnt werden könnte, wofern der Wille dazu nur ernſtlich und aufrichtig ſei. Zum Wenigſten habe er eine ſeinem Herzen heilige und theure Pflicht erfüllt, und bitte den König von England, an die Aufrichtigkeit der von ihm ausgedrückten Gefühle, und an ſein Verlangen, ihm davon Beweiſe zu geben, zu glauben."

Georg III. ſetzte dies Schreiben in keine Verlegenheit; eine zurückgekehrte Geiſtesabweſenheit machte ihn unfähig zu jeder Theilnahme an den Angelegenheiten Europa's, obgleich die Regierung in ſeinem Namen fortgeſetzt wurde. Wie das Miniſterium, an deſſen Spitze in dieſer Zeit William Pitt ſtand, Napoleons Friedensantrag aufnahm, geht am ſicherſten aus der Antwort hervor, welche der Staatsſekretär Mulgrave nicht an den franzöſiſchen Kaiſer, ſondern an den franzöſiſchen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten richtete. Dieſem alſo wurde unter dem 14. Januar gemeldet: „dem Könige von Großbritannien, der das Schreiben des Oberhaupts der franzöſiſchen Regierung erhalten habe, liege nichts mehr am Herzen, als die erſte Gelegenheit zu benutzen, um ſeinen Unterthanen aufs Neue die Vortheile eines Friedens zu verſchaffen, der auf eine mit der bleibenden Sicherheit und mit den weſentlichſten Angelegenheiten ſeiner Staaten nicht unverträgliche Grundlage gebaut wäre. Dabei aber ſei er überzeugt, daß dieſe ſeine Abſicht nicht anders erreicht werden könne, als durch Anordnungen, welche für Europa's künftige Sicherheit und Ruhe Gewähr leiſteten, indem ſie die Erneuerung der Gefahren und Unglücksfälle abwendeten, wovon es ſich in neuerer Zeit bedroht geſehen. Bei dieſer Geſinnung fühle der König, daß es ihm unmöglich ſei, auf die ihm gemachten Eröffnungen mit Beſtimmtheit zu antworten, ehe und bevor er Rückſprache mit denjenigen Landmächten genommen, mit denen er in vertrauten Verbindungen und Verhältniſſen ſtehe, namentlich mit dem Kaiſer von Rußland, der die ſtärkſten Beweiſe von der Erhabenheit ſeiner Geſinnungen, ſo wie von der lebhafteſten Theilnahme an allem, was die Sicherheit und Unabhängigkeit Europa's betreffe, an den Tag gelegt habe."

Sofern die Abſicht des franzöſiſchen Kaiſers bei ſeinem Friedensantrage keine andere geweſen war, als den Stand der Verhältniſſe Englands mit den Mächten des feſten Landes

zu erforſchen, war dieſelbe vollkommen erreicht; denn die Lobeserhebungen, welche Lord Mulgrave dem ruſſiſchen Kaiſer gemacht hatte, ließen auf eine entſchiedene Geneigtheit Rußlands, dem Kriege Englands gegen Frankreich beizutreten, ſchließen, und in der Natur der Sache lag, daß, wenn Rußlands und Frankreichs Streitkräfte auf einander ſtoßen ſollten, Öſterreich oder Preußen, oder beide zugleich, ſich zu Stützpunkten für Rußland hergeben mußten. So des Krieges mit den Mächten des feſten Landes gewiß, faßte Napoleon den Entſchluß, aus ſeinem politiſchen Verfahren alle Schonung zu verbannen, welche irgend eine Achtung für das von England vertheidigte Gleichgewichts-Syſtem verriethe. Stärker, als jemals, entwickelte ſich alſo in ihm die Idee des Föderativ-Syſtems, das er an die Stelle des Gleichgewichts-Syſtems zu bringen gedachte; und ein am 12. Januar mit Spanien abgeſchloſſener Traktat, der 5 Linienſchiffe und 5000 Mann Landungstruppen zu ſeiner Verfügung ſtellte, ließ ihm nur um ſo freiern Spielraum.

Es kam vor allem darauf an, die italieniſchen Angelegenheiten auf eine ſolche Weiſe zu behandeln, daß Öſterreich ſich bedroht fühlen möchte.

In dem Lüneviller Frieden war die Unabhängigkeit der cisalpiniſchen Republik ſtipulirt worden. Nichts deſto weniger hatte, wie wir wiſſen, die Lyoner Staats-Konſulta den damals Erſten Konſul der franzöſiſchen Republik zum Präſidenten von Ciſalpinien ernannt und dieſem Staate die Benennung einer italieniſchen Republik beigelegt. Nach der Verwandlung des Konſulats in ein erbliches Kaiſerthum paßte der Präſidenten-Titel nicht länger. Für die Veränderung deſſelben war das Nöthige vorbereitet, als am 17. März die vornehmſten Beamten der italieniſchen Republik in dem Thronſaal des Palaſtes der Tuilerien erſchienen, wo Napoleon, umgeben von ſeinen Großbeamten und Miniſtern, ſie erwartete. Der Vice-Präſident Melzi

d'Erile führte das Wort. „Er ſei gekommen, dem Kaiſer das Ergebniß der Arbeiten vorzulegen, womit die Staats-Konſulta ſich auf ſein (des Kaiſers) Geheiß ſeit mehreren Wochen beſchäftigt habe; mit dieſem Ergebniß den Wunſch aller Gemüther. Eine ſehr einfache Betrachtung habe die Verſammlung zu der Überzeugung geführt, daß es unmöglich ſei, die gegenwärtige Form der italieniſchen Republik noch länger beizubehalten, wenn man nicht hinter dem raſchen Gange der Begebenheiten zurückbleiben wolle. An der Stelle der bisherigen Republik das Syſtem einer konſtitutionellen Monarchie und an der des Präſidenten ein Monarch — durch eine ſolche Abänderung werde alles höchſt einfach. Im Übrigen hätten Gefühle der Dankbarkeit und des Vertrauens den Monarchen bezeichnet: in einem Lande, das Napoleon erobert und wieder erobert, erſchaffen und bisher regiert habe, in einem Lande, wo alles an ſein Genie erinnere und von ſeinen Wohlthaten zeuge, habe man nur einen Wunſch bilden und ausſprechen können. Nur davon habe die Staats-Konſulta ſich nicht überzeugen können, daß die Sachen reif genug wären, um den höchſten Grad politiſcher Unabhängigkeit zu erſchwingen; denn in der Natur der Dinge liege, daß die italieniſche Republik, noch einen längern Zeitraum hindurch, den Zuſtand aller unausgebildeten Staaten empfinden werde, und wo laſſe ſich in dieſer Lage ein Unterpfand ihrer Ruhe und ihres Glücks, wo eine feierliche Gewährleiſtung ihres Daſeins und ihrer Feſtigkeit finden, wofern der Kaiſer nicht die perſonifizirte Bedingung derſelben ſein wolle? Nur den Rathſchlägen ſeiner hohen Weisheit gebühre es, den Endpunkt zu bezeichnen, um alle auswärtige Eiferſucht zu entwaffnen. Inzwiſchen bitte die Verſammlung den Kaiſer um eine Verfaſſung, worin die Grundſätze geheiligt würden, ohne welche das Geſchick der Völker den Leidenſchaften der Menſchen hingegeben wäre."

Nach dieſer Einleitung verlas der Vice-Präſident eine

Urkunde, deren Hauptbeſtimmungen folgende waren: „Die Regierung der italieniſchen Republik wird für monarchiſch und erblich erklärt, nach denſelben Grundſätzen, welche die Regierung des franzöſiſchen Reichs konſtituiren; der Kaiſer Napoleon, Gründer der italieniſchen Republik, wird König von Italien; die italieniſche Krone iſt erblich in ſeiner direkten und rechtmäßigen, natürlichen oder adoptiven männlichen Nachkommenſchaft, wiewohl mit dem Vorbehalt, daß er ſein Adoptions-Recht nicht über einen Bürger des franzöſiſchen Reichs oder des Königreichs Italien hinaus erſtrecken kann; die Vereinigung der italieniſchen Krone mit der franzöſiſchen auf ſeinem Haupt iſt allen und jedem ſeiner Nachfolger unterſagt, und keiner derſelben darf in Italien regieren, wofern er nicht auf dem Gebiete der Republik reſidirt; des Rechts, ſich bei ſeinen Lebzeiten einen Nachfolger zu geben, darf Napoleon ſich nicht bedienen, ſo lange die franzöſiſchen Armeen das Königreich Neapel, die ruſſiſchen die Inſel Corfu, die brittiſchen Malta beſetzt halten, folglich die Republik der Gefahr ausgeſetzt iſt, jeden Augenblick das Schlachtfeld der größeren Mächte Europa's zu werden; der Kaiſer Napoleon wird erſucht, ſich nach Mailand zu begeben, um daſelbſt gekrönt zu werden und nach Anhörung der Staats-Konſulta und der außerordentlichen Deputation der Wahl-Kollegien dem Königreiche eine definitive Conſtitution zu ertheilen."

Napoleon beantwortete die Rede des Vice-Präſidenten durch eine Gegenrede, worin er bemerkte, daß die Trennung der Kronen von Italien und Frankreich, wie nützlich ſie auch für die Zukunft werden könne, in dem gegenwärtigen Augenblick verderblich für das Daſein und die Ruhe der italieniſchen Völker ſein würde. Er wolle ſie alſo annehmen, die ihm angetragene Krone; doch nur auf ſo lange, als der Vortheil Frankreichs es erheiſchen würde. Mit Vergnügen werde er den Zeitpunkt kommen ſehen, wo er dieſe Krone einem jüngern Haupte aufſetzen

könne, das, von ſeinem Geiſte beſeelt, ſein Werk fortſetzen und ſtets bereit ſein möge, Perſon und Intereſſe der Sicherheit und dem Glücke des Volks aufzuopfern, zu deſſen Regierung die Vorſehung, die Conſtitution des Königreichs und ſein (des Kaiſers) Wille es berufen haben würden.

Von dieſem Tage an führte Napoleon den Titel eines Kaiſers der Franzoſen und eines Königs von Italien: eine merkwürdige Zuſammenſtellung, um den Unterſchied zwiſchen Souveränetät und Landesherrlichkeit zu bezeichnen, von welchen jene ſich auf den franzöſiſchen Staat, dieſe ſich auf das franzöſiſche Reich, als Spielraum für die Wirkſamkeit des Kaiſers, bezog.

Vollſtändigern Aufſchluß hierüber gab der folgende Tag (18. März). An ihm erſchien Napoleon in dem Palaſt des Senats, um der neu angenommenen Königswürde höhere Rechtmäßigkeit zu geben. Am Eingange von den Großbeamten und von vier und zwanzig Senatoren empfangen, ließ er ſich in dem Verſammlungsſaal auf einen für ihn errichteten Thron nieder. Bevor nun die Beamten des Königreichs Italien ihm den Treueid in Gegenwart der Senatoren leiſteten, trat der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten als Redner auf. „Nicht alles," ſagte er, „ſei ungewiß in Bezug auf die Zukunft. Starke Seelen und erhabene Geiſter wüßten zu unterſcheiden, was in den Wirkungskreis ihrer Klugheit gehöre und was von dem großen Schiedsrichter der Weltbegebenheiten abhange. Mit Gewißheit ſehe der Kaiſer das zukünftige Ereigniß der Befreiung Malta's und der geſetzmäßigen Unabhängigkeit der joniſchen Republik voraus. Um auf die Trennung der Kronen von Italien und von Frankreich keinen Werth zu legen, beſtimme er den Zeitpunkt derſelben; er wolle ſich nämlich nicht der Gefahr ausſetzen, daß man ihm, eines Tages, den Wechſelfall vorlege, ob er dieſe Kronen trennen oder Krieg führen wolle: denn alsdann würde die

Sorge für ſeine Würde es ihm zur Pflicht machen, mehr auf die Stimme der Ehre, als auf die der Menſchheit zu achten. Bei edlen Seelen ſei das Gefühl der Großmuth immer mit einer Art von Eiferſucht gepaart, und der Entſchluß, einer Krone zu entſagen, ſei hinlänglich groß, um zu dem Wollen zu berechtigen, daß nichts die edle und reine Zufriedenheit ſtöre, ihn auf den einfachen und freien Antrieb einer großmüthigen und gemäßigten Denkart gefaßt zu haben. Frankreich, auf welches der Glanz einer ſolchen Mäßigung zurückſtrahlen müſſe, könne die Größe der Lage, zu welcher der Kaiſer es erhebe, nur mit Stolz und Dankbarkeit empfinden; denn mehr, als durch eine glänzende Eroberung, werde es durch dieſen Entſchluß geehrt, der es in den Stand ſetze, zu ſich ſelbſt und zu der ganzen Welt zu ſagen: „„daß es, gleich dem Ocean, die Schranken ſeiner Macht, und die Grenzen ſeines Einfluſſes in ſeinen eigenen Geſetzen, in dem Maaßſtabe ſeiner Rechte, in der Regel ſeines Vortheils finde, nicht in den eitlen Dämmen, welche die Anſprüche der Eiferſucht, der Empfindlichkeit und des Haſſes aufwerfen könnten.““ Freilich für Übelwollende ſeien Vergangenheit und Zukunft eine unerſchöpfliche Quelle der Lüge; ſie verleumdeten durch eitle Vorherſagungen, ſie verleumdeten durch eben ſo eitle Vergleichungen. Durch Erinnerungen an den Ruhm und die hohe Beſtimmung Alexanders des Großen und Karls des Großen hätten ſie Unruhe verbreiten wollen. Müßige und trügeriſche Analogien! Karl der Große habe weder Nachfolger, noch Nachbarn gehabt; ſein Reich habe ihn nicht überlebt; es habe getheilt werden müſſen; es ſei getheilt worden. Nur Eroberer, nicht Gründer wäre Karl geweſen, und außerdem habe er in einer Zeit gelebt, wo der menſchliche Geiſt, ſchwach durch Unwiſſenheit, die Zukunft zu umfaſſen nicht vermocht habe. Alexander habe ſich durch unaufhörliches Vorrücken der Grenzen ſeiner Eroberungen nur einen blutigen Leichenzug bereitet, weil der große, der

heldenmäßige Gedanke an Erbfolge nie in ſeine Seele eingetreten ſei. Beide hätten ihren Reichen nur die Anarchie vermacht. Zwar habe die Welt den Kaiſer der Franzoſen, gleich jenen großen Männern, ſeine Waffen mit Schnelligkeit nach Europa und Aſien tragen geſehen; allein ſei er wohl jemals, wie jene, durch eine unbeſtimmte Leidenſchaft nach Eroberung und Herrſchaft hingeriſſen worden? Gewiß nicht. Frankreich zu Ideen der Ordnung, Europa zur Idee des Friedens zurück zu führen, dies ſei der Zweck ſeiner großen Anſtrengungen geweſen. In Italien habe er geſiegt, um Deutſchland mit Frankreich zu verſöhnen; nach Aſien ſei er ſiegend gezogen, um die Zeit zu erwarten, wo er in Triumph hätte zurück kommen und Frankreich mit ſich ſelbſt verſöhnen können. Und ſo handle er auch heute bei der Organiſation eines neuen Staats nach dem Antriebe eines Charakters, welcher unfähig ſei, ſich ſelbſt ungetreu zu werden. Allen Völkern ſeine Grundſätze von Feſtigkeit, Erhaltung und Gerechtigkeit vor Augen zu legen, weihe er dem künftigen Frieden ein großmüthiges Unterpfand ſeiner unveränderlichen Geſinnungen."

Geſchickter konnte die Vereinigung der italieniſchen Königskrone mit der franzöſiſchen Kaiſerkrone ſchwerlich vertheidigt werden. Was Napoleon ſich dabei dachte, iſt kein Gegenſtand der Erörterung; genug, daß er ſein Verhältniß zur europäiſchen Welt ganz anders aufgefaßt hatte und einen ganz andern Plan verfolgte, als Herr von Talleyrand glaubte.

Die italieniſchen Staatsbeamten leiſteten ihren Treueid und kehrten hierauf nach Mailand zurück. Dahin folgte ihnen der Kaiſer, begleitet von ſeiner Gemahlin. Die am 2. April angetretene Reiſe führte über Troyes und Lyon nach Chambery und Turin. Hier traf Napoleon mit Pius VII. zuſammen, welcher ſeit dem 5. April von Paris abgereiſet war. Nichts hatte den Pabſt willfähriger gemacht, als die Erwartung, daß der von ihm zu Paris geſalbte Kaiſer ſeine Gefälligkeit durch eine großmüthige Zurückgabe, wo nicht der Grafſchaft

Avignon, doch der im Frieden von Tolentino abgetretenen Gebiete von Bologna und Ferrara belohnen würde. In dieſer Erwartung betrogen und mit einigen Geſchenken in koſtbarem Geräth und Pontifikal-Schmuck abgefunden, war der heilige Vater nicht in der beſten Laune auf ſeiner Rückreiſe nach Rom. Napoleon, unbekümmert um die Stimmung eines Oberprieſters, in welchem er von jeher nur ein Werkzeug für ſeine Zwecke geſehen hatte, ſetzte ſeine Reiſe nach Aleſſandria fort, wohin ihn die Erinnerung an den entſcheidenden Tag rief, an welchem er in den Gefilden von Marengo das Kaiſerreich erobert hatte. Bei der Muſterung, die er in dieſen Gefilden veranſtaltet hatte, erſchien er in dem Treſſenhut und in der Generals-Uniform, die er am Schlachttage getragen hatte. Ein Heer von 30000 Mann unterſtützte die Krönung, welche zu Mailand vollzogen werden ſollte. Über Pavia begab ſich Napoleon dahin. Die auf den 23. Mai feſtgeſetzte Feierlichkeit wurde bis zum 26. verſchoben. Am 22. begab ſich ein kaiſerlicher Ceremonien-Meiſter mit einer Bedeckung von 50 Mann Reiterei von Mailand nach Monza, um die eiſerne Krone der alten lombardiſchen Könige abzuholen, welche ihre Benennung von dem eiſernen Ringe hat, der ſie inwendig umgiebt und der Überlieferung zufolge aus einem Nagel vom Kreuze des Heilandes geſchmiedet iſt. Als der Zug an demſelben Tage gegen Mittag zurückkam, wurde er am Eingange des mailänder Doms von dem Erzbiſchof von Mailand bewillkommt, der an der Spitze ſeines Klerus die eiſerne Krone in Empfang nahm und ſie proceſſionsmäßig ins Chor trug.

Der 26. Mai war ein heiterer Tag. Zu Fuß begab ſich Napoleon mit ſeinem glänzenden Gefolge in die Metropolitan-Kirche. Die Ceremonien der Salbung und Krönung waren wie in der Kathedral-Kirche zu Paris. Nach verſchiedenen kirchlichen Handlungen erhob ſich der Kaiſer von ſeinem Thron, betete auf den Knieen, näherte ſich

ſodann dem Altar, nahm die auf demſelben ruhende Krone mit den Worten auf: Gott giebt ſie mir; wehe dem, der ſie antaſtet! ſetzte ſie für einen Augenblick auf ſein Haupt, legte ſie hierauf wieder auf den Altar und ſetzte ſie ſodann ſo auf, daß ſie in die Kaiſerkrone zu ſtehen kam. Der Erzbiſchof von Bologna verrichtete unterdeß die Gebete. Nach beendigter Krönung kehrte der Kaiſer auf ſeinen Thron zurück, und nun, nach einigen anderen kirchlichen Handlungen, ſprach er, ſitzend, die Krone auf dem Haupte, die Hand auf dem Evangelienbuche, die ihm von dem Präſidenten der Wahlkollegien, der Staatskonſulta und des geſetzgebenden Körpers überreichte Eidesformel: eine Formel, faſt gleichlautend derjenigen, die er in der Kathedrale zu Paris geſprochen hatte. Nach dieſem Eide rief ein Herold mit lauter Stimme: „der ſehr ruhmwürdige und ſehr erlauchte Kaiſer Napoleon iſt gekrönt und eingethront. Heil dem Kaiſer und Könige!"

Wir übergehen mit Stillſchweigen die Volksergötzlichkeiten, welche eintraten, ſobald Nachmittags um 4 Uhr in der St. Ambroſius-Kirche, dieſem tauſendjährigen Gebäude, ein De Teum geſungen war. Zur Verewigung des Andenkens an dieſen Krönungstag ſtiftete Napoleon den Orden der eiſernen Krone, welcher zur Deviſe die Worte erhielt, die er bei Aufſetzung dieſer Krone geſprochen hatte. Wenige Tage darauf (7. Juni) wurde Eugen Beauharnois, Staats-Erzkanzler Frankreichs, zum Vice-König von Italien ernannt, und gleichzeitig mit dieſer Ernennung erfolgte die Einverleibung der liguriſchen Republik in das franzöſiſche Gebiet: ein Ereigniß, bei welchem wir einige Augenblicke verweilen müſſen wegen der Folgen, welche es nach ſich zog.

Bald nach Napoleons Ankunft in Mailand hatte ſich der Doge von Genua mit einer Deputation des Senats der Republik bei ihm eingefunden, unſtreitig bloß um ihn als König von Italien zu begrüßen. Was bei dieſer

Gelegenheit verhandelt wurde, iſt unbekannt geblieben; genug, daß, nach der Zurückkunft der Deputation, der liguriſche Senat ſich am 25. Mai zu einer Sitzung verſammelte, in welcher beſchloſſen wurde, daß die Republik ſich der franzöſiſchen Nation und den Auſpicien ihres erlauchten Oberhaupts unter folgenden Bedingungen hingeben wolle: „daß der ganze liguriſche Staat, ohne die mindeſte Zerſtückelung, einen integrirenden Theil der franzöſiſchen Republik ausmachen, die Staatsſchuld auf der Grundlage der franzöſiſchen liquidirt werden, der Freihafen von Genua mit allen ſeinen Vorrechten fortdauern, bei Feſtſetzung der Abgaben auf die Unfruchtbarkeit des Bodens billige Rückſicht genommen, die Zölle zwiſchen Frankreich und Ligurien aufgehoben, die Conſkription auf die Seeleute beſchränkt, der Abſatz der liguriſchen Produkte begünſtigt und endlich den Nationalgüterkäufern ihr Eigenthum geſichert werden ſollte." Die Beweggründe zu dieſem wichtigen Schritte, ſo wie ſie von dem Senat ſelbſt angegeben wurden, waren, wie folgt: daß die liguriſche Republik, zu ſchwach, ihren Handel und ihre Flagge zu beſchützen, beide, ſo wie ſelbſt ihre Küſten, den Räubereien der Barbaresken habe Preis geben müſſen; daß ſie nicht einmal die Kraft gehabt habe, die Polizei im Innern zu beſtreiten, indem ein Räuberhaufen, der ſich in den Gebirgen zwiſchen Frankreich und Ligurien aufgehalten, fortdauernd ein Gegenſtand der Unruhe und des Schreckens für die Bewohner der benachbarten Gegenden geweſen ſei; daß England, die Abſchaffung der Ariſtokratie und die Einführung der Gleichheit und Freiheit, als Grundlagen des Wohlſtandes jeder handeltreibenden Nation, mißbilligend, ſie zur Theilnahme an allen Kriegen gegen Frankreich gezwungen habe; daß ſie von der Landſeite überall von franzöſiſchem Gebiete umgeben, als Handelsſtaat keine andere Vortheile erhalten könne, als welche die franzöſiſche Regierung ihr auf Koſten Marſeille's und Nizza's zu bewilligen die Güte hätte; daß

endlich das Dekret, welches Piemont mit Frankreich vereinige, das Gebiet und die Stadt (die nur der Hafen von Piemont ſei) gewiſſermaßen ſchon ſeit einigen Jahren vereinigt habe.

Durch Proklamationen war dieſer Beſchluß des Senats dem Volke bekannt gemacht worden, und die zum Empfang der Volksſtimmen geöffneten Regiſter hatten in dem Zeitraum weniger Tage 80000 bejahende gegen 36 verneinende Stimmen gegeben. Mit dieſem Reſultat nun reiſete eine Deputation des Senats und des Volks, beſtehend aus dem Doge Durazzo, dem Erzbiſchof, Cardinal Spina, zwölf Senatoren, zwei Staatsſekretären und mehreren Gehülfen, zum franzöſiſchen Kaiſer nach Mailand zurück, um ihm kund zu thun, „daß die Ligurier nur dann glücklich werden könnten, wenn ſie durch Napoleons Weisheit regiert und durch ſeine Tapferkeit beſchützt würden; die Veränderungen rund um ſie her machten ihre Vereinigung mit Frankreich unumgänglich nothwendig; die Urſachen derſelben würden den Europäern beweiſen, daß ſie nicht das Werk eines fremden Einfluſſes, ſondern die Wirkung der ganzen Lage Liguriens ſei; der Kaiſer möchte alſo geruhen, den Wunſch eines Volkes zu erfüllen, welches Frankreich in den ſchwierigſten Zeiten ergeben geweſen ſei; nie werde er treuere Unterthanen finden."

Als der Doge Durazzo, nach ſeiner Ankunft in Mailand, dem Kaiſer das Gutachten des Senats überreicht hatte, war die Antwort Napoleons: „er habe ſich, nach und nach, von der Unmöglichkeit überzeugt, worin ſich die Ligurier befänden, durch ſich ſelbſt etwas zu thun, das ihrer Väter würdig wäre. Alles habe ſich verändert. Die neuen Principe der See-Geſetzgebung, welche die Engländer angenommen und den größten Theil von Europa anzuerkennen gezwungen hätten; das Blokade-Recht, das eben dieſe Engländer auf nicht blokirte Orte und ſelbſt auf ganze Küſten und Flüſſe ausdehnten und das in ſich ſelbſt

nichts weiter wäre, als das Mittel, den Handel anderer Völker nach Belieben zu vernichten; die überhand nehmenden Verwüſtungen der Barbaresken: alle dieſe Umſtände hätten die Ligurier in ihrer Unabhängigkeit vereinzelt, und wo für ein handeltreibendes Volk keine Freiheit zur See wäre, da trete das Bedürfniß ein, ſich an eine mächtigere Flagge anzuſchließen. Er wolle den Wunſch der Ligurier erfüllen, und in der Vereinigung ihres Landes mit Frankreich das Mittel ſuchen, den Schutz, den er ihnen ſo gern gewähre, wirkſamer zu machen. Die Scheidewände, welche ſie bis jetzt von dem feſten Lande getrennt hätten, ſollten verſchwinden und die Dinge auf ihren natürlichen Zuſtand zurückgeführt werden. Alle Einwendungen, die er ſich ſelbſt machen könnte, würden durch die Unterſchriften der Ligurier beantwortet, dieſe aber konſtituirten das einzige Recht, das er für verbindlich halte."

So war denn die Einverleibung Genua's in Frankreich vollbracht, ohne daß dabei ein anderer Zwang Statt gefunden hatte, als der, welcher in der vorangegangenen Einverleibung Piemonts in das franzöſiſche Gebiet lag. Durch den Herrn von Champagny, franzöſiſchem Miniſter des Innern, wurde den 9. Juni dieſe Einverleibung, ſo wie die Eintheilung des genueſiſchen Gebiets in die drei Departements Genua, Montenotte und die Apenninen bekannt gemacht. Da gleichzeitig die Fürſtenthümer Parma, Piacenza und Guaſtalla zu Frankreich geſchlagen wurden, ſo reichte das franzöſiſche Staatsgebiet tief in Italien hinein. Die Scheidewand zwiſchen dem franzöſiſchen Kaiser- und dem italieniſchen Königreiche wurde dahin feſtgeſtellt, daß der Po bis zum Einfluß des Ticino und die Seſia bis zu ihrem Ausfluß die Grenze zwiſchen beiden Ländern bilden ſollten, wiewohl ſo, daß das Bette der Seſia und des Po in dem eben erwähnten Bezirke, ſo wie die Inſeln, die Fiſcherei, die Überfahrten und alles, was die Polizei angeht, unter franzöſiſcher Landeshoheit bleiben ſollte.

Es blieb jedoch nicht bei dieſen Veränderungen. Die Republik Lucca wurde in ein Fürſtenthum verwandelt und die Regierung derſelben dem Fürſten von Piombino, Felix Bacciochi, mit der Beſchränkung übertragen, daß, wenn er früher ſtürbe, als ſeine Gemahlin, dieſe als rechtmäßige Nachfolgerin betrachtet, die Regierung aber auf ihre männliche Nachkommen, und, wenn dieſe fehlten, auf die Frauen und deren Nachkommen, immer nach der Ordnung der Erſtgeburt forterben ſollte. Und ſo war denn auch in dieſer Beziehung die Rolle beendigt, welche die Republiken bis zum Jahre 1800 geſpielt hatten; und weſentlich war es die Perſönlichkeit des franzöſiſchen Kaiſers, wodurch zuerſt alle die Vorurtheile berichtigt wurden, die man bis zu dem genannten Jahre über den Werth einer antimonarchiſchen Regierungsform unterhalten hatte.

Der Aufenthalt Napoleons in Mailand endigte ſich mit der Bekanntmachung des zweiten und dritten konſtitutionellen Statuts des Königreichs Italien, ſo wie mit der feierlichen Einführung des Vice-Königs, Prinzen Eugen Beauharnois. Beides erfolgte den 7. Juni in einer Sitzung des geſetzgebenden Körpers, worin Napoleon den Vorſitz führte.

Ehe er Mailand verließ, ordnete er noch das Verhältniß der Kirche zum Staate. Beibehalten, mit unbedeutenden Einſchränkungen, wurden die Barnabiten, die Piariſten und alle übrigen Orden, die ſich der öffentlichen Erziehung, der Krankenpflege und anderen nützlichen Verrichtungen widmen. Von den Bettelorden dagegen blieben nur 26 Franziskaner-, 82 Obſervanten- und 30 Kapuziner-Klöſter, und dieſe nur, um nicht auf einmal zu viel zu thun. Eben ſo verfuhr der Kaiſer mit den Frauenklöſtern, von welchen, außer denen, die ſich mit der öffentlichen Erziehung beſchäftigten, vorläufig 80 beibehalten wurden. Alle übrigen Mönchs- und Nonnenklöſter wurden zum Vortheil des Monte Napoleon eingezogen und aus dieſem Fond

erhielt die unbeendigte Domkirche zu Mailand die Mittel, ihren Ausbau zu vollenden. Auf dem Schlachtfelde von Marengo wurde das Kreuz der Ehrenlegion ausgetheilt, und der Grundſtein zu einer Pyramide gelegt, auf welcher die Namen derjenigen verewigt werden ſollten, die in dieſer Schlacht geblieben waren; und bei dem Hospiz des St. Bernhard würde ein zweites Denkmal zur Verewigung der Erinnerung an die Eroberung Italiens zu Stande gekommen ſein, wenn die Macht ſpäterer Ereigniſſe es nicht verhindert hätte. In der Kirche dieſes Hospizes fanden die Überreſte des Generals Deſaix eine bleibende Stätte.

Abgeſehen von dem feindſeligen Gedanken, den Napoleon in Beziehung auf das Geſchlecht der Bourbons und auf England verfolgte, lag in ſeinem Verfahren gegen die Bewohner Italiens nichts, was nicht im höchſten Grade löblich und wohlthätig zugleich geweſen wäre. So wurde es jedoch nicht aufgefaßt. Man ſah darin vielmehr nur eine Verletzung des Völkerrechts und eine Störung des Gleichgewichts. Beſonders wurde die Einverleibung Genua's in das franzöſiſche Gebiet — zwar nicht die Urſache, wohl aber der Vorwand des längſt beſchloſſenen Krieges.

Der König von Schweden hatte ſich ſeit dem 3. December des abgewichenen Jahres mit England verbündet, als in den erſten Monaten des laufenden Jahres zu Petersburg der Grund zu einer neuen Coalition gelegt wurde. Es wurde nämlich den 11. April 1805 zu St. Petersburg zwiſchen dem König von England und dem Kaiſer von Rußland ein ſogenannter Concert-Traktat geſchloſſen, nach welchem beide ſich verpflichteten, die wirkſamſten Mittel anzuwenden, um einen allgemeinen Bund wider Frankreich zu Stande zu bringen. Durch ein Bundesheer von 500,000 Mann wollte man dies Reich zur Wiederherſtellung des Friedens und des Gleichgewichts von Europa zwingen, wofern es ſich nicht in Güte dazu bequemen würde. Der nähere Zweck der großen Verbündung

ſollte ſein: die Räumung Hannovers und des Nordens von Deutſchland, ſo wie die Feſtſtellung einer ſolchen Ordnung der Dinge in Europa, wodurch die Sicherheit und Unabhängigkeit der verſchiedenen Staaten wirkſam gefördert und vor allen künftigen Uſurpationen geſchützt würde. Der König von England verband ſich zur thätigen Mitwirkung zu dieſem Zweck, nicht bloß durch den Gebrauch ſeiner See- und Landtruppen, ſo wie ſeiner zum Transport dienlichen Schiffe, ſondern auch zur Unterſtützung der dem Bunde beitretenden Mächte mit Subſidien-Geldern; für jede 100,000 Mann regulärer Truppen wollte er jährlich die Summe von 1,250,000 Pf. Sterling zahlen, welche in monatlichen Terminen und zwar in Verhältniß der Truppen, die jede Macht nach ihren Verpflichtungen aufſtellen würde, entrichtet werden ſollten. Würde dies Bündniß, der oben angegebenen Idee gemäß, gebildet, ſo ſollte weder der König von England, noch der Kaiſer von Rußland berechtigt ſein, ohne die Beiſtimmung der dem Bunde beitretenden Mächte Frieden zu ſchließen; dafür aber ſollten dieſe ihre Truppen nicht vor dem Friedensſchluſſe zurückrufen dürfen.

Dieſem Bündniß wurden mehrere Artikel angehängt, worin Georg III. die feſtgeſtellten Bedingungen gegen den deutſchen Kaiſer und den König von Schweden zu erfüllen verſprach, wenn ſie innerhalb vier Monaten, vom Tage der Unterzeichnung (11. April) an gerechnet, ihre Truppen gegen Frankreich agiren laſſen würden; worin ferner feſtgeſetzt war, daß man losſchlagen wollte, ſobald eine Heeresmacht von 400,000 Mann würde zuſammengebracht ſein: eine Heeresmacht, zu welcher Öſterreich 250,000, Rußland wenigſtens 115,000 Mann ſtellen, der Überreſt durch ſardiniſche, neapolitaniſche und ſchwediſche Truppen aufgebracht werden ſollte. Am Schluſſe des Krieges ſollte ein allgemeiner Congreß verſammelt werden, um die Vorſchriften des Völkerrechts auf beſſeren Grundlagen, als

leider! bisher möglich geweſen wären, zu erörtern und feſt= zuſtellen und deren Beobachtung durch Einführung eines auf die Lage der verſchiedenen Staaten Europa's berechne= ten Föderativ=Syſtems zu ſichern. In einem Zuſatz=Artikel verſprach der ruſſiſche Kaiſer, nach dem wirklichen Ausbruch des Krieges, keinen beſondern, ſondern den im Überein= kunfts=Traktat feſtgeſtellten Zweck zu verfolgen, geſetzt auch, daß die Umſtände in dem Augenblick, wo die ruſſiſchen Truppen ſich in Marſch ſetzen würden, ihm die Erklärung abdringen ſollten, „daß dieſe Operation keine Folge einer mit Großbritannien genommenen Verabredung ſei, ſondern daß die Continental=Mächte nur die Vollziehung der von Seiten Frankreichs direkt gegen ſie eingegangenen Verpflich= tungen forderten." Der Inhalt eines nicht bekannt ge= machten Separat=Artikels war, nach der Angabe der fran= zöſiſchen Regierung: „Vereinigung Belgiens mit Holland; Wiedereinſetzung des Hauſes Oranien in die Statthalter= ſchaft; Umſchaffung der Feſtungen an der Maas zu Sicher= heitsplätzen, und Beſetzung derſelben durch ruſſiſche und öſterreichiſche Truppen; Vereinigung Savoyens und der Grafſchaft Nizza mit Piemont, und Unterwerfung der Stadt Lyon unter die Herrſchaft des Königs von Sardinien."

Dieſem Übereinkunfts=Traktate traten Öſterreich und Schweden bei, ſobald die Entfernung von Petersburg eine Mittheilung deſſelben geſtattet hatte. Öſterreich, welches 300,000 Mann zu ſtellen verſprach, machte ſeinen Beitritt abhängig von der Bedingung, daß England für das Jahr 1805 eine Subſidie von 3 Millionen Pf. Sterling zahlen ſollte, wovon nur die Hälfte zurückbezahlt werden dürfte, wenn die feindlichen Demonſtrationen nicht zu einem Kriege führen ſollten; für das Jahr 1806 und die folgenden Jahre ſollte England ſich verbindlich machen, 4 Millionen Pf. Sterling zu zahlen. Schweden, das in dem Traktat vom 3. December die Feſtung Stralſund zu einer Niederlage von engliſchen Kolonial= und Fabrikwaaren hergegeben hatte, bauete

auf dieſe Grundlage eine zweite Convention, nach welcher Georg III. ſich verpflichtete, für jede 1000 Mann geregelter Truppen, wodurch Guſtav IV. die gewöhnliche Beſatzung von Stralſund verſtärken würde, vorausgeſetzt, daß die Verſtärkungen nicht die Zahl von 4000 Mann überſchritten, monatlich 1800 Pf. Sterling zu zahlen; ſpäterhin übernahm Schweden die Verbindlichkeit, den Krieg gegen Frankreich mit 12000 Mann zu unterſtützen, indeß England eine jährliche Subſidie von 12 Pf. 10 Sch. für jeden Mann zu zahlen verſprach ...

Die Idee der koaliſirten Mächte war, Frankreich auf allen Punkten anzugreifen. Während England zu Waſſer wirkſam wäre, ſollte Öſterreich, mit Rußland vereinigt, durch die Schweiz in die Franche-Comté eindringen und von dem Herzogthum Venedig aus gegen das Königreich Italien zu Felde ziehen. Hier ſollten ihnen die Engländer von Malta, die Ruſſen von Corfu aus über Neapel zu Hülfe kommen; und während man ſo Napoleons Schöpfungen über den Haufen werfen würde, ſollten Engländer, Ruſſen und Schweden von Hannover aus in Holland eindringen und Belgien erobern. Rußland machte ſich anheiſchig, Preußen zum Kriege fortzureißen; zugleich aber wollte es Öſterreich beiſtehen, damit der erſte Anfall entſcheidender würde. Durch einen Einfall in Baiern ſollte der Feldzug eröffnet werden.

Man darf annehmen, daß durch dieſe Coalition Napoleons Wünſche erfüllt wurden, ſofern das, was zwiſchen Frankreich und England auszugleichen war, mit weit größerer Sicherheit durch Landſchlachten, als durch einen mißlichen Landungsverſuch ausgeglichen wurde. Obwohl nun belehrt über alles, was gegen ihn im Werke war, fuhr Napoleon dennoch fort, die Verſicherung zu geben, „es werde kein Continental-Krieg entſtehen.“ Er heuchelte auf dieſe Weiſe eine Sicherheit, an welche er ſelbſt nicht glaubte; und er heuchelte ſie bloß, um das Vertrauen der Coaliſirten

zu ſich ſelbſt zu verſtärken und den Augenblick der Entſcheidung näher zu rücken. In derſelben Abſicht ließ er durch das Amtsblatt den Engländern ſagen: „Die Landung werde gewiß erfolgen, wenn England ſich nicht bald zum Frieden bequeme; ſie werde vielleicht nach einem Jahre erfolgen; vielleicht auch erſt nach zwei oder drei Jahren; ehe aber fünf Jahre verfloſſen ſein würden, würde Frankreich den brittiſchen Hochmuth und die durch Verrath errungene Überlegenheit zur See gerächt haben." Eine ſtärkere Anhäufung von Kanonenböten, durch den holländiſchen Vice-Admiral Verhuel bei Calais und Ambleteuſe bewirkt, gab dieſer Drohung den nöthigen Nachdruck . . .

Während dieſer Kriſis langte der ruſſiſche Kammerherr Novoſilzow in Berlin an. Seine Beſtimmung war, nach Paris zu gehen, um Napoleon wegen der Anſtrengungen und Aufopferungen zu vernehmen, die er in ſeinem Schreiben an den König von England für die Erhaltung der allgemeinen Ruhe zu machen verſprochen hatte; dies war zum wenigſten der Vorwand. Da alle diplomatiſchen Beziehungen zwiſchen Rußland und Frankreich ſeit Jahr und Tag aufgehört hatten, ſo war es nöthig geworden, dem außerordentlichen Geſandten Alexanders Päſſe zu verſchaffen. Auf die Verwendung des Königs von Preußen waren dieſe ertheilt worden, obgleich Rußland die doppelte Bedingung geſtellt hatte: einmal, daß ſein Bevollmächtigter unmittelbar mit dem Oberhaupt der franzöſiſchen Regierung, und zwar ohne den neuen Titel deſſelben anzuerkennen, unterhandeln dürfe; zweitens, daß eben dies Oberhaupt ausdrücklich verſichere, noch immer von demſelben Wunſche eines allgemeinen Friedens beſeelt zu ſein. Die Päſſe waren dem Herrn von Novoſilzow eingehändigt, und dieſer ſtand im Begriff, ſeine Reiſe fortzuſetzen, als er ganz unerwartet nach Petersburg zurückgerufen wurde. Bewirkt war dieſe Zurückberufung durch die inzwiſchen in Rußland bekannt gewordene Einverleibung der liguriſchen Republik in

das franzöſiſche Staatsgebiet. Herr von Novoſilzow ſtellte alſo die empfangenen Päſſe in die Hände des preußiſchen Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten (Herrn von Hardenberg) zurück, indem er in ſeiner Note jene Einverleibung als ein Ereigniß bezeichnete, „welches die letzte Grenze der Opfer bilde, die ſein Kaiſer dem inſtändigen Anſuchen Großbritanniens, und der Hoffnung, die Ruhe Europa's auf dem Wege der Unterhandlung wieder herzuſtellen, dargebracht habe; man könne nämlich nicht glauben, daß Bonaparte bei Ausfertigung der Päſſe Willens geweſen wäre, den Verſicherungen, womit er dieſelben begleitet hätte, Folge zu leiſten, da er ſeit der Ausfertigung Maßregeln beſchleunigt habe, welche, weit entfernt, die Herſtellung des Friedens zu erleichtern, nur die Grundſtoffe deſſelben vernichteten."

So wurde die erſte Ausſicht auf den nahen Ausbruch des Krieges gewonnen, zur Freude aller Derer, die bisher daran verzweifelt hatten, daß es in Europa noch eine Stimme gebe, welche dem furchtbaren Napoleon Widerſtand anzukündigen wage. Jene Ausſicht entwickelte ſich jedoch noch beſtimmter, als Frankreich auf die Note des Herrn von Novoſilzow in einem Schreiben aus Berlin antwortete, das folgende merkwürdige Stelle enthielt: Beobachte Alexander mit einem herſchelſchen Fernrohr von der Terraſſe des tauriſchen Palaſtes, was zwiſchen dem Kaiſer der Franzoſen und einigen Völkerſchaften des Apennin vorgehe: ſo verlange er unſtreitig nicht, daß dieſer blind ſein ſolle gegen alles, was in Solimans berühmtem Reiche und in Perſien ſich zutrage; nicht ſehen ſolle, daß, ſeit zwei Jahren, der ganze Kaukaſus, auf den bloßen Wunſch einiger Häuſer dieſes Landes, mit Rußland vereinigt worden ſei, daß die Wallachei und die Moldau ganz und gar unter den Befehlen Rußlands ſtehen, daß Rußland ſich der Mündungen des Phaſis bemächtigt und daſelbſt Feſtungen habe. Wie! der Kaiſer der Franzoſen ſollte zu einer ſolchen

Schwäche herabgeſunken ſein, daß er kaltblütig einen ruſſiſchen Kommiſſär anhören müßte, der ihn über das, was er in Rußland unbekannten und von Rußland unabhängigen Ländern vornehme, zur Rechenſchaft forderte? daß er die Augen verſchließen müßte, um nicht zu ſehen, ſich zwingen müßte, um nicht zu antworten, wenn Sultan Selim in Konſtantinopel weniger zu befehlen habe, als der ruſſiſche Geſandte; wenn der Weg durch den Bosporus erzwungen werde; wenn die Wirkungen der Beſitznahme der Krim, ſo wie der Mündungen des Phaſis, ſich in ihrem ganzen Umfange fühlen ließen; wenn das Geſchrei des Serails, obgleich durch Furcht erſtickt, Europa aus dem Schlafe wecke, und wenn kein Paſcha in Morea, kein Muſelman in Konſtantinopel anzutreffen ſei, der nicht jeden Morgen erwarte, daß ein Geſchwader aus dem ſchwarzen Meere unter den Mauern des Serails Anker werfen und Flintenſchüſſe in den Gärten des Großherrn ertönen könnten? Käme ein ruſſiſcher Kommiſſär nach Paris und ſagte, daß man zwar eine Verminderung des franzöſiſchen Reichs in Italien wünſche, daß aber auch Rußland ſeinen Einfluß auf die Türkei und Perſien entſagen wolle: ſo würde der Kaiſer der Franzoſen, welches auch der Schlüſſel zu ſeinem Verfahren ſein möge, zu einer ſolchen Übereinkunft bereitwillig die Hand bieten. Doch Drohungen nachzugeben — wie laſſe ſich dies von ihm erwarten?"

Die Vorſpiele des nahen Krieges blieben nun nicht länger aus. Zu Venedig verhaftete Öſterreich zwei franzöſiſche Beamte als Spione, was ſie unſtreitig waren, und um dieſen Unglimpf zu rächen, ließ die franzöſiſche Regierung zu Paris einen öſterreichiſchen Reichshofrath verhaften. Öſterreich verſammelte alle ſeine Truppen, und obgleich das zu Wels gebildete Lager ein Luſtlager genannt wurde, ſo unterlag es doch keinem Zweifel, daß der Zweck deſſelben Krieg war. Faſt täglich gingen friſche Truppen nach Italien ab, um die im Herzogthum Venedig

befindlichen zu verſtärken. Die Schweiz gerieth in Unruhe, und der Landamman derſelben bat den deutſchen Kaiſer, die Neutralität der Schweiz wenigſtens ſo lange zu ehren, als franzöſiſcher Seits ihr kein Abbruch geſchehen würde. In eine noch größere Verlegenheit gerieth der Kurfürſt von Baiern. Da es für ihn keine Neutralität gab und die verbündeten Mächte ihren Endzweck nur auf Koſten ſeines politiſchen Daſeins erreichen konnten, ſo nahm Maximilian Joſeph Partei für Frankreich, nicht ohne ſich über die Vergewaltigungen zu beſchweren, welche mehrere öſterreichiſche Truppenabtheilungen auf ihrem Marſch nach Italien auf ſeinem Gebiete geübt hatten. Bald überbrachte der Fürſt von Schwarzenberg ein kaiſerliches Handſchreiben, worin die Vereinigung der baierſchen Truppen mit den öſterreichiſchen verlangt wurde, um gegen den Reichsfeind gebraucht zu werden; und mündlich fügte der Fürſt hinzu, „daß, wenn das Verlangen des Kaiſers nicht erfüllt würde, die baierſchen Truppen entwaffnet werden ſollten.“ Überraſcht von dieſer Anforderung und Drohung, bat der Kurfürſt auf das Beweglichſte, daß man ihm Neutralität geſtatten möchte. Dies geſchah zu einer Zeit, wo die Öſterreicher bereits angefangen hatten, den Inn zu paſſiren. Einer Entwaffnung zu entgehen, brachen die baierſchen Truppen nach Würzburg und nach Franken auf. Der Krieg war auf die Weiſe erklärt. Wie er anfing und endigte, wird das nächſte Kapitel zeigen.

Zweites Kapitel.

Napoleons Rückkehr nach Frankreich. — Gegenſeitige Erklärungen Frankreichs und Öſterreichs über den bevorſtehenden Krieg. — Ausbruch des Krieges: Schlachten bei Ulm und Auſterlitz. — Presburger Friede. — Beſchloſſene Vertreibung der Dynaſtie Bourbon aus dem Königreich Neapel. — Napoleons Aufenthalt zu München und Vermählung des Prinzen Eugen mit der Tochter des Königs von Baiern.

Begleitet von den Geſandten Neapels und Portugals, hielt Napoleon den 30. Juni ſeinen Einzug in Genua, wo er ſich in der Kathedrale den Treueid ſchwören ließ. Mitten unter dieſen Feierlichkeiten verſöhnte er ſich mit ſeinem jüngſten Bruder Hieronymus, welcher an der Seite ſeiner jungen Gemahlin aus Amerika zurückgekommen war, dieſe jedoch verlaſſen hatte, um dadurch ſeinen Rücktritt in das Haus ſeines kaiſerlichen Bruders zu erleichtern. Für das Föderativ-Syſtem, das die europäiſche Welt dem Einfluſſe Englands entziehen ſollte, konnte Napoleon der Brüder nicht genug bekommen. Wenn er den jungen Mann, der ſich ſo eben in ſeine Arme geworfen hatte, nicht auf der Stelle zum kaiſerlichen Prinzen erhob, ſo unterblieb dies nur, damit irgend ein Verdienſt dieſe Auszeichnung rechtfertigen möchte. Die Gelegenheit zur Erwerbung deſſelben führte Napoleon dadurch herbei, daß er den Zwanzigjährigen

als Kommandanten einer Schiffsabtheilung nach der afrikaniſchen Küſte ſendete, um alle in algieriſche Gefangenſchaft gerathene Franzoſen, Italiener und Ligurier zu befreien. Da Hieronymus Bonaparte am 31. Auguſt mit 231 Sklaven zurückkehrte, die, man weiß nicht wie, ihre Freiheit erhalten hatten: ſo reichte dies Verdienſt hin, ihm, zwei Jahre ſpäter, die Würde eines Königs von Weſtphalen zu erwerben . . .

Als Napoleon gegen die Mitte des Juli nach Fontainebleau zurückgekommen war, lag ihm alles daran, daß die Welt glauben möchte, nur ungern gebe er ſeine Landungsanſtalten auf, nur wider ſeinen Willen folge er der Herausforderung zu einem neuen Continental-Kriege. Seine Sprache war die eines rathgebenden Freundes; ſein Organ der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten. Dieſer fragte: „Warum doch Öſterreich fortfahre, in Frankreich einen Nebenbuhler zu ſehen? Vielleicht ſei die Zeit nicht fern, wo beide ſich vereinigen müßten, um nicht ſowohl für ihre Unabhängigkeit, als vielmehr für Europa's Erhaltung und für die Grundſätze der Ziviliſation zu kämpfen. In jedem Kriege Rußlands und Öſterreichs einer- und Frankreichs andrerſeits, werde Öſterreich immer die Hauptpartei ſein; die Laſt des Krieges werde ihm nämlich ganz zufallen; und wie, wenn es, verlaſſen von einem Verbündeten, deſſen Unbeſtändigkeit und Launen es bereits erfahren habe, den Glücksſchlägen allein ausgeſetzt wäre? Unſtreitig ſei das öſterreichiſche Heer tapfer; allein das Beiſpiel der Vergangenheit berechtige Frankreich, die Zufälle des Krieges nicht zu fürchten. Selbſt wenn Öſterreich mit Erfolg kämpfen ſollte, würde es ſich noch immer ſchwächen. Unterdeß könnte Rußland, die Zwiſtigkeiten Öſterreichs und Frankreichs benutzend, die Eroberung des osmaniſchen Reichs vollenden; und wer vermöchte vorherzuſehen, wo die Überſchwemmung inne halten würde, nachdem ſie von dem Pontus Euxinus bis an das adriatiſche Meer, und von

der Donau nach dem Hellespont vorgedrungen wäre? Welchen Gefahren aber wäre Europa ausgeſetzt, wenn das griechiſche Kreuz zu Konſtantinopel an die Stelle des halben Mondes träte! Könnte wohl irgend eine öſterreichiſche oder franzöſiſche Politik ruhig bleiben beim Anblick der von Rußland ſeit einem halben Jahrhundert gemachten Eroberungen? Ihm wären zwei Theile von Polen zugefallen; es beſitze die Krim; es laſſe ſich nieder an den Mündungen des Phaſis; es erweitere ſich in Georgien; es dringe in Perſien ein; es beherrſche die joniſchen Inſeln, bewaffne Morea und beflügele durch Gewalt und Stärke den Zuſammenſturz des osmaniſchen Reichs. Hätte Öſterreich von einigen dieſer Ereigniſſe Vortheil gezogen, ſo könnte es ſie im Ganzen immer nur als nachtheilig empfinden. Woher es doch komme, daß die Lehren der Vergangenheit für Öſterreich ſo durchaus verloren wären? Frankreich fordere von ihm ja weder Anſtrengungen, noch Opfer. Der Kaiſer der Franzoſen wünſche die Ruhe des Continents und ſei ſogar erbötig, mit England Frieden zu ſchließen, wenn es zu dem Traktat von Amiens zurückkehren wolle. Da er bei der gegenwärtigen Stimmung Englands nur durch einen Seekrieg zum Frieden gelangen könne, ſo bitte er Öſterreich, ihm in ſeinen Operationen nicht hinderlich zu werden, ſich nicht in Verbindungen einzulaſſen, welche den Frieden zwiſchen Frankreich und Öſterreich ſtören könnten. Würde er genöthigt, ſeine Küſten-Armee zu ſchwächen, ſo wären alle ſeine Entwürfe gegen England zerrüttet, und in dieſem Falle würde er den Krieg und deſſen Übel einem unſichern und verderblichen Frieden vorziehen."

Nur allzu treuherzig erwiederte Öſterreich: „Die Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe erfordere, daß jeder Staat ſich innerhalb ſeiner Grenzen halte und die Rechte und die Unabhängigkeit anderer Staaten, dieſe möchten klein oder groß ſein, ehre. Dieſe Ruhe werde geſtört, wenn eine Macht ſich Rechte der Beſitznahme, des Schutzes und des

Einfluſſes beilege, welche weder durch das Völkerrecht noch durch Verträge anerkannt wären; wenn ſie von Rechten des Sieges ſpreche, nachdem der Friede dieſe Rechte ausgelöſcht habe; wenn ſie Gewalt gebrauche, um ihren Nachbarn Geſetze vorzuſchreiben, ſie zur Aſſimilation ihrer Verfaſſung zu zwingen, oder ihnen Verbindungen, Abtretungen und Unterwerfungs- und Einverleibungs-Akte abzutrotzen; wenn ſie ihre Würde durch gegründete Vorſtellungen verletzt nenne, während ihre eigenen Amtsblätter nach und nach alle Monarchen angriffen; endlich, wenn ſie ſich zum Schiedsrichter des Schickſals und der gemeinſchaftlichen Intereſſen der Nationen aufwerfe und andere Mächte von der Theilnahme an der Aufrechthaltung der allgemeinen Ruhe und des Gleichgewichts ausſchlöſſe, bald weil ſie allzu entfernt, bald weil ſie durch einen Meeresarm vom feſten Lande geſchieden wären; und dies alles mit ausweichenden Antworten für Mächte, die der Gefahr am nächſten ſtänden. Eine ſolche Macht fordere die übrigen Mächte auf, ſich zu bewaffnen, ſich zu unterſtützen, ſich zu vereinigen, um die öffentliche Ruhe und Sicherheit zu erhalten. Der Friede zwiſchen Öſterreich und Frankreich beruhe auf dem Traktat von Lüneville, in welchem die Unabhängigkeit der italieniſchen Republik, ſo wie auch die der helvetiſchen und bataviſchen ſtipulirt ſei. Jedes Unternehmen nun, welches darauf abzwecke, dieſen Republiken irgend eine Regierung, irgend eine Verfaſſung, irgend einen Herrn aufzudrängen, die nicht aus ihrer freien Wahl hervorgegangen wären, müſſe als ein Bruch des lüneviller Traktats betrachtet werden; Öſterreich aber habe das Recht, auf Abſtellung ſolcher Maßregeln zu dringen."

Deutlicher ließ ſich ſchwerlich ſagen, daß man zum Kriege entſchloſſen ſei. Da jedoch Frankreich fortfuhr, auf die Beibehaltung des Friedens zu dringen: ſo nahm Öſterreich die Miene an, als wolle es, vereinigt mit Rußland und Preußen, die durch Novoſilzows plötzliche Rückkehr

nach Petersburg abgebrochenen Friedensunterhandlungen wieder anknüpfen. Dagegen nun ſträubte ſich Napoleon. Hergenommen waren ſeine Gründe von Rußland, mit welchem er, wie er ſagte, nichts gemein haben wollte, da es ihn beleidigt habe, und, weit entfernt, den Frieden zu wollen, nur nach Krieg ringe, auf deſſen Erneuerung es Hoffnungen ſtütze, die es vergeblich zu verſchleiern ſuche. Auch England wolle den Frieden nicht; dies gehe aus ſeinem ganzen Verfahren hervor; die Flamme des Krieges ſolle wenigſtens noch einmal zuſammenſchlagen über das feſte Land. Öſterreichs nachdrücklichſte Vermittelung ſei eine vollkommene Neutralität in dem Kriege zwiſchen Frankreich und England: eine Neutralität, welche England jede Hoffnung raube, Öſterreich mit ſich fortzureißen.

Der Übergang des öſterreichiſchen Heeres über den Inn bei Scharding und Waſſerburg (8. September 1805) machte allen Unterhandlungen ein Ende; denn wenig Tage darauf ließ der franzöſiſche Kaiſer zu Regensburg erklären, daß er in keinem Falle geſtatten werde, daß Öſterreich ſich in Deutſchland ausbreite, in Baiern Erwerbungen mache und ſeinen ſo oft an den Tag gelegten Entwurf, ſeine Grenzen bis an den Lech zu erweitern und den Kurfürſten von Baiern auf das linke Donau-Ufer zu bannen, ins Werk richte.

Als dies geſchah, war das nach Deutſchland beſtimmte Heer ſchon ſeit vierzehn Tagen von den Küſten aufgebrochen.

Dem Aufbruch ging eine Einſchiffung voran, mit welcher Napoleon wohl keine andere Abſicht verbinden konnte, als ſeinen Truppen größere Bereitwilligkeit zu einem Marſche nach Deutſchland zu geben; denn ernſtlich konnte dieſe Einſchiffung auch um deswillen nicht gemeint ſein, weil Villeneuve in Cadiz, Gantheaume in Breſt eingeſchloſſen war, und folglich der Schutz fehlte, ohne welchen Kanonenböte an Englands Küſten nicht landen konnten. Napoleons Verſchlagenheit zeigte ſich bei dieſer Gelegenheit

in ihrem ganzen Umfange. Die nahe Ankunft jener beiden Vice-Admirale war auf das Beſtimmteſte verheißen worden und hierauf die Einſchiffung erfolgt. Als nun dieſe vollendet war, langte plötzlich die Nachricht an, daß Villeneuve durch Nelſon verhindert werde, von Cadiz auszulaufen. Der Kaiſer machte nun den Verzweifelnden wegen dieſes Unfalls; der General-Intendant Daru, den er zu ſich rufen ließ, ſah ihn in ſeinem Zimmer mit großen Schritten auf- und abgehen, nicht ohne in unzuſammenhangende Klagen über ſeine vereitelte Hoffnung auszubrechen. Plötzlich hielt er inne. „Setzen Sie ſich," ſagte er zu dem General-Intendanten, „und ſchreiben Sie." Und nun, ohne ſich zu beſinnen oder zu unterbrechen, diktirte er den ganzen Feldzugsplan: den Aufbruch der einzelnen Armee-Corps von Holland und Hannover bis zu den Weſt- und Süd-Grenzen Frankreichs; die Ordnung der Märſche, ihre Dauer, die Punkte, wo die Kolonnen ſich vereinigen, ſo wie die, wo die erſten Angriffe gemacht werden ſollten. Die wunderbare Fähigkeit dieſes Mannes, kriegeriſche Ereigniſſe vorher zu beſtimmen, und den Sieg nicht ſowohl als Zweck, denn als Mittel zur Erreichung ſeiner politiſchen Entwürfe aufzufaſſen, zeigte ſich alſo bei dieſer Gelegenheit in ihrer ganzen Stärke. Eine Proklamation entband hierauf das Landungsheer von der Pflicht, die Küſte noch länger zu bewachen.

An die Stelle der bisherigen Benennung trat die der „großen Armee." Dieſe beſtand aus ſieben Corps, welche von den Reichsmarſchällen Bernadotte, Marmont, Davouſt, Soult, Lannes, Ney und Augereau geführt wurden. Der Kaiſer trat als Generaliſſimus an die Spitze des Ganzen. Zum General-Major war der Marſchall Berthier ernannt. Prinz Murat befehligte nach dem Kaiſer.

Unmittelbar nach dem Übergange der „großen Armee" über den Rhein — ein Übergang, welcher gleichzeitig bei Kehl, Lauterburg, Speier und Mannheim erfolgte —

zeigte ſich, wie gut Deutſchlands Vielherrſchaft zu Napo=leons Entwürfen paßte. Die Kurfürſten von Baden und Würtemberg ſchloſſen ſogleich Verträge, nach welchen ſie ihre Truppen zu den franzöſiſchen ſtoßen ließen. Vor ſeiner Abreiſe von Boulogne hatte Napoleon geſagt: „Kommt der Feind mir entgegen, ſo werde ich ihn vernichten, ehe er über die Donau zurückgegangen ſein wird; erwartet er mich, ſo werde ich ihn zwiſchen Ulm und Augsburg faſſen.“ Die Erfüllung dieſer Worte hing von dem Erfolge ab, womit Marmont und Bernadotte, vereinigt mit den baier=ſchen Truppen, den Öſterreichern in den Rücken drangen; die Verletzung des preußiſchen Gebiets, ohne welche dieſer Marſch nicht vollbracht werden konnte, hatte nichts Ab=ſchreckendes für einen Monarchen, der ausſchließend gelten wollte. Marmont und Bernadotte durchzogen alſo die frän=kiſchen Fürſtenthümer, während der Erzherzog Ferdinand, oder vielmehr der öſterreichiſche Obergeneral Mack, nachdem er bereits bis in das Würtembergiſche vorgedrungen war, hinter die Iller zurückging und zwiſchen Ulm und Mem=mingen eine kunſtgerechte Stellung nahm, um, das Geſicht gegen den Weſten gerichtet, den Feind zu erwarten. Schon ſeit dem 6. October war Mack umgangen. Von dieſem Augenblick an kam es faſt täglich zu Gefechten, in welchen die Kraft des öſterreichiſchen Heeres zerſplittert wurde. Irre geleitet durch falſche Nachrichten, beharrte Mack auf ſeinem Entſchluß, die Ankunft der Ruſſen abzuwarten, als ihm nur noch ein einziger Ausweg offen ſtand, nämlich der nach Nördlingen. Unter dieſen Umſtänden hielt ſich der Erzherzog Ferdinand nicht länger verpflichtet, ſich und die ihm untergebene Reiterei einem bloßen Wahne zum Opfer zu bringen. Unterſtützt von dem Grafen von Schwarzen=berg, entkam er, von dem Prinzen Murat verfolgt, durch Franken nach Böhmen. Macks Heer war jetzt noch 25000 Mann ſtark. Mit dieſem warf er ſich den 15. October in Ulm, wo er ſehr bald von allen Seiten eingeſchloſſen war.

Eine Kapitulation war unvermeidlich. Sie erfolgte den 19. October; die Hauptbedingungen derſelben waren: daß Ulm mit allen Magazinen und Kriegsgeräthſchaften dem franzöſiſchen Heere übergeben, die Offiziere auf ihr Ehrenwort nach Öſterreich zurückgeſchickt, die Soldaten und Unteroffiziere aber, nachdem ſie ihre Waffen niedergelegt, nach Frankreich geführt werden ſollten.

Dieſer Kapitulation gemäß, ſtellten ſich alle in der Gegend von Ulm zurückgebliebenen franzöſiſchen und holländiſchen Truppen, über 30000 Mann, unter den Befehlen des Marſchalls Ney, auf der linken Donauſeite der Stadt auf: die Reiterei und die Grenadiere auf der ſchmalen Ebene zwiſchen den Wällen und dem Michelsberge, das übrige Fußvolk auf den Anhöhen, welche die Stadt amphitheatraliſch umgeben. Gegen 3 Uhr Nachmittags langte der Kaiſer mit einem großen Gefolge von Generalen und Garden über den Albecker-Steig von Elchingen an und durchritt das Heer. Um halb vier Uhr begann das Ausrücken der Öſterreicher aus Ulm. Die Reiterei eröffnete den Zug; ihr folgte das Fußvolk; das Uhlanen-Regiment Schwarzenberg machte den Beſchluß. Unter klingendem Spiele zogen die Öſterreicher längs dem Fuße des Michelsberges, begrüßt von jedem franzöſiſchen Regimente; ſo wie ſie aber durch eine Seitenſchwenkung auf die nach Söflingen und Blaubeuern führende Kunſtſtraße kamen, legten ſie die Waffen nieder und übergaben Fahnen und Pferde an ihre Beſieger. Nach beendigter Entwaffnung ging jedes Corps einzeln durch das neue Thor in die Stadt zurück. Die Zahl der waffenfähigen Mannſchaft, welche das Gewehr geſtreckt hatte, belief ſich auf 23800 und nicht weniger als 60 Kanonen und 40 Fahnen wurden den Franzoſen überliefert. Vier Stunden lang wohnte Napoleon dieſem Schauſpiele bei, und getreu der Rolle, die er zu ſpielen übernommen hatte, ſagte er den öſterreichiſchen Generalen, die er hatte zu ſich rufen laſſen: der deutſche Kaiſer führe

einen ungerechten Krieg mit ihm; er wiſſe nicht, weßhalb er ſich ſchlage; denn er wiſſe nicht, was man von ihm wolle. „Ich gebe,“ fuhr er fort, „dem deutſchen Kaiſer, meinem Bruder, einen guten Rath: er eile, Frieden zu machen. Es iſt jetzt der Augenblick, ſich zu erinnern, daß alle Reiche ein Ziel haben. Der Gedanke, daß das Ende der Dynaſtie des lothringiſchen Hauſes gekommen ſein könnte, muß ihn mit Schrecken erfüllen. Ich will ja nichts auf dem feſten Lande, aber Kriegsſchiffe, Kolonien, Handel, das will ich, und das iſt Euch eben ſo vortheilhaft, als uns.“ Als jetzt Mack bemerkte, daß der deutſche Kaiſer den Krieg nicht gewollt habe, aber durch Rußland dazu gezwungen worden ſei, erwiederte Napoleon: „Wenn dem ſo iſt, ſo ſeid Ihr ja keine Macht mehr.“ Der um den franzöſiſchen Kaiſer verſammelten öſterreichiſchen Generale waren nicht weniger als achtzehn. Mit ihnen reiſete Mack in der nächſten Nacht nach Wien, um die Botſchaft von ſeiner Niederlage zu überbringen. Dieſe war jedoch ſchon vor ihm angelangt. Er ſah ſich daher nicht einmal zugelaſſen, ſondern nach Brünn verwieſen, um daſelbſt als Staatsgefangener ſein Urtheil zu empfangen. Das Kriegsgericht, das über ihn gehalten wurde, erkannte ihm die Todesſtrafe zu. Doch wurde dieſe durch die Gnade ſeines Kaiſers in eine zweijährige Feſtungsſtrafe mit Dienſtentſetzung verwandelt.

Dies war die Periode außerordentlicher Begebenheiten. Unmittelbar auf die Niederlage der Öſterreicher bei Ulm folgte (21. October) die Schlacht bei Kap Trafalgar, worin die vereinte Flotte der Franzoſen und Spanier durch den Admiral Nelſon vernichtet wurde. Dieſe Flotte aus dem beſchützenden Hafen hervorzulocken, hatte der brittiſche Seeheld ſich nach Gibraltar begeben. Von ihrem Auslaufen unterrichtet, eilte er ihr nach und erreichte ſie am Morgen des 21. Octobers bei dem genannten Kap in voller Bereitſchaft, um eine Schlacht anzunehmen. Um 11 Uhr

50 Minuten nahm der Kampf ſeinen Anfang. Die Verbündeten waren 33 Linienſchiffe, die Engländer 27 ſtark. Abweichend von der gewöhnlichen Angriffsweiſe, legte Nelſon es nur darauf an, ſeinen Gegner zu überraſchen, zu verwirren und außer Faſſung zu bringen. Er ſelbſt an der Spitze drang in die feindliche Linie ein und nahm die vornehmſten franzöſiſchen Schiffe zwiſchen zwei Feuer. Das Admiralsſchiff, unterſtützt von ſieben anderen Dreideckern, donnerte in der Nähe von 30 bis 40 Schritten, mit 36- und 42-Pfündern auf beiden Seiten ſo gewaltig, daß die franzöſiſch-ſpaniſchen Schiffe nicht auszuhalten vermochten. Bald trat Verwirrung ein und die Folge davon war, daß lauter einzelne Gefechte entſtanden, meiſtens in der Entfernung eines Piſtolenſchuſſes. Viele Tapfere büßten in dieſem Rieſenkampfe ihr Leben ein; keiner aber wurde ſo allgemein bedauert, als — Nelſon. Während ſein Schiff ſich immer da befand, wo die Gefahr am größten war, ging er auf dem Verdeck mit beſchleunigten Schritten auf und nieder, einmal über das andere ausrufend: „dies iſt der glücklichſte Tag meines Lebens!“ Die vollen Lagen der franzöſiſchen Linienſchiffe fügten den Engländern weniger Schaden zu, als die in den Maſtkörben aufgeſtellten Scharfſchützen, die am meiſten nach den Offizieren zielten. Man rieth daher dem Admiral, ſich nicht in voller Uniform zu zeigen, oder doch wenigſtens ſeine Orden durch den Überrock zu bedecken. Gleichgültig gegen dieſe Warnung, wurde er in demſelben Augenblick, wo eine Kanonenkugel ſeinen Sekretär zerriß, von einer Flintenkugel in die Bruſt getroffen, als er eben drei Schritte vom Steuerruder ſich gegen den Feind hinwendete. Sein Tod erfolgte nach einer Viertelſtunde.

In dem Zeitraum von ſechs Stunden waren von der franzöſiſch-ſpaniſchen Flotte vier Schiffe genommen, drei in die Luft geſprengt, drei andere verſenkt und zehn geſcheitert. Nur neun kehrten nach Cadiz zurück, und von

dieſen wurden vier, welche unter den Befehlen des Vice-Admirals ſtanden, am 4. November an der Küſte Galliziens von einer überlegenen Macht genommen. Die Engländer hatten zwar kaum weniger gelitten; ſechzehn ihrer Linienſchiffe vermochten nicht das Meer zu halten. Indeß ſtanden ſie als Sieger da, und aufgegeben war ſeit der Schlacht bei Trafalgar ſogar der Gedanke eines Widerſtandes zur See von Seiten Napoleons. Von den Admiralen, welche ſich in dieſer Schlacht bekämpft hatten, erlebte keiner den nächſten Sommer. Wie Nelſon endigte, iſt bereits erzählt worden. Gravina kränkelte an ſeinen in der Schlacht erhaltenen Wunden einige Monate hindurch, bis er endlich ſeinen Geiſt aufgab, hierin ſeinem Vaterlande ähnlich, das ſeine unerſchöpfliche Kraft nur in den Schmerzen empfindet, die von ſeiner Schwäche unzertrennlich ſind. Villeneuve, nachdem er acht Monate in engliſcher Gefangenſchaft verlebt hatte, ſah ſich, auf einen vorüberfliegenden Friedensſchimmer, unerwartet von ſeinen Banden befreit; kaum aber hatte er den heimathlichen Boden betreten, als der Befehl, ſich vor eine Militär-Kommiſſion zu ſtellen, ihm mit dem Muthe die Beſinnung raubte, ſo daß er ſich lieber entleiben, als ſich verantworten wollte. Worin ſein Verbrechen beſtanden, iſt nie bekannt geworden; nur weiß man, daß ſein Nachfolger im Kommando, der Vice-Admiral Roſily, bereits in Spanien angelangt war, als er jene verhängnißvolle Fahrt antrat, die mit dem Verluſt ſo vieler Linienſchiffe endigte.

Wir kehren jetzt nach dem ſüdlichen Deutſchland zurück. Hier ſchien die Geſtalt der Dinge ſich verändern zu wollen. Unſtreitig hatte Preußen einen Fehler begangen, als es, bei dem Losbruch des allgemeinen Sturmes, ſich für neutral erklärt hatte; denn dieſe Neutralität durchzuführen, war es in keiner Hinſicht ſtark genug. Nichts deſto weniger mußte es ſich beleidigt fühlen, als ſeine Neutralität zuerſt von demjenigen verletzt wurde, dem ſie

am meiſten zu Statten kam. Was Napoleon auch durch ſeinen Vertrauten Duroc zu ſeiner Entſchuldigung vorbringen mochte: am Tage lag, daß er Preußen nicht beſſer behandelt hatte, als die kleinen Fürſten des weſtlichen Deutſchlands. Die Verletzung des neutralen Gebiets von Ansbach ruhig ertragen, hieß, Frankreich auf Koſten der übrigen im Kriege begriffenen Mächte begünſtigen; ſie ahnden, hieß, einem Kriege beitreten, den man vermeiden zu können gewünſcht hatte. In dieſer Verlegenheit half ſich die preußiſche Regierung damit, daß ſie dem ruſſiſchen Kaiſer, der an der Nordgrenze Preußens erſchienen war, um einen Durchmarſch durch Schleſien nach Mähren zu ertrotzen, mit Freiheit bewilligte, was der franzöſiſche Kaiſer ohne alle Nachfrage erzwungen hatte. Dieſe Maßregel wurde durch eine Note gerechtfertigt, worin der Freiherr von Hardenberg, damals Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, dem franzöſiſchen Geſandten am Berliner Hofe, Laforet, erklärte: „daß der König, losgeſprochen von allen früheren Verpflichtungen, zwar, wie bisher, zur Wiederherſtellung des Friedens in Europa auf einen dauerhaften Fuß aus allen Kräften beitragen wolle; daß er aber, da der Kaiſer der Franzoſen die zwiſchen ihm und Preußen beſtehenden Verhältniſſe als werthlos zu betrachten ſcheine, folglich an keine Gewährleiſtung zu denken ſei, ſich in Zukunft wegen der Sorge, für die Sicherheit ſeiner Völker zu wachen, nur auf ſich ſelbſt verlaſſen und ſeinen Heeren diejenige Stellung geben werde, welche die Beſchützung ſeines Staats unumgänglich mache.“

Mit dieſer Erklärung ſtand der Befehl zur Mobilmachung des ganzen preußiſchen Heeres in Verbindung. Jenes ruſſiſche Corps, für welches der Durchmarſch durch Schleſien bisher vergeblich aufgeſucht war, erhielt jetzt die Erlaubniß, dieſe Provinz zu durchziehen. Kaiſer Alexander ſelbſt kam nach Berlin, wo er, der noch vor Kurzem Preußens Politik mit den Waffen in der Hand hatte

beſtimmen wollen, als Freund unter Kanonendonner empfangen wurde. Bald nach ihm erſchien auch, von Öſterreich geſendet, der Erzherzog Anton, Großmeiſter des deutſchen Ordens. Was in der Hauptſtadt kriegeriſch geſinnt war, ſchloß um Beide Kreis; und zu Potsdam wurde zwiſchen dem Kaiſer von Rußland und dem Könige von Preußen eine Convention geſchloſſen, wodurch dieſer der Coalition gegen Frankreich beitrat, ſich jedoch noch einen Verſuch vorbehielt, um Napoleon zur Annahme billiger Bedingungen zu bewegen. Nur für den Fall, daß dieſe verworfen würden, verſprach Friedrich Wilhelm III. ein Heer von 180000 Mann auszurüſten. Der Graf von Haugwitz (früher Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten) wurde von ſeinen ſchleſiſchen Gütern herbeigerufen, um der Überbringer der Vorſchläge zu werden, die man dem Kaiſer der Franzoſen zu machen gedachte. Unter dieſen Auſpizien reiſete Alexander über Weimar nach Mähren ab.

Inzwiſchen war Napoleon mit einer raſtloſen Verfolgung jener Ruſſen beſchäftigt, welche, als die Kapitulation von Ulm Statt fand, über die Donau vorgedrungen waren. Bei Braunau hatte ſich General Kienmayer, von München kommend, an das Corps des ruſſiſchen Generals Kutuſow angeſchloſſen, und beide waren bei Stein auf das linke Donau-Ufer zurückgegangen, um in Mähren eine Stellung zu finden, wo ſich der ganze Überreſt des ruſſiſchen Heeres an ſie anſchließen könnte. Zu den Glücksfällen des Krieges gehörte, daß die Feſtung Braunau, mit ihrem Geſchütz auf den Wällen und mit nicht unbeträchtlichen Vorräthen an Lebensmitteln, ohne Schwertſtreich in die Hände der Franzoſen gerieth. In Linz hatte der franzöſiſche Kaiſer eine Zuſammenkunft mit dem Kurfürſten von Baiern, der, begleitet von ſeinem Kurprinzen, daſelbſt anlangte, um ſeinem Retter und Befreier zu danken. Die Verfolgung der vereinigten Truppen geſchah auf beiden Ufern der Donau, damit es keinen Augenblick zweifelhaft ſein möchte, wohin

ſie ſich zurückgezogen hätten. Auf dem Wege nach Wien erfuhr Napoleon, welche Wendung die Dinge zwiſchen dem Erzherzog Karl und dem Marſchall Maſſena genommen hatten, und daß jener nach einem blutigen Treffen bei Caldiero ſich zurückgezogen habe, wahrſcheinlich, weil er Kenntniß von dem Marſche der Franzoſen nach Wien erhalten. Dieſer wurde nun um ſo mehr beſchleunigt, und ſchon den 13. November fiel die Hauptſtadt der öſterreichiſchen Monarchie in die Hände des Prinzen Murat und des Marſchalls Lannes, die ſich ſogleich der Taborbrücke bemächtigten. Von jetzt an war die Vereinigung der Ruſſen mit den Truppen, welche der Erzherzog Karl aus Italien zurück führte, unmöglich gemacht. In dem Schloſſe Schönbrunn ſchlug Napoleon ſein Hauptquartier auf und traf ſeine Anſtalten ſo, daß er mit allen ſeinen Kräften gegen die Ruſſen oder gegen den Erzherzog Karl, je nachdem dieſer oder jene ihn dazu auffordern würden, auftreten konnte. Als die Verfolgung der Ruſſen von neuem anhob, kam es bei Hollabrunn zu einem hitzigen Gefechte zwiſchen der Nachhut Kutuſow's, von dem Fürſten Bagration geführt, und den Truppen Murats und Lannes. Jene ward abgeſchnitten; die Entſchloſſenheit ihres Anführers rettete ſie jedoch dadurch, daß er ſie bewog, ſich durchzuſchlagen. Die Verfolgung der Ruſſen wurde nun fortgeſetzt bis Znaim. Hier erfuhr Napoleon, daß die Verfolgten die Straße nach Brünn eingeſchlagen hätten, und er ließ ſein Heer dieſelbe Richtung nehmen. Inzwiſchen langte der General Burhöwden mit dem zweiten ruſſiſchen Armee-Corps bei Olmütz an. Die Ruſſen waren, in ihrer Vereinigung mit den Öſterreichern, von dieſem Augenblick an, ſtark genug, den Franzoſen die Stirn zu bieten. Es wurde alſo Halt gemacht; denn die Sachen waren bis zu dem Punkte hingeführt, wo eine förmliche Schlacht Entſcheidung bringen konnte.

Vergeblich hatte ſich der deutſche Kaiſer ſeit dem Übergange der Franzoſen über die Donau um einen Waffen-

ſtillſtand beworben: Napoleon hatte ſeine wiederholten Anträge zurückgewieſen, und dabei die Entſchuldigung gebraucht, daß er, unbekannt mit den Abſichten der Ruſſen, den Lauf der Operationen nicht hemmen dürfte. Kaum hatte er jedoch erfahren, daß Kaiſer Alexander zu Olmütz angelangt ſei, ſo bewarb er ſich um eine Zuſammenkunft mit dieſem Monarchen, indem er den General Savary in das kaiſerliche Hauptquartier ſendete und durch dieſen ſeinen Wunſch zu erkennen gab. Savary that das Seinige, um eine Zuſammenkunft zu Stande zu bringen; doch die einfache Antwort Alexanders auf dieſen Antrag war: „Die vornehmſten Mächte Europa's hätten ihn aufgefordert, mitzuwirken zu einer ſolchen Ordnung der Dinge, wobei eine allgemeine Sicherheit beſtehen könne. Zu dieſem Endzweck habe er ſeine Heimath verlaſſen. Nun geſtehe er zwar, daß das Glück den Franzoſen auf eine bewundernswürdige Weiſe günſtig geweſen ſei; doch als treuer Verbündeter werde er ſich nicht von dem römiſchen Kaiſer (ſo war ſein Ausdruck) trennen in einem Augenblick, wo, wie ſchlimm ſeine Lage auch ſein möchte, noch nicht alles verloren wäre. „„Ich befehle tapferen Männern,““ fügte er hinzu, „„und wenn Ihr Gebieter mich dazu zwingt, ſo werde ich ſie auffordern, ihre Pflicht zu thun.““

Inzwiſchen hatte Napoleon die nöthigen Anſtalten zu der unvermeidlichen Schlacht getroffen. Den Erfolg derſelben zu ſichern, fand er für gut, ſich angreifen zu laſſen in einer ſehr vortheilhaften Stellung, die er bei dem Dorfe Auſterlitz genommen hatte. Der Angriff der Ruſſen erfolgte am Morgen des 2. Decembers, der, wie wir wiſſen, Napoleons Krönungstag war. Schon glaubten die Ruſſen, den rechten Flügel der Franzoſen überwältigt zu haben, als ſie ſich in ihrem eigenen Mittelpunkt und auf ihrem rechten Flügel ſo gewaltig angegriffen ſahen, daß aller Widerſtand vergeblich war. Die Franzoſen bemächtigten ſich der Höhen von Blaſowitz und der Stellungen bei Kruh und Hollubitz.

Mit Hülfe ihrer Nachhut und der Reiterei der kaiſerlichen Garde machten die Ruſſen zwar einen letzten Verſuch, den franzöſiſchen Mittelpunkt zu ſprengen; doch nachdem ſie an dem Widerſtande geſcheitert waren, den Napoleon ihnen hier entgegen ſtellte, entſagten ſie jedem neuen Angriff und ließen ſich in der Ebene von Auſterlitz in die Flucht treiben. Was von ihrem linken Flügel noch übrig war, wurde auf Napoleons Anordnung umwickelt, und entweder gefangen genommen oder zerſtiebt. Funfzehn tauſend Todte, eine noch größere Zahl von Verwundeten, etwa 20000 Gefangene, 40 Fahnen, mehr als hundert Kanonen, vierhundert Stückwagen: dies waren die Trophäen des Tages. Die beiden verbündeten Kaiſer ſahen dieſer furchtbaren Niederlage von den Höhen bei Auſterlitz zu. „Dieſer Feldzug," — ſo hatte Napoleon zu ſeinen Soldaten vor dem Beginnen der Schlacht geſagt — „muß mit einem Donnerſchlag endigen." So war es wirklich geſchehen.

Napoleon befand ſich am 3. December im Schloſſe zu Auſterlitz, als der Fürſt Johann von Lichtenſtein daſelbſt anlangte, um die Nachricht zu überbringen, daß ſein Kaiſer eine Zuſammenkunft mit dem Sieger zu halten wünſche.

Die beiden verbündeten Monarchen befanden ſich in einer ſehr ſchwierigen Lage vermöge der Richtung, welche die Begebenheiten des abgewichenen Tages dem Rückzuge ihrer Heere gegeben hatten. Die Gödings-Brücke bei Hollitſch war der einzige Punkt, über welchen der Rückzug vollzogen werden konnte; dieſem Punkte aber ſtand das Corps des Marſchalls Davouſt bei weitem näher, als die Trümmer der ruſſiſchen und öſterreichiſchen Armeen, welche gerettet werden ſollten. Es kam demnach darauf an, das Außerordentliche zu verſuchen; um ſo mehr, weil man nicht wußte, wie ſtark Davouſt war.

Napoleon hatte um ſo weniger Urſache, den ihm gemachten Antrag abzulehnen, da er wußte, daß ſich zu Breslau Preußen mit Ruſſen vereinigen ſollten, den Kriegs-

ſchauplatz zu betreten, und da er aus aufgefangenen Depeſchen entnommen hatte, daß der Erzherzog Karl bis zur Donau vorgerückt war, während das von Maſſena befehligte Heer noch weit jenſeits der juliſchen Alpen verweilte. Sofern es nun nicht unmöglich war, daß die Vereinigung aller dieſer Heere ihm neue Gefahren bringen konnte, nahm er das, was ein glücklicher Zufall ihm darbot, mit Freuden an, zum voraus des Erfolges gewiß, der ſich an ſeine perſönliche Überlegenheit knüpfte. Die Zuſammenkunft wurde für den folgenden Tag verabredet.

Sie fand am nächſten Vormittage, nicht weit von den Vorpoſten Bernadotte's, etwa anderthalb Meilen von Auſterlitz, bei einer Mühle Statt. Napoleon war zuerſt an Ort und Stelle; ihn begleiteten, außer ſeinem General-Major Berthier und einigen anderen Offizieren, ſeine berittene Garde. Zum Empfang des deutſchen Kaiſers ließ er ein Feuer anzünden. Franz II. kam in einer Kaleſche, begleitet von den Fürſten Johann Lichtenſtein, Moritz Lichtenſtein, Würtemberg und Schwarzenberg, ſo wie von den Generalen Kienmayer, Bubna und Stutterheim, an welche ſich einige Uhlanen-Offiziere und ungariſche Reiterei anſchloſſen. Der franzöſiſche Kaiſer ging dem deutſchen entgegen; beide umarmten ſich und traten an das für Napoleon angezündete Feuer. Bei ihrer Unterredung war, außer dem Marſchall Berthier und dem Fürſten Johann von Lichtenſtein, niemand zugegen. Dem Erfolge nach handelte es ſich zwiſchen ihnen vorzüglich um die Einſtellung der ungariſchen Inſurrektion und um eine etappenmäßige Entfernung der Ruſſen, als Vorbedingungen des bevorſtehenden Friedens. Franz II. erhob keine Schwierigkeiten. Er blieb zwei volle Stunden bei Napoleon; und als dieſer ihn zurückbegleitete, empfing er, nach der Verſicherung eines Ohrenzeugen,*) das feierliche Verſprechen: „daß dies

---

*) S. Mémoires du Duc de Rovigo, Tom. II. pag. 127.

der letzte Krieg ſein ſollte, den Öſterreich gegen ihn führen werde."

Durch den General Savary von dem Übereinkommen der beiden Kaiſer unterrichtet, nahm Alexander die Bedingungen, unter welchen die ruſſiſchen Truppen ſich entfernen ſollten, bereitwillig an, und ging, nachdem er am 5. zu Halitſch von dem Kaiſer Franz Abſchied genommen hatte, nach St. Petersburg zurück. Der Friede zwiſchen Frankreich und Öſterreich war nun nicht länger zweifelhaft. Zu Abfaſſung des zu ſchließenden Vertrages hatte Napoleon bereits ſeinen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, den Herrn von Talleyrand, nach Wien kommen laſſen. Er ſelbſt begab ſich von Brünn nach Schönbrunn, um von hier aus ſein Heer über die Oberfläche der öſterreichiſchen Monarchie zu vertheilen, wobei er nicht unterließ, eine Kriegsſteuer zu dem Betrage von 100 Millionen Franken zum Beſten der Wittwen und Waiſen ſeiner in den Schlachten gebliebenen Offiziere und Soldaten auszuſchreiben . . .

Napoleons Aufenthalt zu Schönbrunn ſollte von mehr als einer Seite merkwürdig werden.

Nie befand ſich ein Abgeordneter in einer größern Verlegenheit, als der Graf von Haugwitz; denn das, was er vorzutragen beſtimmt war, hatte durch den Ausgang der Schlacht bei Auſterlitz alle Bedeutung, allen Nachdruck verloren. Napoleon, der ihn vor der Schlacht nicht zugelaſſen, ſondern an ſeinen, in Wien bereits angelangten Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten verwieſen hatte, forderte ihn, nach ſeiner Ankunft in Schönbrunn, vor, um von ihm zu erfahren, was es mit der Beſetzung Hannovers durch die Preußen, ſo wie mit der Verbindung, worin dieſe Macht mit den an der Nordküſte gelandeten Ruſſen und Engländern ſtehe, auf ſich habe. Graf Haugwitz führte ſich bei dem franzöſiſchen Kaiſer mit einem Glückwunſch zu dem glänzenden Siege bei Auſterlitz ein.

Dieſer, ſeinem Hochmuth und ſeiner Schlauheit zurückgegeben, weigerte ſich, einen Glückwunſch anzunehmen, „der," wie er ſagte, „eine ganz andere Richtung gehabt habe." *) Ohne der Kränkung, die er dem Könige von Preußen durch die Verletzung des Gebiets von Ansbach zugefügt hatte, zu gedenken, beklagte er ſich hierauf über die Hinterhaltigkeit eines Monarchen, der mit der höchſten Offenheit gegen ihn zu Werke gegangen war, nur daß er den Krieg nicht auf der Stelle erklärt hatte. „Ihr wollt," fügte er hinzu, „aller Welt Verbündete ſein; das geht aber nicht. Ihr müßt wählen zwiſchen meinen Feinden und mir. Wollt Ihr es mit jenen halten, ſo habe ich nichts dagegen; wollt Ihr aber mir zur Seite ſtehen, ſo verlange ich Aufrichtigkeit, oder ich trenne mich von Euch, weil ich mit falſchen Freunden nichts zu ſchaffen haben mag und den offenen Feind vorziehe . . . Sind Ihre Vollmachten, mein Herr, nicht ſo beſchaffen, daß ſie ſich mit einer Verhandlung dieſer Fragen vereinigen laſſen: ſo wiſſen Sie, was Sie zu thun haben. Was mich betrifft, ſo werde ich meinen Feinden zu Leibe gehen, wo ich ſie auch finden möge" . . .

Eine ſolche Sprache hatte der Graf von Haugwitz nie vernommen, und was im Hintergrunde lag, war am Schluſſe des Jahres 1805 nicht zu entdecken. Eingeſchreckt durch das, was er hatte hören müſſen, wurde er, um größeres Unglück von ſeinem Vaterlande abzuwenden, nur allzu empfänglich für die Anträge, welche Napoleon ihm durch ſeinen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten machen ließ. Dieſe beſtanden darin, daß Preußen das Fürſtenthum Ansbach an Baiern, das Fürſtenthum Neufchatel an Frankreich, und das Herzogthum Cleve an einen der Wahl des franzöſiſchen Kaiſers vorbehaltenen Fürſten abtreten und dafür Hannover in Beſitz nehmen ſollte. Graf

*) Napoleons Worte waren: Voilà un compliment, dont la fortune a changé l'adresse.

Haugwitz getraute ſich nicht zu ſagen, daß ſein Gebieter ein ſchärferes Gefühl für Uſurpationen habe, als der franzöſiſche Kaiſer; und um mit dieſem auf irgend eine Weiſe zu Rande zu kommen, wurde er der Überbringer eines Entwurfs, auf welchen man zu Berlin ſo wenig gefaßt war, daß man davon nur aufs Äußerſte überraſcht werden konnte.

Wie dieſer Entwurf die erſte Grundlage zu den Begebenheiten des folgenden Jahres wurde, wird ſich im nächſten Kapitel entfalten. Wir verfolgen jetzt eine Begebenheit, welche dem Abſchluſſe des Friedens-Traktats zwiſchen Frankreich und Öſterreich voranging, ohne daß daraus irgend eine Störung für denſelben entſtand.

Während zu Presburg an dem Frieden gearbeitet wurde, erhielt Napoleon zu Schönbrunn die Nachricht, daß Engländer und Ruſſen im Königreich Neapel gelandet wären, um von hier aus nach dem Königreich Italien vorzudringen. Dieſe Nachricht wurde nur dadurch auffallend, daß, ſeit der Eröffnung des Krieges gegen Öſterreich, zwiſchen Frankreich und Neapel ein Vertrag beſtand, nach welchem letzteres für die Wohlthat, von den franzöſiſchen Truppen befreit zu werden, ſich verbindlich gemacht hatte, „nicht zu geſtatten, daß irgend ein Truppen-Corps der kriegführenden Mächte in ſeinem Gebiete lande, oder in daſſelbe einrücke, auch keinem ruſſiſchen, öſterreichiſchen, oder in Dienſten irgend einer andern kriegführenden Macht ſtehenden Offizier den Befehl über ſein Heer und das Kommando in ſeinen Feſtungen anzuvertrauen.“ Ob es in Ferdinands IV. Macht geſtanden, 20000 Mann Engländer und Ruſſen, welche am 19. November zu landen verſuchten, abzuhalten, davon war nicht die Rede; genug, daß Napoleons Feinde Aufnahme gefunden hatten. Zu Paris ſah man darin nur eine ausgezeichnete Treuloſigkeit, und zur Urheberin derſelben machte man, weil die Apathie Ferdinands IV. kein Geheimniß war, die Königin Karoline,

nicht ohne ihr, wie in den Zeiten der Ohnehoſerei, das Prädikat „eines gott- und ſittenloſen Weibes“ beizulegen, „gleichen Schlages mit den übrigen Töchtern der Kaiſerin Maria Thereſia, von welchen die eine den Thron der Bourbons geſtürzt, die andere den Untergang des Hauſes Parma herbeigeführt habe.“ Nicht viel anders lauteten die Worte, wodurch ſich Napoleon über den Vorgang zu ſeinen Vertrauten in Schönbrunn erklärte. „Ich wundere mich darüber nicht,“ ſagte er; „denn ich kenne die Königin. Doch wehe ihr, wenn ich nach Neapel komme; nie ſoll ſie wieder einen Fuß in dies Königreich ſetzen.“*) Und ſchon am 27. December ſchleuderte er jenes Dekret, wodurch der europäiſchen Welt angekündigt wurde: „daß die Dynaſtie der Bourbons in Neapel aufgehört habe zu regieren.“ Von dem Generalſtabe der großen Armee wurden ohne Zeitverluſt alle Diejenigen nach Italien geſendet, welche die gegen Neapel beſtimmte Armee geſtalten ſollten, und Joſeph Napoleon erhielt den Befehl, ſich an die Spitze dieſer Armee zu ſtellen. Die Vertreibung der Bourbons war übrigens längſt beſchloſſen, und was von Seiten der Engländer und Ruſſen geſchehen war, gab bloß den Vorwand zu einem Verfahren, wobei nichts weiter beabſichtigt wurde, als höhere Sicherung des bonapartiſchen Geſchlechts auf der einen, und Zerrüttung des Gleichgewichts-Syſtems auf der andern Seite. Auch ſprach Napoleon ſich über dies Verfahren nur in einer Proklamation an das franzöſiſche Heer aus, deſſen Zuſtimmung er durch eine prahleriſche Aufzählung ſeiner Verdienſte um die Erhaltung des bourboniſchen Geſchlechts in Neapel zu gewinnen verſuchte . . .

Inzwiſchen war den 26. December der presburger Friedens-Traktat zu Stande gekommen. Die Hauptbeſtimmungen deſſelben betrafen die Anerkennung der Veränderungen, welche Napoleon in Italien durch die Annahme

---

*) S. Mémoires du Duc de Rovigo, Tom. II. pag. 138.

des Königstitels, durch ſeine Einverleibungen in das fran=zöſiſche Gebiet und durch die Errichtung neuer Fürſten=thümer bewirkt hatte. Nächſtdem erkannte Öſterreich den Königstitel für die beiden Kurfürſten von Würtemberg und Baiern an. Abgetreten wurde von Öſterreich: 1) an das Königreich Italien, das Herzogthum Venedig, ſo wie es der deutſche Kaiſer durch die Traktaten von Campo=Formio und Lüneville erhalten hatte; 2) an den König von Baiern, die Markgrafſchaft Burgau, das Fürſtenthum Eichſtädt, die Grafſchaft Tyrol, die Fürſtenthümer Brixen und Trident und die Voralbergiſchen Herrſchaften, nebſt Hohenegg, Königsegg, Tettnang, Linden u. ſ. w.; 3) an den König von Würtemberg, die ſogenannten Donauſtädte Ehingen, Mundelfingen, Riedlingen, Mengen und Sulgau, die Ober= und Niedergrafſchaft Hohenberg, die Landgrafſchaft Nollenburg, die Landvogtei Altorf mit ihren Zubehören (die Stadt Conſtanz ausgenommen), derjenige Theil des Breisgau, der in den Würtembergiſchen Beſitzungen ge=legen iſt, endlich die Städte Willingen und Brentlingen; 4) an den Kurfürſten von Baden, das Breisgau, die Ortenau, die Stadt Conſtanz und die Comthurei Meinau. Als Entſchädigung wurden Salzburg und Berchtolsgaden an Öſterreich überlaſſen; und der Bruder des Kaiſers, welcher früher im Beſitz dieſer Länder geweſen war, wurde durch Würzburg entſchädigt, das der König von Baiern an ihn abtreten mußte. Die Würde eines Großmeiſters des deutſchen Ordens, ſo wie alle mit dem Großmeiſterthum verbundenen Rechte und Domänen ſollten, nach der Ord=nung der Erſtgeburt, in der Perſon und in der direkten und männlichen Deſcendenz desjenigen kaiſerlichen Prinzen erblich ſein, der von dem Kaiſer von Deutſchland und Öſterreich dazu würde beſtimmt werden. Beide Könige von Würtemberg und Baiern ſollten in ihren Staaten eben ſo ſouverän ſein, als der Kaiſer von Öſterreich und der König von Preußen in den ihrigen; nur ſollten ſie nicht

aufhören, Mitglieder des deutſchen Bundes zu ſein.

Dies war der Inhalt des Presburger Friedens-Vertrages. Die ſämmtlichen Abtretungen, zu welchen Öſterreich gezwungen wurde, betrugen über 1200 Geviertmeilen mit mehr als viertehalb Millionen Einwohnern, wovon Italien 500 Geviertmeilen mit 2½ Millionen Menſchen, Baiern 400 Geviertmeilen mit einer Million Menſchen enthielt. An ſolche Verluſte Friedenshoffnungen zu knüpfen, konnte nur Demjenigen einfallen, der es reizend fand, in der europäiſchen Welt als General-Gewaltiger dazuſtehen. Die Zerſetzungen der Geſellſchaft, die eine ſo natürliche Folge ſeines Verfahrens waren, wie hätten ſie anders als verderblich auf ihn ſelbſt zurückwirken mögen, ſobald es dahin gekommen war, daß man die Abſichten durchſchaute, die er damit verband?

Unmittelbar nach dem Abſchluß des Preßburger Friedens-Vertrages eilte Napoleon von Wien nach München, wo ſeine Gemahlin vor ihm angelangt war. Der Königstitel, aus ſeiner Hand empfangen, ward zu einem Neujahrsgeſchenk für die bisherigen Kurfürſten von Baiern und Würtemberg. Wenig mochten die neuen Könige ahnen, daß Napoleon in ihnen nur Präfekten ſah, die er für ſeine Entwürfe gebrauchte. Der gänzliche Zuſammenſturz der durch den Lüneviller Friedensvertrag ſo ſtark erſchütterten Verfaſſung Deutſchlands ließ ſich vom Jahre 1806 an nicht mehr hintertreiben; und was in dieſer Beziehung erfolgte, wird das nächſte Kapitel enthalten.

Was unſtreitig ſchon vor dem Ausbruch des Krieges verabredet war, wurde in den erſten Tagen des neuen Jahres vollzogen. Dies war die Vermählung des Prinzen Vice-Königs von Italien, Stiefſohns Napoleons, mit der Prinzeſſin Auguſte, älteſten Tochter des Königs von Baiern. Auf dieſe Weiſe trat die Dynaſtie Bonaparte zuerſt in verwandtſchaftliche Verhältniſſe mit alten deutſchen Fürſten-

häuſern: in Verhältniſſe, welche bald noch zuſammengeſetzter wurden. Die Trauung des Brautpaars wurde von dem Fürſten Primas des deutſchen Reichs verrichtet. Napoleon und ſeine Gemahlin verweilten von jetzt an noch mehrere Tage in München, ehe ſie über Ulm und Augsburg nach Paris zurück reiſeten. Das junge Paar ging durch Tyrol nach Mailand. Ungewiſſer und ſchwankender war der Zuſtand der europäiſchen Welt nie geweſen. Neue Umwälzungen konnten nicht ausbleiben. Man fürchtete ſie; man wollte ſie abwenden: doch die Mittel, die man dazu gebrauchte, waren nur geeignet, ihren Eintritt zu beſchleunigen.

Drittes Kapitel.

Eroberung des Königreichs Neapel. — Einführung des Föderativ-Syſtems. — Händel zwiſchen Frankreich und Preußen. — Friedensunterhandlung mit England. — Stiftung des Rheinbundes. — Förmlicher Bruch mit Preußen. — Erſte Schlachten. — Napoleon in Berlin.

Das ganze Geſchlecht der Bourbons in den Privat-Stand zurück zu ſetzen und England in allen ſeinen Verhältniſſen mit dem europäiſchen Feſtlande zu lähmen und zu Grunde zu richten: dies war das Ziel, das Napoleon mit eben ſo viel Raſtloſigkeit, als Umſicht und Schlauheit verfolgte. Wenn hinterher behauptet worden iſt, die von ihm ſechs Jahre hindurch geſpielte Rolle ſei ihm aufgedrungen worden durch die Umſtände, durch das Glück ſeiner Waffen und durch die Schwachheit der europäiſchen Kabinete: ſo hat man dabei vergeſſen, daß die Umſtände immer nur demjenigen günſtig ſind, der ſie zu benutzen verſteht, und daß nur der thätige Geiſt ſich ihrer bemächtigt, der ſie mit einem großen Gedanken umfaßt. Belehrt durch das, was ihm im Orient wiederfahren war, zugleich herausgefordert durch jene Verſuche, wodurch man ſein Leben bedroht hatte, war Napoleon zu der Anſchauung gelangt, daß für ihn und ſein Geſchlecht nur dadurch Sicherheit zu gewinnen ſei, daß er ſich, außer der italieniſchen Halbinſel, auch

der pyrenäiſchen bemächtige. Als Gebieter über die Häfen von Liſſabon und Cadiz hoffte er alſo über die Bourbons und über England gleich ſehr zu triumphiren. Gut oder ſchlecht, wie dieſer Gedanke ſein mochte: genug, daß kein anderer ſein politiſches Verfahren beſtimmte. Der Inhalt dieſes Kapitels wird hierüber die unverwerflichſten Aufſchlüſſe geben und vorläufig zugleich die Schickſale begreiflich machen, welche über den Angeſtaunten kamen, ſobald es mit ihm dahin gediehen war, daß er ſeinen Plan aufgeben mußte . . .

Die Vollziehung jenes Ausſpruchs, wodurch Napoleon am Vorabend ſeiner Abreiſe von Schönbrunn nach München die Bourbons von Neapel in den Privatſtand zurückgeſetzt hatte, war mit keinen bedeutenden Schwierigkeiten verbunden. Engländer und Ruſſen ſchifften ſich wieder ein, ſobald ſie erfahren hatten, daß ein überlegenes franzöſiſches Heer wider ſie im Anzuge ſei. Der König und die Königin, von jetzt an ihrem Schickſal überlaſſen, trafen zwar Anſtalten zu einem allgemeinen Volksaufſtande; da dieſer aber durch nichts vorbereitet war und immer nur einen Bürgerkrieg zur Folge haben konnte, ſo ſchiffte ſich Ferdinand IV. ſchon am Schluſſe des Januars 1806 mit ſeinen Schätzen, ſeinen Koſtbarkeiten und ſeinen Freunden nach Sicilien ein. Die Königin folgte einige Wochen ſpäter (11. Februar); und während ihr Schiff im Angeſicht des Hafens von einem heftigen Sturm hin und her geſchleudert wurde, ſchlugen ſich die Bürger der Hauptſtadt mit mehreren Tauſend Galeeren-Sklaven, die ſich ihrer Feſſeln entledigt hatten. Drei Tage darauf zogen die Franzoſen in Neapel ein. An Ort und Stelle angelangt, verhieß Joſeph Bonaparte, dem die oberſte Verwaltung des Königreichs anvertraut war, in einer Proklamation, daß die Rache beendigt ſei durch die Vertreibung der treuloſen Herrſcher-Familie, und daß die Bewohner des Königreichs nach kurzer Zeit die Wohlthaten der eingetretenen Veränderung erfahren würden.

Die Neapolitaner fanden ſich in ihr Schickſal um ſo williger, je mehr ſie durch frühere Ereigniſſe darauf vorbereitet waren. Nur auf zwei Punkten erfolgte Widerſtand, in Gaetta, das durch den Prinzen Ludwig von Heſſen-Philippsthal vertheidigt wurde, und in Kalabrien, wo Ferdinand IV. treue Anhänger hatte, die von den Engländern unterſtützt wurden. Ehe das Belagerungsgeſchütz herbeigeſchafft und die nöthigen Anſtalten zur Bezwingung jener Seeſtadt getroffen werden konnten, verſtrichen noch mehrere Monate; doch fiel die ſtandhaft vertheidigte Feſtung den 11. Juni. Die Kalabreſen wurden in Gefechten übermannt und ihr Widerſtand endigte ſich mit der Hinrichtung ihrer Häupter.

Durch die Eroberung des Königreichs Neapel war ein weſentlicher Theil des von Napoleon verfolgten Plans ins Werk gerichtet; wenn gleich nur derjenige, der mit dem glücklichen Ausgange eines Krieges zuſammenhing, in welchem Öſterreich ſich zu einem Stützpunkte für Rußland hergegeben hatte. Bis auf den ſo weſentlich verkleinerten Kirchenſtaat war jetzt die ganze italieniſche Halbinſel in Napoleons Händen; denn das ſogenannte Königreich Hetrurien hatte nie aufgehört, unter franzöſiſcher Botmäßigkeit zu ſtehen, und war ſeit dem am 27. Mai 1803 erfolgten Hintritt Ludwigs I. unter der vormundſchaftlichen Regierung ſeiner Wittwe, der Königin Marie Luiſe, nur der Schatten ſeines Namens.

Die Rückſichtsloſigkeit und Inſolenz, womit Napoleon den zu Neapel regierenden Zweig des bourboniſchen Herrſcherſtammes vertrieben hatte, würde zu jeder andern Zeit ganz Europa wider ihn aufgebracht haben; nach der Schlacht bei Auſterlitz machte ſie kaum irgend einen Eindruck. Aufgemuntert durch dieſe Betäubung, trat der Kaiſer der Franzoſen mit ſeinen Föderativ-Ideen hervor; zunächſt mit einer Botſchaft, wodurch er dem Senat anzeigte, daß er ſeinen Stiefſohn, Eugen Beauharnais, an Kindesſtatt

angenommen habe: eine Botſchaft, welche den Zuſatz enthielt, „daß er ſich vorbehalte, durch anderweitige Verfügungen die Verbindung zu erkennen zu geben, welche unter allen Föderativ-Staaten des franzöſiſchen Reichs beſtehen ſolle; „„denn,““ — wurde hinzugefügt — „„da die verſchiedenen Theile, unter einander unabhängig, ein gemeinſchaftliches Intereſſe haben, ſo ſollen ſie auch ein gemeinſchaftliches Band erhalten.““

Die verſprochenen Verfügungen blieben nicht lange aus. Sie erſchienen den 20. März in der Form eines Familien-Statuts, welches dem Kaiſer der Franzoſen eine unumſchränkte Herrſchaft über alle Regenten ſeines Hauſes einräumte, und folglich Frankreich zum Mittelpunkt der ganzen europäiſchen Welt erhob. Die Auslegungen, welche im franzöſiſchen Senat von dieſem Familien-Statut gemacht wurden, ließen über die wahren Abſichten Napoleons keinen Zweifel beſtehen. „Unter Staaten“ — ſo ſagte man — „könne eben ſo wenig ein Gleichgewicht der Kräfte Statt finden, als unter einzelnen Bürgern; gleiche Anſprüche aber erzeugten nur Eiferſucht, Krieg und Elend unter den Völkern. Alles führe alſo hin auf das Bedürfniß einer überwiegenden Macht, die mit ausgedehnten und lenkenden Kräften begabt ſei. Eine ſolche Macht nun ſei Frankreich. Dieſes Reich zähle in ſeinen 111 Departements ſechs und dreißig Millionen Seelen, und dieſer Summe nähere ſich die geſammte Bevölkerung der mit Frankreich durch ein gemeinſchaftliches Intereſſe verbundenen Staaten. Das Königreich Italien zähle ſechs Millionen Seelen; Neapel habe über ſieben Millionen; Spanien zehn; Baiern drei; Würtemberg und Baden über anderthalb; Holland eben ſo viele. Das Ganze betrage alſo über ſechs und ſechzig Millionen Menſchen, denen der Kaiſer Frankreichs eine und dieſelbe Richtung ertheile.“ In wiefern dies Föderativ-Syſtem dem Erblichkeits-Princip entſprach und unter den Nachkommen Napoleons, bei einem geringern Feldherrn-

talent, fortdauern könne, war kein Gegenſtand der Erforſchung für Staatsmänner, die den günſtigen Augenblick mit der Zeit verwechſelten, weil ſie dabei ihre Rechnung fanden.

Dem Familien-Statut gemäß erklärte Napoleon (30. März) ſeinen Bruder Joſeph zum König von Neapel und Sicilien, jedoch mit dem Vorbehalte, in dieſem Königreich ſechs große franzöſiſche Reichslehen zu errichten und aus den Einkünften derſelben eine Million Franken zur Belohnung franzöſiſcher Krieger zu nehmen. Nicht lange darauf (24. Mai) wurde auch die bataviſche Republik, angeblich auf ihr Anſuchen, mit einem Könige beſchenkt; ſogar gegen den Willen Desjenigen, der den gefährlichen Auftrag erhielt, einen Handelsſtaat zu regieren, dem jeder Verkehr mit England unterſagt war. Dieſer Unglückliche war Ludwig Bonaparte: ein junger Mann, dem die Einſamkeit lieber war, als der Glanz des Throns, und der, indem er die ihm aufgedrungene Krone annahm, es in einer feierlichen Staatsverſammlung mit den Worten that: „Ich werde in Holland regieren, weil das Volk es wünſcht und Ew. Majeſtät (er bezeichnete hierdurch ſeinen Bruder) es befehlen.“

Das Föderativ-Syſtem erhielt eine raſche Entwickelung. Indem Napoleon nämlich die vormals venetianiſchen Provinzen zu dem Königreich Italien ſchlug, trennte er davon Maſſa-Carrara und Garfangana als Beſitzungen, wodurch er das Gebiet des Fürſten von Lucca erweiterte. Außerdem ſtiftete er in den eben genannten Provinzen zwölf Herzogthümer, und in den parmeſaniſchen Staaten drei große Reichslehen zu Gunſten ſeiner Generale und Miniſter, ohne jedoch darüber gleich auf der Stelle zu verfügen. Die Erwartung zu ſpannen, wurde das Herzogthum Cleve, das Preußen, ſo wie das Herzogthum Berg, das Baiern abgetreten hatte, dem Reichsmarſchall Murat mit der erblichen Würde eines Groß-Herzogs von Berg und eines Groß-

Admirals von Frankreich überlaſſen, und Alexander Berthier zum Fürſten von Neufchatel ernannt; und die geſpannte Erwartung zu unterhalten, erlangten ſpäter der Miniſter Talleyrand und der Marſchall Bernadotte zwei Fürſtenthümer im Kirchenſtaat: jener das Herzogthum Benevent, dieſer das Fürſtenthum Ponte-Corvo. So handelte ein Monarch, der einen Orden geſtiftet hatte, deſſen Mitglieder ſchwören mußten, ſich der Wiederkehr des Lehnsweſens aus allen Kräften zu widerſetzen. Der Zweck der neuen Schöpfung war unſtreitig kein anderer, als durch entflammten Ehrgeiz die Krieger-Klaſſe zu allen den Opfern bereit zu machen, welche bevorſtehende Kriege fordern würden. Der glückliche General, aus welchem ein Kaiſer der Franzoſen und ein König von Italien geworden war, ſtellte ſich in ſeinem Föderativ-Syſtem gleichſam als den Prototypus des Ehrgeizes dar, den jeder Krieger ins Auge faſſen ſollte, um, wo möglich, alles zu werden, was die Vorrechte des Oberlehnsherrn geſtatteten.

Um dies Verfahren Napoleons gehörig zu würdigen, muß man ſich genau in ſeine Lage verſetzen, nicht ohne den Gedanken aufzufaſſen, durch welchen er ſich und ſein Geſchlecht im Beſitz des franzöſiſchen Thrones zu ſichern glaubte.

Dieſer Gedanke war, wie wir wiſſen, das bourboniſche Geſchlecht, ſeiner Totalität nach, in den Privat-Stand zurück zu ſetzen und England in allen ſeinen Verhältniſſen mit den Mächten des europäiſchen Feſtlandes zu lähmen und zu Grunde zu richten. Das Letztere war vermöge des Zuſammenhanges, worin Europa durch Spanien und Portugal noch im Jahre 1806 mit Amerika ſtand, ohne eine Eroberung der pyrenäiſchen Halbinſel unmöglich. Für dies Unternehmen nun war durch den presburger Frieden ſo viel als gar nichts geleiſtet. Die Art und Weiſe, wie Napoleon mit Alexandern aus einander gekommen war, ſchloß keine Gewährleiſtung, keine Sicherheit in ſich, ſofern

es die Durchführung eines Entwurfs galt, deſſen Endet-
gebniß die Herrſchaft über die Häfen von Liſſabon und
Cadiz werden mußte. Ein erneuerter Krieg mit Rußland
war demnach unvermeidlich; und der Zweck dieſes Krieges
konnte kein anderer ſein, als die Genehmigung des Kaiſers
Alexander, wo nicht zu einer Eroberung der pyrenäiſchen
Halbinſel, doch zu einer ſolchen Einwirkung auf dieſelbe
zu erhalten, wodurch die Engländer aus Cadiz und Liſſabon
verdrängt würden. Hierbei war das Königreich Preußen
nicht aus dem Auge zu verlieren; denn da Frankreich und
Rußland, nach dem Abſchluß des presburger Traktats, nur
über Preußen hin an einander gerathen konnten, ſo kam
für den Charakter des bevorſtehenden Krieges alles darauf
an, ob Preußen ſich lieber zum Stützpunkt Frankreichs
gegen Rußland, oder zum Stützpunkt Rußlands gegen
Frankreich hergeben wolle; eins von Beidem mußte ge-
ſchehen, wenn Napoleon ſeine Zwecke im äußerſten Weſten
Europa's erreichen wollte.

Man darf annehmen, daß Napoleon, wenn gleich
auf das Eine wie auf das Andere gefaßt, Anfangs ge-
wünſcht habe, daß Preußen ſich zum Stützpunkt Frankreichs
gegen Rußland hergeben möge; zum wenigſtens ſpricht der
Allianz-Traktat, mit welchem der Graf von Haugwitz von
Wien nach Berlin zurückkehrte, für dieſe Vorausſetzung.
Der Hauptpunkt in dieſem Traktate war, daß Friedrich
Wilhelm III. die beiden Fürſtenthümer Ansbach und Neuf-
chatel, ſo wie das Herzogthum Cleve abtreten und dafür
das Kurfürſtenthum Hannover zur Entſchädigung annehmen
ſollte. In dieſer Forderung lag jedoch für einen redlich ge-
ſinnten König ſehr viel Beleidigendes; einmal, ſofern man
ihm keine Wahl laſſen wollte; zweitens, ſofern man ihm
zutraute, daß er, mit den Geſinnungen eines Emporkömm-
lings, die unſichere Beute eines Eroberers gegen Erbländer
einzutauſchen ſich entſchließen könnte; drittens, ſofern man
alles von ſeinem Abſcheu vor einem Kriege mit Frankreich,

d. h. von einer Furcht erwartete, welche nicht in ihm war. Als nun der Graf von Haugwitz mit ſeinem Allianz-Traktat an Ort und Stelle angelangt war, verwarf Friedrich Wilhelm III. denſelben, ſeinem natürlichen Gefühle folgend, Anfangs ganz unbedingt; und ſchwerlich würde man ihn von dieſem Entſchluß abgebracht haben, wenn man ihm die Ratifikation des Traktats nicht als das einzige Mittel zur Erhaltung des Friedens vorgeſtellt hätte. Dieſer Vorſtellung nachgebend, ratifizirte er zwar den angebotenen Traktat, doch unter der Bedingung, daß in demſelben ausdrücklich bemerkt werde, daß die Beſitznahme der gegenſeitig abgetretenen Provinzen nur proviſoriſch ſei und ihre Gültigkeit erſt durch die Einwilligung des Königs von England in die Abtretung Hannovers in einem künftigen Frieden erhalten ſolle.

Mit dieſer Modifikation des Traktats reiſete der Graf von Haugwitz den 27. Januar nach Paris, um ſie dem Kaiſer der Franzoſen annehmlich zu machen. Doch wie wenig paßte die Modifikation zu den Entwürfen Napoleons, der um dieſe Zeit keinem andern Gedanken nachhing, als wie er den bevorſtehenden Krieg mit Rußland ſeinem Hauptentwurfe gemäß führen und beendigen wollte! Der Kaiſer der Franzoſen verwarf alſo jede Abänderung des von ihm ſelbſt entworfenen Allianz-Traktats; und wollte Preußen, das unterdeß entwaffnet hatte, wohl oder übel, ſo mußte es ſich zur Annahme einer zweiten Convention entſchließen, wodurch es ſich verpflichtete, die Beſitznahme Hannovers als definitiv anzukündigen, und den Engländern die Ströme des nördlichen Deutſchlands zu verſchließen. Hannover wurde alſo förmlich in Beſitz genommen.

Der Krieg zwiſchen Preußen und England war, von dieſem Augenblick an, nicht zweifelhaft. Zwar lenkte Pitt nicht länger das Staatsruder auf den brittiſchen Inſeln; er war den 23. Januar 1806 mit einem Seufzer über die Zukunft ſeines Vaterlandes ins Grab geſunken. Allein ſein

Nachfolger Fox nahm das, was geſchehen war, nicht anders, als wie der Verſtorbene es genommen haben würde. Sobald nämlich die Sache im Parliament zur Sprache gebracht wurde, erklärte er ſich in den ungemeſſenſten Ausdrücken über Preußen, ohne im mindeſten Rückſicht zu nehmen auf das, was Friedrich Wilhelm III. gethan hatte, um eine definitive Beſitznahme des Kurfürſtenthums hinaus zu ſchieben. „Tauſcht," ſagte er, „Äcker gegen Äcker, und Vieh gegen Vieh; aber vertauſcht nie eure Völker, weil die Grundlage der Geſellſchaft, die wechſelſeitige Zuneigung zwiſchen Fürſten und Völkern, darüber unwiederbringlich verloren geht." Die Wahrheit war auf Seiten des brittiſchen Staats-Sekretärs, nur daß ſeiner Äußerung doch nur Heuchelei zum Grunde lag; denn, im Großen genommen, war das Geſchehene ihm aus einem doppelten Grunde willkommen: einmal, weil es eine ſichere Ausſicht auf die Fortſetzung des Krieges gewährte; zweitens, weil es ſich zur Anregung politiſcher Leidenſchaften in England ſelbſt benutzen ließ. Mit ungewöhnlichem Pompe wurde daher am 11. Juni der Krieg mit Preußen durch Herolde in den Straßen Londons erklärt, und den Worten folgte auf der Stelle die That durch Wegnahme aller der preußiſchen Schiffe, die ſich in den Häfen Englands befanden, oder auf den Meeren angetroffen wurden.

Nie befand ſich die Regierung irgend eines Landes in einer größern Verlegenheit, als die preußiſche gegen die Mitte des Jahres 1806. Den Krieg mit Frankreich zu vermeiden, hatte ſie ihren Grundſätzen entſagt. Darüber war ſie in einen Krieg mit England gerathen. In der Mitte dieſer beiden Mächte irgend eine Selbſtſtändigkeit zu retten, war ſchier unmöglich. Auch wurde dies ſo allgemein empfunden, daß ſelbſt Guſtav IV., König von Schweden, das preußiſche Kabinet ungeſtraft beleidigen zu können glaubte. Schon im April 1805 hatte dieſer launenhafte und leidenſchaftliche Fürſt, auf die Nachricht, daß Preußen

und Frankreich ihre Ordens=Symbole ausgetauſcht hätten, dem Könige von Preußen die Inſignien des ſchwarzen Adler=ordens mit der Erklärung zurück geſendet, daß er die Würde des Ritterthums nicht anerkenne in Napoleon Bonaparte und deſſen Gleichen. Während des Feldzugs der Franzoſen gegen die Öſterreicher war er unthätig geblieben, es ſei aus Ungeſchicklichkeit, oder aus Grillenhaftigkeit; und ſo war die Landung der Engländer und Ruſſen zur Rettung Hannovers vergeblich geworden. Jetzt nun, wo ſich Preußen durch die Beſitznahme Hannovers wider England erklärt hatte, machte er den Paladin Großbritanniens, indem er das Lauenburgiſche, ein zu Hannover gehörendes Ländchen, zu vertheidigen übernahm, die preußiſchen Küſten in den Blokadeſtand verſetzte und einem ſchwediſchen Geſchwader den Befehl ertheilte, die preußiſchen Hafenſtädte zu bombardiren. Die Stellung, welche dieſer König in den großen Angelegenheiten Europa's nahm, war ſo auffallend, daß ſie zur Verſpottung reizte. Gleichwohl war es nicht erlaubt, unempfindlich bei ſeinen Prahlereien zu bleiben; und was ihm unvergolten blieb, verdankte er nur dem Entwickelungsgange der Begebenheiten, der ihn wenigſtens für den Augenblick begünſtigte . . .

Die Verwickelung, worin die Dinge mehr als acht Monate lagen, war um ſo größer, weil nur Napoleon wußte, was er wollte, dabei aber ſeinen Hauptgedanken ſelbſt vor ſeinen Vertrauten verbarg, damit die Bereitwilligkeit, ihm zu dienen, deſto unbedingter bleiben möchte. Die Zertrümmerung der letzten Coalition hatte inzwiſchen England in eine ſolche Verlegenheit gebracht, daß es, wäre es auch nur um Zeit zu gewinnen, eine Friedensunterhandlung mit Frankreich anzuknüpfen wünſchte. Ein Schreiben des Staats=Sekretärs Fox an den franzöſiſchen Miniſter Talleyrand kündigte dies durch die Warnung an, „daß von England ein Tollkühner abgereiſet ſei, der mit der Ermordung des franzöſiſchen Kaiſers umgehe." Talleyrand

ergriff dieſe Gelegenheit, mit England anzuknüpfen, um ſo begieriger, weil er ſich Verſtand genug zutraute, einen bleibenden Frieden mit dieſer Macht zu Stande zu bringen. Allen, die es hören wollten, wiederholte dieſer Miniſter, „daß, ohne einen Frieden mit England, für den Kaiſer alles problematiſch bleibe; daß ſelbſt die längſte Reihe glücklicher Schlachten ihn nicht befeſtigen könne, weil dieſe, wenn ſie mit A anfinge, ſich mit Y oder Z(ero) endigen werde.“ Dabei eiferte er aufs Heftigſte gegen Diejenigen, welche einen neuen Krieg herbeiführen wollten, und bewies dadurch auf das Auffallendſte, wie wenig auch er in das Geheimniß ſeines Gebieters eingeweiht war, oder daſſelbe zu errathen verſtand. Weiter unten werden wir ſehen, wie ſehr er ſich überraſcht fühlte, als ihm im Jahre 1807 dies Geheimniß nicht länger vorenthalten werden konnte, und wie er, von dieſer Zeit an, unfähig war, dem Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten noch länger vorzuſtehen.

In Hinſicht ſeines Lieblingswunſches, d. h. einer Friedensunterhandlung mit England, erreichte Talleyrand ſeinen Zweck. Dieſe wurde zuerſt mit Lord Yarmouth (einem nahen Verwandten des Staats-Sekretärs Fox) angeknüpft, und dann mit Lord Lauderdale fortgeſetzt. Es koſtete Mühe, ſich über ein Princip für die Unterhandlung zu vereinigen. Das von Fox in Vorſchlag gebrachte war: „daß der Friede ehrenvoll ſein ſolle für beide Parteien, ſo wie für deren Verbündete, zugleich aber ſolcher Beſchaffenheit, daß die künftige Ruhe Europa's dadurch, ſo viel wie möglich, geſichert würde.“ Ein ſo unbeſtimmtes Princip verrieth nur die verzweiflungsvolle Lage, worin ſich Europa zwiſchen zwei Mächten befand, von welchen keine ihrer Eigenthümlichkeit entſagen wollte. England drang auf die Zulaſſung eines ruſſiſchen Bevollmächtigten zu der Unterhandlung; dieſer Forderung aber widerſetzte ſich Frankreich ſo ſtandhaft, daß England nachgeben mußte.

Die Unterhandlungen hatten ihren Anfang genommen,

als, vom Kaiſer Alexander abgeſendet, der Staatsrath von Dubril in Paris erſchien und nach einer zehntägigen Unterhandlung mit dem General Clarke, als franzöſiſchem Bevollmächtigten, einen Vertrag abſchloß, nach welchem zwiſchen Frankreich und Rußland Friede ſein, jenes ſeine Truppen innerhalb dreier Monate aus Deutſchland zurückziehen, dieſes die dalmatiſche, von Öſterreich abgetretene Feſtung Cattaro (in deren Beſetzung ruſſiſche Truppen den franzöſiſchen zuvorgekommen waren) zurückgeben ſollte. Außerdem wurde in dieſem Vertrage die Unabhängigkeit der Sieben-Inſeln-Republik, die Integrität der Pforte und die Entſchädigung des Königs Ferdinand von Sicilien auf Koſten Spaniens durch die baleariſchen Inſeln, ſo wie eine Verwendung der beiden kontrahirenden Theile zur Beilegung der zwiſchen Schweden und Preußen obwaltenden Mißhelligkeiten, ſtipulirt, indem Napoleon zugleich Rußlands Vermittelung Behufs eines Seefriedens annahm. Frankreich triumphirte über dieſen Vertrag; doch triumphirte es nur, weil es dadurch Zeit gewann zur Ausdehnung ſeiner Uſurpationen.

Mit dem Plane, den Napoleon verfolgte, um ſeiner Dynaſtie die nöthige Sicherheit zu geben, war ein Frieden von längerer Dauer durchaus unmöglich; und wären die europäiſchen Mächte mit dieſem Plane ſo vertraut geweſen, als ſie es, vom Jahre 1808 an, wurden: ſo würden ſie es ſchwerlich der Mühe werth gefunden haben, ganz unzeitige Verſuche zu einer Friedensſtiftung zu machen, die jede Dauer von ſich ausſchloß. Das Familien-Statut und die Stiftung von Reichslehnen mit erblichen Titeln, trugen inzwiſchen nicht wenig dazu bei, daß die Kriegsluſt in dem vornehmen Theile des franzöſiſchen Heeres bis zur Wuth geſteigert wurde; denn wer hätte nicht Prinz und Herzog werden mögen! Am geſchäftigſten für die Herbeiführung eines neuen Krieges bewies ſich der Großherzog von Berg. Nicht zufrieden mit dem Looſe, das ihm gefallen war,

ſtrebte er nach höheren Dingen, hierzu nicht wenig geſtachelt von ſeiner Gemahlin, die ſich von ihren zahlreichen Schmeichlern hatte bereden laſſen, daß nur ein Königsthron eine gerechte Vergeltung für ihre Reize und für ihre Liebenswürdigkeit in ſich ſchließe. Murat ſuchte den Kaiſer mit Mißtrauen gegen den Miniſter Talleyrand zu erfüllen, deſſen Friedensliebe er verabſcheute; und wie wenig er auch durch ſeine Zufliſterungen ausrichten mochte, weil Napoleon am beſten zu beurtheilen verſtand, in wiefern Talleyrand ihm ſchaden könne, ſo erreichte er doch ſeinen Zweck hinſichtlich des von ihm gewünſchten Krieges. Er ließ nämlich dem preußiſchen Geſandten zufliſtern, daß es ſich in den Unterhandlungen mit England um die Zurückgabe Hannovers handele. In ſich ſelbſt war ein ſo ſchändliches Verfahren gar nicht unwahrſcheinlich; und ſpätere Erklärungen der engliſchen Regierung beſtätigten, was der Vertraute des Großherzogs von Berg verrathen hatte.*) Indem nun der Marquis Luccheſini — dies war der Name des preußiſchen Geſandten — ſeinem Hofe gewiſſenhaft berichtete, was ihm zu Ohren gekommen war, konnte er nicht verfehlen, in Friedrich Wilhelms III. Gemüth einen Unwillen anzuregen, den dieſer wohlwollende König bisher durch ſeine Liebe zum Frieden bekämpft hatte. Man kann ſagen, daß von dieſem Augenblick an der Krieg gegen Frankreich beſchloſſen war; allein war es möglich, noch länger zu widerſtehen? und hatte Napoleon ein ſolches Ergebniß nicht durch ſeine jeſuitiſche Politik herbeigeführt, nach welcher die Mittel durch den Zweck geheiligt wurden?

---

*) In der Deklaration vom 21. October, wodurch der König von England das Ende der Unterhandlungen bekannt machte, wird ausdrücklich geſagt: „daß Frankreich, indem es den gegenwärtigen Beſitz zur Grundlage der Friedensunterhandlung gemacht, die Zurückgabe der deutſchen Staaten Georgs III. verſprochen habe.“

Ein neues Ereigniß beſtärkte Preußens König in ſeinem Beſchluß.

Dies war die Stiftung des Rheinbundes.

Eingeleitet durch den Lüneviller Frieden, der Entſtehung näher gebracht durch den Reichs-Deputations-Hauptſchluß, ins Daſein gerufen durch den letzten Friedensvertrag, in welchem das Oberhaupt des deutſchen Reichs ſehr weſentliche Beſtandtheile ſeines Machtgebiets an untergeordnete Fürſten abzutreten genöthigt worden war, konnte der Rheinbund nur in dem Lichte einer unwiderſprechlichen Auflöſung aller geſellſchaftlichen Verhältniſſe, die bisher in Deutſchland gegolten hatten, betrachtet werden.

Dieſer Auflöſung gingen Anzeigen voran, welche hier nicht mit Stillſchweigen übergangen werden dürfen.

Unmittelbar nach dem Abſchluß des presburger Friedens-Vertrages drängten ſich Napoleons deutſche Bundesgenoſſen an den franzöſiſchen Hof, um hier den Anhalt wieder zu finden, den ſie für ihre Sicherheit durch den letzten Krieg verloren hatten. Der bejahrte Kurfürſt von Baden warb für ſeinen Nachfolger um die Hand einer franzöſiſchen Prinzeſſin, und erhielt die einer Tochter des verſtorbenen Grafen Franz Beauharnais. Für den zum kaiſerlichen Prinzen erhobenen jüngſten Bruder Napoleons, der ſich von ſeiner erſten Gattin hatte trennen müſſen, wurde die Tochter des neuen Königs von Würtemberg beſtimmt. Der Kur-Erzkanzler Karl von Dalberg, der noch im November des Jahres 1805 in ſchöngeiſteriſchen Redensarten gefragt hatte: „ob man den Namen Deutſchland, den Namen deutſcher Nation, den Namen eines Volksſtammes, der ehemals den römiſchen Koloß beſiegt habe, wolle erlöſchen laſſen?" — dieſer angebliche Patriot machte den 26. Mai 1806 beim Reichstage zu Regensburg bekannt: „daß er, beſeelt von dem Wunſche, in der Erhaltung ſeines Kurſtaats das Beſte des deutſchen Reichs zu befördern, ſich den Kardinal Feſch, mütterlichen Groß-

oheim des franzöſiſchen Kaiſers, vom Pabſte zum Coadjutor erbeten habe." Dieſer Feſch, von einer ſchweizeriſchen Familie abſtammend, aber in Korſika geboren, war, während der erſten Feldzüge Napoleons in Italien, erſt Magazin-Aufſeher, dann Kriegs-Kommiſſär geweſen, und hatte, nach dem 18. Brümäre, den geiſtlichen Stand ergriffen, worin er es in wenigen Jahren bis zum Erzbiſchof von Lyon, zum Kardinal und zum franzöſiſchen Geſandten am päbſtlichen Hofe gebracht hatte. Da dies bekannt war, ſo konnte eine allgemeine Mißbilligung der kur-erzkanzleriſchen Speichelleckerei nicht ausbleiben. Organ dieſer Mißbilligung wurde der deutſche Kaiſer; doch war dies die letzte Autoritäts-Handlung, die er in Deutſchland ausübte.

Denn zu eben der Zeit, wo dies in Deutſchland vorging, wurde den zu Paris verſammelten Abgeordneten von Baiern, Würtemberg, Baden, Berg, Darmſtadt, Naſſau-Weilburg und Uſingen, Hohenzollern, Salm, Yſenburg, Lichtenſtein, Ahrenberg und Leyen in der Wohnung des Miniſters Talleyrand eine ſeit mehreren Monaten beſprochene Bundes-Akte zur Unterzeichnung vorgelegt, ohne daß ſie Zeit behielten, dieſelbe zu leſen, was freilich auch nicht nöthig war, da, wer ſich auf Gnade und Ungnade ergiebt, keine Bedingungen zu machen hat. Vermöge dieſer Bundes-Akte trennten ſich die genannten Fürſten mit Einſchluß des Kur-Erzkanzlers von dem deutſchen Reiche, um unter Napoleons Schutze eine Conföderation zu bilden. Der franzöſiſche Kaiſer fügte zu ſeinen übrigen Titeln den eines Protektors des Rheinbundes hinzu. Als ſolcher ſtand er an der Spitze des Bundes, erbötig, noch andere Fürſten, die ſich um dieſe Gunſt bewerben würden, unter ſeine Obhut zu nehmen. Sämmtlichen Gliedern des Bundes wurde die vollkommenſte Souveränetät im Innern ihrer Staaten bewilligt, d. h. in Hinſicht auf Geſetzgebung, Gerichtsbarkeit, Ober-Polizei, Militär-Conſkription und Beſteuerung; doch ordneten ſie ſich dem Haupte des Bun-

des in ſofern unter, daß dieſes berechtigt war, über die Bundesmacht in jedem Continental-Kriege nach Belieben zu verfügen und ohne alle Rückſprache mit den Bundesgliedern Frieden zu ſchließen. Im Weſentlichen waren alſo dieſe Souveräne nichts mehr und nichts weniger, als bloße Präfekten des franzöſiſchen Kaiſers, die nicht einmal das Recht hatten, mit dem Wohl und Wehe ihrer Unterthanen zu Rathe zu gehen. Dies Verhältniß zu verſchleiern, wurden neue Titel beliebt. Die ſouveräne Präfekten von Baiern und Würtemberg behielten den Königstitel; der Kur-Erzkanzler vertauſchte den ſeinigen gegen den eines Fürſten Primas; der Kurfürſt von Baden und der Landgraf von Heſſen-Darmſtadt nahmen den Titel von Großherzogen an und die Fürſten von Naſſau nannten ſich Herzoge. Streitigkeiten, welche unter den Bundesgliedern entſtehen konnten, ſollten zu Frankfurt am Main unter dem Vorſitze des Fürſten Primas geſchlichtet werden. Fürſten und Herren im ſüdlichen Deutſchland, welche bisher reichsunmittelbar geweſen waren, wurden mediatiſirt, d. h. für landſäſſige Unterthanen derjenigen Rheinbundesſtaaten erklärt, von welchen ihre Beſitzungen eingeſchloſſen waren, und von den zwei im ſüdlichen Deutſchland noch übrig gebliebenen Reichsſtädten, Nürnberg an den König von Baiern, Frankfurt an den Fürſten Primas verſchenkt. Genau beſtimmt waren übrigens die Contingente, welche jedes Mitglied des Bundes auf den Befehl des Protektors zu ſtellen hatte.

So verhielt es ſich mit dem Inhalt der Rheinbundes-Akte. Sie wurde am 1. Auguſt dem Reichstage zu Regensburg vorgelegt, und der franzöſiſche Geſchäftsträger Bacher, dem der Auftrag dazu gegeben war, begleitete ſie mit einer Note, worin die neue Schöpfung Napoleons gerechtfertigt wurde durch die Ohnmacht und die inneren Widerſprüche der deutſchen Reichsverfaſſung. Wenn in derſelben Note geſagt wurde, „der Kaiſer der Franzoſen habe den

Titel eines Protektors des Rheinbundes in den friedlichſten und wohlthätigſten Abſichten angenommen, und weit davon entfernt, die Grenzen Frankreichs über den Rhein hin auszudehnen zu wollen, hege er kein anderes Verlangen, als die Knechtſchaft der Meere zu beendigen, dem Handel die verlorene Freiheit wieder zu geben und ſo die Ruhe und das Glück der Welt zu ſichern:" ſo waren dies Redensarten, bei welchen jeder denken durfte, was ſeine Erfahrung ihm an die Hand gab. Dem franzöſiſchen Geſchäftsträger kamen die Reichstagsgeſandten der Bundesfürſten mit einer Erklärung folgenden Inhalts zu Hülfe, die nicht das gründlichſte Studium der Geſchichte des deutſchen Reichs vorausſetzte. „Seitdem ſich im Jahre 1795 ein nördliches und ein ſüdliches Deutſchland hervorgethan, ſeien alle Begriffe von einem gemeinſchaftlichen Vaterland und Intereſſe verſchwunden; die Ausdrücke Reichskrieg und Reichsfrieden ſeien Worte ohne Sinn geworden und vergeblich habe man Deutſchland mitten im Reichskörper geſucht. Indem man ſich alſo von dieſem Reichskörper losſage, folge man einem von den mächtigeren Reichsſtänden zuerſt gegebenen Beiſpiel; und ob man gleich den leeren Schein einer erloſchenen Verfaſſung habe beibehalten können, ſo habe es doch der Würde und Reinheit des Zwecks angemeſſen geſchienen, Entſchluß und Beweggründe offen und frei vorzulegen." Im Grunde war in dieſer Auflöſung des alten Reichsverbandes nur das geſchehen, was ſeit mehr als drei Jahrhunderten durch ſtätige Entwickelungsgeſetze, denen der Menſch ſelbſt wider ſeinen Willen folgen muß, vorbereitet war. Leidenſchaftliche Seelen ſahen indeß in dem, was geſchehen war, nicht etwa das Unterpfand einer beſſern Zukunft, ſondern nur das Äußerſte der Erniedrigung; und eine Schrift, welche über dieſen Gegenſtand verbreitet wurde, koſtete ihrem Verleger, dem nürnbergiſchen Buchhändler Palm, das Leben; denn dieſer Unglückliche wurde von einem Kriegsgericht zu Braunau, weil er den Ver-

faſſer nicht nennen wollte oder auch nicht nennen konnte, zum Tode verurtheilt und erſchoſſen.

Würdevoll und über alles Lob erhaben war dagegen die Erklärung, welche Franz I. am 6. Auguſt auf dem Reichstag zu Regensburg abgeben ließ. Ihr Inhalt war, „daß die Folgerungen, die man gewiſſen Artikeln des preßburger Friedens gegeben habe, ihm zu der Überzeugung verholfen hätten, daß er die Pflichten ſeines kaiſerlichen Amtes nicht länger erfüllen könne. Da nun dieſe Überzeugung vollendet ſei durch die Vereinigung mehrerer Stände zu einem beſondern Bunde, ſo betrachte er das Band, das ihn bisher mit dem deutſchen Reichskörper vereinigt habe, als aufgelöſet, lege die deutſche Kaiſerkrone nieder, entbinde alle Kurfürſten, Fürſten und Stände des ihm geleiſteten Eides, ſondere aber auch ſeine ſämmtlichen deutſchen Provinzen von dem bisherigen Reichskörper, um dieſelben in ihrer Vereinigung mit den übrigen als Kaiſer von Öſterreich zu beherrſchen."

So endigte das deutſche Kaiſerthum, nachdem es ſeit Otto's des Großen Zeit, d. h. ſeit dem Jahre 962, wo dieſer deutſche König aus dem Hauſe Sachſen zu Rom als Kaiſer gekrönt worden war, unter den mannichfaltigſten Schickſalen und Veränderungen bis zum Jahre 1806 beſtanden hatte.

Wenn Napoleon die Verſicherung gab, daß der Rheinbund in friedlichen und wohlthätigen Abſichten von ihm geſtiftet ſei: ſo kann man dieſe Verſicherung nur unter der Vorausſetzung gelten laſſen, daß er geglaubt habe, er brauche nun nicht länger irgend eine Oppoſition zu fürchten. Allein dieſer Glaube war nicht in ihm, weil er mit demſelben nicht zur Oppoſition herausgefordert haben würde. Vor allem war Preußen ein Gegenſtand ſeiner Neckerei und Kränkung. Während er aus der an dieſe Macht abgetretenen Feſtung Hameln alles ſchwere Geſchütz abführen ließ, ſorgte er gewiſſenhaft dafür, daß aus der an ihn

abgetretenen Feſtung Weſel keine Kanone abgeführt werden durfte. Kaum zum Großherzog von Berg ernannt, fing ſein Schwager Murat Händel mit Preußen an, indem er ſich dreier in der Grafſchaft Mark gelegenen Abteien, als zu ſeinem Großherzogthum gehörig, bemächtigte: ein Streit, der nur dadurch beigelegt wurde, daß Napoleon für den Augenblick nachgab. Schwerlich war es mehr als Ironie, wenn dieſer Hinterliſtige Friedrich Wilhelm III. aufforderte, einen dem Rheinbunde ähnlichen Bund im nördlichen Deutſchland zu ſtiften; denn was konnte, wenn dies überhaupt möglich war, dabei anders herauskommen, als gänzliche Zerrüttung aller Verhältniſſe in Deutſchland? Doch nicht genug, daß es ihm mit dieſer Aufforderung kein Ernſt war, unterhandelte er insgeheim mit den Kurfürſten von Heſſen und Sachſen, um ſie an dem Beitritt zu dieſem Bunde zu verhindern, indem er zugleich erklärte, daß er die Aufnahme der freien Städte Hamburg, Bremen und Lübeck in denſelben nicht geſtatten könne. Es war ihm klar geworden, daß Preußen, wenn es ſich zum Stützpunkt Rußlands gegen Frankreich mache, ihm weit größere Vortheile darbieten werde, als wenn es Frankreichs Verbündeter gegen Rußland wäre; und dieſer Anſicht gemäß handelnd, bot er alles, was in ſeinen Kräften ſtand, auf, Friedrich Wilhelm III. zu ſolchen Erklärungen zu vermögen, die ihm das Recht gäben, förmlich wider Preußen zu Felde zu ziehen. Nicht daß irgend ein Groll gegen Preußen und deſſen König in ihm gewirkt hätte; allein ſo wie ſein kalter Verſtand alles berechnete, ſo berechnete er auch die Vortheile, die ſich in einem Kriege mit Rußland, der ſein Hauptaugenmerk war, von Preußen ziehen ließen. Wenn, von einer Zeit zur andern, Leidenſchaft aus ihm ſprach, ſo war dies nur Schauſpielerei, wodurch man den großen Haufen irre leitet. Gerade durch dieſen kalten Verſtand war er der größte General ſeiner Zeit . . .

Aus allem, was den Sommer hindurch geſchehen war,

vorzüglich aber aus der Stiftung des Rheinbundes, ging ganz deutlich hervor, daß Napoleon Krieg wollte; denn wer verändert den Stand der Dinge, wenn es ihm um Frieden und Freundſchaft zu thun iſt? Preußen war, je mehr die Zeit vorſchritt, um ſo mehr geängſtigt, da das franzöſiſche Heer ſeit dem presburger Frieden Deutſchlands Fluren nicht verlaſſen hatte, und, unter anderen Bedrückungen, die es übte, auch die unſchuldige Stadt Frankfurt am Main wegen ihres Verkehrs mit engliſchen Waaren um 4 Millionen Franken zu brandſchatzen unverſchämt genug geweſen war. Die Stunde der Entſcheidung rückte indeß näher. Des Beiſtandes des ruſſiſchen Kaiſers gewiß, da dieſer den von Dubril zu Paris abgeſchloſſenen Vertrag nach der Stiftung des Rheinbundes verworfen hatte, ſetzte Friedrich Wilhelm III. ſein Heer von neuem auf den Kriegsfuß, indem er den General von Knobelsdorf nach Paris ſendete, um im Verkehr mit der franzöſiſchen Regierung den Markis von Luccheſini zu erſetzen, der ſich dem Kaiſer unangenehm gemacht hatte. Gegen die Mitte des Septembers rückten preußiſche Truppen in Sachſen ein, deſſen Kurfürſt ſich ungern zur Erfüllung des mit Preußen beſtehenden Bündniſſes entſchloß. Im Grunde war das, was von Seiten Preußens geſchah, nur eine Maßregel, wodurch ein Stand gegenſeitiger Gleichheit bezweckt wurde; auch glaubte Friedrich Wilhelm III. noch immer an die Möglichkeit eines Einverſtändniſſes mit Napoleon, und er war dazu um ſo mehr berechtigt: einmal, weil er ſich nicht vorſtellen konnte, daß der franzöſiſche Kaiſer den ganzen preußiſchen Staat nur als eine Brücke betrachte, über welche er an die Grenzen Rußlands gelangen wollte; zweitens, weil es für ein bloßes Traumbild gegolten haben würde, wenn irgend Jemand in den letzten Monaten des Jahres 1806 geſagt hätte, Napoleon bezwecke in dem preußiſch-ruſſiſchen Kriege nichts weiter, als ſich einen freien Rücken für ſeine Unternehmungen gegen die pyrenäiſche Halbinſel zu verſchaffen.

III

Das Vorrücken des preußiſchen Heeres kam bald in Paris zur Sprache; und obgleich der General Knobelsdorf die feindſeligen Abſichten deſſelben beſtritt, ſo unterließ doch Napoleon nicht, die Mitglieder des Rheinbundes zur Stellung ihrer Contingente mit dem Verſprechen aufzufordern, daß Frankreich 300,000 Mann ins Feld ſtellen würde, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben und der gerechten Sache — ſo drückte er ſich aus — den Sieg zu verſchaffen. An die übrigen Rheinbunds-Fürſten ſchloß ſich auch der Großherzog von Würzburg an, und ſo ſchwach war das Gefühl für Deutſchlands Unabhängigkeit von den Beſtimmungen eines Emporkömmlings, daß der König von Würtemberg in einem Aufrufe an ſein Heer von dem bevorſtehenden Kriege als von einem Kampfe für die Ehre, den Ruhm und die Sicherheit des Vaterlandes ſprach. In der Nacht vom 24. auf den 25. September war Napoleon ſchon auf dem Wege nach Mainz; ihn begleitete ſeine Gemahlin.

Etwa um eben dieſe Zeit übergab der General Knobelsdorf von Metz aus ein Schreiben Friedrich Wilhelms III. an den franzöſiſchen Kaiſer, deſſen Inhalt unbekannt geblieben iſt, ſich jedoch leicht errathen läßt. Dies Schreiben war begleitet von einer Note, worin der preußiſche Geſandte im Namen ſeines Herrn verlangte: 1) daß die franzöſiſchen Truppen über den Rhein zurückgehen; 2) daß der franzöſiſche Kaiſer der Errichtung des nordiſchen Bundes nicht das mindeſte Hinderniß in den Weg legen; 3) daß, um alle noch ſtreitigen Punkte zwiſchen beiden Mächten auszugleichen, eine Unterhandlung eröffnet und die Trennung der Feſtung Weſel von dem franzöſiſchen Reiche dieſer Unterhandlung zum Grunde gelegt werden ſollte. Die letzte Forderung Preußens war darin gegründet, daß Weſel in dem Traktat vom 15. December nur unter der Bedingung abgetreten war, daß dieſer Platz einem deutſchen Reichsfürſten zu Theil werden ſollte. Am Schluſſe ſeiner Note drang der preußiſche Geſandte darauf, daß die Antwort

auf Brief und Note ſpäteſtens den 8. October im Hauptquartier des Königs, ſeines Herrn, anlangen müßte.

Durch dies Alles war nichts geſchehen, was nicht aufs Vollſtändigſte zu Napoleons Erwartungen und Wünſchen gepaßt hätte; auch ſagte er, nach dem Empfang des königlichen Handſchreibens, zu ſeinem General-Major, dem Fürſten von Neufchatel, Alexander Berthier, in einem freudigen Tone: „Marſchall, wir haben eine Ausforderung erhalten, welche auf den 8. October lautet. Wie könnte ein Franzos dergleichen ausſchlagen? Da man außerdem ſagt, daß eine ſchöne Königin Zeuge des Kampfes ſein will, ſo müſſen wir hübſch höflich ſein und ohne auszuruhen nach Sachſen vordringen.“

Inzwiſchen waren auch die Unterhandlungen mit England zu Ende geführt worden. Die franzöſiſche Regierung ſetzte den vergeblichen Ausgang derſelben auf die Rechnung des allzu frühzeitigen Hintritts des Staats-Sekretärs Fox, welcher den 13. September in einem Alter von 58 Jahren geſtorben war; allein es wird ewig zweifelhaft bleiben, ob Fox wirklich einen bleibenden Frieden und nicht vielmehr einen erneuerten Krieg bei den von ihm eingeleiteten Unterhandlungen beabſichtigt habe; denn der Charakter dieſes Staatsmannes war keineswegs ſo rein, wie ſeine Freunde und Anhänger ihn darſtellten, nicht zu gedenken, daß, wenn ein großes Hinderniß des Friedens in der Denkweiſe Napoleons lag, ein noch weit größeres in der, von einem erfahrenen Staats-Sekretär nicht zu überſehenden Verfaſſung des großbritanniſchen Königreichs enthalten war. Merkwürdig bleibt inzwiſchen, daß Napoleon, der, in ſeiner erſten Unterredung mit Lord Withworth im Jahre 1803, die Engländer lieber im Beſitz der Vorſtadt St. Antoine, als in dem der Felſeninſel Malta ſehen wollte, im Jahre 1806 erbötig war, Malta und das Kap der guten Hoffnung an dieſe Nation abzutreten; ſo ſehr hatten ſich im Verlauf von drei Jahren ſeine politiſchen Anſichten verändert,

und mit denſelben ſeine Entwürfe. Übrigens beſtätigte England, nach beendigter Unterhandlung, daß Frankreich wirklich erbötig geweſen war, das Kurfürſtenthum Hannover an Georg III. zurück zu geben.

Bei ſo viel Treuloſigkeit des franzöſiſchen Kabinets hatte der König von Preußen um ſo weniger Urſache, den Entſchluß zu bereuen, der ihn gegen Frankreich ins Feld geführt hatte. Wäre mit dieſem Entſchluß nur die mindeſte Ausſicht auf einen glücklichen Ausgang des bevorſtehenden Kampfes verbunden geweſen! Nur allzu ungleich waren die beiden Heere, die ſich einander näherten. Iſt das Kriegführen eine Kunſt, die, wie jede andere, erlernt und geübt ſein will, und hangt der Erfolg der Schlachten nicht ganz vom Zufall ab: ſo ließ ſich mit der größten Beſtimmtheit vorherſehen, daß ein ſchweres Verhängniß über Friedrich Wilhelm III. und ſein Königreich kommen werde. Sein Gegner war ein Mann von 37 Jahren, der ſich durch eine Reihe glücklicher Schlachten den Weg zum Thron gebahnt hatte, über 36 Millionen Menſchen herrſchte und von den kriegerfahrenſten Generalen unterſtützt war; die Lieblingsbeſchäftigung dieſes Gegners aber war der Krieg. In dieſer Beziehung konnte ſich kein erblicher Fürſt mit Napoleon meſſen; und indem Friedrich Wilhelm III., um ſeine Pflicht als erblicher König nach ihrem ganzen Umfange zu erfüllen, den Oberbefehl in die Hände des ſiebzigjährigen Herzogs von Braunſchweig niederlegte, bloß weil er, nach einem gewiſſen Maaßſtabe gemeſſen, das meiſte Vertrauen verdiente: ſo geſchah hierdurch nur das, was Napoleon brauchte, um deſto leichter obzuſiegen. Nicht minder weſentlich war der Unterſchied der Heere, dieſe als bloße Werkzeuge betrachtet, welche den Sieg erringen ſollen; denn, ganz abgeſehen von der numeriſchen Überlegenheit des franzöſiſchen Heeres, kam dieſem, außer einer größern Kriegsgeübtheit, noch der Umſtand zu Statten, daß es den Charakter der Nationalität in einem hohen Maaße hatte, während das

preußiſche faſt zur Hälfte aus angeworbenen Ausländern beſtand, die nur gegen ihren Willen dienten. In Dingen dieſer Art herrſcht ein Verhängniß, dem ſich nicht ausweichen läßt; und wir verweilen dabei nicht länger. Genug, der Krieg mit Frankreich war nach allem, was wir erzählt haben, unvermeidlich; und wie ſchlecht auch der Erfolg des großen Unternehmens ſein mochte, ſo lag darin doch immer die ſtärkſte Aufforderung zur Herbeiführung deſſen, wodurch Staat und Heer eine beſſere Geſtalt gewinnen konnten.

Als der Augenblick der Entſcheidung näher rückte, verlangte der Kurfürſt von Heſſen, neutral zu bleiben, was ihm bewilligt wurde, obwohl er als Feldmarſchall in preußiſchem Dienſte ſtand und noch vor kurzem erklärt hatte, „daß dieſer Titel ihm lieber ſei, als der Königstitel aus den Händen Napoleons.“ Ein zweiter Unfall (um uns des gelindeſten Ausdrucks zu bedienen) blieb nicht aus. In dem preußiſchen Generalſtabe fehlte es nicht an Männern, welche, in richtiger Würdigung des bisher von Napoleon verfolgten Verfahrens, in Weimar auf ein raſches Vordringen antrugen, damit der Vortheil des offenen Angriffs nicht verloren gehen möchte. Allein dieſe Einſichtsvollen fanden ganz unerwartet ihren Gegner in dem von Paris zurückgekehrten Marquis Luccheſini, welcher ſtandhaft behauptete, Napoleon werde, um den Schein des erſten Angreifers zu vermeiden, den Krieg nicht ohne Noth eröffnen. Was nur verlacht zu werden verdiente, fand Eingang, weil es der Unentſchloſſenheit und Läſſigkeit des in tauſend Rückſichten befangenen Herzogs von Braunſchweig ſchmeichelte, der es mit aller Erfahrung, die ihm eigen war, gänzlich vergaß, daß man mit Kanonen auf eine andere Weiſe diplomatiſirt, als mit der Feder. Während der Herzog in der eben ſo unbequemen als gefahrvollen Stellung am Nordabhange des thüringer Waldes verweilte, verſuchte zwar der Fürſt von Hohenlohe (welcher mit den

ſchleſiſchen und ſächſiſchen Truppen in den Saalgegenden ſtand), angeregt von ſeinem General-Quartiermeiſter, dem Oberſten von Maſſenbach, ihn dadurch fortzureißen, daß er vorging; doch war und blieb dies eine halbe Maßregel, nur geeignet, den Eintritt des Unglücks zu beſchleunigen. Nach dem eigenen Eingeſtändniß des Feindes beruheten alle Vortheile, welche das preußiſche Heer davon tragen konnte, darauf, daß es ſeine frühere Vereinigung benutzte, die einzelnen franzöſiſchen Armee-Corps zu ſchlagen. Statt deſſen erwartete man im Hauptquartier eine Antwort — und zwar eine ſchriftlich-diplomatiſche — auf die von dem General Knobelsdorf übergebene Note . . .

Inzwiſchen war Napoleon bei ſeinem Heere angelangt und nur darauf bedacht, das preußiſche Heer in eine ſolche Stellung zu bringen, worin deſſen Niederlage unvermeidlich würde. Den 7. October wurde ein bis Hof vorgeſchobener Heerhaufen, an deſſen Spitze der General von Tauenzien ſtand, zurückgedrängt, und drei Tage darauf die Vorhut des Hohenloheſchen Heeres, von dem Prinzen Ludwig Ferdinand von Preußen befehligt, von dem Marſchall Lannes bei Schleiz geſchlagen: ein Gefecht, worin der Prinz niedergehauen wurde, weil er ſich nicht ergeben wollte. Auf dieſen Unfall zog ſich das Hohenloheſche Heer hinter Jena zurück, und indem Napoleon immer gewaltiger vordrang, den Paß von Köſen durch den Marſchall Davouſt beſetzen ließ und dadurch den Herzog von Braunſchweig nöthigte, mit dem Hauptheere nach Naumburg aufzubrechen, brachte er die ganze preußiſche Heeresmaſſe in eine ſolche Stellung, daß ſie, in zwei ungleiche Theile geſondert, dem Rhein den Rücken zuwendete, während die franzöſiſche, auf dem Saalufer, ihren Rücken der Elbe zukehrte.

In dieſer Stellung beider Heere erfolgte den 14. October jene Doppelſchlacht, worin die preußiſchen Heere, durch einen Zwiſchenraum von mehreren Meilen getrennt und ihrer gegenſeitigen Schickſale durchaus unkundig, die Fehler

des Oberfeldherrn büßten. Die eine dieſer Schlachten wurde bei Vierzehnheiligen unfern Jena, die andere bei Auerſtädt geſchlagen. Dort befehligte Napoleon, hier der Marſchall Davouſt: jener ſiegte durch die Überlegenheit ſeines feldherrlichen Talents und durch die Übermacht ſeiner Truppen; dieſer, durch die Standhaftigkeit, womit er die planloſen Angriffe der ihm dreifach an Zahl überlegenen Preußen aushielt. Was ihm dabei unſtreitig am meiſten zu Statten kam, war das Schickſal, das den Herzog von Braunſchweig bald nach dem Beginn der Schlacht traf. Eine Flintenkugel, die über dem rechten Auge eindrang und das linke aus ſeiner Höhlung trieb, machte ihn unfähig zur Fortſetzung des Oberbefehls, und von dieſem Augenblick an waren die Anſtrengungen der preußiſchen Truppen, weil es ihnen an Plan fehlte, nur verderblich für ſie ſelbſt. Vergeblich führte Prinz Wilhelm, zweiter Bruder des Königs, die Reiterei gegen die Vierecke der Feinde; eben ſo vergeblich thaten andere Generale ihre Pflicht. Als nun der König ſah, worauf die Ungunſt des über ſeinem Heere waltenden Verhängniſſes beruhete, und weßhalb für den Augenblick daran nichts zu verbeſſern war, befahl er, das Treffen abzubrechen, womit er den Vorſatz verband, die Schlacht am folgenden Tage zu erneuern. Dies wurde jedoch dadurch unmöglich, daß gleichzeitig auch der Fürſt von Hohenlohe geſchlagen war und keinen Anlehnungspunkt in den 26 Bataillonen und 20 Schwadronen gefunden hatte, womit General Rüchel ihm zu Hülfe zu kommen beſtimmt war. Dieſer General, voll Anmaßung und Eiferſucht, hatte ſich abſichtlich verſpätet in der Vorausſetzung, daß es ihm gelingen werde, begangene Fehler zu verbeſſern. Endlich angelangt an Ort und Stelle, ſah er ſich empfangen von einer gut gerichteten Batterie des Feindes, die ihm, nach einer erhaltenen Quetſchung, keine andere Wahl ließ, als die Flucht zu theilen, wenn er nicht gefangen werden ſollte.

Rückzug und Flucht waren, bei der lebhafteſten Verfolgung der Franzoſen, unvermeidlich geworden. Die Königin von Preußen, welche ihren Gemahl bis nach Weimar begleitet hatte, war, ſchon vor dem Eintritt der Schlachten, auf einem Umwege nach Berlin zurückgekehrt. Der König ſelbſt befand ſich auf dem Wege nach Magdeburg, wo er die Überreſte ſeines Heeres zu ſammeln und mit der, bei Halle ſtehenden Nachhut, welche von dem Prinzen Eugen von Würtemberg befehligt wurde, zur Deckung der Hauptſtadt des Königreichs zu vereinigen gedachte, als er, während ſeines Aufenthalts zu Sömmerda, wohin er, wie durch ein Wunder, mitten zwiſchen den franzöſiſchen Cantonnirungen entkommen war, durch einen franzöſiſchen Ordonnanz-Offizier folgendes Schreiben von Napoleon erhielt, das wir hier nach ſeinem ganzen Umfange geben, weil es unter den vielen Dokumenten von der Hinterhaltigkeit und Liſt dieſes ausgezeichneten Heerführers eine der erſten Stellen einnimmt.

Dies Schreiben, vom 12. October aus dem Hauptquartier zu Gera datirt, unſtreitig aber ſchon vor Napoleons Abreiſe von Mainz abgefaßt, lautete von Wort zu Wort alſo:

„Mein Herr Bruder! Erſt heute habe ich das Schreiben Ew. Majeſtät vom 25. September erhalten. Es thut mir leid, daß man Sie dieſe Art von Pamphlet hat unterzeichnen laſſen. Ich antworte Ihnen bloß, um Ihnen zu betheuern, daß ich die darin enthaltenen Dinge Ihnen nie beimeſſen werde; ſie ſind Ihrem Charakter und Ihrer, ſo wie meiner Ehre, ganz entgegen. Ich beklage und verachte die Abfaſſer eines ſolchen Machwerks. Unmittelbar darauf habe ich die Note Ihres Miniſters vom 1. October erhalten. Sie haben mir ein Stelldichein gegeben. Als guter Ritter habe ich Ihnen Wort gehalten. Ich befinde mich in Sachſens Mitte; und das können Sie mir glauben, daß ich ſolche Streitkräfte vereinige, denen die Ihrigen

den Sieg nicht lange ſtreitig machen werden. Allein, wozu ſo viel Blut vergießen? Zu welchem Zweck? Ich rede zu Ew. Majeſtät dieſelbe Sprache, welche ich zwei Tage vor der Schlacht bei Auſterlitz zu dem Kaiſer Alexander geredet habe. Gebe der Himmel, daß verkaufte oder fanatiſirte Menſchen, welche bei weitem mehr Ihre und Ihrer Regierung Feinde ſind, als die meinigen und die meines Volks, Ihnen nicht dieſelben Rathſchläge ertheilen, um Sie eben ſo weit zu bringen."

„Sire, ich bin ſeit ſechs Jahren Ihr Freund geweſen; ich will alſo keinen Vortheil ziehen von dem Schwindelgeiſt, der Ihre Rathgeber belebt und der Sie zu politiſchen Mißgriffen verleitet hat, worüber Europa ganz erſtaunt iſt, ſo wie zu militäriſchen Fehlern, von welchen Europa nach kurzer Zeit wiederhallen wird. Hätten Sie in Ihrer Note das Mögliche von mir verlangt, ſo würde ich es bewilligt haben; da Sie meine Entehrung wollten, ſo mußten Sie meiner Antwort zum Voraus gewiß ſein. Der Krieg iſt alſo unter uns ausgebrochen und das Bündniß für immer zerriſſen. Allein, wozu unſere Unterthanen erwürgen? Ich ſchätze keinen Sieg, der durch das Leben einer größern Anzahl meiner Kinder erkauft iſt. Stände ich noch am Eingange meiner kriegeriſchen Laufbahn und könnte ich noch die Zufälle der Schlachten fürchten: ſo würde dieſe Sprache nicht an ihrem rechten Orte ſein. Sire, Ew. Majeſtät wird beſiegt werden; Sie werden die Ruhe Ihrer Tage, das Daſein Ihrer Unterthanen ohne den Schatten eines Vorwandes aufs Spiel geſetzt haben."

„Noch ſteht Alles in Ihrer Gewalt, noch können Sie Ihrem Range gemäß mit mir unterhandeln. Nach Ablauf eines Monats werden Sie ſich in einer ganz andern Lage befinden. Sie haben ſich zu Erbitterungen hinreißen laſſen, die man berechnet und künſtlich vorbereitet hat. Sie haben mir geſagt, daß Sie mir oft Dienſte geleiſtet haben. Nun gut! ich will Ihnen den ſtärkſten Beweis geben, daß das

Andenken an dieſe Dienſte in mir nicht erloſchen iſt. Sie haben es in Ihrer Gewalt, Ihren Unterthanen die Verheerungen und Leiden des Krieges zu erſparen. Da dieſer kaum begonnen hat, ſo können Sie ihn beendigen und ganz Europa wird Ihnen dafür Dank wiſſen. Hören Sie dagegen auf die Raſenden, welche vor etwa vierzehn Jahren Paris einnehmen wollten und Sie gegenwärtig zu einem Kriege und zu ganz unbegreiflichen Offenſiv-Planen fortgeriſſen haben: ſo werden Sie Ihrem Volke einen Schaden zufügen, den Sie Ihr ganzes Leben hindurch nicht werden wieder gut machen können. Sire, ich habe nichts von Ew. Majeſtät zu gewinnen; ich will nichts von Ihnen, wie ich nie etwas von Ihnen gewollt habe; der gegenwärtige Krieg iſt ein unpolitiſcher Krieg. Ich fühle, daß ich in dieſem Schreiben vielleicht eine gewiſſe Empfindlichkeit reize, die jedem Souverän natürlich iſt. Allein die Umſtände vertragen ſich nicht mit irgend einer Schonung und ich ſpreche zu Ihnen, wie ich denke. Außerdem erlauben Sie mir, Ihnen zu ſagen, daß es für Europa keine neue Entdeckung iſt, zu erfahren, daß Frankreich dreimal bevölkerter und eben ſo tapfer und kriegsgeübt iſt, als die Staaten Ew. Majeſtät. Befehlen Sie dem Schwarm von Mißgünſtigen und Unbeſonnenen, Ihrem Throne gegenüber mit der Achtung zu ſchweigen, die Ihnen gebührt, und geben Sie ſich und Ihren Staaten die Ruhe zurück. Sollten Sie in mir auch niemals wieder einen Verbündeten finden, ſo werden Sie doch in mir einen Mann entdecken, der keine andere Kriege führen mag, als welche die Politik meines Volkes vorſchreibt, und der es verabſcheut, Blut zu vergießen im Kampf mit Souveränen, welche hinſichtlich der Betriebſamkeit, des Handels und der Politik zu mir nicht in Oppoſition ſtehen. Ich bitte Ew. Majeſtät, in dieſem Schreiben nichts weiter zu ſehen, als mein Verlangen, Menſchenblut zu erſparen und ein Volk, das geographiſch nicht der Feind des meinigen ſein kann, vor der

bittern Reue zu bewahren, daß es vorübergehenden Gefühlen, die bei Völkern eben ſo ſchnell entſtehen, als ſie ſich verlieren, Raum gegeben habe. Und hiermit bitte ich Gott, Ew. Majeſtät in ſeinen heiligen und würdigen Schutz zu nehmen." (Gezeichnet: Napoleon.)

Bei dem umfaſſenden Plane, den Napoleon verfolgte, konnte der Zweck dieſes heuchleriſchen und hofmeiſternden Schreibens kein anderer ſein, als durch Benutzung des natürlichen Wohlwollens eines erblichen Monarchen jeden Widerſtand zu ſchwächen und mit dem geringſten Aufwand von Kraft und Zeit in den Beſitz der Hauptſtadt und der ſämmtlichen Staatskräfte zu gelangen, um auf dieſer neuen Grundlage, d. h. auf Koſten des Königreichs, den Krieg wider Rußland zu führen.

Wie Friedrich Wilhelm III. den Inhalt des kaiſerlichen Schreibens auffaßte, iſt unbekannt geblieben. Doch trug er auf der Stelle auf einen Waffenſtillſtand an. Sein Schreiben wurde dem Kaiſer übergeben, als dieſer ſich in einem offenen Wagen auf dem Wege nach Weimar befand. Ohne es zu öffnen, ließ er dem Überbringer ſagen, daß er ihm nach Weimar folgen möchte, wo er ſeine Antwort ertheilen werde; und dieſe fiel dahin aus, daß er ſich auf keinen Waffenſtillſtand einlaſſen könne, wohl aber, nach ſeiner Ankunft in Berlin, wegen eines Friedens mit dem Könige von Preußen unterhandeln wolle . . .

Wie ſtark auch der Verluſt der Preußen in den Schlachten bei Vierzehnheiligen und Auerſtädt geweſen ſein mochte — (franzöſiſche Bülletins gaben ihn auf 50000 theils Getödtete, theils Verwundete, theils Gefangene an): — immer hatten ſie dem Feinde weſentlichen Abbruch gethan; denn dieſer geſtand einen Verluſt von 12000 Mann an Todten und Verwundeten ein. Im Übrigen waren die Folgen der erlittenen Niederlage, wie ſie eintreten mußten bei einem Heere, das, an blinden Gehorſam gewöhnt, keinen Antrieb aus ſich ſelbſt hernehmen konnte, und ſeine

ganze Tugend in einem todten Mechanismus wiederfand. Zwei Tage nach der Doppelſchlacht kapitulirte der achtzigjährige Feldmarſchall Möllendorf, welcher, allen Gegenvorſtellungen des Königs zum Trotz, nicht hatte zurückbleiben wollen, in Erfurt mit 14000 Mann, von welchen mehr als die Hälfte verwundet waren; zu den Kriegsgefangenen gehörten, außer dem Feldmarſchall, der Erbprinz von Oranien und die beiden General-Lieutenante Lariſch und Gravert. Anſtatt, auf die erhaltene Kunde von der verlorenen Schlacht, von Halle nach Magdeburg oder Deſſau zu gehen, erwartete der Prinz Eugen von Würtemberg den Feind an Ort und Stelle, ließ ſich von dem Prinzen von Ponte-Corvo ſchlagen und ging hierauf für ſeine Perſon in ſein Geburtsland zurück. Die Brücke bei Wittenberg wurde nicht zerſtört. Während einzelne franzöſiſche Armee-Corps die Trümmer des preußiſchen Heeres unter Hohenlohe und Blücher verfolgten, berennte der Marſchall Ney die Feſtung Magdeburg.

Inzwiſchen machte Napoleon Frieden mit den ſächſiſchen Fürſtenhäuſern und erlaubte dem Kurfürſten von Sachſen, deſſen Truppen er auf dem Schlachtfelde bei Jena von der Kriegsgefangenſchaft losgeſprochen hatte, ſich um ſeine Freundſchaft und ſein Bündniß zu bewerben; doch ohne das Kurfürſtenthum von einer ſtarken Kriegs-Contribution zu befreien, zu welcher die Stadt Leipzig, als Stapelort engliſcher Waaren, vorzüglich beitragen mußte.

Ludwig Bonaparte, König von Holland, rückte, gegen ſeinen Willen, ins Feld, um die Unternehmungen ſeines Bruders zu unterſtützen; und während dieſer König nach Hannover vordrang, um Hameln zu berennen, mußte General Mortier das Fürſtenthum Fulda in Beſitz nehmen und den Kurfürſten von Heſſen aus ſeinem Lande verjagen. Dem Herzog von Braunſchweig, der um Verſchonung ſeines Landes flehte, ließ der Sieger zurückſagen: „ſein Haus habe aufgehört zu regieren;“ eine Härte, welche gerecht-

fertigt wurde durch jenes Manifeſt, das, von franzöſiſchen Ausgewanderten entworfen und durch den unglücklichen Herzog bekannt gemacht, Paris mit Untergang bedroht hatte. Der Herzog ſtarb bald darauf zu Ottenſen im Däniſchen.

Während aller dieſer Ereigniſſe und nachdem auch Spandau den 25. October kapitulirt hatte, näherte ſich Napoleon der Hauptſtadt des preußiſchen Staats über Halle, Deßau, Wittenberg und Potsdam. An dem letztern Orte bemächtigte er ſich zu Sansſouci gewiſſer Überreſte von der Bekleidung Friedrichs des Großen, um ſie den pariſer Invaliden zu verehren; unter andern des Degens und der Schärpe, welche dieſer große König im ſiebenjährigen Kriege getragen hatte. An eben dem Tage, wo er ſeinen Einzug in Berlin hielt (28. October), kapitulirte der Fürſt von Hohenlohe bei Prenzlau mit 16000 Mann, die das Gewehr ſtreckten. In den nächſten zehn Tagen thaten zwei untergeordnete Führer verſprengter Heerhaufen daſſelbe bei Paſewalk und Anklam. (Das Regiment Gensd'armes — das glänzendſte von allen im preußiſchen Heere — wurde ſchon am 26. bei Zehdenick zum Abſitzen genöthigt.) Stettin und Küſtrin ergaben ſich auf die erſte Aufforderung; und nachdem das von dem General Blücher geführte Corps bei Lübeck (bis wohin es den Verfolgungen des Prinzen von Ponte-Corvo entronnen war) in Folge der Kapitulation von Ratkau, 21000 Mann ſtark, das Gewehr geſtreckt hatte, fiel am 8. November Magdeburg mit einer Beſatzung, welche auf 22000 Mann angegeben wurde; nicht lange darauf auch die Feſtung Hameln, deren Kommandant den Vorſtellungen des Generals Savary nachgab.

Ereigniſſe dieſer Art waren ſchwerlich jemals da geweſen. Ihre letzte Urſache lag in dem Geiſte, der ſich während der franzöſiſchen Umwälzung entwickelt hatte, ohne über Frankreich hinaus wirkſam geworden zu ſein. Um den Kräften neue Richtungen zu geben, bedarf es nicht ſelten einer ſtarken Erſchütterung. Eine ſolche war dem

preußiſchen Staate zu Theil geworden. Was für den Augenblick als Schande, wo nicht gar als Verrath, empfunden wurde, war wenigſtens in ſofern vortheilhaft, als es auf der einen Seite ſtarke Zerſtörungen abwendete, und auf der andern, indem es das Gefühl für National-Ehre ſchärfte, neue Gedanken und feſte Entſchlüſſe in Denen entwickelte, die der Erhebung fähig waren. Daß der Tag bei Jena und Auerſtädt zu einem Auferſtehungstag der preußiſchen Monarchie zu werden beſtimmt ſei, ahneten freilich nur Wenige. Am weiteſten war Napoleon von dieſem Gedanken entfernt, als er das große königliche Schloß zu Berlin bewohnte, die Hauptſtadt ihrer Zierden und Kunſtſchätze beraubte und ſich überhaupt alle nur erſinnliche Mühe gab, die Vergangenheit eines Volks zu vernichten, das, von hochherzigen Kurfürſten und Königen geleitet, große Erinnerungen in ſich trug, und, obgleich in dem einen und dem andern Punkte noch zurückſtehend, in der Ziviliſationsbahn ſo mächtig vorgeſchritten war.

Hiermit endigen wir dies Kapitel. Durch die von uns mitgetheilten Begebenheiten und Ereigniſſe hatte der Krieg zwiſchen Preußen und Frankreich ſeine Endſchaft erreicht. Von jetzt an trat der Kampf mit Rußland ein, zu welchem die Schlachten bei Vierzehnheiligen und Auerſtädt nur die Bahn gebrochen hatten. In dieſem Kampfe war Preußen der Verbündete Rußlands, nicht Rußland der Verbündete Preußens; denn der Gegenſtand des Kampfes war kein anderer, als den Kaiſer Alexander für eine Maßregel zu gewinnen, an deren Durchführung das Schickſal der Dynaſtie Bonaparte hing.

Viertes Kapitel.

Napoleons Aufenthalt in Berlin. — Friedensunterhandlung. — Schauſpielerſtreiche. — Fortſetzung des Krieges: Schlachten bei Pultusk und Eilau. — Eroberung Danzigs und gleichzeitige Eroberung der ſchleſiſchen Feſtungen. — Treffen bei Heilsberg und Schlacht bei Friedland. — Friede von Tilſit. — Charakter deſſelben.

Mit welchen Entwürfen Napoleon den Krieg mit Preußen begonnen und wie richtig er die Erfolge deſſelben berechnet hatte, offenbarte ſich am vollſtändigſten in dem gleichzeitigen Zuſammentreffen des franzöſiſchen Kaiſers mit dem General der in Italien dienenden polniſchen Legion, zu Potsdam. Der Name dieſes Generals war Dombrowsky. Ihn hatte Napoleon vor ſeiner Abreiſe von Paris, oder doch wenigſtens unmittelbar darauf, aus Italien nach der Hauptſtadt des preußiſchen Königreichs abberufen, um, von hier aus, ſeine Landsleute in demjenigen Theile der ehemals polniſchen Republik, welcher in der letzten Theilung derſelben zu Preußen geſchlagen war, zum Aufſtand zu bewegen und ihm auf dieſe Weiſe nicht bloß gewogene Gemüther, ſondern auch friſche Streitkräfte zu gewinnen ... Dombrowsky war, gleichſam zur vorgeſchriebenen Stunde, an Ort und Stelle, und was durch ihn geleiſtet wurde, wird ſich weiter unten zeigen ...

Obwohl Friedrich Wilhelm III. ſich während der Unfälle, von welchen im vorigen Kapitel die Rede geweſen iſt, von Magdeburg über Küſtrin nach Königsberg in Preußen begeben hatte: ſo war doch ein nicht unbedeutender Theil des königlichen Hauſes in Berlin zurückgeblieben; namentlich der bejahrte Bruder Friedrichs des Großen, der Prinz Ferdinand von Preußen mit ſeiner Gemahlin und ſeinem ganzen Hofſtaat, ferner die Wittwe des verſtorbenen Prinzen Heinrich, endlich die Gemahlin des Kurprinzen von Heſſen, eine Schweſter des Königs, wegen ihrer nahe bevorſtehenden Niederkunft. Alle dieſe Glieder des königlichen Hauſes wurden von Napoleon mit Schonung und Achtung behandelt, wobei er ſich ſogar herabließ, dem Prinzen Ferdinand den erſten Beſuch zu machen, um ihm wegen des Vertrauens zu danken, das er in die Denkweiſe des Siegers geſetzt hatte. Nebenzweck für Napoleon ſelbſt war unſtreitig, bei einem, ſeinem Fürſtenhauſe unbedingt ergebenen Volke eine vortheilhafte Meinung von ſeiner Großmuth zu wecken.

Als Herr des Königreichs bis zur Oder, ſetzte ſich der franzöſiſche Kaiſer vor allen Dingen in den Beſitz aller Hülfsquellen deſſelben, um den Krieg nicht auf Koſten Frankreichs zu führen. Inzwiſchen mußte Wort gehalten werden hinſichtlich der Friedensunterhandlungen, zu welchen der erſte Antrag von ihm ſelbſt ausgegangen war. Zu Charlottenburg traten zu dieſem Endzweck der General von Zaſtrow und der Markis von Luccheſini mit dem Marſchall Duroc zuſammen. Napoleons erſte Forderung war, daß Preußen ſämmtliche Länder jenſeits der Elbe, mit Ausnahme Magdeburgs und der Altmark, an Frankreich überlaſſen, 25 Millionen Thaler Kriegskoſten bezahlen und aller Einrede in die Verfügungen Napoleons hinſichtlich der deutſchen Staaten entſagen ſollte. Wie hart dieſe Forderung auch ſein mochte: ſo willigte Friedrich Wilhelm III. dennoch in dieſelbe, bloß um größeres Elend von dem Lande abzu-

wenden, das ihn ſeinen Vater und König nannte. Doch Napoleon hatte bei dieſer Friedensunterhandlung nur Zeitgewinn beabſichtigt. Unterrichtet von der Einwilligung des Königs, ſchwieg er mehrere Tage und ließ hierauf den preußiſchen Unterhändlern ſagen: „über die Art und Weiſe, den Frieden zu bewilligen, ſei er mit ſich ſelbſt noch nicht einig; jenes Geſetz, welches den Herrſchern theurer ſein müſſe, als alle geſchriebenen Geſetze — das Geſetz des Gemeinwohls — entbinde ihn ſeines frühern Verſprechens, und das Schickſal der preußiſchen Monarchie werde abhangen von der Mäßigung, die England bei der Zurückgabe ſeiner Eroberungen an den Tag legen werde." Dieſe Antwort entſprach nur allzu ſehr dem Charakter eines Mannes, deſſen Politik keine andere Regel kannte, als die, welche in den Schranken ſeines Vorſtellungsvermögens lag, und der durch die Bereitwilligkeit der deutſchen Fürſten, ſeinen Befehlen unbedingt zu gehorchen, ſich zur Entwerfung der verwegenſten Entwürfe herausgefordert ſah. Wenig Tage darauf wurden die preußiſchen Unterhändler von dem Marſchall Duroc eingeladen, wegen des Abſchluſſes eines Waffenſtillſtandes mit ihm in Unterhandlung zu treten. Sie hatten Urſache, begierig zu ſein auf das, was ihnen würde vorgelegt werden. Dies nun war, daß, zum Unterpfand des in Charlottenburg abzuſchließendeu Friedens, dem franzöſiſchen Kaiſer in Südpreußen alles Land am rechten Weichſelufer bis zur Mündung des Bug, in Weſtpreußen und Pommern Thorn, Danzig, Graudenz und Kolberg, in Schleſien das ganze rechte Oder-Ufer und von dem linken der beſte Theil nebſt Breslau und Glogau eingeräumt und von dem Überreſte des Staats, in Oſt- und Neu-Oſtpreußen, die ruſſiſchen Truppen entfernt gehalten werden ſollten. Ehe die preußiſchen Unterhändler ihrem Könige dieſe ausſchweifende Forderung mitzutheilen Zeit und Gelegenheit fanden, erhielten ſie von dem Fürſten von Benevent, welcher ſeit einigen Tagen in Berlin angelangt war, noch die

nachträgliche Erklärung: „die völlige und unbedingte Unabhängigkeit des ottomaniſchen Reichs von Rußland ſei für Frankreichs Wohl und für Italiens Ruhe ein Gegenſtand ſo hoher Wichtigkeit, daß der Kaiſer der Franzoſen und König von Italien ſich nicht entſchließen werde, irgend einen Theil der eroberten Länder wieder heraus zu geben, ehe und bevor der Sultan in die ihm gebührende unbedingte Oberherrſchaft der Moldau und Wallachei wieder eingeſetzt wäre: eine Oberherrſchaft, aus welcher ihn zu vertreiben Rußland Anſtalten treffe."

Wir bitten den Leſer, dieſen Zug der kaiſerlichen Fürſorge für ein barbariſches Reich, deſſen Unverletzlichkeit durch Preußens Schickſal verbürgt werden ſollte, feſtzuhalten, wäre es auch nur, um ſpäterhin die Überzeugung zu gewinnen, wie ſehr alles, was Napoleon in dieſem Kriege that und ſprach, keinen andern Zweck hatte, als ſich eine freie Einwirkung auf die pyrenäiſche Halbinſel zu ſichern.

Ehe die Antwort Friedrich Wilhelms III. erfolgen konnte, bemühete ſich der Kaiſer der Franzoſen, ſein Heer mit dem Gedanken eines in ſo weiter Entfernung von Frankreichs Grenzen zu führenden Krieges, wie der bevorſtehende war, zu verſöhnen. Dies geſchah durch eine Proklamation, die vielleicht ein Meiſterſtück der Verführung genannt zu werden verdient.

„Soldaten!" — ſo ſprach Napoleon zu ſeinem Heere — „ihr habt meine Erwartung gerechtfertigt und dem Vertrauen des franzöſiſchen Volks würdig entſprochen. Entbehrungen und Beſchwerden habt ihr mit eben ſo viel Muth ertragen, als ihr Unerſchrockenheit und Kaltblütigkeit im Kampfe bewieſen habt. Ihr ſeid die würdigen Vertheidiger meiner Krone und des Ruhms des großen Volks; und ſo lange dieſer Geiſt in euch lebt, wird nichts euch zu widerſtehen vermögen. Die Reiterei hat mit dem Fußvolk und der Artillerie gewetteifert, und ich weiß von nun an nicht, welcher Waffe ich den Vorzug geben ſoll . . . Sämmtliche

Provinzen der preußiſchen Monarchie bis an die Oder ſind in unſerer Gewalt. Soldaten! die Ruſſen rühmen ſich, uns aufſuchen zu wollen. Wir werden ihnen entgegen ziehen; wir werden ihnen die Hälfte des Weges erſparen. In Preußens Mitte werden ſie Auſterlitz finden. Ein Volk, unwürdig der Großmuth, die wir ihm nach einer Schlacht bewieſen, worin ſein Kaiſer und die Trümmer ſeines Heeres ihre Rettung nur der von uns bewilligten Kapitulation verdankten — ein ſolches Volk kann nicht mit Erfolg gegen uns kämpfen. Übrigens werden, während wir den Ruſſen entgegen ziehen, neue Heere, im Innern des Reichs gebildet, unſere Stelle einnehmen, um unſere Eroberungen zu bewachen. Empört von der ſchändenden Kapitulation, welche die preußiſchen Miniſter in ihrem Wahnſinn uns vorgelegt hatten, hat mein ganzes Volk ſich erhoben. Unſere Landſtraßen und Grenzſtädte ſind angefüllt mit Konſkribirten, welche vor Verlangen brennen, in eure Fußſtapfen zu treten. Fortan werden wir nicht länger das Spielwerk eines verrätheriſchen Friedens ſein; denn wir werden die Waffen nicht eher niederlegen, als bis wir die Engländer, dieſe ewigen Feinde unſerer Nation, gezwungen haben, ihren Entwürfen zur Beunruhigung des feſten Landes und der Tyrannei der Meere zu entſagen. Soldaten! ich kann meine Herzensgefühle für euch nur dadurch ausdrücken, daß ich euch ſage, daß ich in meinem Herzen dieſelbe Liebe für euch trage, die ihr mir täglich beweiſet" . . .

Die Verſicherung, welche Napoleon ſeinen Soldaten in Anſehung der Engländer gegeben hatte, erhielt, wo nicht Nachdruck, doch wenigſtens Beglaubigung durch ein den 21. November in Berlin gegebenes Dekret, das ſpäterhin die Grundlage des ſogenannten Continental-Syſtems wurde. Auf einen Bericht ſeines Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten, der eine Aufzählung aller mit Englands Merkantil-Syſtem verbundenen Ungebührlichkeiten enthielt, dekretirte Napoleon, in dem Geiſte eines europäiſchen Univerſal-

monarchen, die brittiſchen Inſeln im Blokade-Zuſtand, dergeſtalt, „daß, zur Wiedervergeltung, aller Handel und Verkehr mit dieſen Inſeln unterſagt, alle engliſchen Unterthanen jedes Standes, die in irgend einem von den franzöſiſchen Waffen beſetzten Lande angetroffen würden, kriegsgefangen, alle engliſchen Kaufgüter, ſo wie alle aus engliſchen Fabriken und Kolonien herrührenden Waaren, gute Priſen, und alle Fahrzeuge, die geradesweges von England oder deſſen Kolonien herkämen oder dort geweſen, beim Einlaufen in irgend einen von Frankreich beherrſchten Hafen verfallen ſein ſollten." Dies ſinnloſe Dekret, das allen geſellſchaftlichen Bedürfniſſen und mit dieſen aller Ziviliſation Hohn ſprach, brachte in der Zeit, worin es erſchien, nicht die Wirkung hervor, daß es verlacht worden wäre. Der franzöſiſche Senat, dem es durch den Reichs-Erzkanzler vorgelegt wurde, bewunderte die Weisheit ſeines Kaiſers, und wie Mortier früher den Hannoveranern erklärt hatte, daß ihr Land zum Unterpfande für Malta dienen ſollte, eben ſo erklärte jetzt ein franzöſiſcher Reſident, Namens Bourienne, den Herzögen von Mecklenburg: „man nehme ihnen ihr Land zum Beſten der ottomaniſchen Pforte, welche gegen Rußlands Angriffe geſchützt werden müſſe."

Friedrich Wilhelm III. verwarf in ſeinem Hauptquartier einen Friedensantrag, deſſen Annahme Napoleons überſpannte, um nicht zu ſagen, wahnſinnige Bedingungen unmöglich gemacht hatten, und begleitete ſeine Verwerfung mit einer offenen Darlegung der von ihm für die Zurückführung des Friedens gethanen, durch Napoleons hinterhaltige Politik vereitelten Schritte, nicht ohne ſein Volk zur Standhaftigkeit zu ermahnen und ihm die Hoffnung einzuflößen, daß der mächtige und großmüthige Alexander Preußen aus allen Verlegenheiten erretten werde.

Um die Zeit, wo dieſe Erklärung eintraf, hatte Napoleon ſeine Angriffs- und Vertheidigungsmittel vervollſtändigt; auch war er bereits nach Poſen abgegangen,

um den Krieg wider Rußland auf eine Weiſe einzuleiten, die den Erfolg dieſer wichtigen Unternehmung verbürgte.

Ehe wir ihm dahin folgen, müſſen wir noch einiger Auftritte gedenken, welche das große Schauſpieler-Talent dieſes ausgezeichneten Heerführers herbeiführte, damit ihm das Vertrauen des großen Haufens in der Hauptſtadt Preußens während ſeiner Abweſenheit geſichert bleiben möchte.

Als der Graf Neale ſich in den Sälen des königlichen Schloſſes zeigte, redete ihn, den unbedeutenden, wenn gleich vielgeſchäftigen Kammerherrn des Prinzen Ferdinand, Napoleon mit folgenden Worten an: „Nun gut, mein Herr, Ihre Frauenzimmer haben den Krieg gewollt, und Sie werden nun ſehen, was dabei herauskommt.“ (Briefe der Tochter des Grafen Neale waren aufgefangen worden und in dieſen Briefen hatte ſich folgende Redensart gefunden: „Napoleon will den Krieg nicht; allein man muß ihn dazu zwingen.“) „Ganz recht,“ fuhr Napoleon zu dem Grafen Neale fort, „ich will den Krieg nicht; nicht etwa weil ich, wie ihr euch einbildet, meiner Macht mißtraue, ſondern weil das Blut meiner Unterthanen mir theuer iſt, und weil meine erſte Pflicht es mit ſich bringt, das Blut nur für meines Volkes Sicherheit und Wohlfahrt zu vergießen. Dies gute Berliner Volk iſt das Opfer des Krieges, während die, welche ihn herbeigezogen haben, davon gelaufen ſind. Doch, ich will dieſen Hofadel ſo klein machen, daß er ſein Brot betteln ſoll.“

Noch ärger ſpielte Napoleon dem Fürſten von Hatzfeld mit. Dieſer Schwiegerſohn des Miniſter-Gouverneurs Grafen von Schulenburg-Kehnert, war in Berlin zurückgeblieben, wo er die Rolle eines Civil-Gouverneurs ſpielte, als die Franzoſen einrückten, und eins ihrer erſten Geſchäfte darin beſtand, daß ſich ihre Kommiſſäre der Poſtgeheimniſſe bemächtigten. Da nun der Fürſt von Hatzfeld dem Könige Auskunft über die Bewegungen des Feindes gegeben hatte, dieſe aber in die Hände der Franzoſen gerathen war: ſo redete Napoleon den Fürſten, als dieſer

ihm die Civil-Obrigkeit der Stadt vorſtellen wollte, mit den Worten an: „Entfernen Sie ſich aus meinem Anblick; ich bedarf Ihrer Dienſte nicht; begeben Sie ſich auf Ihre Güter!“ So zurückgewieſen, zog ſich der Fürſt zurück. Wenig Augenblicke darauf wurde er verhaftet und eine Militär-Kommiſſion zuſammen berufen, um über eine That zu entſcheiden, welche der Kaiſer der Franzoſen in dem Lichte der Felonie zu betrachten für gut befand. Die Entſcheidung der Militär-Kommiſſion wurde ſcheinbar dadurch verzögert, daß Napoleon ſich unmittelbar nach jenem Auftritt in eine Muſterung eingelaſſen hatte. Inzwiſchen war ruchtbar geworden, daß der Fürſt von Hatzfeld würde erſchoſſen werden; und bedurfte es noch mehr, um ſehr viel vornehme Perſonen, vor allen aber die Gemahlin des Fürſten, in die größte Unruhe zu ſetzen? Die letztere befand ſich in den letzten Monaten ihrer Schwangerſchaft, als ſie den Entſchluß faßte, ſich dem Gewaltigen zu Füßen zu werfen, um das Leben ihres Gemahls zu erflehen. Vorgelaſſen, betheuerte ſie mit Recht, daß der Fürſt einer Treuloſigkeit unfähig ſei. „Sie kennen,“ antwortete ihr Napoleon, „unſtreitig die Hand Ihres Gemahls; urtheilen Sie nun ſelbſt.“ Mit dieſen Worten übergab er der Fürſtin das Schreiben ihres Gemahls. Dieſe verlor, nachdem ſie es geleſen hatte, die Beſinnung und fiel in Ohnmacht. Als ſie wieder zu ſich gekommen war, näherte ſich ihr Napoleon. „Sie haben,“ ſagte er zur Fürſtin, „das Schreiben, das den einzigen Beweis bildet, den ich gegen Ihren Gemahl führen kann. Warum werfen Sie es nicht in den Kamin?“ ... So wurde, man kann nicht ſagen, der Fürſt Hatzfeld gerettet, wohl aber, der Auftritt beendigt, durch welchen Napoleon das Erſtaunen der Berliner hatte erregen wollen.*)

---

*) Napoleon handelte in den meiſten Fällen, wie Sulla, der von ſich ſelbſt ſagte: „Ich habe die Welt in Erſtaunen geſetzt,

Dieſelbe Schauſpielerei, welche in den ſo eben beſchriebenen Auftritten wirkſam war, bewährte ſich auch in ſeinen Erklärungen über das Verhältniß der Türkei zu Rußland. Nichts lag ihm weniger am Herzen, als die Sicherheit jenes barbariſchen Reichs, deſſen nahen Untergang vielleicht Niemand beſtimmter ahnete, als er; nichts war ihm ſogar erwünſchter, als die Streitigkeit, worein Rußland wegen verletzter Verträge mit der ottomaniſchen Pforte gerathen war; denn eben dieſe Streitigkeit ſchwächte Rußlands Kraft in einem Kriege, der auf der Nordgrenze Preußens geführt werden mußte. Allein gerade um dieſes Umſtandes willen trug er eine ſo heiße Liebe für die Türkei zur Schau: eine Liebe, die ſich ſogar thätig bewies, ſofern er in der ſichern Vorausſetzung, daß England alles aufbieten würde, um die Türken zu einem Frieden mit Rußland zu bewegen, Offiziere nach Konſtantinopel ſendete, um dieſe Hauptſtadt gegen den möglichen Angriff brittiſcher Kriegsſchiffe zu vertheidigen. Hiervon wird weiter unten ausführlicher die Rede ſein . . .

Berlin hatte eine Bürger-Garde, in dem auf dem königlichen Schloſſe wohnenden General Clarke einen Gouverneur, in dem unter den Linden in einem prinzlichen

---

und das iſt genug." Die Kaltblütigkeit und Verſtellungskunſt des franzöſiſchen Kaiſers reichte viel weiter, als ſeine Freunde und Verehrer zugeben möchten, von welchen ſich einer (Herr Norvins in ſeiner Geſchichte Napoleons) über den ſo eben beſchriebenen Auftritt folgendermaßen erklärt:

Devenu par la victoire seule l'arbitre des destinées d'un pays où la conduite du monarque et de sa cour, où le parjure tout récent du général Blücher, devoit porter l'irritation du vainqueur au plus haut dégré, Napoléon, triomphant de sa juste colère, surtout lorsque l'exemple d'une sevérité legitime sur un grand fonctionaire de la monarchie prussienne pouvoit être d'une politique necessaire, fit une action sublime qui devoit fournir à l'histoire une des plus belles pages et à la peinture une de ses plus nobles productions.

Palaſte reſidirenden General Hulin einen Kommandanten und in naſſau-uſingiſchen Truppen eine Beſatzung erhalten, als Napoleon am 25. November dieſe Hauptſtadt verließ, um ſich nach Poſen zu begeben und den Krieg mit Rußland einzuleiten. Dem General Dombrowsky war inzwiſchen die Aufregung der Provinz Südpreußen auf das Vollſtändigſte gelungen, theils vermöge der Abweſenheit des preußiſchen Militärs, theils vermöge der Leichtgläubigkeit des Adels dieſer Provinz, der in Napoleon, wo nicht einen Meſſias, doch wenigſtens einen Rächer verlorener Volksunabhängigkeit ſah, theils endlich durch die Willenloſigkeit der Leibeigenen, deren Zuſtand im Weſentlichen noch nicht verbeſſert war. Nachgeholfen hatte der Marſchall Davouſt dadurch, daß er einige preußiſche Beamte, welche den Befehlen ihrer Behörden in Bezug auf Rekruten-Aushebung und Geldverſendung hatten genügen wollen, zu erſchießen befohlen hatte. General Murat war mit der Reiterei bereits auf dem Wege nach Warſchau, um dieſe große Stadt, vor der Ankunft der Ruſſen daſelbſt, in Beſitz zu nehmen. Unter dieſen Umſtänden wurde Napoleon zu Poſen von den leichtſinnigen, ihre Zukunft von keiner Seite her ahnenden Polen der Provinz wie ein Erlöſer empfangen, und ſein mehrtägiger Aufenthalt in dieſer Stadt war ausgezeichnet durch eine neue Veränderung, welche Deutſchland wiederfuhr.

Dieſe beſtand darin, daß, vermöge eines am 4. December geſchloſſenen Traktats, der bisherige Kurfürſt von Sachſen dem Rheinbunde beitrat und dafür mit der dritten Königskrone, welche Napoleon in Deutſchland vergab, ſo wie vorläufig mit dem zur preußiſchen Monarchie gehörigen Cottbuſſer Kreiſe begnadigt wurde, doch ſo, daß er ſich verbindlich machen mußte, 20000 Mann ins Feld zu ſtellen. Wenig Tage darauf unterzeichneten auch die fünf ſächſiſchen Herzöge erneſtiniſcher Linie einen Traktat, wodurch ſie, gegen die hergebrachte Bedingung einer ihren Kräften angemeſſenen Truppenſtellung, in den Rheinbund aufgenommen wurden.

Dieſe ſächſiſchen Truppen erhielten, in Verbindung mit den baierſchen und würtembergiſchen, die Beſtimmung, Schleſien zu erobern: eine Unternehmung, welche Napoleon ſeinem jüngſten Bruder Hieronymus anvertraut hatte, um dieſem jungen Prinzen einen Ruf zu verſchaffen, der die Schöpfung einer vierten deutſchen, für ſein Haupt beſtimmten Königskrone rechtfertigen möchte. Freilich verſtand der junge Prinz nichts vom Kriege; allein er wurde unter die Leitung des Generals Vandamme geſtellt, der das Kriegshandwerk ſeit dem erſten Anfange der franzöſiſchen Umwälzung eingelernt hatte. Außerdem galt es wenig mehr, als die Eroberung von Feſtungen, unter welchen Glogau bereits ſeit dem 2. December in Folge einer Empörung ſeiner meiſt polniſchen Beſatzung gefallen war . . .

Indem wir, von jetzt an, in die Beſchreibung der Kriegsbegebenheiten eingehen, wünſchen wir unſere Kürze damit entſchuldigen zu dürfen, daß es uns gar nicht darauf ankommt, das Andenken an jedes Gefecht zu erhalten, ſondern vielmehr, zu zeigen, wie ſich aus dem Gange der Begebenheiten die Schickſale Europa's, ſo wie die des Mannes, der den Gegenſtand dieſer Geſchichte bildet, entwickelt haben.

Neunzig tauſend Mann ſtark, waren die Ruſſen ins Feld gerückt. Ihnen hatte ſich der ganze Überreſt des preußiſchen Heeres, etwa 40000 Mann, angeſchloſſen. Nach einem vergeblichen Verſuch, ſich Warſchau's zu bemächtigen, war der General Bennigſen über den Bug zurückgegangen. Zwiſchen ihm und dem General Buxhöwden theilte ſich der Oberbefehl des ruſſiſch-preußiſchen Heeres, während Kaiſer Alexander und Friedrich Wilhelm III. vom Kriegsſchauplatz entfernt blieben. Die Gefechte bei Biezun, bei Czarnowo, bei Naſielsk, bei Soldan und bei Mlawa löſeten ſich in die Schlacht bei Pultusk auf, welche nicht ſo nachtheilig für die Ruſſen ausfiel, daß ſie nicht berechtigt geweſen wären, ſich neben den Franzoſen den Sieg zuzuſchreiben. . . . .

Nach dieſer Schlacht, welche den 26. December endigte, führten ſchlechte Jahreszeit und die Schwierigkeiten der Truppenverpflegung eine Waffenruhe von einigen Wochen herbei, bis die Verſuche Bennigſens (den der ruſſiſche Kaiſer zum alleinigen Oberbefehlshaber des Heeres ernannt hatte), an der untern Weichſel vorzudringen und ſich mit den Feſtungen Graudenz und Danzig in Verbindung zu ſetzen, am 7. und 8. Februar die Schlacht bei Preußiſch-Eilau zur Folge hatten. Dieſe Schlacht war eine von den mörderiſcheſten, die im Laufe der Revolutions-Kriege geſchlagen waren; und wenn die ruſſiſchen Berichte über dieſelbe unbedingten Glauben verdienen, ſo bedeckten am 8. Februar nicht weniger als 30000 todte oder ſtark verwundete Franzoſen das Schlachtfeld. Nichts deſto weniger räumte Bennigſen in der nächſten Nacht das Schlachtfeld, ſeinem Gegner dadurch wenigſtens den Schein des Sieges überlaſſend. Dieſer, bedeutend geſchwächt, zog ſich, ohne Bennigſen nach Königsberg zu verfolgen, hinter die Paſſarge zurück.

Von hier aus trat Napoleon, der ſeinen Aufenthalt erſt zu Oſterode und ſpäter auf dem Schloſſe Finkenſtein aufgeſchlagen hatte, in eine neue Friedensunterhandlung mit Friedrich Wilhelm III., der ſich um dieſe Zeit mit den Seinigen zu Memel, der öſtlichen Grenzſtadt ſeines Reichs, befand. Mehr, als alles Übrige, mochte dieſer Umſtand den franzöſiſchen Kaiſer beredet haben, daß es nicht unmöglich ſei, Preußen von Rußland zu trennen. Er ſendete alſo den General Bertrand nach Memel mit einem ſogenannten eigenhändigen Schreiben, deſſen weſentlicher Inhalt folgender war: „Ich wünſche, dem Unglück Ihrer Familie eine Grenze zu ſetzen, und die preußiſche Monarchie, deren Zwiſchenlage für die Ruhe Europa's ſo nothwendig iſt, auf das Schleunigſte wieder herzuſtellen. Ich wünſche den Frieden mit Rußland. Der Friede mit England iſt eben ſo nothwendig für alle Nationen; und ich werde keine

Schwierigkeit machen, einen Miniſter nach Memel zu ſchik=ken, um an einem Congreſſe zwiſchen Frankreich, England, Rußland, Preußen und der Türkei Theil zu nehmen. Doch Ew. Majeſtät werden einſehen, daß ein ſolcher Congreß leicht mehrere Jahre dauern könnte, und dieſe Ausdehnung verträgt ſich nicht mit der Lage Preußens. Ich halte alſo dafür, Ew. Majeſtät laſſen mich bald erfahren, daß Sie die einfachſte und ſchnellſte Parthie, welche dem Wohle Ihres Volkes die angemeſſenſte iſt, ergriffen haben. Ich würde vor mir ſelbſt erſchrecken, wenn ich Schuld an ſo vielem Blutvergießen wäre. Aber was kann ich thun?"

Wie hätte ſich Friedrich Wilhelm III. in die Hände eines Mannes geben mögen, der in der europäiſchen Welt nichts weiter ſah, als eine Rieſenhülle für ſich und ſein Geſchlecht! Es kam der doppelte Umſtand hinzu, einmal, daß ſeit dem 28. Januar ein förmlicher Friede zwiſchen England und Preußen zu Stande gekommen war, ein Friede, worin Preußen auf Hannover verzichtet hatte; zweitens, daß der Freiherr von Hardenberg, welcher den Grafen von Haugwitz zum zweiten Male in den Verrich=tungen eines Kabinets=Miniſters abgelöſt hatte, auf der Grundlage der zwiſchen Rußland und Preußen zu Barten=ſtein geſchloſſenen Convention ein Bündniß zu bilden bemüht war, wodurch ſich Öſterreich, Großbritannien, Schweden und Dänemark zu gleichem Zwecke mit den beiden zuerſt genannten Mächten vereinigen ſollten. Öſterreich war be=reit, dieſer neuen Coalition beizutreten; bevor es ſich jedoch entſchied, übernahm es, unſtreitig nur um Zeit zu ge=winnen, die Rolle eines Vermittlers. Aus allen dieſen Gründen zuſammengenommen, lehnte Friedrich Wilhelm III. den Antrag des franzöſiſchen Kaiſers ab, wiewohl das Unglück, das über ſein Königreich gekommen war, immer tiefer einbrach, indem Breslau ſeit dem 5. Januar, Brieg ſeit dem 16. deſſelben Monats und Schweidnitz, dieſe ſo

wichtige Feſtung Schleſiens, am Tage der Schlacht bei Eilau kapitulirt hatte.

Während dieſer Unterhandlungen verſtärkte Napoleon ſein Heer durch die Aushebungen, welche der Senat im November des abgewichenen Jahres bewilligt hatte; und damit ſeine Soldaten nicht unbeſchäftigt bleiben möchten, ſchritt er zur Belagerung von Danzig und Graudenz. Dort befehligte der Feldmarſchall von Kalkreuth, hier der alte General Courbiere. Jener hatte ſich anheiſchig gemacht, „daß er nicht eher kapituliren werde, als bis ſein Schnupftuch in ſeiner Taſche brenne.“ Er hielt jedoch nicht Wort. Nachdem ein vergeblicher Verſuch zum Entſatz der Feſtung über die friſche Nahrung hin gemacht und der Hagelsberg erſtürmt war, übergab der Feldmarſchall die Feſtung nach einer faſt dreimonatlichen Vertheidigung auf das, was der Sprachgebrauch durch eine „ehrenvolle Kapitulation“ zu bezeichnen pflegt. Mehr Standhaftigkeit bewies Courbiere, ein Franzoſe, der unter Friedrich II. in preußiſche Dienſte getreten war; denn als die Belagerer ihn durch die Nachricht, daß der König ſeine Staaten verlaſſen habe, zur Übergabe beſtimmen wollten, erwiederte er kaltblütig: „Nun gut, dann bin ich König von Graudenz.“ Unter allen preußiſchen Feſtungen vertheidigte ſich keine ſtandhafter, als Colberg, Anfangs durch die tüchtige Geſinnung eines alten Bürgers, Joachim Nettelbeck, der den Kommandanten an der Übergabe verhinderte, ſpäter durch die Geſchicklichkeit des Oberſten Gneiſenau, der hier zuerſt an den Tag legte, daß für die Vertheidigung eines Landes nichts ſtandhafter wirkt, als belebter Bürgerſinn, und daß kein noch ſo weit getriebener militäriſcher Mechanismus denſelben zu erſetzen vermag.

Der Feldzug des Jahres 1807 näherte ſich ſeinem Ende, während man auf eine jahrelange Ausdehnung desſelben gefaßt war. Danzig war den 24. Mai gefallen, den 27. übergeben worden. General von Rüchel (damals

preußiſcher Kriegsminiſter) gab unter dieſen Umſtänden zwar die Verſicherung, „daß dies keinen Einfluß auf die bevorſtehenden Erfolge des Krieges haben werde;" dem war jedoch nicht alſo.

Zu einer Zeit, wo der öſterreichiſche General Stutterheim im Hauptquartier der beiden verbündeten Monarchen erſchien, um einen Defenſiv-Allianz-Traktat mit ihnen abzuſchließen und wo zwölf tauſend Preußen nach Stralſund geſchickt wurden, um, vereinigt mit den daſelbſt verſammelten Schweden, Deutſchlands Nordküſte von den Franzoſen zu ſäubern — brach General Bennigſen aus ſeinen Kantonnirungen zwiſchen der Alle und dem Pregel auf, dem franzöſiſchen Kaiſer eine entſcheidende Schlacht zu liefern. Er drang bis Heilsberg vor, wo die erſten Gefechte Statt fanden. Durch dieſe in ſeine vorige Stellung zurückgetrieben, ſah er ſich, bei geſchwächten Streitkräften, genöthigt, ſeinem Gegner den Vortheil des Angriffs zu überlaſſen. So entwickelte ſich am 14. Juni die Schlacht bei Friedland, worin die Ruſſen und Preußen vollſtändig aufs Haupt geſchlagen wurden. Von jetzt an war Königsberg verloren. Der Rückzug des geſchlagenen Heeres erfolgte über Wehlau und Tilſit bis hinter dem Memel oder Niemen, d. h. bis hinter den Fluß, welcher Preußen von Rußland ſcheidet. Durch dies widerwärtige Ereigniß waren die Dinge auf den Punkt geführt, wo Entſcheidung erfolgen mußte.

Alexander war von jetzt an zum Frieden geneigt, weil er den Gedanken verabſcheute, ſein Kaiſerreich den Verheerungen des Feindes Preis zu geben in einem Zuſtande, der jede nachdrückliche Vertheidigung ausſchloß. Napoleon war nicht minder zum Frieden geneigt, weil er Bedenken trug, ſich in das weitſchichtige Rußland zu verlieren, was nicht geſchehen konnte, ohne die Zwecke aufzuopfern, die er in Beziehung auf den europäiſchen Weſten verfolgte. Bei dieſer Stimmung der beiden Kaiſer war der Waffen-

ſtillſtand, auf welchen Bennigſen zuerſt antrug, auf der Stelle abgeſchloſſen. Napoleon, dem es, wie im Jahre 1805, auf eine Unterredung mit Alexander ankam, weil er dadurch die meiſten Vortheile für ſeine geheimen Zwecke zu gewinnen hoffen durfte — Napoleon ermangelte nicht, den Antrag zu wiederholen, den er in Mähren durch den General Savary hatte machen laſſen; und da die ganze Lage Alexanders eine zweite Verweigerung ausſchloß: ſo wurde verabredet, daß beide Monarchen in der Mitte des Fluſſes Memel auf einem Floſſe unter einem Zelte zuſammentreffen wollten. Der am 21. geſchloſſene Waffenſtillſtand wurde den 25. auf Preußen ausgedehnt; und an eben dieſem Tage erfolgte die Zuſammenkunft der beiden Kaiſer.

Napoleon war auch diesmal zuerſt an Ort und Stelle. Die Unbefangenheit, womit er ſeinen bisherigen Gegner empfing, als dieſer eintraf, war nur allzu gewinnend. Beide Monarchen umarmten ſich, und man darf ſagen, daß, von dieſem Augenblick an, Alexander von Napoleon wie bezaubert war. Weich, nachgiebig bis zur Schwäche, mit einem Schwunge der Phantaſie, der zur Schwärmerei und Aberglauben geneigt macht, ohne alle gründliche Kenntniß der Dinge und Menſchen — wie hätte der dreißigjährige Kaiſer von Rußland einem Manne widerſtehen mögen, der durch die Gewalt ſeines Geiſtes und ſeines Ruhms aus dem untergeordneten Stande, worin er war geboren worden, ſich auf einen Kaiſerthron geſchwungen hatte, der für den Augenblick der glänzendſte der europäiſchen Welt war? Zu glauben iſt, daß Alexander um ſo ſtärker gefeſſelt wurde, je mehr ihm das Talent abging, wodurch Napoleon hervorragte: das feldherrliche; denn man achtet am meiſten, was man nicht hat, oder zu erwerben verzweifelt. Um kurz zu ſein: Napoleon und Alexander waren, ſeit dieſer erſten Zuſammenkunft, ſcheinbar Ein Herz und Eine Seele. Nicht daß der erſtere ſein Geheim=

niß nicht bewahrt hätte; allein, indem er über ſeine Abſichten auf eine Weiſe ſprach, die kein Geheimniß in ſich zu ſchließen ſchien, gewann er das Vertrauen des ruſſiſchen Kaiſers in einem ſo hohen Grade, daß, nachdem die Stadt Tilſit für neutral erklärt und mit Abtheilungen preußiſcher, ruſſiſcher und franzöſiſcher Garden beſetzt war, Alexander jeden Augenblick, den er nicht im Umgange mit Napoleon verleben konnte, für verloren hielt. Beide waren täglich beiſammen, es ſei auf Spazierritten, oder bei Tafel, oder in Beſprechungen; beide vertauſchten ihre Orden und beſchenkten wechſelſeitig die vornehmſten Offiziere des ruſſiſchen und des franzöſiſchen Heeres mit Dekorationen. Mit einem Worte: die ganze europäiſche Welt ſchien aufgegangen in der Freundſchaft Alexanders und Napoleons; und es fehlte keineswegs an Thoren, welche ihr dazu Glück wünſchten, indem ſie glaubten, zur Erhaltung des Friedens müßten die Zeiten des Arkadius und des Honorius (eines öſtlichen und weſtlichen Kaiſers, durch Bruderliebe verbunden) zurückkehren.

Bei dieſer augenblicklichen Innigkeit des Verhältniſſes der beiden Kaiſer gab es keinen Platz, den Friedrich Wilhelm III. zwiſchen ihnen hätte einnehmen können. Dieſer würdige Monarch war auf das Heiligthum ſeiner Gefühle und ſeines Gewiſſens verwieſen: ein Heiligthum, worin er nur Troſt und Beruhigung fand. Das Unrecht mußte auf ſeiner Seite ſein, wenn Napoleon Recht behalten, d. h. zu ſeinem Zwecke gelangen wollte. Selbſt die Liebenswürdigkeit ſeiner Gemahlin vermochte hier nichts zu vermitteln. Die Königin Louiſe hatte den Muth, dem franzöſiſchen Kaiſer auf die unzarte Bemerkung, „daß das Mißverhältniß der preußiſchen und franzöſiſchen Macht jeden Kriegsgedanken in der Bruſt des Königs hätte erſticken ſollen,“ zu antworten: „dies würde geſchehen ſein, wenn Friedrichs Ruhm uns nicht erlaubt hätte, uns über unſere Machtmittel zu täuſchen, angenommen, daß wir uns getäuſcht

haben.“ Vergebliche Worte für einen Ehrgeizigen, der weſentlich kein anderes Ziel verfolgte, als in einer gewaltſamen Zerſetzung aller geltenden Verhältniſſe ſeiner Dynaſtie Feſtigkeit und Dauer zu geben . . .

Bei der bevorſtehenden Friedensunterhandlung ſorgte Napoleon, vor allen Dingen, dafür, daß die bisherigen Kabinets-Miniſter Rußlands und Preußens (die Freiherren von Budberg und von Hardenberg) entlaſſen würden. An ihre Stelle traten der Fürſt Kurakin und der Graf von der Goltz. Mit dieſen unterhandelte der Fürſt von Benevent (Herr von Talleyrand), wenn Unterhandlung da Statt findet, wo der gebietende Wille des Siegers entſcheidet. Der Friede mit Rußland wurde zuerſt unterzeichnet: er war ſehr einfach; denn durch das perſönliche Verhältniß der befreundeten Monarchen war zwiſchen Frankreich und Rußland faſt alles ausgeglichen. Preußen war beſtimmt, das Opfer zu werden: Preußen, deſſen Zwiſchenlage noch vor kurzem von Napoleon als nothwendig für die Erhaltung des europäiſchen Friedens eingeſtanden war. In dem Traktate ſelbſt wurde geſagt: „der König von Preußen erhalte auf die Verwendung des Kaiſers Alexander die Hälfte ſeiner Staaten zurück.“ Dieſem Grundſatze gemäß, wurden die Provinzen, welche Preußen in der zweiten und dritten Theilung Polens erworben hatte, unter der Benennung des „Herzogthums Warſchau“ an den König von Sachſen abgetreten. Neu-Oſtpreußen, oder vielmehr das Departement von Bialyſtock (ein Land von hundert Geviertmeilen) nahm Alexander aus den Händen des Siegers als eine Belohnung für die guten Dienſte an, welche er Preußen geleiſtet haben ſollte. Danzig, von neuem zu einer Republik umgeſchaffen, blieb in den Händen Napoleons, zur Abwehrung des engliſchen Handels. Alle auf dem linken Elbufer gelegenen preußiſchen Länder, alles alſo, was in Weſtphalen, Franken, Niederſachſen mit Magdeburg und der Altmark zum Königreiche gehört hatte,

wurde davon getrennt. Was demnach Friedrich Wilhelm III. zurück erhielt, beſchränkte ſich auf die dieſſeits der Elbe gelegenen Marken, Pommern, Schleſien und ein Stück von Weſtpreußen mit Ermeland und Alt-Oſtpreußen. Dabei erkannte Preußen, wie Rußland, nicht bloß die von Napoleon eingeſetzten Könige von Holland und Neapel, ſo wie den Rheinbund, ſondern auch den jüngſten Bruder des Siegers, Hieronymus, als einen König von Weſtphalen an, deſſen Königreich aus den von Preußen auf dem linken Elbufer abgetretenen Provinzen und aus anderen, jetzt in Frankreichs Händen befindlichen Ländern gebildet werden ſollte. Die Häuſer Heſſen-Caſſel, Naſſau-Oranien und Braunſchweig blieben ihres Erbes verluſtig. Wieder eingeſetzt wurden die Herzöge von Mecklenburg und Sachſen-Coburg; die erſteren mit der Laſt, franzöſiſche Beſatzung an ihren Küſten zu unterhalten. Von der Türkei war in dem Friedensvertrage mit Rußland nur in ſofern die Rede, als Alexander ſich verbindlich machte, Napoleons Vermittelung in Beziehung auf die Moldau und Wallachei anzunehmen; dieſer Artikel war jedoch nur zum Schein vorhanden; denn wirklich gab Napoleon die ganze Türkei Preis, weil er für ſeine Zwecke dabei nur gewinnen konnte. In einem geheimen Artikel gab Rußland Cattaro und die Sieben-Inſeln-Republik an Frankreich zurück; geheim war dieſer Artikel, damit die Engländer der Zurückgabe keine Hinderniſſe in den Weg legen möchten. Außerdem ließ ſich Napoleon von dem ruſſiſchen Kaiſer noch die Herrſchaft Jever, die deſſen mütterliches Erbe war, abtreten.

Dies zuſammen war das Ergebniß eines neunmonatlichen Krieges, der von Seiten Napoleons (welcher ihn in jeder Beziehung erzwungen hatte) durchaus zweck- und ſinnlos geweſen ſein würde, wenn er ihm nicht den Gedanken zu Grunde gelegt hätte, ſein großes Unternehmen gegen die pyrenäiſche Halbinſel durch die Unterjochung Deutſchlands zu ſichern, um im Rücken volle Sicherheit zu

behalten. Da die deutſchen Fürſtenhäuſer Anhalt, Schwarzburg, Lippe, Reuß, Waldeck ſeit dem 18. April dem Rheinbunde beigetreten waren: ſo blieb, nach dem Frieden von Tilſit, — nicht Schwediſch-Pommern (denn auch dieſes war mit franzöſiſchen Truppen beſetzt), ſondern nur deſſen Feſtung Stralſund in Deutſchland als der einzige Punkt übrig, über welchen Napoleon ſeine Gewalt nicht übte. Selbſt die Geſtaltung, welche er dem Königreiche Preußen gegeben hatte, diente nur zur Sicherſtellung ſeines Verhältniſſes zu Alexander. Dieſe wurde jedoch noch vermehrt durch eine Convention, welche ſich auf die Räumung der preußiſchen Staaten bezog: eine Convention, welche, wegen ihrer ſcheinbaren Unvorſichtigkeit, dem mit ihrer Abſchließung beauftragten Feldmarſchall Kalkreuth zum ewigen Vorwurf gereichen würde, wenn erwieſen werden könnte, daß ſie unterhandelt, nicht vorgeſchrieben worden. Anſtatt, dem Friedens-Traktat gemäß, das Königreich zu verlaſſen, verweilten die Franzoſen in demſelben bis zum Schluſſe des Jahres 1808, wo in Spanien die Dinge eine ſolche Wendung genommen hatten, daß Napoleon ſeine geübteren Truppen nicht länger entbehren konnte. Friedrich Wilhelm III. war dieſen Zeitraum hindurch auf die oſt- und weſtpreußiſchen Provinzen beſchränkt, und der Schaden, welcher dem Lande hierdurch zugefügt wurde, war vielleicht beträchtlicher, als alles, was bisher aus Liebe zu dem alten Fürſtengeſchlecht ertragen war.

Von jetzt an werden wir ſehen, wie Napoleon allmälig in die Grube ſtürzt, die er Anderen gegraben hat.

Fünftes Kapitel.

Hauptbegebenheiten in der zweiten Hälfte des Jahres 1807: — Fall der Feſtung Stralſund und Eroberung der Inſel Rügen; — Bombardement von Kopenhagen und Entführung der däniſchen Flotte; — Bildung des Königreichs Weſtphalen; — Unterhandlungen mit Don Manuel Godoi, dem Friedensfürſten Spaniens; — Verſetzung des Königs von Hetrurien nach Spanien; — Proſkription des Hauſes Braganza, das ſich nach Braſilien begiebt.

Schwerlich gab es für die europäiſche Welt jemals eine Periode, welche an politiſchen Stürmen noch reicher geweſen wäre, als die, welche unmittelbar nach dem Friedensvertrage von Tilſit eintrat. Napoleon, durch die Freundſchaft des ruſſiſchen Kaiſers gehoben, ſpielte den Univerſal-Monarchen mit einer Verwegenheit, vor welcher ſich alles beugte. Ein bloßes Wort, durch das franzöſiſche Amtsblatt geſprochen, war hinreichend, die ſtärkſten Bewegungen hervorzubringen, hundertjährige Verhältniſſe aufzulöſen, alte Throne in ihren Grundlagen zu erſchüttern. Es ſchien, als ob es von jeher die Beſtimmung Europa's geweſen ſei, dem Korſen zu gehorchen, der auf dem Kaiſerthron ſein Feldherrn-Talent benutzte, Alles nach ſeinem Willen zu beſtimmen; wobei ihm freilich nichts ſo ſehr zu Statten kam, als die Unentſchloſſenheit und Zwietracht ſeiner Gegner...

Guſtav IV. Adolph, König von Schweden, gewohnt, alles zur Unzeit zu thun, außerdem aber beherrſcht von den Ideen eines deutſchen Myſtikers, nach welchen er in Napoleon nichts weiter ſah, als das mit der Zahl 666 bezeichnete Thier der Offenbarung Johannis, deſſen Herrſchaft nur eine Zeitlang dauern ſollte, kündigte den von ſeinem General Eſſen mit dem franzöſiſchen Marſchall Mortier am 14. April zu Schlatkow geſchloſſenen Waffenſtillſtand wenig Tage vor dem Abſchluß des Tilſiter Friedens auf. Die Folge davon war, daß der Marſchall Brune, in deſſen Hände Napoleon den Oberbefehl über die in Schwediſch-Pommern befindlichen Truppen gelegt hatte, die Schweden nach Stralſund trieb und Anſtalten zur Beſchießung dieſer Feſtung traf. Jetzt fühlend, wie unwürdig die Rolle eines bloßen Feſtungs-Kommandanten für einen König iſt, ließ Guſtav IV. Adolph ſich von den Bürgern der Stadt leicht bewegen, nach Schweden zurückzugehen; und kaum war dies geſchehen, als Stralſund, dieſe ehemals ſo bedeutende Feſtung, überging und auch die Inſel Rügen durch eine von dem ſchwediſchen Feldmarſchall Toll abgeſchloſſene Kapitulation in die Gewalt der Franzoſen gerieth. Von jetzt an war ganz Deutſchland dem franzöſiſchen Kaiſer unterworfen, der zu dem Abgeordneten der Hanſe-Städte, die ſich ihm zu Poſen vorſtellen ließen, ganz unumwunden ſagte: „der Handel müſſe untergehen, wenn dies das einzige Mittel wäre, die verlorene Freiheit der Meere wieder zu erobern" . . .

Welche Verabredungen zwiſchen Napoleon und dem Kaiſer von Rußland zu Tilſit genommen waren, läßt ſich nicht genau beſtimmen; genug, daß Alexander, für Napoleons Entwürfe gewonnen, der brittiſchen Regierung ſeinen Unwillen um ſo ſtärker zu erkennen gab, je mehr er gegründete Urſache zur Unzufriedenheit mit derſelben zu haben glaubte. Nicht genug, daß das Miniſterium Englands den Bemühungen des Kaiſers, eine Anleihe von

6 Millionen Pf. Sterling in London zu Stande zu bringen, ſeine Gunſt zu einer Zeit verſagt hatte, wo der Krieg mit Frankreich vor der Thüre war, hatte es auch (wahrſcheinlich um Rußland für einen längern Zeitraum an England zu feſſeln) die kränkende Forderung gemacht, daß die ruſſiſche Regierung ihre Einfuhrzölle von brittiſchen Waaren in engliſche Ausfuhrzölle verwandeln ſollte. Außerdem hatte England ſo ganz und gar nichts gethan, den letzten Kampf durch irgend eine Diverſion zum Vortheil ſeiner Verbündeten zu wenden; denn, daß es eine Flotte nach Konſtantinopel geſendet hatte, um Selim III. unter Drohung eines Bombardements ſeiner Hauptſtadt zu einem Frieden mit Rußland zu bewegen, war um ſo weniger in Anſchlag zu bringen, da Admiral Duckworth, welchem dieſe Expedition anvertraut worden war, auf den erſten Anblick ernſtlicher, von dem franzöſiſchen General Sebaſtiani geleiteten Gegenanſtalten, durch den Helleſpont zurückgegangen war. Mit dieſem doppelten Stachel im Herzen entledigte ſich das ruſſiſche Kabinet der im Friedens-Traktat von Tilſit übernommenen Verbindlichkeit, „einen Definitiv-Frieden zwiſchen Frankreich und England zu unterhandeln und abzuſchließen, wenn England ſeine Vermittelung einen Monat nach Auswechſelung der Ratifikationen des Traktats angenommen haben würde." Dieſe Bedingung bewies nur allzu ſehr, daß der Friede nicht um des Friedens willen geſucht wurde; und wenn Alexander mit auffallendem Kaltſinn dabei zu Werke ging, ſo ließ das engliſche Miniſterium, von dem Herzog von Portland und von Herrn Canning, einem Zöglinge Pitt's, in dieſer Zeit geleitet, es nicht an Vorſichtigkeit fehlen. Erſt erkundigte es ſich nach der Grundlage, auf welcher man den Frieden zu unterhandeln gedächte; und als ihm geantwortet wurde, daß die Grundlage nur durch den Grundſatz gebildet werden könne, „daß der Friede für beide Nationen gleich ehrenvoll ſei," beſtand es, unter dem Vorwande, daß es ſich vor allen Dingen der

Unparteilichkeit des Vermittlers verſichern müſſe, auf die Mittheilung der geheimen Artikel des Tilſiter Traktats. General Budberg, der jetzt wieder an der Spitze des ruſſiſchen Departements der auswärtigen Angelegenheiten ſtand, verhehlte dem engliſchen Botſchafter, Lord Grenville Leveſon Gower, nicht, daß in Beziehung auf den Tilſiter Traktat geheime Artikel vorhanden wären; „allein," fügte er hinzu, „keiner derſelben bringt Englands Vortheil in Gefahr; denn keiner derſelben verlangt, daß die ruſſiſchen Häfen dem brittiſchen Handel verſchloſſen werden; keiner legt Rußland irgend eine Verbindlichkeit auf, die England feindſelig nennen könnte. Die Handelsverhältniſſe mit Frankreich bilden kein Hinderniß, da ſie auf denſelben Fuß wieder hergeſtellt ſind, worauf ſie vor dem Ausbruch des Krieges beſtanden. Und wenn gleich Napoleon dem ruſſiſchen Kaiſer die Grundlage mitgetheilt hat, auf welcher er einen Frieden mit England zu ſchließen bereit iſt: ſo folgt daraus noch nicht, daß auch Alexander über die künftigen Abſichten Rußlands Mittheilungen gemacht hat."

Wie oft nun auch der engliſche Botſchafter auf die geheimen Artikel des Tilſiter Traktats zurückkommen mochte: die Mittheilung derſelben erfolgte nicht; und dieſe Zurückhaltung brachte Wirkungen hervor, auf welche Niemand gerechnet hatte.

Es war nämlich an und für ſich unmöglich, daß geheime Artikel, die man ſo ſtandhaft vorenthielt, nicht gegen Englands Vortheil hätten gerichtet ſein ſollen; denn, wenn England noch länger das ſogenannte Gleichgewicht Europa's leiten und als vorwiegende Macht anerkannt ſein ſollte, ſo mußte es in Hinſicht ſeiner keine politiſchen Geheimniſſe geben, welche National-Verhältniſſe betrafen. Das brittiſche Miniſterium empfand dies nur allzu tief; und es ſei nun, daß es von einem bloßen Verdacht geleitet wurde,

oder daß es durch die Geſchwätzigkeit irgend eines diploma⸗tiſchen Agenten beſſer unterrichtet war, als Frankreich und Rußland glaubten, ſo verlor es wenigſtens keinen Augenblick, den Unfall abzuwenden, womit es England bedroht glaubte, oder womit dies Reich wirklich bedroht war. Die ſehr einfache Frage für Englands Miniſter war: wird Dänemark in ſeinem Verhältniſſe zu Frankreich ſeine bisherige Neutralität bewah⸗ren können? und wenn dies nicht der Fall iſt, wie viel läßt ſich von dem Umſtande befürchten, daß Dänemark im Beſitz einer Flotte iſt, die einen reichlichen Erſatz für den Verluſt darbietet, den Frankreich bei Trafalgar gelitten hat?

An dem guten Willen der däniſchen Regierung, ihre bisher befolgte Neutralität zu bewahren, ließ ſich um ſo weniger zweifeln, da ſie zur Durchführung derſelben, ſeit dem Eintritt des Rheinbundes, nicht bloß ihrem alten Ver⸗hältniſſe zu Deutſchland entſagt, ſondern auch ihr ganzes Heer in Holſtein aufgeſtellt hatte, um Gewaltzüge abzu⸗halten. Deſto mehr ließ ſich an ihrer Kraft, dem gebie⸗tenden Willen Napoleons nach dem Frieden mit Rußland zu widerſtehen, zweifeln. Die Maßregel, welche der fran⸗zöſiſche Kaiſer zu Berlin genommen hatte, war von einer ſo allgemeinen Beſchaffenheit, daß Dänemark ſich ihr nicht verſagen konnte, wenn Napoleon auf eine Befolgung der⸗ſelben drang. Hatte dieſer eigenſinnige Herrſcher den Ab⸗geordneten der Hanſe⸗Städte nicht geſagt: „dieſer kleine Fürſt (der Kronprinz von Dänemark) möge ſich in Acht nehmen?“ Und war zu glauben, daß der Kronprinz eine abſchlägige Antwort geben würde, wenn Napoleon, es ſei in Perſon, oder durch irgend einen ſeiner Stellvertreter, die Grenzen Holſteins an der Spitze von etwa 50000 Mann beträte, um ſich die däniſche Flotte auszubitten, weil er ihrer in ſeinen Unternehmungen gegen England bedürfe? Von dieſer Anſicht geleitet, beſchloß das brittiſche Mini⸗ſterium, ſich einer gefährlichen Angriffswaffe zu bemächtigen, ehe der Feind in den Beſitz derſelben gelangte; und die

Durchführung dieſes Beſchluſſes war in der That um ſo leichter, da ſich das däniſche Heer noch immer an den Grenzen Holſteins befand und die Überfahrt deſſelben nach Seeland ſo mühelos verhindert werden konnte.

Während alſo die engliſche Flotte, beſtehend aus 23 Linienſchiffen, 9 Fregatten und einer großen Anzahl von Kuttern und Briggs, begleitet von 500 Transportſchiffen, welche nicht weniger als 32000 Mann Truppen unter dem Oberbefehl Lord Cathcarts führten, vor Kronenburg am Eingange des Sundes erſchien, begab ſich, von der britiſchen Regierung geſendet, Sir Francis Jakſon (ehemals engliſcher Botſchafter am preußiſchen Hofe) auf einer Fregatte nach Helſingör, von wo er ſogleich nach Kiel zum Kronprinzen eilte. Jakſon eignete ſich vor vielen Anderen zu dem ihm aufgetragenen Geſchäft, „das," wie er ſagte, „kein anderes war, als Englands Antrag mit den Gefühlen des däniſchen Hofes in Übereinſtimmung zu bringen;" denn nicht leicht gab es einen rohern, die hergebrachten Formen beſtimmter verachtenden Geſandten. Vor den Kronprinzen geführt, erklärte er ohne Umſchweif: „Dänemark müſſe wählen zwiſchen einem engen Bündniß mit England, und Krieg; als Unterpfand der Treue ſolle die däniſche Flotte bis zum allgemeinen Frieden in engliſchen Häfen aufbewahrt werden; ſein König wiſſe, daß Frankreich auf Theilnahme an dem Kriege gegen England dringen werde, und dies beſtimme ihn, den Zwang zuerſt auszuüben." Als der Kronprinz über dies Anſinnen erſtaunte, ſprach der Geſandte einige unzuſammenhangende Worte von Gewährleiſtung und Erſatz auf den ſchlimmſten Fall; und als der Kronprinz fragte: „wer Dänemark die verlorene Ehre wieder geben würde," ſchwieg Jakſon. Der Kronprinz ſagte ihm hierauf: „das Miniſterium des Königs, ſeines Vaters, befinde ſich in Kopenhagen; dahin müſſe er ſich mit ſeinem Antrage wenden, um Beſcheid zu erhalten." Durch dieſe Rückkehr zu den Formen wurde eine koſtbare

Zeit gewonnen, von welcher, in dieſer Lage der Dinge, keine Minute verloren gehen durfte.

Schon vor Jakſon's Ankunft durch einen Eilboten von dem Durchgang der engliſchen Flotte durch den Sund benachrichtigt, eilte der Kronprinz, noch denſelben Abend, nach Kopenhagen, wohin er die erſte Nachricht von Englands Abſichten brachte. Dieſe Abſichten zu vereiteln und die Engländer eben ſo ſehr zu überraſchen, als ſie die Dänen zu überraſchen gedachten, gab es ein wirkſames Mittel; dies war die entſchloſſene Vernichtung einer Flotte, die nicht gerettet werden konnte. Doch, indem das Herz der Dänen an dieſem mühſam erſparten Schatze hing, konnte ein ſo heroiſcher Gedanke in ihnen nicht aufkommen. Sie dachten alſo nur auf die Vertheidigung ihrer Hauptſtadt und ihres Hafens, und die Anweſenheit eines geliebten Kronprinzen trug nicht wenig bei, ihren Muth zu erhöhen und ihre Bereitwilligkeit zu jedem Opfer zu verſtärken. Wenn ſie übrigens glaubten, daß der Kronprinz die Gefahr mit ihnen theilen werde, ſo irrten ſie: er begnügte ſich, den allgemeinen Befehl zur Vertheidigung Kopenhagens zu geben und reiſete hierauf mit ſeinem Vater und ſeinen übrigen Angehörigen nach Corſoer, um über den großen Belt nach Holſtein zurück zu gehen. Den Oberbefehl erhielt der General-Major von Peymann, und unter ihm befehligten der Artillerie-Oberſt von Bielefeld und der Kommandeur Sten Bille: lauter erprobte Männer.

Voll Verwunderung vernahm Jakſon, nach ſeiner Ankunft in Kopenhagen, daß der Kronprinz vor ihm angelangt und wieder abgereiſet ſei. In der Unterredung, die er mit dem jüngern Graf Bernſtorff hatte, blieb er ſich in Forderung und Ton gleich; die Nothwendigkeit der von England gebrauchten Maßregel war, nach ihm, der gültigſte Entſchuldigungsgrund. Vergebens forderte Graf Bernſtorff Beweiſe über die Gefahr, womit Dänemark von Frankreich bedroht ſei; die Antwort des Geſandten war,

daß, wenn man auch die vollkommenſte Überzeugung von einem Gegenſtande dieſer Art habe, man deswegen noch nicht im Stande ſei, Beweiſe beizubringen. Eben ſo vergebens ſtellte Bernſtorff vor, daß man die Wirklichkeit der Gefahr abwarten könne, und daß es dann noch Zeit für England ſein werde, Dänemark zu helfen; Jakſon antwortete: „ſo langſam und ſyſtematiſch gehe man nur in Privat-Unterhandlungen zu Werke; Staaten handelten in einem andern Geiſte.“ Der däniſche Miniſter bemerkte, „daß Dänemark, wenn es angefallen werden ſollte, alle ſeine Kräfte anſtrengen würde, um Ehre und Unabhängigkeit zu behaupten;“ Jakſon aber bemerkte dagegen, „daß England nichts Höheres kenne, als nichts geſchehen zu laſſen, was ſeinem Vortheil entgegen ſei.“ Als alles erſchöpft war, fragte ihn Bernſtorff: „ob er denn von ſeinem Souverän den Auftrag habe, dem Könige von Dänemark, ſeinem nächſten Verwandten, den Krieg zu erklären;“ und Jakſon antwortete: „was ich vorhin geſagt habe, kommt in Hinſicht des Sinnes dieſem gleich.“ Hiermit war die Unterredung beendigt und noch an demſelben Abend begab ſich der brittiſche Miniſter mit zwei anderen diplomatiſchen Perſonen, die in dieſer Angelegenheit thätig geweſen waren, auf die engliſche Flotte, um anzuzeigen, daß die Feindſeligkeiten ihren Anfang nehmen könnten.

Um kurz zu ſein: von Seiten der Dänen fehlte es nicht an Luſt zum Widerſtande; die Bürgerſchaft Kopenhagens, ſo wie die Landleute Seelands und der übrigen Inſeln, hatten zu den Waffen gegriffen; der Hafen war durch Verſenkung eines großen Schiffs geſperrt, und während man die Wälle mit zahlreichem groben Geſchütz beſetzt hatte, gedachte man die Stadt von der Seeſeite durch dreißig Blockſchiffe, ſchwimmende Batterien und Kanonenböte zu vertheidigen. Alles war vergeblich: die Engländer landeten mit Übermacht, ſprengten die däniſche Landwehr aus einander, und nachdem ſie ihre Belagerungsanſtalten voll-

endet hatten, hoben ſie, nach abgewieſener Aufforderung, am Abend des 2. Septembers aus 72 Mörſern und ſchweren Kanonen ein ſo fürchterliches Feuer an, daß die Hauptſtadt in allen ihren Theilen erſchüttert wurde. Dies Feuer wurde in den nächſten Tagen fortgeſetzt. Am 5. September lagen 305 Häuſer nebſt der Frauenkirche in Aſche; mehr als 800 wehrloſe Bürger und Bürgerinnen waren getödtet; noch weit mehr ſchwer verwundet. Angſt, Hunger und Beſchwerden hatten die Widerſtandskraft erſchöpft, als endlich Peymann in eben dem Augenblicke, wo das Bombardement aufhörte, den Engländern durch einen Parlementär erklären ließ, „daß er bereit ſei, auf der Grundlage der in ihrer Aufforderung enthaltenen Vorſchläge zu kapituliren." Nachdem nun noch von Seiten der Engländer einige Schwierigkeiten erhoben waren, kam man am 7. September Morgens darin überein: „daß den Engländern die Flotte, der Holm und die Citadelle von Kopenhagen übergeben werden ſollten, mit der Bedingung, daß ſie ſich anheiſchig machten, den Holm und die Citadelle ſpäteſtens innerhalb 6 Wochen zurück zu geben, Seeland zu verlaſſen und während ihres Aufenthalts auf dieſer Inſel alles öffentliche und Privat-Eigenthum, die dem Könige gehörigen Schiffe, nebſt Schiffsſachen und See-Inventarien, ausgenommen, zu reſpektiren."

Cathcard, dem ſeine, bei der Zerſtörung Kopenhagens bewieſene Thätigkeit in der Folge den Orden des blauen Hoſenbandes verſchaffte, verlegte, vom 14. September an, ſein Hauptquartier von dem Schloſſe Friedrichsberg nach der Citadelle. Nie wurde die däniſche Flotte mit größerer Schnelligkeit ausgerüſtet, während man gleichzeitig auf dem Holm beſchäftigt war, ſelbſt die Möglichkeit einer däniſchen Seemacht zu zerſtören; denn zerhauen wurden alle noch auf dem Stapel ſtehenden Schiffe und Böte, zertrümmert die Dampfmaſchine und die Docke, weggenommen alles Schiffbauholz. Es waren nicht weniger als 18 Linienſchiffe,

15 Fregatten, 6 Briggs, 11 Kanonenböte mit zwei Kanonen im Bug, und 14 Kanonenböte mit einer Kanone im Bug und einer im Stern, was die Engländer erobert hatten; und rechnet man dazu die Schiffsmaterialien, deren ſich die engliſchen Offiziere, theils nach dem klaren Inhalt der Kapitulation, theils gegen denſelben, bemächtigten, ſo wie die ungeheuren Verluſte, welche die Hauptſtadt durch das Bombardement gelitten hatte: ſo läßt ſich behaupten, daß der Schlag, welcher Dänemark mitten unter den lebhafteſten Bemühungen, ſein Neutralitäts-Syſtem zu behaupten, traf, einer der allerhärteſten war, welche im Laufe des franzöſiſchen Revolutions-Krieges irgend einen Staat zu Boden geworfen hatten. Und ſo bewährte ſich an Dänemarks Schickſal, daß in Welt-Kriſen die Neutralität eben ſo unmöglich iſt, wie in dem Aufruhr des Oceans die Ruhe einer einzelnen Welle; und widerlegt waren, von jetzt an, die Lobredner Englands, welche noch vor Jahr und Tag behauptet hatten: „England beunruhige im Frieden kein Fiſcherboot, und behandle im Kriege die neutralen Nationen nach dem Buchſtaben vorhandener Traktate, der einzigen völkerrechtlichen Regel.“ *)

Den 19. October überlieferten die Engländer der Garniſon von Kopenhagen die beiden Holme. Ihre Einſchiffung geſchah noch an demſelben Tage; und nur weil ſtürmiſches Wetter ihre Abfahrt verhinderte, wurde die Citadelle erſt am folgenden Tage übergeben. Triumphirend kehrten ſie nach Portsmouth zurück.

Die engliſche Regierung rechtfertigte ihr Verfahren durch eine Deklaration, worin geſagt wurde: „Wäre Dänemark zur Behauptung ſeiner Unabhängigkeit geneigt oder entſchloſſen geweſen, ſo hätte es auf die Mitwirkung

---

*) So hatte unter andern der Verfaſſer der Fragmente aus der neueſten Geſchichte des politiſchen Gleichgewichts in Europa geurtheilt.

Englands rechnen können: auf Beiſtand zu Lande und zu Waſſer, auf Geld, auf Garantie ſeiner europäiſchen Gebiete und auf die Sicherheit und Erweiterung ſeiner Kolonial=Beſitzungen. Da aber Dänemark alle dieſe Vorſchläge verworfen hätte, ſo habe der König von Großbritannien, der vielleicht ſchon allzu lange mit gewiſſenhafter Enthaltung gegen ſchonungsloſe Gewalt und Unterdrückung ankämpfe, ſich genöthigt geſehen, dem Plane Frankreichs, die ſämmtlichen Mächte Europa's einer univerſellen Uſurpation zu unterwerfen und durch Schrecken und Gewalt zu einer Verbindung wider die Seerechte und das politiſche Daſein Englands zu vereinigen, auch dadurch entgegen zu treten, daß er ſich der däniſchen Flotte bemächtigt habe, um ſo die Wirkungen der allen europäiſchen Völkern von Frankreich eingeflößten Furcht aufzuheben. Übrigens liege ein Krieg mit Dänemark nicht in den Abſichten des Königs: er trage noch immer auf eine freundſchaftliche Ausgleichung an, und wünſche nichts ſo ſehnlich, als das gegen ſeinen Willen gezogene Schwert wieder in die Scheide ſtecken zu können, vollkommen bereit, Dänemark und der ganzen Welt zu beweiſen, daß er nicht aus Beweggründen des Eigennutzes, ſondern aus denen der Selbſterhaltung und Selbſtvertheidigung gehandelt habe.

Dieſe Sprache, obgleich im Allgemeinen wahr, fand wenig Eingang. Das Schickſal Kopenhagens hingegen fand noch weit mehr Bedauern, als eine heroiſche Vernichtung der däniſchen Flotte, wenn ſie zu Stande gekommen wäre, Bewunderung gefunden haben würde. Man vergaß, daß Frankreich, von Napoleon geleitet, an dem Unglück der Dänen vollkommen eben ſo viel Antheil hatte, als England, und verwechſelte, von großmüthigen Gefühlen hingeriſſen, nur allzu ſehr, was kleine und was große Verhältniſſe mit ſich bringen. Am wenigſten nahm man Rückſicht auf Englands Eigenthümlichkeit, wie ſie in dieſen Zeiten war: eine Eigenthümlichkeit, vermöge welcher Krieg

und Handel ſich gegenſeitig unterſtützen und durchaus nicht von einander getrennt werden dürfen, indem der Merkantilismus nichts weiter bezeichnet, als den Austritt aus der Barbarei, worin die Vortheile eines freien Verkehrs durch Raub erſetzt werden.

Da nichts natürlicher war, als daß der Kronprinz von Dänemark ſich, um nicht ganz vereinzelt zu ſein, in Napoleons Arme warf: ſo hatte dieſer von dem Verfahren der Engländer in ſofern den meiſten Gewinn, als das, was er in dem letzten Krieg beabſichtigt hatte — die freie Einwirkung auf die pyrenäiſche Halbinſel — nur um ſo vollſtändiger erreicht war. Das ganze deutſche Feſtland war jetzt in ſeiner Gewalt; denn ſeit dem Traktat von Tilſit war von dem Königreiche Preußen nur das Land zwiſchen dem Memel und der Weichſel von den franzöſiſchen Waffen geräumt worden und alles Übrige in Napoleons Händen zurückgeblieben, „damit“ — ſo erklärte ſich das franzöſiſche Amtsblatt über dieſen Gegenſtand — „unter den außerordentlichen Umſtänden, worein Europa durch die Ungerechtigkeiten Großbritanniens verſetzt worden, Rußland und Frankreich ſich verſtehen möchten.

Die nicht eingeſtandene Urſache der gegen Preußen verübten Unterdrückung war jedoch unſtreitig, daß das Königreich Weſtphalen ſich deſto ungeſtörter bilden möchte.

Dies Königreich, deſſen Organismus während des Sommers zu Paris entworfen war, wurde zuſammengeſetzt aus acht Departements; namentlich aus dem der Elbe, aus dem der Fulda, aus dem des Harzes, aus dem der Leine, aus dem der Ocker, aus dem der Saale, aus dem der Werra und aus dem der Weſer. Eine vollſtändige Urkunde beſtimmte die Form der Regierung. Zum König hatte Napoleon ſeinen jüngſten Bruder, Hieronymus, ernannt, der, mit einer Tochter des Königs von Würtemberg vermählt, ſich Jerome Napoleon unterzeichnete. Einige 20 Jahr alt, langte dieſer König den 10. December mit ſeiner

Gemahlin in Kaſſel an, wo er, wie ſich wohl von ſelbſt verſteht, ſeinen Wohnſitz in dem kurfürſtlichen Schloſſe aufſchlug. Die Zahl ſeiner Unterthanen belief ſich um dieſe Zeit auf 1,912303 Seelen. Der 1. Januar 1808 wurde zur Huldigung beſtimmt. Zu dieſem Zweck verſammelten ſich die Abgeordneten der Stände gegen den Schluß des laufenden Jahres in Kaſſel. Die Ceremonie fand in einem Saale des Orangerie-Palaſtes Statt. Hier ſtand am äußerſten Ende der königliche Thron, deſſen Himmel von weißem Atlas mit goldenen Franzen das königliche Wappen trug, und in deſſen Hintergrunde die mit Lorbern gekrönte Büſte des franzöſiſchen Kaiſers angebracht war. Dem Throne gegenüber befand ſich die Tribune der jungen Königin. Sobald ſich nun der König auf den Thron niedergelaſſen hatte, hielt der Miniſter des Innern und der Juſtiz, Herr Simeon, eine Rede, worin er den Zweck der Verſammlung entwickelte und die Bürgſchaft für die Treue der Unterthanen auf ſich nahm. Nach dieſer Rede ſchwuren die ſämmtlichen Abgeordneten, in der Ordnung der Departements, Gehorſam dem Könige und Treue der Konſtitution. Der König ſelbſt beſchloß die Feierlichkeit mit einer Rede, wodurch man ihn ſagen ließ: „Der erſte ſeiner Wünſche bei Beſteigung des weſtphäliſchen Throns ſei der geweſen, ſich von ſeinen Unterthanen umringt zu ſehen; er habe alſo nicht erſt abwarten wollen, bis Weſtphalen, vorgeſchriebenen Formen gemäß, gewählte Abgeordnete an ihn abſenden würde. Groß ſei das Werk, deſſen Vollbringung ihm obliege, und mit Aufmerkſamkeit betrachte ganz Deutſchland die erſten Schritte der Weſtphalen. Unter mehrere Regenten getheilt, nach verworrenen und vervielfältigten Geſetzen regiert, und durch ein Lehns-Syſtem, das hier Dienſtbarkeit, dort Vorurtheile erzeugt habe, darnieder gehalten, hätten dieſe Länder bisher Europa's blühenden Staaten nachſtehen müſſen. Indeß ſei der Augenblick gekommen, wo es ihnen vergönnt werde, einen Platz unter

denſelben einzunehmen. Die Grundſäule des Heils für jeden Staat ſei der feierliche Vertrag, welcher die Rechte feſtſtelle und die Pflichten beſtimme und zwiſchen dem Regenten und den Unterthanen Verhältniſſe begründe, worin jener, obgleich ausgerüſtet mit der vollen Macht, Gutes zu wirken, kein Intereſſe habe, Böſes zu ſtiften. An dieſen Merkmalen werde die Verſammlung die Conſtitution erkennen, der ſie ſo eben Treue geſchworen habe. Die Pflicht, dieſe Conſtitution in Ausübung zu bringen, werde er nach ihrem ganzen Umfange erfüllen. Von dem Tage ſeiner Thronbeſteigung an habe er ſich ein großes Vorbild gewählt, und vor allem zwei Dinge zu erreichen geſtrebt: die Liebe ſeiner Unterthanen und die Achtung der Nachwelt. Beide zu verdienen, werde ihm kein Opfer zu theuer ſein, keine Anſtrengung zu groß. Bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts habe eine vernünftige Politik ſeine Staaten mit Frankreich verbündet; und die Bande, welche ihn gegenwärtig mit dieſer großen Macht vereinigten, brächten nur ein Syſtem wieder in Gang, wonach das nördliche Deutſchland ſich immer zurückgeſehnt hätte. Dieſem Syſtem getreu, werde er ſeine theuerſten Gefühle mit ſeinen heiligſten Pflichten vereinbaren; und von der Verſammlung dürfe er ein Gleiches erwarten. Der neuen Ordnung der Dinge werde man unſtreitig einige Vortheile aufopfern, die ſich damit nicht vertrügen. Privilegien, Befreiungen und perſönliche Dienſtbarkeiten paßten nicht zum Geiſte des Jahrhunderts; endlich müſſe Weſtphalen B ü r g e r erhalten" ...

So ſprach der junge König von Weſtphalen. Was in ſeiner Rede auch eigener oder fremder Gedanke ſein mochte: durch ihn waren zwei Haupt-Ergebniſſe der franzöſiſchen Umwälzung — öffentliche Gerechtigkeitspflege und Militär-Conſkription — in die Mitte Deutſchlands verſetzt, wo ſie nicht verfehlen konnten, alle die Wirkungen hervor zu bringen, welche unzertrennlich ſind von der Kraft des Gegenſatzes.

Für Napoleon war das Königreich Weſtphalen eine Schutzwehr mehr für den großen Plan, den er verfolgte, durch ein und daſſelbe Mittel ſämmtliche Bourbons in den Privatſtand zu verſetzen und die Engländer in allen ihren Verhältniſſen zu lähmen. Da die Zeit gekommen war, wo dieſer Plan ins Werk gerichtet werden konnte, ſo durfte er nicht länger ſein Geheimniß bleiben; in der Natur der Sache aber lag, daß er ſich darüber zuerſt ſeinem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten aufſchloß. Alſo erſt um die Mitte des Jahres 1807 erfuhr der Herr von Talleyrand, was in den beiden letzten Kriegen bezweckt war. Ob der überraſchte Miniſter ſich mehr ſeiner bisherigen Verblendung ſchämte, oder mehr über die Verwegenheit ſeines Gebieters erſtaunte, läßt ſich ſchwerlich ermitteln; genug, daß Herr von Talleyrand, welcher lieber gewinnreiche Friedens-Traktate abſchloß, als weitausſehende Kriege einleitete, alles, was in ſeinen Kräften ſtand, aufbot, um Napoleon von ſeinem Vorſatze abzubringen.*) Dieſer durfte ſich jedoch um ſo weniger erſchüttern laſſen, je vollſtändiger der von ihm verfolgte Gedanke ſich in ihm ausgebildet hatte, und je mehr die beiden letzten Kriege eine bloße Vorbereitung für ſein neues Unternehmen geweſen waren. Da er ſich nun von dem Beiſtande eines ſein Verfahren mißbilligenden Miniſters nichts Vortheilhaftes verſprechen konnte, ſo verſetzte er den Herrn von Talleyrand in den Ruheſtand und ernannte den Herr von Champagney, bisherigen Miniſter des Innern, wegen ſeiner größern Geſchmeidigkeit, zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten. Auch im Kriegs-Miniſterium ging gleichzeitig eine weſentliche Veränderung dadurch vor, daß an die Stelle des Fürſten von Neufchatel

*) Was zwiſchen Napoleon und dem Herrn von Talleyrand bei dieſer Gelegenheit vorging, iſt nicht vollſtändig bekannt geworden. Über die Urſache ſeiner Ungnade, doch nicht über die von ihm gebrauchten Abſchreckungsgründe, ſprach Herr von Talleyrand noch im Jahre 1823 in der Pairkammer.

der General Clarke trat: ein Mann, der ſich unglücklich fühlte, ſo oft es ihm an Gelegenheit gebrach, des gnädigen Beifalls ſeines Gebieters inne zu werden, und den Napoleon nur zu gut von dieſer Seite kannte.

Napoleon hatte, nach ſeiner Zurückkunft nach St. Cloud (welche den 27. Juli 1807 erfolgt war), es ſeine erſte Sorge ſein laſſen, das Tribunat, als eine von jetzt an ganz überflüſſige Staatsbehörde, aufzuheben. Dagegen erhielt Frankreich durch die Errichtung eines Rechnungs-Hofes (cour des comptes) ein neues Inſtitut, zuſammengeſetzt aus drei Rechnungskammern, von welchen (gerade wie in dem alten Frankreich) die eine die Ausgabe, die andere die Einnahme, die dritte die Ausgaben und Einnahmen der Städte und Gemeinden zu revidiren hatte. Bei dieſem Inſtitut fand der ehemalige Schatzmeiſter Barbé Marbois (den, weil durch ſeine Unbehülflichkeit die franzöſiſche Bank beim Ausbruch des Krieges von 1805 in Mißkredit gerathen war, die Ungunſt des Kaiſers getroffen hatte) als erſter Präſident ſeine Wiederanſtellung, und in ihr die vollkommenſte Genugthuung für ſein beſchränktes Talent und ſeine unbeſtrittene Rechtſchaffenheit. Die beiden anderen Präſidenten waren Jard Panvillers und Delpierre, ehemalige Tribunen; was wir hier bloß deshalb anführen, damit der Leſer erfahre, wie Napoleon die Wunden, die er durch ſeine Willkühr ſchlug, zu heilen verſtand. Mit dem frühern Republikanismus der Franzoſen war es dahin gekommen, daß er nur noch der Schatten eines Traumes war, den man irgend einmal geträumt hat.

Die Hauptangelegenheit Napoleons war, die Eroberung der pyrenäiſchen Halbinſel zu Stande zu bringen. Durch eine kluge Benutzung der am ſpaniſchen Hofe herrſchenden Verhältniſſe hoffte er dieſe Aufgabe mit dem geringſten Aufwande von Kraft und Zeit zu löſen. Für das ſpaniſche Volk war dieſer Hof bei weitem mehr ein Artikel des Luxus, als der Nothwendigkeit. Eben deswegen ſtand

die königliche Familie ganz vereinzelt da, abgeſchloſſen auf den engen Kreis, deſſen Durchſchnittlinie der Weg von Madrid bis Aranguez war. König Karl IV., jetzt in einem Alter von beinahe 60 Jahren, hatte nie irgend eine von den Eigenſchaften gehabt, welche die königliche Profeſſion erfordert; als leidenſchaftlicher Jäger fand er ſeine Genugthuung in Genüſſen, von welchen zu wünſchen geweſen wäre, daß er ſie Anderen überlaſſen hätte. Die Freiheit, welche ſeine Gemahlin Marie Luiſe, eine Tochter des Herzogs Philipp von Parma, durch ſeine Schwäche erhielt, war für die ſpaniſche Nation ein Gegenſtand des Ärgerniſſes, weil ſie der guten Sitte, welche von Königinnen nicht ſtreng genug bewahrt werden kann, Hohn ſprach. Emanuel Godoi, Sohn eines unbegüterten Edelmannes im ſpaniſchen Eſtremadura, verdankte der Leidenſchaft, welche die Königin für ihn gefaßt hatte, jene ſchnelle Erhebung, wodurch er von einem Gardiſten in ſehr kurzer Zeit zu den erſten Staatsämtern emporſtieg, und nach und nach die Titel eines Herzogs von Alkudia, eines Friedensfürſten, eines Generaliſſimus der Land= und Seemacht Spaniens und zuletzt eines Admirals von Spanien und Indien erhielt, nachdem er ſich, ſchon 10 Jahre früher, mit einer Nichte des Königs, der Tochter des Infanten Don Luis, vermählt hatte und folglich förmlich Mitglied der königlichen Familie geworden war. Dieſer Emanuel Godoi, den man gemeinhin den Friedensfürſten nannte, ſtand dadurch an der Spitze der Regierung, daß er die Königin beherrſchte, die ihrerſeits ihren Gemahl nach den Abſichten ihres Lieblings beſtimmte. Im Urtheil der Nation galt Godoi für ſchwachköpfig und ſtumpfſinnig;*) und wiewohl er dies nur nach einer Partei=Anſicht ſein mochte, ſo fehlten ihm doch gewiß alle die Geſinnungen und Einſichten, wodurch man allein

*) Die Ausdrücke, wodurch man ihn bezeichnete, waren in der Regel: inepte und imbecille.

an der Spitze eines großen Staats zu ſtehen verdient. Godoi's entſchiedenſte Feinde waren die Großen, und ihre Feindſchaft wirkte nicht wenig zur Verſchlimmerung ſeiner Lage, worin nur dadurch auszuhalten war, daß es in Spanien an Öffentlichkeit fehlte. Von allen ſeinen Feinden war der Prinz von Aſturien, der um dieſe Zeit ein Alter von 23 Jahren zurückgelegt hatte, der gefährlichſte, nicht durch ſich ſelbſt, wohl aber dadurch, daß Andere ihn zu ihrem Stützpunkt machten, indem ſie ihn beredeten, es komme auf nichts Geringeres an, als ihn von der Krone auszuſchließen.

Wenn Umſtände dieſer Art ſich für einen Plan, wie der von Napoleon verfolgte war, ſehr leicht benutzen ließen, ſo kam noch ein anderer hinzu, deſſen Kraft den Ausſchlag geben mußte. Dies war die Furcht, welche der ſpaniſche Hof vor der franzöſiſchen Umwälzung hegte: eine Furcht, die ihn ſeit dem Jahre 1795 zu jeder Nachgiebigkeit gegen die Forderungen der franzöſiſchen Regierung, ſogar zur Erneuerung des Familien-Pakts mit dem Direktorium, vermocht hatte. Auch alles, was Spanien ſeit dem Anfange des neuen Jahrhunderts gethan und gelitten hatte, um Napoleons Wünſche zu befriedigen, hatte ſeine Quelle nur in dieſer Furcht gehabt; und der auffallendſte Beweis lag darin, daß, als ſich am Schluſſe des Jahres 1806 in dem Kriege zwiſchen Frankreich und Preußen ein Hoffnungsſchimmer zur Verbeſſerung der Lage Spaniens dargeboten hatte, der Friedensfürſt nicht ſäumig geweſen war, ihn aufzufaſſen. Dies war geſchehen durch eine Proklamation, welche die Spanier aufforderte, die Waffen zu ergreifen, um den gemeinſchaftlichen Feind (der jedoch nicht näher bezeichnet wurde) zu bekämpfen. Napoleon hatte dieſe Proklamation bald nach der Schlacht bei Jena geleſen, und geſagt: „das ſoll der Friedensfürſt mir büßen.“ Inzwiſchen iſt man nicht berechtigt, das, was er gegen Spanien vorhatte, als eine Wirkung ſeiner Empfindlichkeit

wegen der einfältigen Proklamation Godoi's zu betrachten.*) Wie er mit dem ſpaniſchen Hofe ſtand, wußte er nur allzu gut; und eben deswegen konnte ein wirkungsloſer Einfall des Friedensfürſten ihm nichts verſchlagen. Die Eroberung Spaniens war vor dem Kriege mit Preußen beſchloſſen. Napoleon ſah in der pyrenäiſchen Halbinſel nur Liſſabon und Cadiz, als die beiden Punkte, welche Englands Handel und Englands Starrſinn nährten; und um in den Beſitz dieſer beiden Punkte zu kommen und darin zu bleiben, ſollten die ſpaniſchen Bourbons ihm ihren morſchen Thron abtreten.

Um nun zu ſeinem Zweck zu gelangen, knüpfte er den Fuchsſchwanz an die Löwenhaut, wodurch er herrſchte. Wohl wiſſend, in welchen Beſorgniſſen Emanuel Godoi lebte, flößte er dieſem, auf eine überraſchende Weiſe, das Vertrauen ein, daß er, als ſein Werkzeug, zur Souveränetät emporſteigen könnte. Das Dekret, wodurch England, von Berlin aus, in den Blokade-Zuſtand erklärt worden, gab den Vorwand zur Vertreibung der Engländer aus Portugal; und damit dieſe Vertreibung bleibend werden möchte, ſollte das Haus Braganza aufhören zu regieren, und Portugal ſo getheilt werden, daß dem Friedensfürſten die Souveränetät von Algarvien zufiele, während Nord-Luſitanien der Königin von Hetrurien zu Theil werden ſollte.

Der Prinz-Regent von Portugal war ein Schwiegerſohn des Königs von Spanien; folglich für alles, was ihm von Frankreich her begegnen konnte, auf den Schutz Spaniens auf mehr als eine Weiſe angewieſen. Wenn nun gleichwohl der Friedensfürſt auf Napoleons Antrag einging: ſo ſetzt dies eine Geſinnung voraus, worin ſich

*) Dieſen Fehler hat der Herr von Pradt in ſeinen ſonſt ſehr geiſtreichen Mémoires historiques sur la Révolution d'Espagne begangen; mit ihm viele Andere.

alles vereinigt, was ein rechtſchaffenes Gemüth zu verabſcheuen Urſach hat. Dennoch war die, von Begehrlichkeit verſtärkte Furcht Godoi's vor Napoleon ſo groß, daß er den ihm gemachten Antrag mit beiden Händen annahm. Es wurde demnach, mittelſt des beſondern Geſandten, welchen der Friedensfürſt am franzöſiſchen Hofe unterhielt (ſein Name war Izquierdo), am 27. October zu Fontainebleau eine Convention geſchloſſen, nach welcher das Haus Braganza aus Portugal verjagt, dies Königreich aber in drei Theile geſondert werden ſollte; nämlich 1) in Nord-Luſitanien für den König von Hetrurien, der dagegen Toskana an Frankreich zurückgeben ſollte; 2) in Süd-Luſitanien, beſtehend in den beiden Algarvien, beſtimmt zu einem Fürſtenthum für den Friedensfürſten; 3) in die in der Mitte belegenen Provinzen, über welche man erſt nach dem allgemeinen Frieden verfügen wollte. Eine bedeutende Stipulation dieſes Vertrages war noch, daß der König von Spanien den Titel eines Kaiſers Beider Amerika annehmen ſollte.

Mitten unter dieſen Intriguen verkündigte der Moniteur (diesmal ſeiner Benennung genau entſprechend): „daß der Prinz-Regent von Portugal durch den Einfluß der Ränke Englands ſeinen Thron verlieren und daß der Sturz des Hauſes Braganza von neuem beweiſen werde, wie unvermeidlich der Fall jener Mächte ſei, die es mit England hielten.“ Unmittelbar nach dem Abſchluſſe des Traktats kündigte Napoleon der verwittweten Königin von Hetrurien an, daß ihr Königreich ihr nicht länger angehöre und daß ſie ſich nach Spanien zu begeben habe, wo ihrer ein anderes Schickſal warte: ein Befehl, der um ſo weniger zurück zu weiſen war, weil die ſpaniſchen Truppen, welche der Königin zu Gebote ſtanden, etwa 15000 Mann ſtark, ſchon früher nach Deutſchland hatten aufbrechen müſſen, um die däniſchen Inſeln gegen die Angriffe der Engländer zu vertheidigen. An den Vertrag von Fontainebleau ſchloß ſich

eine Übereinkunft an, durch welche alles, was auf die Beſitznahme Portugals Bezug hatte, geregelt wurde. Zehn tauſend Mann ſpaniſcher Truppen ſollten die Provinz Entre Minho e Duero, ſo wie die Stadt Oporto beſetzen, und eine andere Abtheilung von 6000 Mann von den Provinzen Alemtejo und Algarvien Beſitz nehmen. Frankreich wollte 25000 Mann Fußvolk und 3000 Mann Reiterei durch Spanien in Portugal einrücken laſſen; und an dies Herr ſollten ſich noch 8000 Mann ſpaniſchen Fußvolks und 3000 Mann ſpaniſcher Reiterei anſchließen. Von dem Augenblick an, wo die kombinirten Truppen das portugieſiſche Gebiet würden betreten haben, ſollte die Verwaltung der Provinzen Beira, Tras os Montes und Eſtremadura dem franzöſiſchen Obergeneral, die der übrigen Provinzen den ſpaniſchen Generalen zukommen; die in dieſen Provinzen zu hebenden Contributionen aber ſollten zum Vortheil der franzöſiſchen und der ſpaniſchen Regierung ſein. Würde der König von Spanien oder der Friedensfürſt für gut befinden, ſich zur Armee zu begeben: ſo ſollten die franzöſiſchen Truppen unter ihren Befehlen ſtehen; auf den Fall aber, daß die Engländer Miene machten, Portugal anzugreifen, ſollte eine franzöſiſche Reſerve-Armee von 40000 Mann bei Bayonne in Bereitſchaft gehalten werden, ohne gleichwohl eher in Spanien einzurücken, als bis ein beſonderes Abkommen darüber getroffen ſein würde.

Auf dieſe Weiſe verſchwur ſich der ſpaniſche Hof mit dem franzöſiſchen — freilich zunächſt nur zum Untergange des Hauſes Braganza, doch, bei ſeiner Verblendung, im Grunde zu ſeinem eigenen. Die nach Portugal beſtimmten franzöſiſchen Truppen waren, als die Übereinkunft geſchloſſen wurde, längſt unterwegs. An ihre Spitze hatte Napoleon den Marſchall Junot geſtellt. Durch dieſen wurde alſo die große Revolution eingeleitet, welche ſich mit der Freiwerdung des ſpaniſchen und des portugieſiſchen Amerika endigen ſollte . . . Die Dinge nahmen folgenden Gang.

Napoleon hatte dem Prinz-Regenten von Portugal im Laufe des Auguſt kund thun laſſen, „daß er alle Verbindungen mit England aufgeben, die zu Liſſabon und in den übrigen Städten des portugieſiſchen Königreichs befindlichen engliſchen Waaren konfisciren und dem Continental-Syſtem förmlich beitreten müſſe, wenn das Haus Braganza im Beſitz des portugieſiſchen Throns bleiben wollte." Befand ſich jedoch jemals ein Souverän in der Unmöglichkeit, dem Befehl des franzöſiſchen Autokraten Folge zu leiſten, ſo war dies der Prinz-Regent; denn nicht genug, daß er nach dem Fundamental-Geſetz des Königreichs (ſo wie dieſes von dem Stifter der Dynaſtie Braganza herrührte), nichts gegen den Vortheil, d. h. die Privilegien und Vorrechte, der Stände ſeines Machtgebiets unternehmen durfte, trat für ihn noch der beſondere Fall ein, daß Portugal, ſeit einem Jahrhundert, nur als eine engliſche Kolonie betrachtet werden konnte, die, von England nicht bloß gekleidet, ſondern auch zum Theil genährt, mit den Produkten ihres Bodens, weit mehr aber noch mit den koſtbaren Erzeugniſſen Braſiliens bezahlte. Hier half alſo ſelbſt der gute Wille nicht. Erſchreckend vor der an ihn gemachten Forderung, hatte der Prinz-Regent Anfangs weder den Muth, einzuwilligen, noch die Entſchloſſenheit, ſich zu verſagen. Anſtatt, der Wahrheit gemäß, ſich mit den geſellſchaftlichen Nothwendigkeiten ſeines Königreichs zu entſchuldigen, die ſich nicht mit plötzlichen Reformen vertrugen, ergriff er, bald wollend, bald nicht wollend, lauter ſich widerſprechende Maßregeln. Ein Moratorium von drei Monaten ſollte die Trennung Portugals von England einleiten; er hob es aber wieder auf, weil, was vorherzuſehen war, der Handel darüber ins Stocken gerieth. Voll Verlegenheit, ließ er hierauf die Möglichkeit einer Verſetzung ſeines Hauſes nach Braſilien ahnen, und hatte gleichwohl nicht das Herz, ſich offen darüber auszuſprechen. Er pflog Beſprechungen mit dem engliſchen Geſandten, ver-

ſchaffte ſich Geld und ertheilte der engliſchen Faktorei den guten Rath, ſich mit ihren Perſonen und Gütern zu rechter Zeit einzuſchiffen. Über dies alles nun erſchollen von Frankreich her jene Donnerworte, deren wir oben gedacht haben: Worte, auf welche die Abreiſe des franzöſiſchen und des ſpaniſchen Geſandten an einem und demſelben Tage erfolgte. Von jetzt an ſeines Schickſals gewiß, wollte der Prinz-Regent lieber Europa verlaſſen, als ſich in die Gefahr bringen, von ſeinem eigenen Schwiegervater, auf das Geheiß eines dritten, gemißhandelt zu werden. Schon näherten ſich 30000 Franzoſen, denen man nichts entgegen ſtellen konnte. Die Gefahr wuchs mit jedem Augenblicke. Aufgemuntert nun von dem engliſchen Miniſterium, führte der Prinz-Regent in dem entſcheidenden Moment, wo der Vortrab des franzöſiſchen Heeres ſich der Hauptſtadt näherte, den Entſchluß aus, ſich nach Braſilien einzuſchiffen. Nachdem er alſo eine interimiſtiſche Regierung angeordnet und ſeine Unterthanen mit den Beweggründen ſeiner Abreiſe bekannt gemacht hatte, ging er, am 29. November, mit ſeiner Gemahlin, ſeinen ſieben Kindern, ſeiner geiſteskranken Mutter (in deren Namen er regierte) und mit ſeinen Tanten an Bord, begleitet von den vornehmſten Perſonen ſeines Hofes und der Regierung, welche lieber ſein Schickſal theilen, als ihr Vaterland in Feindes Händen ſehen wollten; zu ihnen gehörten der Herzog von Cadaval, der Markis von Pombal und der Staatsminiſter von Aranjo. Die Einſchiffung geſchah auf acht Linienſchiffen und zwei Fregatten; die Witterung begünſtigte die Abfahrt, und dieſer Umſtand war um ſo glücklicher, weil, wenige Stunden darauf, ſich ein heftiger Wind erhob, der das Auslaufen verhindert haben würde. Tages darauf hielt Junot ſeinen Einzug in Liſſabon. Hierdurch war die Eroberung Portugals vollendet.

Gleichzeitig aber erfolgten in Spanien Auftritte, wie das Verwaltungs-Syſtem des Friedens-Fürſten ſie nothwendig

herbeiführen mußte. Da der Inhalt des Traktats von Fontainebleau ein Geheimniß geblieben war, ſo hatte die Einbildungskraft der Gegner des Erſten Miniſters nur deſto freiern Spielraum gewonnen; und wie hätten dieſe Gegner in der Vorausſetzung irren können, daß Spanien in den Händeln mit dem Prinz-Regenten von Portugal zugleich gemißbraucht und betrogen ſei und daß die Schuld der ganz verkehrten Politik auf Don Emanuel Godoi zurückfalle? So urtheilten, außer dem Herzog von Infantado und dem Kanonikus Escoiquiz, dem Erzieher des Thronfolgers, alle Freunde und Vertraute des Prinzen von Aſturien, welcher, als Thronfolger, in der Sache Spaniens freilich am meiſten betheiligt war. Hieraus nun bildete ſich eine Verſchwörung, welche keinen andern Zweck hatte, als den verhängnißvollen Erſten Miniſter vom Staatsruder zu entfernen. Dieſer, unterrichtet von dem, was wider ihn im Werke war, beredete Karl IV. leicht, daß es auf ſeine Entthronung abgeſehen ſei; und die natürliche Folge des väterlichen Argwohns war eine Verhaftung des Sohnes. In der Brieftaſche des Verhafteten fand man, außer anderen verdächtigen Schriften, ein Heft in zwölf Blättern, worin der Prinz von Aſturien ſeinem Vater Nachricht gab von der Abkunft, den Handlungen, dem Vermögen und dem Despotismus des Friedensfürſten, mit der hinzugefügten Bitte, die Wahrheit der in dieſem Aufſatze enthaltenen Thatſachen unterſuchen zu laſſen und demnächſt den Friedensfürſten aus ſeiner Umgebung zu verbannen: eine Maßregel, welche allgemeine Freude verurſachen würde. Ähnlichen Inhalts waren die übrigen Papiere, ſo daß aus keinem derſelben eine Verſchwörung gegen das Leben des Königs hervorging. Nichts deſto weniger wurde Karl IV. vermocht, als Ankläger ſeines Sohnes vor der ganzen Nation aufzutreten. Dies geſchah durch eine Mittheilung an den großen Rath von Caſtilien, welche folgenden Inhalts war: „Seine Völker, ſeine Unterthanen, die ganze

Welt kenne, ſeine Religion und die Regelmäßigkeit ſeiner Lebensweiſe. Ruhig habe er in der Mitte ſeiner Familie gelebt, als eine unbekannte Hand ihm das abſcheulichſte Komplot aufgedeckt habe, das in ſeinem eigenen Palaſt gegen ſein Leben geſchmiedet worden. Dieſes habe ſich verwandelt in eine Laſt für ſeinen Nachfolger, der, hingeriſſen von vorgefaßten Meinungen und geſchlagen mit Blindheit, allen Grundſätzen der Religion und Tugend zum Trotz, einen Plan zu ſeiner Entthronung entworfen habe. Zwar habe er ihn über die Wahrheit dieſer Thatſache täuſchen wollen; allein die Vorlegung von Chiffern des Einverſtändniſſes und von Aufforderungen der Übelgeſinnten zur Beſchleunigung der ungeheuren That habe ihm das Geſtändniß entriſſen. Alles ſei geſchehen; man kenne die verſchiedenen Schuldigen; ihre Verhaftung ſei verordnet; der verbrecheriſche Sohn werde in ſeiner eigenen Wohnung aufbewahrt. Sein (des Königs) Schmerz fordere Rechtfertigung. Das Ergebniß der Unterſuchung ſolle bekannt gemacht werden."

Dieſe unkönigliche Beichte vor einem Volke, das in dem Friedensfürſten den Urheber des öffentlichen Elends ſah und in Karl IV. nicht einmal den Hausvater achten konnte, machte einen um ſo gefährlichern Eindruck, weil ſie alles beſtätigte, was die große Menge bisher nur geahnet hatte, und weil ſie in ihren Theilen viel zu unbeſtimmt war, als daß ſie der Vermuthung nicht ein weites Feld hätte eröffnen ſollen. Das Schlimmſte dabei war, daß die von einer richterlichen Junta angeſtellte Unterſuchung gar nicht das Ergebniß gewährte, deſſen der König und ſein Hof zu ihrer Rechtfertigung bedurften. Der Prinz geſtand, daß er bei allem, was er gethan, nur die Abſicht gehabt habe, ſeine Eltern hinſichtlich des Vertrauens, das ſie in Don Emanuel Godoi ſetzten, eines Beſſern zu belehren, und daß er aus Beſorgniß, dieſer möchte, beim Hintritt des Königs, ſeine Gewalt mißbrauchen, dem Herzoge von Infantado eine von ſeiner Hand geſchriebene,

ſchwarz geſiegelte Vollmacht mit weiß gelaſſenem Datum ertheilt habe, auf dieſen Fall das Kommando der Truppen in Kaſtilien zu übernehmen. Dabei berief er ſich darauf, daß er bei dem Sturz des Friedensfürſten nicht die Entthronung ſeines Vaters habe beabſichtigen können, da er gerade durch dieſen Vater den Sturz ſeines Feindes habe bewirken wollen. Sobald nun die Sache dieſe unerwartete Wendung genommen hatte, mußte der Hof auf Mittel denken, ſeine Übereilung wieder gut zu machen. Zu dieſem Endzweck erſchien der Friedensfürſt ſelbſt in dem Gefängniß des Prinzen und legte ihm einen fertigen Brief vor, der eine Abbitte enthielt. Der Prinz unterzeichnete den Brief, ohne zu ahnen, daß er bekannt gemacht werden ſollte; indeß erfolgte die Bekanntmachung, und unmittelbar darauf erhielt der Prinz ſeine Freiheit zurück. Der ganze Proceß endigte damit, daß der Herzog von Infantado, der Kanonikus Escoiquiz, der Markis von Ayerbe, Kammerherr des Prinzen, die Grafen Orgaz und Bornos und die Herren von Villena und Giraldo aus der nächſten Umgebung der Hauptſtadt verbannt wurden, nicht weil irgend ein gegründeter Verdacht auf dieſen Perſonen ruhete, ſondern weil der Hof nicht ganz Unrecht haben wollte. Der Friedensfürſt glaubte die Ruhe auf dieſem ſanften Wege wieder hergeſtellt zu haben; doch die Umſtände, worin ſich Spanien durch den Traktat von Fontainebleau befand, hätten minder kritiſch ſein müſſen, wenn der niedergeſchlagene Proceß nicht hätte die Einleitung zu einer Thronumwälzung werden ſollen.

Dieſe Umwälzung noch vollſtändiger einzuleiten, machte Napoleon gegen das Ende des Jahres 1807 eine Reiſe nach Italien. Begleitet von dem Großherzog von Berg und von dem Fürſten von Neufchatel, begab er ſich zunächſt nach Mailand, wo er eine Zuſammenkunft mit ſeiner Schweſter, der Fürſtin von Lucca und Piombino, und mit ſeinem ältern Bruder, dem König von Neapel, hatte.

Ohne ſich in Mailand länger aufzuhalten, als gerade nöthig war, um die drei Wahl-Kollegien des Königreichs Italien auf den 30. December zuſammen zu berufen, ſetzte er in der Geſellſchaft ſeines Adoptiv-Sohnes, des Vice-Königs von Italien, ſeine Reiſe nach Venedig fort, wo eine Zuſammenkunft mit dem Könige von Baiern und deſſen Familie Statt finden ſollte. Gemeinſchaftlich hielten alle dieſe fürſtlichen Perſonen ihren Einzug in Venedig, wo ſie in dem königlichen Palaſte der ehemaligen Prokuratie beiſammen wohnten. Nach einem Aufenthalt von mehreren Tagen bereiſete Napoleon, in Begleitung des Großherzogs von Berg, des Fürſten von Neufchatel und ſeines Adoptiv-Sohnes, die Grenzen des Herzogthums Venedig nach Deutſchland hin und kehrte hierauf nach Mailand zurück. Zu Mantua hatte er eine Zuſammenkunft mit ſeinem Bruder Lucian Bonaparte, welcher von Rom her zu ihm berufen war. Bot er ihm die ſpaniſche Krone an? Dies iſt deshalb nicht unwahrſcheinlich, weil er ſich gedrückt fühlte durch den Schatten, den Lucians Grundſätze auf ihn warfen. Wie es ſich damit auch verhalten mochte, das Verhältniß der beiden Brüder blieb für den Augenblick unverändert. Je ſtandhafter aber Lucian blieb, deſto auffallender ſpielte Napoleon den alten Kaiſer: eine Rolle, worin er ſich um ſo mehr gefiel, je leichter er in derſelben täuſchen zu können glaubte. Der Stadt Venedig einen Beweis ſeines Wohlwollens zu geben, ſollte der Vice-König von Italien künftig den Titel eines Fürſten von Venedig führen. Zu gleicher Zeit ertheilte er der neugeborenen Tochter dieſes Vice-Königs den Titel einer Prinzeſſin von Bologna. Der ehemalige Vice-Präſident und jetzige Groß-Siegelbewahrer Melzi d'Erile wurde, wegen ſeiner Verdienſte und weil er auf dem Schlachtfelde von Lodi die Schlüſſel der Stadt Mailand überreicht hatte, für ſich und ſeine Erben zu dem Range eines Herzogs von Lodi mit einer angemeſſenen Ausſtattung von Gütern, die der Kirche genommen

wurden, erhoben. Wegen der bedeutenden Vergrößerung des Königreichs Italien ſeit dem Jahre 1806 wurde feſtgeſetzt, daß der Orden der eiſernen Krone mit 15 Dignitarien, 50 Kommandeuren und 300 Rittern vermehrt werden ſollte. Alle dieſe Einrichtungen und Geſetze wurden in der Verſammlung der Wahl-Kollegien in Gegenwart des Königs von Baiern bekannt gemacht; und als dies geſchehen war, hielt Napoleon eine Rede, worin er ſagte: „Er ſei zufrieden mit den Fortſchritten, die ſeine italieniſchen Völker während ſeiner faſt dreijährigen Abweſenheit gemacht hätten. Allein um die Schuld der Väter auszulöſchen und ſich eines hohen Geſchicks würdig zu machen, bleibe noch viel zu thun übrig. Er ſetze ſeinen Ruhm darin, den Glanz und die Tugenden zurück zu führen, um welche Italien durch innere Zwietrachten und durch die bürgerliche Selbſtſucht ſeiner frühern Bewohner gebracht worden ſei. Wie viel er auch bereits für die Italiener gethan habe, ſo werde er doch noch weit mehr für ſie thun, wenn ſie die Franzoſen wie ihre älteren Brüder betrachten und in der Vereinigung der eiſernen Krone mit der franzöſiſchen Kaiſerkrone immer den Morgenſtern ihrer Glückſeligkeit und die Gewähr für ihre Inſtitutionen und ihre Unabhängigkeit ſehen wollten.“ So ahmte Napoleon die Sprache früherer Kaiſer nach, ohne ein Gefühl davon zu haben, daß er von ihnen durch Jahrhunderte getrennt war, von welchen jedes die Gewalt, als Entwickelungsmittel der geſellſchaftlichen Thätigkeit, immer überflüſſiger gemacht hatte.

Inzwiſchen hatte ſich das von ihm geſtiftete Königreich Hetrurien zurückverwandelt in ein Großherzogthum Toskana, das, mit franzöſiſchen Truppen beſetzt, vorläufig zum franzöſiſchen Reiche geſchlagen war. Der 10. December war der Tag, an welchem die Königin Marie Luiſe mit ihren Kindern und mit einem bedeutenden Theile ihres Hofſtaats Florenz verließ, um ſich über Turin nach Madrid zu begeben. Schwerlich ahnete die junge Wittwe etwas von

den Schickſalen, die ihr bevorſtanden. In ihrer Abſchieds=Proklamation ſagte ſie denen, die bisher ihre Unterthanen geweſen waren: „daß, wenn je ein Gedanke den Schmerz der Trennung von ihnen lindern könnte, es der ſein würde, daß ſo folgſame Unterthanen unter die glückliche Herrſchaft eines Monarchen kämen, der, ausgeſtattet mit allen heroiſchen Tugenden, die Wohlfahrt ſeiner Völker auf alle Weiſe zu befördern verſtehe." In Mailand traf ſie mit Napoleon zuſammen, und wohnte, welches auch ihre Empfindungen ſein mochten, allen den Feſten bei, wodurch der Aufenthalt des franzöſiſchen Kaiſers verherrlicht wurde: Feſten, unter welchen ſich beſonders eine Naumachie in dem Circus des Forums Bonaparte auszeichnete.

Ganz Italien war am Schluſſe des Jahres 1807 ein Beſtandtheil des franzöſiſchen Reichs; nur der Kirchenſtaat, beſtehend aus den Provinzen Urbino, Ancona, Macerata und Camerino, ging davon ab. Auch dieſem Staate ſtand eine weſentliche Veränderung bevor, von welcher im nächſten Kapitel die Rede ſein wird. Wie hätte Napoleon des Pabſtes ſchonen können bei ſeinen Entwürfen gegen Spanien, das ein ſo weſentlicher Beſtandtheil des alten Kirchenreichs geblieben war?

Merkwürdig vor allem aber ward Napoleons Aufenthalt in Italien durch ein neues Dekret, das die Benennung des Dekrets von Mailand erhielt.*) Hierbei müſſen wir um ſo mehr verweilen, weil in dieſem neuen Geſetz ſich der Aufklärungsgrad des anfangenden Jahrhunderts in Beziehung auf das, wodurch der Friede der Geſellſchaft am ſicherſten bewahrt wird — wir meinen den freien Verkehr unter den verſchiedenen Gliedern des menſchlichen Geſchlechts — ſehr vollſtändig ſpiegelte.

Nach dem Frieden von Tilſit war, zur Fortſetzung des Streits um die Freiheit der Meere, von franzöſiſcher

---

*) Es war vom 17. December 1807.

Seite ein kaiſerlicher Beſchluß bekannt gemacht worden, nach welchem die Douanen-Vorſteher von Cuxhaven bis nach Travemünde, ſowohl auf dem Elbufer, als an den Landgrenzen, bevollmächtigt waren, alle aus engliſchen Fabriken oder vom engliſchen Handel herrührende Waaren, die man durch die ihrer Aufſicht anvertraute Linie einzuführen verſuchen würde, wegzunehmen; wobei ſowohl die Fabrik-, als die Kolonial-Waaren genau ſpezifizirt waren. Da nun dieſer Beſchluß, ſofern er der Zerſtörung des engliſchen Handels galt, von bei weitem größerer Wirkung ſein mußte, als jenes allgemeine Dekret, wodurch die brittiſchen Inſeln in Blokade-Zuſtand erklärt waren: ſo fühlte ſich Großbritanniens Regierung dadurch zu Gegen-Maßregeln geneigt, von welchen man eingeſtehen darf, daß ſie im Geiſte der Präpotenz waren. Ein brittiſcher Kabinets-Befehl verordnete alſo: „daß alle Häfen und Plätze Frankreichs und ſeiner Verbündeten, auch jedes andern, mit England im Kriege begriffenen Landes, ferner alle Häfen und Plätze in Europa, von welchen, auch wenn ſie nicht im Kriege mit Frankreich begriffen wären, die engliſche Flagge ausgeſchloſſen würde, endlich alle Häfen und Plätze in den Kolonien, die zu den Feinden Englands gehörten, in Abſicht des Handels und der Schifffahrt eben den Einſchränkungen unterworfen ſein ſollten, als wenn ſie wirklich durch eine engliſche Seemacht blokirt würden.“ Zugleich verordnete dieſer, nicht mehr Küſtenſtrecken, ſondern den halben Erdball in Blokade-Zuſtand verſetzende Kabinets-Befehl: „daß aller Handel mit Waaren, welche Produkte dieſer Länder oder Kolonien wären, als ungeſetzmäßig betrachtet und alle Schiffe, die von oder nach jenen Ländern oder Kolonien handelten, mit allen Gütern an Bord genommen und als gute Priſen den Wegnehmern zuerkannt werden ſollten.“ Um indeß die Neutralen keinen anderen Beſchwerden auszuſetzen, als welche zur Ausführung dieſes Beſchluſſes nothwendig wären, ja, um dieſen Neutralen

ſogar eine Gelegenheit zu verſchaffen, ſich mit Kolonial-Produkten, ſowohl zum eigenen Bedarf, als zum Handel mit den Feinden Großbritanniens, zu verſchaffen, wollte die engliſche Regierung geſtatten: „daß Schiffe, welche nach einer, dem Blokade-Stande nicht unterworfenen Gegend gehörten, der Wegnahme und Condemnation nicht unterworfen wären, vorausgeſetzt jedoch, daß dieſe Schiffe mit ihrer Ladung von einem Hafen oder Platze desjenigen Landes, zu welchem ſie gehörten, unter ſolchen Umſtänden ausklarirt wären, unter welchen es erlaubt ſei, direkt von einem Hafen oder Platze in den Kolonien der Feinde Englands, oder von dieſen Kolonien direkt nach einem Lande, dem die Schiffe angehörten, oder nach einem Freihafen in den engliſchen Kolonien zu handeln.“ Gleichmäßig ſollten von der Wegnahme und Condemnation ausgenommen ſein: erſtlich, Schiffe und Ladungen, welche nach einer Gegend gehörten, die mit England nicht im Kriege wäre, den von der engliſchen Regierung vorgeſchriebenen Geſetzen gemäß ausklarirt hätten und direkt von einem Hafen oder Platze Großbritanniens, oder von Gibraltar oder Malta, oder endlich von irgend einem, den Verbündeten Englands gehörigen Hafen nach einem in der Klarirung angegebenen Hafen gingen; zweitens, Schiffe und Ladungen, welche nach einer, nicht im Kriege mit England begriffenen Gegend gehörten und nach einem engliſchen Hafen ſegelten. Endlich ſetzte die engliſche Regierung feſt: „daß alle, mit franzöſiſchen Certifikaten verſehenen Schiffe, wenn ſie vor ihrem Auslaufen Zeit gehabt hätten, ſich von dem Inhalt dieſer Ordre zu unterrichten, ohne Weiteres weggenommen und kondemnirt werden ſollten.“

Dieſen engliſchen Kabinetsbefehlen ſetzte Napoleon Anfangs Anordnungen entgegen, wodurch er die Nordamerikaner zwang, den Vortheilen zu entſagen, welche dieſe, als brittiſche Frachtfuhrleute, ſchon ſeit mehreren Jahren gewonnen hatten; er ordnete nämlich ſogenannte Urſprungs-

Certifikate an, welche ſie in die Unmöglichkeit verſetzten, den Engländern ihren Beiſtand in Vertreibung von Kolonial- und Manufaktur-Waaren noch ferner zu leiſten. Hiermit jedoch nicht zufrieden, ſchleuderte er, von Mailand aus, ein neues Dekret in die Welt, nach welchem „jedes Schiff (von welcher Nation es auch ſein möchte), das eine Durchſuchung von einem engliſchen Schiffe ausgeſtanden, oder ſich einer Reiſe nach England unterworfen, oder an die brittiſche Regierung eine Abgabe gezahlt haben würde, für entnationaliſirt gelten ſollte.“ Als ſolches ſollte es für engliſches Eigenthum gelten, und wenn es in franzöſiſche oder von franzöſiſchem Militär beſetzte Häfen einliefe, weggenommen und konfiscirt werden. Die brittiſchen Inſeln wurden von neuem zu Waſſer und zu Lande in Blokade-Stand erklärt, und jedes Fahrzeug, es möchte gehören welcher Nation es wolle, wenn es aus den Häfen Englands, oder aus den Häfen engliſcher Kolonien käme, oder dahin ginge, ſollte, von franzöſiſchen Kriegsſchiffen oder Kapern aufgebracht, als gute Priſe betrachtet werden; und dieſe Maßregeln ſollten fortdauern, bis die engliſche Regierung zu den Grundſätzen des Völkerrechts zurückgekehrt ſein würde.

Das Dekret von Mailand, worin Napoleon im Namen der ſämmtlichen Souveräne Europa's ſprach, konnte nicht verfehlen, in Erſtaunen zu ſetzen. Dies Erſtaunen war jedoch um ſo weniger gerechtfertigt, weil in der Periode, wo das Dekret von Mailand bekannt gemacht wurde, ſämmtliche chriſtliche Souveräne des europäiſchen Feſtlandes, den Pabſt und den König von Schweden ausgenommen, gemeinſchaftliche Sache mit Napoleon für die Bekämpfung Englands gemacht hatten. Die Veranlaſſung dazu hatte England ſelbſt durch die gewaltſame Entführung der däniſchen Flotte gegeben, worin man eine poſitive Verletzung des europäiſchen Völkerrechts zu ſehen für gut befand.

Rußlands Kriegserklärung war vom 6. November. In ihr machte Alexander der engliſchen Regierung den Vorwurf, daß ſie, dem guten Glauben und dem ausdrücklichen Inhalt der Traktaten zuwider, den ruſſiſchen Seehandel zu eben der Zeit gedrückt habe, wo Ströme ruſſiſchen Bluts in glorreichen Schlachten für Englands Sache gefloſſen wären. Außerdem ſei Rußlands Friedensvermittelung verworfen worden, wie ſehr die Natur der Sache es auch mit ſich bringe, daß durch den Frieden zwiſchen Frankreich und Rußland die Einleitung zu einem allgemeinen Frieden gegeben ſei. Das Verfahren gegen Dänemark, und Englands Bemühungen, die Genehmigung des ruſſiſchen Kaiſers in dieſer, allen Grundſätzen des Völkerrechts Hohn ſprechenden Angelegenheit zu gewinnen, habe der langen Mäßigung ein Ziel geſetzt. An eine Wiederherſtellung der alten Verbindung zwiſchen England und Rußland ſei nicht eher zu denken, als bis Dänemark befriedigt worden. Auch erwarte der ruſſiſche Kaiſer, daß der König von Großbritannien, anſtatt ſeinen Miniſtern zu erlauben, die Kriegsfackel aufs Neue zu ſchwingen, aus eigenem Gefühl zur Abſchließung des Friedens mit dem Kaiſer der Franzoſen ſchreiten werde: eines Friedens, deſſen Abſchluß die unſchätzbaren Früchte der allgemeinen Ruhe über alle Völker ausbreiten werde.

So ſprach Rußland, indem es vier Tage nach dieſer Erklärung ein Embargo auf die engliſchen Schiffe in ruſſiſchen Häfen legte.

Preußens Kriegserklärung entſprach der Lage, worin ſich dies Königreich ſeit der Beendigung des letzten Krieges befand; ſie war kaum noch mehr, als eine Klage über die harten Verpflichtungen, die der Tilſiter Traktat aufgelegt hatte. „Da" — ſo hieß es am Schluſſe dieſes merkwürdigen Manifeſtes — „alle Beziehungen zwiſchen Rußland und England aufgehört haben, und der König von Preußen durch ſeine Verhältniſſe mit der Sache und dem Syſtem der benachbarten

und befreundeten Mächte genau verbunden, keine andere Regel ſeines Verhaltens kennt, als ſeine durch das Intereſſe ſeiner Staaten motivirten Pflichten und ſeine durch Traktaten feierlich kontrahirten Obliegenheiten: ſo entſagt er den Rückſichten, die bisher, in der eitlen Hoffnung eines ſchleunigen allgemeinen Friedens, waren reſpektirt worden." Dieſe Kriegserklärung war vom 1. December.

Öſterreich, deſſen Grenzfeſtung Braunau ſeit dem Kriege von 1805 in den Händen Frankreichs geblieben war, hatte ſeit dem 9. November 1807 eine additionelle Friedens- und Grenzberichtigungs-Convention mit Frankreich abgeſchloſſen, nach welcher der Thalweg des Iſonzo zur Grenzſcheide zwiſchen dem Königreich Italien und den auf dem linken Ufer dieſes Fluſſes gelegenen öſterreichiſchen Provinzen angenommen war. Da alle Schwierigkeiten wegen der Mündungen des Cattaro ſeit dem Frieden von Tilſit gehoben waren: ſo machte Frankreich ſich anheiſchig, auch Braunau von ſeinen und ſeiner Verbündeten Truppen räumen zu laſſen. Drei Monate nun nach Abſchluß dieſer Convention, hob Öſterreich ſeine öffentlichen Beziehungen mit England auf; die Kriegserklärung aber enthielt nur eine Herzählung der Schritte, welche Öſterreich theils vor, theils nach dem Frieden von Tilſit gemacht haben wollte, um England zu einem Frieden mit Frankreich zu bewegen. Hinſichtlich des Bombardements von Kopenhagen und der Wegnahme der däniſchen Flotte, beklagte ſich das Wiener Kabinet, „daß England dieſen Eingriff in die Rechte neutraler Mächte mit offiziellen Erklärungen begleitet hätte, die den allgemein angenommenen Grundſätzen zuwider wären, ſo daß man in dem Gange des brittiſchen Miniſteriums nichts weniger verkennen könne, als den feſten Entſchluß, ſelbſt die Möglichkeit des Friedens zu entfernen und jedem auf die Wiederherſtellung der Ruhe Europa's abzweckenden Vorſchlage Gehör zu geben."

England nahm die beiden letzten Kriegserklärungen für

das, was ſie waren, nicht für das, was ihre Überſchrift beſagte. Nur auf das ruſſiſche Manifeſt antwortete es durch ein Gegen=Manifeſt voll bitterer Vorwürfe, die ſich auf Rußlands Betragen nach dem Frieden von Tilſit bezogen. „Wenn dieſer Friede“ — ſo drückte es ſich aus — „als die Folge und Strafe der vorgeblichen Unthätigkeit Englands betrachtet werden ſollte: ſo könne der König von England nicht umhin, zu bedauern, daß der Kaiſer von Rußland zu einer ſo übereilten und fatalen Maßregel ſeine Zuflucht in einem Augenblick genommen habe, wo er die beſtimmteſte Verſicherung erhalten, daß Großbritannien die nachdrücklichſten Anſtrengungen machen werde, um die Wünſche und Erwartungen ſeiner Verbündeten zu erfüllen: Anſtrengungen, welche nach dem Frieden leider! hätten gemacht werden müſſen, um eine Combination zu vereiteln, welche gegen Englands unmittelbare Sicherheit gerichtet geweſen wäre“ . . .

Dieſe Auflöſung früherer Coalitionen, verbunden mit einer Richtung gegen England, als Mittelpunkt und Seele aller bisher gegen Frankreich zu Stande gebrachten Verbindungen, erhob Napoleon auf den höchſten Punkt, der je von ihm erſtiegen werden konnte. In der That, ſofern hinſichtlich dieſes Außerordentlichen von einem Culminations=Punkt des Anſehns die Rede ſein kann, war derſelbe am Schluſſe des Jahres 1807 erreicht, ſo daß ſein Herrſcherleben in zwei gleiche Theile zerfällt, von welchen der erſte die Geſchichte ſeines Aufſteigens, der zweite die ſeines Niederſteigens enthält. Wir haben es von jetzt an nur mit der letztern zu thun und bitten vorläufig den Leſer, genau auf alle die Stufen zu achten, die ihn bis ins Grab auf St. Helena führen. Der Abgangspunkt iſt das Dekret von Mailand, worin er am vollſtändigſten als der europäiſche Univerſal=Monarch erſcheint.

Wie man ſich auch die geſellſchaftlichen Erſcheinungen der Vergangenheit auflöſen möge: immer gelangt man zu

dem Ergebniß, daß Krieg und Handel die beiden Pole ſind, um welche ſich alles Geſellſchaftliche von jeher gedreht hat. Hierbei aber iſt nichts noch merkwürdiger, als das natürliche Verhältniß, worin Krieg und Handel zu einander ſtehen. Im Weſentlichen iſt die Tendenz des Krieges niemals eine andere geweſen, als die Hinderniſſe fortzuſchaffen, die ſich dem freien Verkehr der Völker entgegen ſtellten; und ſelbſt wenn aus dem Kriege nichts weiter hervorging, als eine Vergrößerung der Staaten, ſo war ſchon dadurch etwas für den freien Verkehr gewonnen. Allein die menſchliche Natur bringt noch etwas mehr mit ſich, als Bürger irgend eines größern oder kleinern Staats zu ſein; der Menſch will dem ganzen menſchlichen Geſchlechte angehören, weil er ein Theil deſſelben iſt, und für die Erreichung dieſes Zwecks iſt der Handel das einzige wirkſame Mittel. Während demnach der Krieg nur für den Handel arbeitet, ohne ſich um die wahre Beſtimmung des letztern zu bekümmern, arbeitet der Handel gegen den Krieg; was dieſer nur durch Gewaltmittel erreichen kann, daſſelbe ſucht jener durch die, in der Anerkennung des gegenſeitigen Vortheils enthaltenen ſanften Überredungsmittel zu erreichen. Im Kampfe zwiſchen England und Frankreich ſtand die Sache ſo, daß, während jenes, vermöge eines, ſeinen ganzen geſellſchaftlichen Zuſtand durchdringenden Merkantilismus, die Gegenſeitigkeit von dem Weſen des Handels ausſchloß und ſein fehlerhaftes Syſtem durch den Krieg vertheidigte, dieſes die Gegenſeitigkeit durch den Krieg zu erobern gedachte. Der Irrthum war auf beiden Seiten unſtreitig gleich groß. Indeß, ſo wie die Begebenheiten das Schickſal der Menſchen überhaupt unendlich mehr beſtimmen, als Einſicht und Verſtand, ſo ward es auch in dieſem Kampfe der Fall, daß ſich das Geſuchte zuletzt durch die Begebenheiten fand. Das Wie kann ſich nur nach und nach offenbaren.

Sechstes Kapitel.

Ankunft des franzöſiſchen Prätendenten in England. — Krieg zwiſchen Rußland und Schweden. — Vorkehrungen. — Schlau herbeigeführte Thron-Umwälzung in Spanien. — Napoleons Erſcheinung auf dem Schloſſe Marrac an der Grenze Spaniens, und Verſetzung der ſpaniſchen Bourbons nach Frankreich. — Verhandlungen mit den Notablen Spaniens und Erhebung Joſeph Napoleons auf den ſpaniſchen Thron. — Kapitulation des Generals Dupont. — Napoleons Zuſammenkunft mit dem ruſſiſchen Kaiſer zu Erfurt.

Der Graf von Provence, von ſeinen Anhängern Ludwig der Achtzehnte genannt, hatte ſich ſeit dem Schluſſe des Jahres 1803 von Warſchau nach Kiow begeben, weil er in dem ruſſiſchen Reiche ſicherer zu ſein glaubte, als in der Hauptſtadt einer abgelegenen Provinz Preußens. Bei dem innigen Verhältniſſe Alexanders und Napoleons ſich auch in Rußland nicht für geſichert haltend, faßte er, nach dem Frieden von Tilſit, den Entſchluß, ſich über Schweden nach England zu begeben, und kam den 30. October 1807 in Yarmouth an. Seine Zulaſſung fand Anfangs Schwierigkeiten: er mußte mehrere Tage im Hafen und zu Schiffe bleiben, bis er ſich zuletzt gefallen ließ, ſtatt eines Aufenthalts in der Nähe von London, um welchen er ge-

beten hatte, mit Holywoodhouſe bei Edinburg vorlieb zu nehmen, wo von jetzt an ſämmtliche Prinzen von der ältern Linie des Hauſes Bourbon verſammelt waren. Mehr, als jemals, knüpfte ſich alſo das Schickſal dieſes Hauſes an das Schickſal Englands, was nicht ohne Erfolg blieb, als der Zeiten Erfüllung gekommen war . . .

Napoleon hatte zu Anfang des Jahres 1808 die Städte Kehl, Kaſſel und Weſel dem franzöſiſchen Reiche einverleibt, und ſich durch die Abtretung von Oſtfriesland nebſt Jever gegen die Stadt Vließlingen an den König von Holland einen gleich freien Einſchritt in das letztere Königreich geſichert, als der Krieg zwiſchen Rußland und Schweden ſeinen Anfang nahm: dieſer Krieg, der für Schweden nur allzu verhängnißvoll war.

Aufgefordert, beſtehenden Traktaten gemäß, die Oſtſee für ein geſchloſſenes Meer zu erklären und ſeine Waffen mit den Waffen Rußlands und Dänemarks gegen Englands Gewaltthaten zu vereinigen, läugnete Guſtav IV. Adolph zwar keineswegs ſeine Verbindlichkeit zur Mitwirkung; aber, indem er ſich darauf berief, daß jener Traktat unter Umſtänden geſchloſſen ſei, die nicht mehr Statt fänden, verweigerte er ſeine Unterſtützung, bis die franzöſiſchen Truppen die Küſten der Oſtſee verlaſſen haben und die Häfen Deutſchlands dem engliſchen Handel geöffnet ſein würden. Jene Aufforderung war zu einer Zeit gemacht worden, wo der Bruch zwiſchen England und Rußland noch nicht entſchieden war (24. September). Als nun dieſer zu Anfang des Novembers erfolgte, forderte der ruſſiſche Kaiſer den König von Schweden von neuem zur Mitwirkung gegen England auf. Doch Guſtav IV. Adolph verfuhr gegen ſeinen kaiſerlichen Schwager diesmal eben ſo, wie er im Jahre 1806 gegen den König von Preußen verfahren hatte: erſt ſchob er die Antwort beinahe zwei Monate auf, während welcher er eine neue Allianz mit England unterhandelte, und als er ſich endlich erklärte, geſchah es mit bitteren Bemerkungen

über die Blödſichtigkeit der Freunde Napoleons. Von dieſem Augenblick an war der Krieg gegen Schweden entſchieden. Rußlands und Dänemarks Kriegserklärungen erſchienen in einem und demſelben Monat: jene den 10., dieſe den 29. Februar. Dem ruſſiſchen Syſtem ergeben, brach auch Preußen alle ſeine Verbindungen mit Schweden ab, indem es den ſchwediſchen Schiffen ſeine Häfen verſchloß.

Schon den 20. Februar rückte ein ruſſiſches Heer, von dem General Buxhöwden geführt, in Finland ein; und da zum Schutze dieſer Provinz keine hinreichenden Streitkräfte vorhanden waren, ſo mußte General Klingſporn überall der ruſſiſchen Übermacht weichen. Schon in den erſten ſechs Tagen beſetzten die Ruſſen die Städte Lowiſa, Burgo und St. Helſingfors und marſchirten hierauf gerade auf die Hauptſtadt Abo los, die keinen Widerſtand leiſtete. Eine Proklamation des ruſſiſchen Obergenerals enthielt, außer den Zuſicherungen von Alexanders wohlwollenden Abſichten, das Verſprechen, daß, wenn die ſchwediſchen Soldaten ihre Waffen freiwillig niederlegen wollten, für jedes Gewehr zwei Rubel, für jeden Säbel ein Rubel und für jedes Pferd zehn Rubel bezahlt werden ſollten. Die Wirkungen dieſer Beſtechung blieben nicht aus, und der Verrath der Schweden vollendete, was Überraſchung nicht vermocht haben würde. Die Feſtung Schweaburg, deren kräftiger Widerſtand Finland gerettet haben würde, wurde mit der im Hafen liegenden Scheerenflotte von 94 Fahrzeugen den Ruſſen von dem Vice-Admiral Cronſtädt übergeben, der nun ſogleich in ruſſiſche Dienſte trat. Unmittelbar nach dieſem Ereigniß erklärte ein Manifeſt Alexanders, daß Finland ſeinem Reiche einverleibt ſei und legte den Einwohnern die Pflicht der Huldigung auf. Empört von dieſem Verfahren ſeines Schwagers, ließ Guſtav IV. Adolph zu Stockholm den ruſſiſchen Geſandten Alopäus ſammt allen ihm beigegebenen Perſonen, ſo wie den ruſſiſchen Konſul in Gothenburg verhaften, ohne davon irgend einen andern

Vortheil zu ziehen, als daß man, auch in Beziehung auf ihn, über Verletzung des Völkerrechts ſchrie und die Meinung noch mehr gegen ihn wendete.

Inzwiſchen hatten auch die Feindſeligkeiten zwiſchen Dänemark, unterſtützt von Frankreich auf der einen, und Schweden, unterſtützt von England auf der andern Seite, ihren Anfang genommen. Den 13. März war König Chriſtian VII. geſtorben und der bisherige Kronprinz Friedrich auf den Thron gelangt. Mit Hülfe der von dem Prinzen von Ponte=Corvo befehligten Truppen hoffte der neue König ſich der ſchwediſchen Landſchaft Schonen zu bemächtigen, welche ſchon in früherer Zeit Dänemark unterwürfig geweſen war. Doch die ſtrenge Wache, welche die engliſchen Schiffe im Sunde hielten, verhinderte die Überfahrt der Truppen nach Schweden; und dieſen glücklichen Umſtand benutzend, ließ Guſtav IV. Adolph ſolche Angriffe auf Norwegen machen, wodurch er die Wahrſcheinlichkeit gewann, einen Erſatz für das verlorene Finland zu gewinnen. Im Laufe des Sommers kam dem bedrängten König noch ein Ereigniß zu Statten, das in kurzer Zeit durch ganz Europa wiederhallete. Dies war das Verſchwinden der von Napoleon im Spätjahr 1807 nach Dänemark verſetzten ſpaniſchen Truppen, welche unter dem General la Romana in Hetrurien geſtanden hatten. Doch ehe wir dieſes Ereigniſſes ausführlicher gedenken können, müſſen wir nach Frankreich zurückkehren.

Nur darauf bedacht, wie er ſeinen Entwurf hinſichtlich Spaniens ins Werk richten wollte, jetzt aber über alle ſeine Erwartungen begünſtigt durch den nordiſchen Krieg, fand Napoleon für gut, den Fortgang ſeines Unternehmens durch zwei Maßregeln zu unterſtützen, denen er die Kraft zutraute, daß ſie jeden Erfolg ſichern würden.

Die erſte dieſer Maßregeln war die Beſchränkung des Pabſtes auf die geiſtliche Macht, oder vielmehr die Zurückführung deſſelben auf gänzliche Ohnmacht.

Dieſe ſchien ihm deshalb nöthig, weil, bei der Geneigtheit des ſpaniſchen Volks zum kirchlichen Fanatismus, durch den heiligen Vater leicht Kräfte angeregt werden konnten, die ſonſt, ſeiner Vorausſetzung nach, fortſchlummern würden. Er ertheilte alſo ſeinem General Miollis den Befehl, ſich nicht nur Roms, ſondern auch des ganzen Kirchenſtaats zu bemächtigen, und den Pabſt auf eine ſolche Weiſe gefangen zu halten, daß von ihm nichts zum Nachtheil Frankreichs ausgehen könnte. Miollis, verſchlagen und geiſtreich, war für einen ſolchen Auftrag wie geſchaffen. Als er mit ſeinen Truppen vor Rom erſchienen war, bat er um freien Durchzug nach Neapel, wohin ſeine Beſtimmung ihn führe. Der Durchzug wurde ihm bewilligt, weil er ihm nicht verſagt werden konnte. Sobald er nun in den Ringmauern Roms angelangt war, fuhr er ſein Geſchütz gegen den päbſtlichen Palaſt auf, blieb mit dem größten Theile ſeiner Truppen in Rom und verlegte die übrigen in die vornehmſten Städte des Kirchenſtaats, nicht ohne ſich der öffentlichen Einkünfte zu bemächtigen. Über den wahren Zweck ſeines Verfahrens äußerte er ſich mit keinem Worte. Durch die europäiſche Welt flog unterdeß die Kunde, „der heilige Vater leide dieſe gerechte Züchtigung, weil er unter dem Vorwande, die Religion verwerfe ein Bündniß, deſſen Zweck die Hemmung des Verkehrs ſei, ſich der Continental-Sperre widerſetzt habe:“ eine Kunde, welche bei allen Leichtgläubigen Eingang fand und ſich bis auf dieſen Tag bei Denen erhalten hat, die in Napoleon nur den oberflächlichen Politiker ſehen, der ſich von dem Zufall der Ereigniſſe leiten läßt . . . Die ſeltſame Lage des Pabſtes dauerte anderthalb Jahre, bis er genöthigt wurde, ſie gegen eine noch ſeltſamere zu vertauſchen.

Die zweite Maßregel Napoleons war die Stiftung eines neuen Erbadels.

Ihre Nothwendigkeit lag in der Annahme des Kaiſertitels. Wollte Napoleon mit demſelben nicht vereinzelt ſein,

ſo mußte er Könige, Prinzen und Herzöge ſchaffen. Doch auch hierbei konnte er nicht ſtehen bleiben, weil Jeder über das, was er in der Geſellſchaft vorſtellt, ſich immer nur durch Vergleichung zurecht findet. Es mußten alſo untergeordnete Titel hinzukommen. Dieſe nun waren die Titel von Grafen, Baronen und Rittern. Freilich waren dieſe Benennungen alt; der neue Erbadel unterſchied ſich deshalb jedoch nicht weniger von dem alten Erbadel: einmal, vermöge ſeiner Ausſtattung, an welche ſich keine Vorrechte knüpften; zweitens, ſofern durch ihn eine Abſtufung gebildet wurde, worin die Benennung von Herzog, Graf, Baron und Ritter eine beſtimmte Bedeutung erhielten, und für die Mehrzahl der Geadelten eine Staatswürde bezeichneten; drittens, ſofern, während der Feudaladel (wenigſtens in den meiſten Reichen) ſich auf alle Mitglieder derſelben Familie fortpflanzte, die Übertragung des neuen franzöſiſchen Erbadels ſich auf Ein Individuum beſchränkte, obgleich mit Ausnahme der unteren Grade, welche mehreren Gliedern derſelben Familie zu Theil werden konnten, wenn ihre Vermögensumſtände ſich damit vertrugen. Nach der Angabe des franzöſiſchen Kaiſers war der Zweck der neuen Inſtitution ein doppelter; nämlich „den kaiſerlichen Thron mit dem Glanze zu umgeben, die ſeiner Würde zukäme," und „in den Herzen der Franzoſen eine lobenswürdige Nacheiferung dadurch anzuregen, daß neben glänzenden Zurückerinnerungen das Bild der Belohnungen erhalten würde, die, unter einer gerechten Regierung, auf große, dem Staate geleiſtete Dienſte folgten." Sagen, daß der Senat die neue Schöpfung Napoleons mit Lobpreiſungen überſchüttete, dürfte faſt überflüſſig ſein; in der Anſicht dieſer Behörde hatte der Kaiſer „durch dieſe große Inſtitution allen den Einrichtungen, welche das franzöſiſche Volk ſeiner Weisheit verdanke, das Siegel der Dauer aufgedrückt." Das mit derſelben in Verbindung geſetzte ſogenannte Siegel-Conſeil der Titel kam bald in Thätigkeit.

Es erfolgte aber nicht bloß eine Veränderung der Titel, ſondern auch eine Veränderung der Namen für Diejenigen, die durch ihren Stand als Prinzen, Reichsmarſchälle, Miniſter, Senatoren, Staatsräthe, Geſetzgeber u. ſ. w. geſetzlichen Antheil an der Schöpfung des neuen Erbadels hatten. Der Reichs=Erzkanzler Cambaceres erhielt den Titel eines Herzogs von Parma, der Reichs=Erzſchatzmeiſter Lebrun den eines Herzogs von Piacenza. Als Reichsmarſchälle wurden zu Herzögen ernannt: Augereau zum Herzog von Caſtilien, Beſſieres zum Herzog von Iſtrien, Davouſt zum Herzog von Auerſtädt, Moncey zum Herzog von Conegliano, Kellermann zum Herzog von Valmy, Lannes zum Herzog von Montebello, Maſſena zum Herzog von Rivoli, Mortier zum Herzog von Treviſo, Ney zum Herzog von Elchingen, Soult zum Herzog von Dalmatien, Victor zum Herzog von Belluno. Die beiden General=Oberſten Junot und Vieſſe de Marmont erhielten, jener den Titel eines Herzogs von Abrantes, dieſer den eines Herzogs von Raguſa. Der Großſtallmeiſter Coulaincourt ſah ſich in einen Herzog von Vicenza, der Großmarſchall des Palaſtes, Duroc, in einen Herzog von Friaul verwandelt; eben ſo die Diviſionsgenerale Arrighi de Caſanova und Savary, jener in einen Herzog von Padua, dieſer in einen Herzog von Rovigo. Die meiſten Miniſter, Senatoren, Staatsräthe auf Lebenslang, Erzbiſchöfe, Präſidenten fügten ihrem Namen nur den Grafentitel hinzu; doch veränderten mehrere von ihnen mit dem Titel auch den Namen. Man unterſchied ſehr bald zwiſchen Titeln des Statuts vom 1. März (denn an dieſem Tage machte Napoleon ſeine Schöpfung bekannt) und Titeln in Kraft kaiſerlicher Spezial=Dekrete. Die Altadeligen, welche ihre Titel nicht hatten vergeſſen können, traten jetzt mehr, als jemals, in den Hintergrund zurück; und wollten ſie wohl oder übel, ſo blieb ihnen nichts Anderes übrig, als ihrer bisherigen Sprödigkeit zu entſagen, den Staatsdienſt für

ehrenvoll anzuerkennen, ihr Geſchlecht gleichſam von neuem zu beginnen und ihre Beruhigung in dem Gedanken zu finden, daß alles der Veränderung unterworfen iſt; wobei es denn freilich auch nicht an Solchen fehlte, die ihren Grundſätzen getreu blieben und über den Glanz der Neuadeligen nicht den Schmutz vergaßen, aus welchem er gleichſam filtrirt war.

Frankreich erfuhr dieſe Verwandlung am Vorabend der großen Begebenheit, bei welcher es auf nichts Geringeres angeſehen war, als die ganze pyrenäiſche Halbinſel in das Machtgebiet Napoleons auf eine ſolche Weiſe zu ziehen, daß er zugleich ſeine Zwecke hinſichtlich der Bourbons und Großbritanniens erreichte.

Wir enthüllen, von jetzt an, eine Handlung, die ſich in dem Zeitraum von fünf Jahren vollendet hat und in allen ihren Theilen ſo merkwürdig iſt, daß ſich in der Weltgeſchichte ſchwerlich eine noch merkwürdigere antreffen läßt.

Als Frankreichs Verbündeter war Spanien ſeit dem Schluſſe des Jahres 1804 in einem offenen Kriege mit England begriffen. In der Schlacht bei Trafalgar hatte es den Kampf um die Freiheit der Meere mit dem Verluſt von mehreren Linienſchiffen unterſtützt; und im Jahre 1807 hatte es nicht bloß einen bedeutenden Theil ſeiner Truppen aus dem Königreich Hetrurien nach den Geſtaden der Oſtſee marſchiren laſſen, ſondern auch ſeine Gefälligkeit ſo weit getrieben, daß es, mit Hinwegſetzung über die Forderungen der Blutsverwandtſchaft, zur Vertreibung des Hauſes Braganza mitgewirkt hatte. Wie unlauter nun auch die Beweggründe eines ſolchen Verbündeten ſein mochten: ſo ließ ſich doch an ihm nicht wiederholen, was die neapolitaniſchen Bourbons und der Prinz-Regent von Portugal hatten vernehmen müſſen, nämlich, „daß er aufgehört habe, zu regieren.“ Wiederum war alles, was Napoleon bis zum Jahre 1808 in den Kriegen mit Öſterreich, Preußen und Rußland geleiſtet hatte, durchaus vergeblich, wenn

die Bourbons im Beſitz des ſpaniſchen Thrones blieben; denn an dieſen Beſitz knüpfte ſich eben ſo ſehr die Unſicherheit der Dynaſtie Bonaparte, als der ungewiſſe Zuſtand des franzöſiſchen Volks in deſſen Verhältniß zu England. Wie aber aus dieſer Verlegenheit kommen? oder vielmehr, wie es einleiten, daß das Beſchloſſene als ein Werk des bloßen Zufalls erſcheinen möchte? Zu dieſem Endzweck gab es nur Ein Mittel; und dies beſtand darin, daß man die am ſpaniſchen Hofe herrſchende Zwietracht und Karls IV. Schwäche benutzte, eine Entſagung herbei zu führen, die, wenn ſie auch nicht die Rechtmäßigkeit, doch den Schein derſelben gäbe. Es kam alſo darauf an, Liſt und Gewalt auf eine ſolche Weiſe zu verbinden, daß der Erfolg unfehlbar würde, und daß es hinterher ſcheinen möchte, als habe Frankreich nur das gethan, was ſich nicht habe vermeiden laſſen. Für ein ſolches Werk war Napoleon auch dadurch der rechte Mann, daß er unerſchütterlich war in Beſchlüſſen, die er ſich einmal als nothwendig gedacht hatte . . .

Gleich zu Anfang des Jahres war eine neue Aushebung von 80000 Konſkribirten durch einen Bericht des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten, Champagny, an den Kaiſer gerechtfertigt worden, worin geſagt war: „England bedrohe die portugieſiſchen Häfen und Küſten, ſo wie Ceuta und Cadiz; die ganze pyrenäiſche Halbinſel verdiene folglich die Aufmerkſamkeit des Kaiſers.“ Dies waren nur Redensarten, wodurch in dieſen Zeiten die Einbildungskraft der europäiſchen Völker beſchäftigt und auf gewiſſe Ziele hingeleitet wurde. Zu eben der Zeit nun, wo im franzöſiſchen Senate eine neue Menſchenernte, die Napoleon zu halten für gut befand, Gegenſtand einer leichten Erörterung war, näherte ſich bereits ein zahlreiches franzöſiſches Heer, deſſen Reiterei von dem Großherzog von Berg geführt wurde, der Scheidewand, welche Spanien von Frankreich ſondert, während die allgemeine Vorausſetzung war, daß die Höfe beider Länder im beſten

Einverſtändniß lebten. Es war von Seiten Spaniens keine Hülfe gefordert worden; ungeſtört trieb Junot die den Portugieſen aufgelegte Kriegsſteuer ein; und wenn England wirklich an der Küſte Afrika's, oder auch auf Gibraltar, Truppen geſammelt hätte, was war davon zu fürchten, da es Spanien nicht an Mitteln fehlte, den Unternehmungen des Feindes in den Weg zu treten?

Was konnten alſo die in Spanien eindringenden franzöſiſchen Armee-Corps bezwecken?

Zu dieſer Frage waren die Spanier um ſo mehr berechtigt, da das Verfahren der franzöſiſchen Generale im höchſten Grade auffällig war. Ihrem Vorgeben nach kamen ſie als Verbündete, und die Mannszucht, welche ſie übten, bewies, daß ſie nicht als Feinde kamen. Gleichwohl bemächtigten ſie ſich der Grenzfeſtungen mit einer Entſchloſſenheit, die keinen Widerſpruch geſtattete. General Lecchi, welcher ein Armee-Corps führte, ſtellte ſich am 29. Februar zu Barcellona an die Spitze der Wachtparade und marſchirte ohne Muſik und Trommelſchlag nach der Feſtung, wo er auf dem Waffenplatze dem Kommandanten anzeigte, daß er im Namen ſeines Kaiſers von der Feſtung Beſitz nehmen werde. Überraſcht, doch nicht die Beſinnung verlierend, wollte der Kommandant ſich und die Beſatzung als kriegsgefangen betrachten; aber Lecchi ſagte: „dazu ſei keine Veranlaſſung, ſie wären ja Freunde und Verbündete." Auf ähnliche Weiſe wurden Pamplona, St. Sebaſtian und Figueras erobert, und als das Fort Montjoui ſeine Thore verſchloß, war es der ſpaniſche General-Kapitän von Barcellona, welcher ſie den Franzoſen zu öffnen befahl.

Nicht beſſer unterrichtet, als der große Haufen, gerieth der ſpaniſche Hof, der ſich um dieſe Zeit in Aranguez aufhielt, in eine um ſo größere Verlegenheit, als man ihn von allen Seiten mit der Frage beſtürmte, wie man das Betragen der franzöſiſchen Generale zu deuten habe?

Der Friedensfürſt — er, der ſich bis jetzt bei weitem mehr durch die Gunſt der franzöſiſchen Regierung, als durch ſeine eigene Kraft behauptet hatte — mußte an ſich ſelbſt verzweifeln, ſobald in Spanien etwas vorging, worüber er keine Rechenſchaft zu geben vermochte. Lange unentſchloſſen, weil er an ſeinen Verhältniſſen nichts verderben wollte, bequemte er ſich endlich, jene Truppen, welche am Schluſſe des abgewichenen Jahres nach Portugal gezogen waren, zurückkommen zu laſſen; doch hatte der Generaliſſimus der Land- und Seemacht Spaniens wiederum nicht den Muth, an der Spitze eines Heeres zu fragen: was Napoleon in Beziehung auf Spanien wolle? Endlich langte Don Izquierdo, der geheime Botſchafter des Friedensfürſten am franzöſiſchen Hofe, ganz unerwartet in Aranguez an und überbrachte ſeinem Gebieter von Seiten Napoleons mündliche Anträge, welche die Beſtürzung des Hofes vermehrten. Von welcher Beſchaffenheit dieſe Anträge waren, iſt das Geheimniß des Hofes geblieben; allein ſie mußten ungewöhnlicher Art ſein, weil die königliche Familie, nach einer faſt dreitägigen Ungewißheit zwiſchen Annahme und Verwerfung, ſich ſogar entſchloß, dem Beiſpiel des Prinz-Regenten von Portugal zu folgen, d. h. nach Mexiko auszuwandern.

Dies geſchah zu einer Zeit, wo der Großherzog von Berg ſich der Hauptſtadt näherte und die Bewohner derſelben dem Verdachte Raum gaben, die ganze ſpaniſche Nation ſei von ihrer Regierung verrathen. Nicht vergeſſen waren die Auftritte vom October des abgewichenen Jahres. Der Friedensfürſt, ein Gegenſtand des allgemeinſten Abſcheus, der Prinz von Aſturien, ein Gegenſtand der allgemeinſten Liebe — wie hätte es bei den Anreizungen, welche der geheimnißvolle Einmarſch der Franzoſen gab, an Volksbewegungen fehlen können? Alles drehete ſich um dieſe beiden Perſonen, und ihr Verhältniß ſchien das Schickſal des Königreichs entſcheiden zu müſſen, vorzüglich durch den

vom Volke unterhaltenen Wahn, daß die Franzoſen nur zur Verdrängung des Prinzen von Aſturien herbei geeilt wären. Man kannte nicht die grauſame Verlegenheit des Friedensfürſten; und man kannte noch weit weniger die Hülfloſigkeit des Prinzen von Aſturien, einem franzöſiſchen Heere gegenüber. Die Entſcheidung konnte nun nicht lange mehr ausbleiben.

Am 15. März verbreitete ſich von Aranguez her die Nachricht, „es werde im Staatsrathe die Frage verhandelt: ob die königliche Familie ſich nach Sevilla begeben ſolle oder nicht; der Friedensfürſt und die Königin wären für die Abreiſe, der Prinz von Aſturien und ſein Bruder Karl, unterſtützt von vielen Räthen, widerſetzten ſich derſelben, der König, unentſchloſſen, wie immer, zaudere, den Ausſchlag zu geben, werde ſich aber gewiß auf die Seite der Gemahlin und des Günſtlings neigen." Mehr als jemals irre geführt durch dies Gerücht, fragten die Heftigeren unter den Bewohnern der Hauptſtadt: „Soll denn auch in dieſer verhängnißvollen Zeit der Wille eines unklugen, ſeine Nation verachtenden Miniſters entſcheiden und über den des Thronfolgers ſiegen, wie gut der letztere auch weiß, daß ſeine Krone in Gefahr ſchwebt? Wozu noch länger einen Menſchen ertragen, deſſen Hochmuth jeden Biedermann gekränkt hat, deſſen Unfähigkeit nur allzu erwieſen iſt und der in ſeiner Ehrloſigkeit keinen ſüßern Genuß kennt, als eine ganze große Nation zu entehren? Sind wir denn nicht mehr daſſelbe Volk, das vor Jahrhunderten über zwei Erdtheile gebot? Nur allzu lange haben wir uns eine Schmach gefallen laſſen, die, wenn wir ſie noch länger ertragen, uns des Vorrechts berauben wird, in den Angelegenheiten des Vaterlandes ein Wort zu reden."

Die Leidenſchaft des Volks ſtieg, ſo wie die Franzoſen der Hauptſtadt näher rückten; in gleichem Maaße nahm die Verlegenheit des Friedensfürſten zu. Schon wagte er nicht mehr, ſeinen Palaſt zu verlaſſen; und um ſich

noch mehr zu ſichern, verdoppelte er ſeine Wachen, die ein beſonderes Loſungswort erhielten. Eine Proklamation des Königs, in welcher die Verſicherung gegeben wurde, daß der Hof mit nichts weniger, als mit einer Flucht, umgehe und daß die franzöſiſche Armee das ſpaniſche Gebiet mit friedlichen und freundſchaftlichen Geſinnungen durchziehe — dieſe Proklamation fand keinen Glauben. Die Zeiten der Täuſchung waren vorüber; und obgleich der König in den Bewegungen der Hauptſtadt nur Beweiſe von Anhänglichkeit an ſeine Perſon finden wollte und ſich ſelbſt, treuherzig genug, einen guten König nannte: ſo waren doch alle Bande der Achtung zerriſſen; denn ein unmittelbares Gefühl ſagte den Spaniern, daß, wer die Ehre des Hausvaters nicht zu retten vermag, nichts in ſich trägt, um die Ehre der Nation zu retten. Auch geſchah ſo Manches, das mit den Erklärungen des Hofes in geradem Widerſpruch ſtand, wohin vorzüglich der Befehl gehörte, daß die Garden ſich von Madrid nach Aranguez begeben ſollten.

Kaum hatten dieſe die Hauptſtadt verlaſſen, ſo eilte ein großer Theil von den Bewohnern derſelben ihnen nach, fragend: „ob ſie das Vaterland aufgeben und einem Könige folgen wollten, der ſeinen Unterthanen in dem entſcheidenden Augenblick den Rücken weiſe und Spanien in Portugals Schickſal verwickeln wolle?" Solche Reden machten Eindruck. Als man in Aranguez angelangt war, richtete ſich die Leidenſchaft ſogleich gegen den Günſtling. Er floh. Nach einigen Tagen entdeckt auf einem Kornboden, wurde er gemißhandelt vom Volke, und würde ganz unſtreitig das Opfer der Rache geworden ſein, wenn die Leibwache ſich ſeiner nicht angenommen und wenn der Prinz von Aſturien ihn nicht durch das Verſprechen gerettet hätte, daß gutes und ſchnelles Gericht über ihn gehalten werden ſollte.

Gleichzeitig (19. März) erfolgte die Abdankung Karls IV., welcher nur allzu gut fühlte, daß er ſeine bisherige Rolle

nicht länger fortſetzen könne. Der Prinz von Aſturien, emporgetragen von der Volksgunſt, wurde auf der Stelle zum König ausgerufen; und da auf dieſe Weiſe die Volksleidenſchaft befriedigt war, ſo kehrte die Ruhe ganz von ſelbſt zurück. Die königliche Familie blieb in Aranguez.

Die erſten Tage der Regierung Ferdinands VII. verſtrichen unter Dienſtbeſetzungen, Amtsbeſtätigungen und Kundmachungen an auswärtige Höfe. Des jungen Königs erſte Handlung war, die Staats-Sekretäre und den hohen Rath von Kaſtilien zu beſtätigen, obgleich ſich unter beiden Perſonen befanden, die ihre erſte Anſtellung dem Friedensfürſten verdankten und dieſem bisher aufs Höchſte ergeben geweſen waren; zu ihnen gehörte, als Chef des Departements der auswärtigen Angelegenheiten, Don Pedro de Cevallos, ein naher Verwandter Godoi's. Auch der Marine-Rath, an deſſen Spitze der Friedensfürſt, als General-Admiral von Spanien und Indien geſtanden hatte, ſollte in ſeiner bisherigen Zuſammenſetzung fortdauern, nur mit dem Unterſchiede, daß der junge König den Vorſitz in demſelben zu übernehmen gedachte. Eine Bekanntmachung vom 21. März ſtellte den Herzog von Infantado an die Spitze der ſpaniſchen Garden, indem ſie ihn zugleich zum Präſidenten des hohen Raths von Kaſtilien erhob. Freudige Erwartungen beim Volke zu erregen, forderte Ferdinand VII. einen umſtändlichen Bericht über den Bau der Kanäle und Kunſtſtraßen, und eine ſeiner Verordnungen beſchränkte die Jagdgerechtigkeiten zum Vortheil der Stadt Madrid und ihrer Umgebungen. Den franzöſiſchen Kaiſer für die geſchehene Thronveränderung zu gewinnen, war der Herzog von Frias an ihn abgeſendet worden.

Ferdinand VII. verweilte noch zu Aranguez, als am 23. März, aus dem Hauptquartier von Somoſierra abgeſendet, Herr von Monthion, Adjutant des Großherzogs von Berg, daſelbſt anlangte und die Königin von Hetrurien zu ſprechen wünſchte. Dieſe hatte das ihr überreichte

Schreiben kaum geleſen, als ſie den Überbringer bat, einen Augenblick zu verweilen, damit ſie ihren Eltern die freundſchaftlichen Geſinnungen des Großherzogs mittheilen könnte. Nach einer halben Stunde kam ſie mit dem König und der Königin zurück; und nun zeigte ſich ſogleich, wie Karl IV., unter dem Einfluß ſeiner Gemahlin und ſeiner Tochter, die Begebenheiten der letzten acht Tage aufgefaßt hatte. Er trug dem Herrn von Monthion auf, dem Großherzog in ſeinem Namen für den Antheil zu danken, den er an ſeinem widrigen Schickſal nähme. Sein Unglück ſei um ſo größer, als er ſeinen eigenen Sohn als den wahren Urheber deſſelben betrachten müſſe. Künſtlich habe man dieſe Revolution vorbereitet; große Geldſummen ſeien angewendet worden, ſie in Gang zu bringen. Nur um ſein und der Königin Leben zu retten, habe er der Krone entſagt; denn es ſei nur allzu gewiß, daß man ihn, ohne dieſe Entſagung, in der nächſten Nacht ermordet haben würde. Jetzt verlange der Prinz, daß ſeine Eltern ſich aufs Schleunigſte nach Badajoz zurückziehen ſollten. Das Klima dieſer Gegend ſage ihm aber nicht zu, und deshalb habe er um die Erlaubniß gebeten, einen andern Aufenthaltsort wählen zu dürfen, und vorläufig beſchloſſen, ſich, mit Genehmigung des franzöſiſchen Kaiſers, in Frankreich niederzulaſſen . . . „Ich habe," fiel die Königin ihrem Gemahl ins Wort, „meinen Sohn gebeten, unſere Abreiſe nach Badajoz wenigſtens zu verſchieben; allein er iſt unerbittlich, und wir ſollen den nächſten Monat fort" . . .

Der Adjutant des Großherzogs von Berg wollte ſich eben entfernen, als der König bemerkte: er habe an den Kaiſer geſchrieben und ſein Schickſal in deſſen Hände gelegt; dies Schreiben habe durch einen Courier überbracht werden ſollen, allein die Gelegenheit, die ſich ihm in der Perſon des Adjutanten darbiete, ſei beſſer und ſicherer. Mit dieſen Worten ging er in ſein Kabinet, holte das Schreiben und übergab es dem Adjutanten, mit dem Zuſatze:

„O wie traurig iſt meine Lage! Man zwang mich, den Friedensfürſten zu entfernen, den man jetzt zum Tode verurtheilen wird. Und worin beſteht ſein Verbrechen? Darin, daß er mir ſein ganzes Leben hindurch zugethan war. Alles habe ich verſucht, meinen unglücklichen Freund zu retten; da man aber taub geblieben iſt für meine Bitte, ſo muß ich mich darauf gefaßt halten, daß der Tod des Friedensfürſten den meinigen beſchleunigen werde.“

Man ſieht, daß Napoleons aus Liſt und Gewalt zuſammengeſetztes Verfahren die volle Wirkung hervorgebracht hatte, die ſeinen Abſichten entſprach. Um das, was noch übrig war, zu erreichen, brauchte er ſich nur zum Richter über Vater und Sohn aufzuwerfen; und wir werden nun ſehen, welchen Ausgang dieſer wichtige Handel gewann.

Weder die Ankunft des großherzoglichen Adjutanten in Aranguez, noch die geheime Unterredung, welche derſelbe mit der Königin von Hetrurien gehabt hatte, konnte für Ferdinand VII. ein Geheimniß bleiben. Von dieſem Augenblick an eilte er, nach Madrid zu kommen, deſſen Bevölkerung bei einer ſo beſtimmt ausgeſprochenen Vorliebe für ſeine Perſon zu einer Schutzwehr für ſeine Rechte auf den ſpaniſchen Thron geworden war. Doch ehe er daſelbſt anlangen konnte, war ihm der Großherzog von Berg zuvorgekommen; und die Stellung, welche dieſer einnahm, war ſo beſchaffen, daß ſie zugleich freundſchaftlich und feindſelig genannt werden konnte. Nur die Diviſion Musnier war in Madrid eingerückt; die übrigen Truppen lagerten auf den Anhöhen, welche die Hauptſtadt umgeben. Die Frage, was dadurch bezweckt werde, konnte niemand beantworten; denn die Antwort lag in den Abſichten des franzöſiſchen Kaiſers, die niemand errathen konnte. Über die Vorgänge in Aranguez beobachtete der Großherzog von Berg ein hartnäckiges Stillſchweigen; nur daß er zu verſtehen gab, „daß, bis zur Anerkennung Ferdinands durch Napoleon, nichts von ihm verlangt werden könne, was

einer Anerkennung ähnlich ſähe, und daß er folglich nur mit dem alten Könige unterhandeln werde. Dieſen umgab er mit Wachen, damit weder ihm, noch dem Friedensfürſten etwas wiederfahren möchte, wodurch Napoleon verhindert würde, den ſich darbietenden Knoten nach ſeinem Wohlgefallen zu löſen. Der franzöſiſche Geſandte, welcher es bisher mit dem Prinzen von Aſturien gegen den Friedensfürſten gehalten hatte, folgte der Richtung, die ihm der Großherzog gab.

Die letzten Tage des Märzes verſtrichen ſo ruhig, als ob nichts weniger im Werke geweſen wäre, als eine gänzliche Umwälzung der Dinge in Spanien. Ferdinand VII., mit ſeinen Miniſtern im Kabinet beſchäftigt, nahm nicht nur die Miene an, als ob er nichts befürchte, ſondern ſuchte ſogar das Wohlwollen des franzöſiſchen Kaiſers durch jede Gefälligkeit zu gewinnen, die ſich mit ſeiner Würde vertrug. Da der Großherzog von Berg gegen den Staats-Sekretär, Don Pedro des Cevallos, geäußert hatte, daß es dem Kaiſer Vergnügen machen werde, jenen Degen zu beſitzen, den Franz I. in der Schlacht bei Pavia an die Generale Karls V. verloren, ſo mußte ſich der Markis von Aſtorga, Oberſtallmeiſter des Königreichs, mit einem zahlreichen Gefolge von Staatsbeamten in den Palaſt des Großherzogs verfügen, um dieſe Reliquie des ſpaniſchen Ruhms zu überliefern. Die Lage des neuen Königs zwiſchen fremdem Militär und einer ihm mit Begeiſterung ergebenen Menge würde noch weit größere Opfer, wenn dieſe wären gefordert worden, gerechtfertigt haben.

Die franzöſiſchen Blätter, welche Anfangs von den Begebenheiten zu Aranguez als von ſolchen geſprochen hatten, wodurch der ſpaniſche Thron erſchüttert würde, ſtimmten, nach der Beſetzung der Hauptſtadt mit franzöſiſchen Soldaten, einen Ton an, der weniger Gleichgültigkeit verrieth. Jetzt hieß es in ihnen: „die Behauptung, daß Karl IV. die Krone freiwillig niedergelegt habe, ſei unhalt-

bar: Gewalt ſei im Spiele geweſen, die äußerſte, die widerrechtlichſte Gewalt; der große Prozeß ſchwebe vor dem Richterſtuhl des Kaiſers und werde zu Bayonne abgeurtheilt werden.“ Man ging ſo weit, ſich ſelbſt des Friedensfürſten anzunehmen gegen Beſchuldigungen, die der Parteigeiſt gegen ihn vorgebracht habe.

Den 2. April verließ Napoleon St. Cloud, um ſich nach Bayonne zu begeben; und dies geſchah, dem Vorgeben nach, auf den Empfang des Schreibens, das Karl IV. dem großherzoglichen Adjutanten Monthion anvertraut hatte, während die höchſte Wahrſcheinlichkeit dafür ſpricht, daß dies Schreiben eigentlich von St. Cloud ausgegangen war.*) Der weſentliche Inhalt deſſelben war, daß Karl erklärte, er ſei zu allem, was ſein Dekret vom 19. März, die Abtretung ſeiner Krone an ſeinen Sohn betreffend, enthalte, gezwungen worden, und hinzufügte: „gegenwärtig ſicher und voll Vertrauens zu dem Edelmuth und dem Genie des großen Mannes, welcher ſich immer als ſeinen Freund bewieſen habe, ſei er bereit, die Entſcheidung ſeines Schickſals, ſo wie des Schickſals der Königin und des Friedensfürſten, dem Ermeſſen Napoleons anheim zu ſtellen“ . . .

Wenige Meilen von Tours ſtieß Napoleon auf den Herzog von Frias, der ein Schreiben von Ferdinand VII. überbrachte, worin dieſer, nach einer kurzen Erwähnung der Vorgänge zu Aranguez, den ſchon früher ausgeſprochenen Wunſch, ſich mit einer Prinzeſſin des kaiſerlichen Hauſes zu verbinden, wiederholte; denn ſeine und ſeiner Vertrauten Vorausſetzung war, der Ehrgeiz Napoleons finde ſeine Rechnung bei einer Verſchwägerung mit dem bourboniſchen Hauſe in einem ſo hohen Grade, daß man

---

*) Herr von Pradt in ſeinen Mémoires historiques sur la Révolution d'Espagne giebt dies ſehr deutlich zu erkennen, und der Hauptbeweis liegt darin, daß der König Karl IV. und ſein ganzer Hof das Franzöſiſche viel zu ſehr verlernt hatten, um einen ſo korrekten Brief zu ſchreiben.

dies als ſeine ſchwache Seite benutzen könne. Der franzöſiſche Kaiſer befahl dem Abgeſandten, ihm nach Bayonne zu folgen; an dieſem Orte gedachte er ſämmtliche Glieder des ſpaniſchen Königshauſes zu verſammeln und das Schickſal dieſer Dynaſtie zu entſcheiden.

Es war indeß nicht leicht, Ferdinand VII. zu einer Reiſe nach Frankreich zu bewegen; denn wie konnte er die Hauptſtadt Spaniens verlaſſen, ohne dem einzigen Mittel zu entſagen, wodurch er Autorität genoß? Um ihn gleichwohl zu einer ſolchen Verzichtleiſtung zu bewegen, wurden mehrere Liſten angewendet. Zuerſt verbreitete man das Gerücht, daß der Kaiſer Willens ſei, ſelbſt nach Madrid zu kommen, und nöthigte dadurch den jungen König, Zimmer für den hohen Gaſt in Bereitſchaft ſetzen zu laſſen, ſich ſelbſt aber mit dem Gedanken einer Entgegenreiſe vertraut zu machen. Sodann erſchien, von Nopoleon geſendet, der General Savary, um ſich zu erkundigen, ob die Geſinnungen des jungen Königs in Beziehung auf Frankreich denen des Königs, ſeines Vaters, gleich wären. Ferdinand gab hierüber die befriedigendſten Antworten, ohne zu ahnen, daß die Abſicht dieſer außerordentlichen Sendung keine andere war, als ihn zu einer Reiſe nach Bayonne zu beſtimmen. Zwar ließ ſich Savary darüber nicht aus; allein er wiederholte, daß der Kaiſer nach Madrid kommen werde, daß er ſchon unterwegs ſei, daß kein Augenblick verloren gehen dürfe, wenn man ihn außerhalb der Ringmauern von Madrid bewillkommnen wollte. Er fügte noch hinzu, daß Napoleon, von den Geſinnungen des jungen Königs vergewiſſert, kein Bedenken tragen werde, ihn als König von Spanien und Indien anzuerkennen.*)

Ob Ferdinand VII. ſich hierdurch bewegen ließ, die

*) Savary handelte hierin bona fide; denn was Napoleon vorhatte, war ihm eben ſo unbekannt, als allen übrigen. Siehe Herrn von Pradts Mémoires historiques etc. pag. 80.

Hauptſtadt zu verlaſſen, iſt ungewiß. Indeß war ſeine ganze Lage ſo angethan, daß es in jedem Betracht beſſer für ihn war, Vertrauen zu dem franzöſiſchen Kaiſer zu faſſen, als im Mißtrauen auszuſchweifen. In Madrid glühete das Feuer unter der Aſche; denn überdrüſſig waren die Bewohner dieſer Hauptſtadt der läſtigen Gäſte, deren zweideutiges Verweilen ihre Kräfte erſchöpfte. Ein einziges Wort, ja eine halbe Äußerung war hinreichend, einen Krieg zu entzünden, deſſen Folgen ſich nicht berechnen ließen. Es war doch wenigſtens möglich, daß des Kaiſers Entwürfe gegen England ſich mit der Erhaltung der bisherigen Dynaſtie in Spanien vertrügen; der Kanonikus Escoiquiz, Ferdinands VII. erſter Rathgeber, war ſogar bei ſich ſelbſt überzeugt, daß Napoleon, ohne ſeinen Vortheil im höchſten Grade zu verkennen, keine Veränderung bewirken könne. Ferdinand entſchloß ſich alſo zur Reiſe, weil man hofft, was man wünſcht. Doch war die Vorausſetzung, daß dieſe Reiſe höchſtens bis Burgos gehen würde; und in dieſer Vorausſetzung war man um ſo ruhiger, weil der General Savary um die Erlaubniß bat, den Wagen des Königs begleiten zu dürfen.

Ehe Ferdinand Madrid verließ, errichtete er eine Regierungs-Junta, an deren Spitze er ſeinen Oheim, den Infanten Don Antonio, ſtellte; ſie erhielt die Vollmacht, alle vorkommenden wichtigen Angelegenheiten abzumachen und den beſondern Auftrag, den Friedensfürſten gefangen zu halten. Die Abreiſe erfolgte den 10. April. Im Gefolge des Königs befanden ſich: der Oberſt-Hofmeiſter, Herzog von San Carlos, der Herzog von Infantado, der Kanonikus Escoiquiz, die Miniſter Cevallos, Musquiz und Labrador, die Grafen Villariero und Orgaz und der Markis von Ayerbe y Guadalcanar; denn es kam darauf an, in Ferdinands Perſon den König fühlbar zu machen. Für die Bewohner von Madrid war der Tag der Abreiſe ein Tag der Trauer, indem ein Vorgefühl ihnen ſagte,

daß ſie den jungen König nicht wieder ſehen würden; doch legten ſie der Abreiſe keine Hinderniſſe in den Weg . . .

Man langte zu Burgos an, fand aber den franzöſiſchen Kaiſer keineswegs daſelbſt. Sollte Ferdinand VII. weiter reiſen, oder umkehren? Beides war gleich bedenklich. Falſche Schaam über eine vergebliche Reiſe und die Verſicherung des Generals Savary, daß man den Kaiſer gewiß in Vittoria antreffen werde, entſchieden über Klugheit und ſogar über Wohlanſtändigkeit. General Savary reiſete raſch voran; der König und ſeine Begleiter folgten langſam.

Inzwiſchen war der Großherzog von Berg bemüht, den Friedensfürſten in Freiheit zu ſetzen, und der Widerſtand, den die Regierungs-Junta Anfangs leiſtete, wurde dadurch beſiegt, daß man ihr ſagte, der Kaiſer und der Prinz von Aſturien wären darüber einig geworden, daß Don Emanuel Godoi nach Frankreich verſetzt werden ſollte. Kaum war dieſe Befreiung erfolgt, ſo kehrte der gefallene Günſtling zu der königlichen Familie nach Aranguez zurück und fand ſie beſchäftigt mit den Anſtalten zur Abreiſe nach Bayonne. Das ganze Drama näherte ſich von jetzt an ſeinem Ausgange.

Auch in Vittoria befand ſich der Kaiſer nicht, als der junge König daſelbſt anlangte. Hier erfuhr dieſer jedoch, daß Napoleon von Bordeaux abgereiſet ſei und ſich auf dem Wege nach Bayonne befinde. Der Infant Don Carlos, der ſeinen Bruder begleitete, nahm, auf dieſe Nachricht, ſeinen Weg nach Bayonne. Ferdinand VII. war von neuem ungewiß darüber, ob er umkehren oder ſeine Reiſe fortſetzen ſollte, als, ihm und ſeinen Begleitern unerwartet, der General Savary von Bayonne nach Vittoria zurück kam und folgendes kaiſerliche Schreiben überbrachte, das die Antwort auf mehrere Zuſchriften enthielt, womit Ferdinand ſeit dem November des abgewichenen Jahres ſich an Napoleon gewendet hatte:

„Mein Bruder! Durch die Ihnen von dem Könige,

Ihrem Vater, mitgetheilten Papiere, müſſen Sie ſich von dem Intereſſe überzeugt haben, das ich immer für Sie hegte. Sie werden mir alſo erlauben, unter den gegenwärtigen Umſtänden freimüthig und bieder zu Ihnen zu reden. Ich hoffte, bei meiner Ankunft in Madrid, meinen erlauchten Freund zu einigen nöthigen Reformen in ſeinen Staaten zu vermögen und der öffentlichen Meinung Genugthuung zu verſchaffen; die Entfernung des Friedensfürſten ſchien mir für ſein und ſeiner Unterthanen Glück nothwendig. Die Angelegenheiten des Norden verzögerten meine Reiſe, und während dem traten die Ereigniſſe von Aranguez ein. Ich bin nicht Richter weder über das Vergangene, noch über das Betragen des Friedensfürſten; aber das weiß ich, daß es gefährlich für Könige iſt, wenn man den Völkern erlaubt, Blut zu vergießen und ſich ſelbſt Rache zu verſchaffen; Gott bitte ich, daß Ew. Königliche Hoheit nicht einſt ſelbſt die Erfahrung davon machen möge. Es iſt nicht zu Spaniens Vortheil, einen Fürſten übel zu behandeln, der eine Prinzeſſin aus königlichem Geblüte geheirathet und das Reich ſo lange regiert hat. Er hat keine Freunde mehr; aber Ew. Königliche Hoheit werden auch keine mehr haben, wenn Sie je unglücklich werden ſollten; die Völker rächen ſich gern für die Huldigungen, die ſie uns darbringen. Wie könnte man übrigens auch dem Friedensfürſten den Prozeß machen, ohne ihn zugleich der Königin und dem Könige, Ihrem Vater, zu machen? Dieſer Prozeß würde nur Haß und Parteiſucht nähren und ſein Ergebniß würde für Ihre Krone ſehr nachtheilig ausfallen; denn Ew. Königliche Hoheit haben darauf keine Rechte, die Ihnen nicht durch Ihre Mutter übertragen wären; und wird dieſe durch den Prozeß entehrt, ſo zerreißen Sie Ihre eigene Gerechtſame. Verſchließen Sie alſo ſchwachen und treuloſen Rathgebern Ihr Ohr. Sie ſind nicht einmal befugt, über den Friedensfürſten zu richten; denn ſeine Verbrechen, wenn ihm dergleichen vorzuwerfen

ſind, verlieren ſich in die Rechte des Throns. Ich habe oft den Wunſch geäußert, daß der Friedensfürſt von den Geſchäften entfernt werden möchte; aber meine Freundſchaft für den König Karl vermochte mich, noch öfter zu ſchweigen und die Augen von der Schwachheit ſeiner Anhänglichkeit abzuwenden. Iſt denn nicht Schwachheit und Irrthum unſer gemeinſchaftliches Loos? Doch dies alles läßt ſich beilegen. Man verweiſe den Friedensfürſten aus Spanien, und ich biete ihm einen Zufluchtsort in Frankreich an. Was die Abdankung Karls IV. betrifft, ſo hat ſie Statt gefunden in einem Augenblick, wo meine Armeen Spanien bedeckten: Europa und die Nachwelt werden dem Scheine nach urtheilen, ich hätte nur deshalb ſo viel Truppen nach Spanien geſchickt, um meinen Bundesgenoſſen und Freund vom Throne zu ſtoßen. Als benachbartem Souverän iſt es mir erlaubt, dieſe Abdankung kennen zu wollen, ehe und bevor ich darüber erkenne. Ich erkläre Ew. Hoheit, den Spaniern, der ganzen Welt: wenn die Abdankung des Königs Karl aus reinem Willen geſchah, wenn er dazu nicht durch den Aufſtand und den Volks-Tumult von Aranguez gezwungen wurde, ſo mache ich keine Schwierigkeit, ſie zuzulaſſen und Ew. Königliche Hoheit als König von Spanien anzuerkennen. Ich wünſche daher, mich über dieſen Gegenſtand mündlich mit Ihnen zu unterhalten. Die Zurückhaltung, die ich hinſichtlich dieſer Angelegenheit ſeit einem Monate beobachte, muß Ew. Königlichen Hoheit die Unterſtützung verbürgen, welche Sie bei mir finden werden, wenn Faktionen irgend einer Art Sie auf Ihrem Throne beunruhigen ſollten. Als der König Karl mir von den Ereigniſſen im letzten October Kunde gab, ſchmerzte mich dies aufs Empfindlichſte, und ich glaube durch meine Vorſtellungen zu dem guten Ausgange der Händel im Eskurial beigetragen zu haben. Dennoch hatten Ew. Königliche Hoheit in Manchem gefehlt; zum Beweiſe will ich mich nur auf den Brief beziehen, den Sie mir ſchrieben und

den ich gefliſſentlich immer ignorirt habe. Wenn Sie Ihrerſeits König ſind, ſo werden Sie erſt fühlen, wie heilig die Rechte des Throns ſind. Jeder Schritt eines Thronerben bei einem fremden Souverän iſt ein Verbrechen . . . Jetzt kennen Ew. Königliche Hoheit meine Denkungsart ganz. Sie ſehen, daß ich zwiſchen verſchiedenen Gedanken ſchwanke, die fixirt werden müſſen. Indeß können Sie gewiß ſein, daß ich in allen Fällen mich gegen Sie, wie gegen den König, Ihren Vater, betragen werde. Glauben Sie an meinen Wunſch, alles im Guten beizulegen und Gelegenheit zu finden, Ihnen Beweiſe meiner Zuneigung und Hochachtung zu geben."

Dies Schreiben, worin ſich die ärgſte Liſt hinter der Larve der höchſten Offenheit verbarg, brachte die volle Wirkung hervor, die in Napoleons Wünſchen lag. Fortgezogen durch die Kraft von Worten, die deſto mehr Vertrauen einflößten, je weniger ſie irgend eine Schmeichelei enthielten — hingeriſſen zugleich von jenem gewaltigen Schickſal, das über Sterbliche waltet, ſetzte Ferdinand VII. ſeine Reiſe von Vittoria nach Bayonne fort, ohne auf den Rath ſeiner Miniſter zu achten, von welchen Cevallos ihn am meiſten mit abſchreckenden Vorſtellungen beſtürmte. In der That war es jetzt zu ſpät, ans Umkehren zu denken, da man nicht wiſſen konnte, welche Maßregeln für dieſen Fall genommen waren. Savary ſeinerſeits verſicherte: er wolle den Kopf verlieren, wenn der Kaiſer den jungen König nicht eine Viertelſtunde nach ſeiner Ankunft in Bayonne anerkannt habe. „Vielleicht, fügte dieſer General hinzu, wird der Kaiſer, um konſequent zu ſein, Ihnen anfänglich nur den Titel Hoheit geben; aber nach fünf Minuten wird er Ihnen die Majeſtät bewilligen und nach drei Tagen wird alles in Ordnung gebracht ſein, und Ew. Majeſtät werden ſogleich nach Madrid zurückkehren."*)

*) So erzählt Cevallos, und es iſt kein Grund vorhanden, die Treue ſeines Berichtes in Zweifel zu ziehen.

Indem Ferdinand VII. ſeinen Weg fortſetzte, erſchienen endlich jenſeits St. Juan de Luz, begleitet von einer Abtheilung der Ehrenwache, welche die Einwohner von Bayonne für den Empfang des Kaiſers errichtet hatten, der Fürſt von Neufchatel (Alexander Berthier) und der Herzog von Friaul (Duroc), den König von Spanien nach Bayonne einzuladen, wo, wie ſie ſagten, ein Haus zu ſeinem Empfang bereitet ſei. Dies war das verfallene Hotel des ehemaligen Intendanten; vielleicht die angemeſſenſte Wohnung für Ferdinand VII., aber deshalb nicht weniger ein Gegenſtand ſpöttiſcher Bemerkungen für ſeine Begleiter, welche ganz aus der Acht ließen, daß Bayonne nicht die Hauptſtadt des Reichs war.

Den 20. April, in der Mittagsſtunde, war Ferdinand VII. in der für ihn beſtimmten Wohnung angelangt, als zwei Stunden darauf Napoleon, begleitet von mehreren Generalen, vom Schloſſe Marrac her erſchien, um ihm den erſten Beſuch abzuſtatten. Ferdinand geht ihm bis an die Hausthüre entgegen; Beide umarmen ſich; Napoleon verweilt nur einige Augenblicke und entfernt ſich nach einer zweiten Umarmung. Unmittelbar darauf von dem Großmarſchall des kaiſerlichen Palaſtes zur Mittagstafel eingeladen, begiebt ſich Ferdinand in einem Wagen des Kaiſers nach Marrac, wird von Napoleon am Kutſchenſchlage empfangen und von deſſen Hand in ſein eigenes Wohnzimmer geführt. Man ſetzt ſich zur Tafel, die Unterhaltung iſt förmlich und einſylbig, Napoleon aber unterläßt nicht, ſeinen Gaſt, nach aufgehobener Tafel, bis an den Kutſchenſchlag zurück zu führen. Kaum iſt Ferdinand nach ſeiner Wohnung zurück gekommen, als eben der General Savary, der ſich noch geſtern mit ſeinem Leben für die Anerkennung des jungen Königs verbürgt hat, bei ihm anlangt, um ihm anzuzeigen, „daß ſein Kaiſer unwiederruflich beſchloſſen habe, ſeine Dynaſtie an die Stelle der ſpaniſchen Bourbons zu ſetzen.“ Da dies bei weitem mehr iſt, als Ferdinand

und ſeine Begleiter erwartet haben, ſo gerathen ſie in das größte Erſtaunen; denn wie ſchwach auch ihre Erwartungen geweſen ſein mögen, ſo haben ſie ſich doch nicht einbilden können, daß eine ſo wichtige Sache mit ſo wenigen Worten abzumachen ſei.

Gleich am folgenden Tage offenbarte ſich der Unterſchied des franzöſiſchen und des ſpaniſchen Geiſtes in den Unterredungen, welche erſt der Miniſter Graf Champagny und dann der Kaiſer ſelbſt mit dem Staats-Sekretär Cevallos hatten. Ihm begreiflich zu machen, daß Spaniens Glück und das Intereſſe der Bourbons zwei ganz verſchiedene Dinge wären, war durchaus unmöglich; ſeine Geſetzlichkeit trotzte jeder Vorſtellung, wodurch man ihn in eine andere Bahn zu leiten gedachte, und wenig fehlte daran, daß er ſich beleidigt fühlte, als Napoleon zu ihm ſagte: „er müſſe ſchulterfreier werden — er müſſe liberalere Ideen annehmen.“ Gleichen Starrſinn bewies Don Pedro Labrador, der zweite Miniſter, mit welchem der Graf Champagny unterhandelte; denn auch er konnte ſich nicht darin finden, daß die Sache bereits abgemacht ſei und daß es nur darauf ankomme, alles zur Zufriedenheit der dabei betheiligten Perſonen auszugleichen. Mit Unwillen verwarf er den Vorſchlag, daß der Prinz von Aſturien durch den hetruriſchen Thron entſchädigt werden ſollte, und fand es ſeltſam, als ihm geſagt wurde: „ein Thron ſei kein Eigenthum, und werde immer nur unter der Bedingung gegeben, daß man ihn zu vertheidigen verſtehe.“ Den hartnäckigſten Widerſtand leiſtete der Kanonikus Escoiquiz, der geiſtreichſte von den Vertheidigern Ferdinands. In den wiederholten Unterredungen, die er mit Napoleon hatte, ſtellte er in den lebhafteſten Farben alle die Folgen dar, welche die Verdrängung der Bourbons aus Spanien nach ſich ziehen würde: die Empörung der Spanier gegen ein ſo gewaltſames Verfahren — den Abfall der Kolonien — die Erbitterung der europäiſchen Mächte. Napoleon hörte ihm

aufmerkſam zu; da er ſich jedoch von dem einmal gefaßten Entſchluß nicht abbringen laſſen konnte, ohne ſein ganzes bisheriges Verfahren zu verdammen und für die Zukunft mit ſich ſelbſt in Widerſpruch zu treten: ſo war er nur allzu geneigt, die Vorſtellungen des kühnen Kanonikus als Übertreibungen zu betrachten. „In den Mönchen," ſagte er, „finde ich das beſte Mittel, die Nation im Zaum zu halten; ich mache ſie verantwortlich für die öffentliche Ruhe. Die Kolonien werden nicht abfallen; ich weiß dies, weil ich Einverſtändniſſe mit ihnen unterhalte. Was die Mächte betrifft, ſo fürchte ich nichts von der einzigen, die mir einige Unruhe verurſachen könnte. Der Kaiſer von Rußland, dem ich zu Tilſit meine Entwürfe auf Spanien mittheilte, billigte dieſelben und gab mir ſein Ehrenwort, ſich ihnen nicht zu widerſetzen. Die übrigen Mächte werden ſich nicht rühren.*) Ich habe den unwiederruflichen Beſchluß gefaßt, meinen Entwurf hinſichtlich einer Dynaſtie-Veränderung in Spanien ins Werk zu richten. Sagen Sie dies dem Prinzen Ferdinand und fordern Sie ihn auf, mir kategoriſch auf den Vorſchlag zu antworten, den ich ihm habe machen laſſen, mir ſeine Rechte auf den ſpaniſchen Thron gegen Toskana abzutreten, und zwar vor der Ankunft des Königs Karl, ſeines Vaters. Sagen Sie ihm, daß ſein Starrſinn zu nichts dienen wird, weil ich von

---

*) Napoleons Worte waren: Je ne crains rien de l'unique puissance qui pourrait me donner quelque inquiétude. L'Empereur de Russie, à qui je communiquai à Tilsit mes projects sur l'Espagne, qui datent de cette époque, les approuva et me donna sa parole d'honneur de ne point s'y opposer. Quant aux autres puissances, elles se garderons bien de remuer. Siehe die Unterredung des Kanonikus Escoiquiz in den Mémoires historiques etc. par M. de Pradt. Hat Escoiquiz dies nicht erfunden, ſo liegt darin eine Beſtätigung unſerer Behauptung, daß der Krieg mit Öſterreich, Preußen und Rußland nur die Einleitung zur Beſitznahme des ſpaniſchen Throns geweſen ſei.

ſeinem Vater alles erhalten werde, was ich verlange, und daß in dieſem Falle Toskana bei Frankreich bleibt.“

Die Ankunft Karls IV. und ſeiner Gemahlin machte dieſen Unterhandlungen ein Ende. Seit der Befreiung des Friedensfürſten ſich ſelbſt zurückgegeben, folgten beide mit Freuden dem Rufe Napoleons; denn nichts galt ihnen ein Thron, den ſie nicht länger mit dem bisherigen Günſtling theilen ſollten. Zu Vittoria zerriß Karl IV. zuerſt die Bande, welche ihn an Spanien knüpften, indem er hundert Gardiſten, die ſeine Wache bilden wollten, entfernte und den General Verdier um eine Wache bat. Von dem Fürſten von Neufchatel beim Eintritte in das franzöſiſche Gebiet empfangen, langten König und Königin den 30. April in Bayonne an, wo alle Anſtalten ſo getroffen waren, daß man in Karl IV. den einzig rechtmäßigen König erkennen mußte. Vor ihnen war der Friedensfürſt angelangt, und in den Unterredungen, welche dieſer mit Napoleon gehabt hatte, war das Verfahren gegen Ferdinand feſtgeſtellt worden. Sobald nun die zu Bayonne anweſenden Granden dem König und der Königin ihre Aufwartung gemacht hatten, erfolgte eine erſte Unterredung zwiſchen Vater und Sohn. Sie war nur kurz. Der König machte dem Prinzen den Vorwurf, daß er ſeine grauen Haare beleidigt habe, behauptete, daß er mit innerm Vorbehalt der Krone entſagt habe, und verlangte von ſeinem Sohne Verzichtleiſtung auf dieſelbe. Ferdinand, deſſen Lage mit jedem Augenblick mißlicher wurde, nahm Rückſprache mit ſeinen Räthen und entſchloß ſich zu einer bedingten Entſagung, wobei er ſeinem Vater gewiſſermaßen zur Pflicht machte, nach Madrid zurück zu gehen, daſelbſt, wo nicht die Cortes, doch wenigſtens die Tribunäle des Königreichs zu verſammeln und in deren Gegenwart das ihm angeblich entriſſene Zepter zurück zu nehmen.

Der Kampf zwiſchen Vater und Sohn war hierdurch ſeiner Entſcheidung näher gebracht, und Napoleons Unge-

duld beſchleunigte dieſelbe. Karl IV. forderte gleich am folgenden Tage (3. Mai) unbedingte Entſagung in einem Schreiben, worin er ſagte: „Ferdinands Betragen habe zwiſchen ihm und dem ſpaniſchen Thron eine eherne Scheidewand gezogen; König von den Rechten ſeiner Väter her, habe er nichts von ihm anzunehmen; am wenigſten werde er in eine Verſammlung der Cortes willigen; alles müſſe für das Volk, nichts durch daſſelbe geſchehen; dieſen Grundſatz vergeſſen, heiße, ſich eines Verbrechens ſchuldig machen; ſein ganzes Leben hindurch habe er ſich ſeinen Völkern aufgeopfert und die Bitterkeit ſeiner letzten Jahre werde er dem unwürdigen Sohne nur dann verzeihen, wenn er mit der Gewißheit ins Grab ſteige, daß Spanien ſeine Religion, die Unverſehrtheit ſeiner Provinzen und ſeine Unabhängigkeit gerettet habe."

Es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß, wenn Karl IV. der in dieſem Schreiben enthaltenen Geſinnungen und Grundſätze wirklich fähig geweſen wäre, er nie nöthig gehabt hätte, ſie in Bayonne auszuſprechen oder vielmehr durch Andere ausſprechen zu laſſen. Ferdinand ermangelte nicht, den Inhalt des väterlichen Briefes zu widerlegen und dem Könige zu wiederholen, daß er bereit ſei, ihn nach Spanien zu begleiten und vor den verſammelten Cortes einer Krone zu entſagen, die ſein Vater zurücknehmen wolle; könne ſich aber der König nicht zu einer Rückkehr nach Spanien entſchließen, ſo möchte er wohl bedenken, daß es auf nichts Geringeres ankomme, als die bourboniſche Dynaſtie für immer vom ſpaniſchen Throne auszuſchließen, und daß er auf franzöſiſchem Boden nicht dem Verdacht entgehen könne, als habe er unfrei gehandelt: ein Verdacht, der allein hinreichen würde, ſeine Handlung zu entkräften.

Dies Schreiben war vom 4. Mai; und zugleich war es das letzte, das in dieſer wichtigen Angelegenheit verfaßt wurde. Am folgenden Tage ließ Karl, nachdem der franzöſiſche Kaiſer einen Theil des Nachmittags bei ihm zuge-

bracht hatte, ſeinen Sohn rufen, überſchüttete dieſen, in Gegenwart Napoleons und ſeiner Gemahlin, mit den bitterſten Vorwürfen und verlangte unbedingte Entſagung. Dabei blieb es nicht. Auch die Königin trat, gleich einer Megäre, hervor, bedeckte ihren Sohn mit Flüchen und Schmähungen der niedrigſten Art, und forderte den franzöſiſchen Kaiſer auf, „den Entarteten aufs Blutgerüſt führen zu laſſen.“ Jetzt widerſtand Ferdinand nicht länger. Die unbedingte Entſagungs-Akte wurde aufgeſetzt und den 6. Mai eingehändigt . . .

Zu den Eigenthümlichkeiten Napoleons gehörte, daß er bei aller Gefühlloſigkeit, wenn es die Durchführung ſeiner Entwürfe galt, doch durch ein einziges Wort, einen einzigen Zug tief erſchüttert werden konnte. Er hatte ein unermeßliches Königreich durch den letzten Auftritt gewonnen; und doch vermochte er ſich nicht von der Erinnerung zu trennen, daß eine Mutter ihn erſucht hatte, ihren Sohn aufs Blutgerüſt führen zu laſſen. Wie beſeſſen von dieſem Gedanken, begab er ſich, um friſche Luft zu ſchöpfen, in den Garten von Marrac, den er in allen Richtungen durchlief. Zuletzt verſammelte er Alle, die ſich in ſeiner Nähe befanden, um ſich, und erzählte dieſen, mit der ihm eigenthümlichen Lebendigkeit, was ihm begegnet war. Er malte den König Karl, wie er ſich gegen ſeinen Sohn über Verſchwörungen, Kränkungen aller Art und Verluſt der Krone beklagt, die er, unter den Stürmen Europa's, gerettet hat. „Das war,“ fügte er hinzu, „der König Priamus, wie er leibt und lebt; und der Auftritt fing an ſehr ſchön zu werden, als die Königin hinzutrat und unter Schimpfreden und Drohungen, deren Gegenſtand ihr Sohn iſt, mich bittet, dieſen Sohn das Blutgerüſt beſteigen zu laſſen. Welches Weib! welche Mutter! Sie hat mir Entſetzen eingeflößt; ich habe Bedauern mit dem Unglücklichen gefühlt.“ . . . Dann, gleichſam wieder zu ſich kommend, fuhr er alſo fort: „Unter dieſem Volk iſt der Friedensfürſt

der einzige Mann von Kopf; er wollte alle nach Amerika verſetzen und gerade das war groß und ſchön gedacht. Welche unermeßliche Throne, die von Mexiko und Peru! Wie viel läßt ſich da ſchaffen und wirken! Und welche Ergebniſſe für die ganze Welt!*) . . .

Karl IV., durch Ferdinands unbedingte Entſagung wieder König, rief ſeinen Bruder, den Infanten Don Antonio, von der Spitze der Regierungs-Junta nach Bayonne und übertrug dem Großherzog von Berg, als General-Lieutenant des Kaiſers in Spanien, den Vorſitz bei dieſer Junta, damit er bis zur Beſetzung des ſpaniſchen Throns durch Vereinigung der Civil- und Militär-Macht die öffentliche Ruhe um ſo nachdrücklicher beſchützen möchte. Dies war der letzte Regierungs-Akt des alten Königs, der ohne Bedauern alle ſeine Rechte als König von Spanien in die Hände Napoleons legte. Hierüber wurde ein förmlicher Vertrag geſchloſſen, wodurch ihm der kaiſerliche Palaſt zu Compiegne mit den dazu gehörigen Parks und Forſten, eine Civilliſte von 30 Millionen Realen, 2 Millionen Wittwengehalt für die Königin und 400,000 Franken Rente für die ſämmtlichen Infanten, mit Vorbehalt des Anheimfalls dieſer Rente von einem Zweige an den andern, im Fall einer von ihnen ausſterben ſollte, und des Rückfalls an die franzöſiſche Krone, wenn alle Zweige ausgeſtorben ſein ſollten, geſichert wurde. Für die Entſagung aller Allodial- und Privat-Beſitzungen erhielt er außerdem das Schloß Chambord und den Genuß der Einkünfte von Kommenthureien für die ſpaniſchen Infanten.

Mit dem Prinzen von Aſturien wurde ein beſonderer Vertrag geſchloſſen. Dieſer Prinz trat in demſelben der Verzichtleiſtung ſeines Vaters auf den Thron Spaniens und Indiens bei und entſagte als Thronerbe allen ſeinen

---

*) S. Mémoires historiques etc. par Mr. de Pradt, pag. 130 und 131.

Rechten. Dafür bewilligte ihm der franzöſiſche Kaiſer den Titel: Königliche Hoheit, mit allen Ehrenbezeigungen und Vorrechten der Prinzen ſeines Geblüts, und ſeinen Nachkommen den Titel: Durchlaucht. Als Eigenthum für ſich und ſeine Nachkommen erhielt der Prinz die Paläſte, Parks und Pachtereien von Navarre (in der Normandie unweit Evreux) mit den dazu gehörigen Holzungen von 50000 Morgen, alles ſchuldenfrei; ferner den Anheimfall dieſes Eigenthums an ſeine Kinder und an die Erben des Infanten Don Karlos, im Fall der Prinz von Aſturien dergleichen nicht ſelbſt zurücklaſſen ſollte; endlich den Genuß einer Appanagen-Rente von 400,000 Franken, angewieſen auf den franzöſiſchen Schatz und zahlbar zum zwölften Theile. Auch den Infanten Don Antonio, Don Karlos und Don Francisco wurde der Titel: Königliche Hoheit, ſo wie ihren Nachkommen der Titel: Durchlaucht, bewilligt, ſo wie der Genuß ihrer Ordenspfründen in Spanien auf Lebenszeit und eine Appanagen-Rente von 400,000 Franken, die ſie und ihre Erben auf immer genießen ſollten.

Jetzt von jeder frühern Beſtimmung geſchieden und den Beſchäftigungen und Genüſſen des Privatlebens zurückgegeben, reiſete die königliche Familie nach dem Innern Frankreichs ab: der König, die Königin, der Friedensfürſt, die geweſene Königin von Hetrurien mit ihren Kindern und der Infant Don Francisco nach Compiegne; die Prinzen Ferdinand, Karlos und Antonio nach Valançay, einem Schloſſe des Fürſten von Benevent, worüber Napoleon eigenmächtig verfügte, um, wie behauptet worden iſt, ſeinen geweſenen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten dafür zu beſtrafen, daß er ſich ſeinen Entwürfen auf Spanien widerſetzt hatte. Daß die ſpaniſchen Prinzen nichts mehr und nichts weniger waren, als vornehme Staatsgefangene, verſteht ſich wohl von ſelbſt.

Napoleon war bei ſeinem Unternehmen gegen die pyrenäiſche Halbinſel von der Maxime ausgegangen, daß,

um ein Volk in ſeine Gewalt zu bringen und es gleichſam in die Taſche zu ſtecken, nichts weiter erforderlich ſei, als es ſeiner höchſten Autoritäten zu berauben. Er machte jedoch bald nach der Ankunft des Königs Karl IV. in Bayonne die Erfahrung, daß auch Völker eines Entſchluſſes fähig ſind. Am zweiten Mai gab die Abreiſe des Infanten Don Antonio und der Königin von Hetrurien die Veranlaſſung zu einem blutigen Kampfe. Dieſe Fürſtin wollte eben in den Wagen ſteigen, als das Volk von Madrid Händel mit einem Adjutanten begann, den der Großherzog von Berg abgeſchickt hatte, um der Fürſtin Glück zur Reiſe zu wünſchen. Der Adjutant entkam der ihn bedrohenden Gefahr nur dadurch, daß zehn Grenadiere von der nächſten Wache ihm zu Hülfe eilten. Dieſer Lärm war noch nicht vorüber, als ein zweiter franzöſiſcher Offizier von einem andern Volkshaufen angegriffen und verwundet wurde. Bald zeigte ſich, daß alles vorbereitet war. Die große Straße von Alkala, das Sonnenthor, die Piazza mayor füllten ſich mit Volk. Der Großherzog von Berg, ohne auf die Rathgebungen der Miniſter Azanza und Offaril zu achten, ließ General-Marſch ſchlagen und alle franzöſiſchen Truppen ins Gewehr treten. Mehr bedurfte es nicht, um ein Gemetzel herbeizuführen, in welchem die Bewohner Madrids freilich unterlagen, doch nicht ohne 2000 Franzoſen getödtet zu haben; denn ſo weit reichte ihre Wuth, daß ſie ſich mit bloßen Knitteln und Meſſern auf die Bajonette ganzer Kompagnien warfen. Als das Unglück geſchehen war, verordnete die Regierungs-Junta eine Entwaffnung. Die Militär-Polizei begann hierauf ihr kurzes und ſtrenges Geſchäft. Ein Winkel des Prado wurde zum Schauplatz für die Beſtrafung der Ruheſtörer erkoren und hier ließ der Großherzog von Berg Überwieſene und Verdächtige erſchießen, ohne des Unterſchiedes zwiſchen Geiſtlichen und Weltlichen zu achten.

So endigte dieſer erſte Verſuch, einen jungen König

wieder zu erkämpfen, den man aus Gründen liebte, worüber ſich keine Rechenſchaft geben ließ. Die Kunde von dem, was am 2. Mai in der Hauptſtadt vorgegangen war, verbreitete ſich mit den üblichen Übertreibungen bald über die ganze Oberfläche der Halbinſel; und, indem die Geſinnung faſt überall dieſelbe war, wie hätte es fehlen mögen, daß im ganzen ſpaniſchen Volke der Geiſt des Widerſtandes erwachte? Zwar verſprach Napoleon in einer Proklamation, wodurch er die Spanier mit dem Ausgange der Unterhandlungen zu Bayonne bekannt machte: „daß er, ohne ſelbſt in ihren Provinzen zu regieren, ſich ewige Anſprüche auf ihre Liebe und Dankbarkeit durch Verbeſſerung ihrer Einrichtungen und durch Erneuerung ihrer veralteten Monarchie erwerben wolle;“ allein dies waren Worte, die, wie in einer Wüſte, verhalleten. Es fehlte in Spanien freilich nicht an hellen Köpfen, welche der von Napoleon beabſichtigten Reform getroſten Muthes entgegen gingen; doch ihre Zahl war nur allzu gering in Vergleich mit dem großen Haufen, der, von Prieſtern und Prieſtergenoſſen geleitet, nichts weiter wollte, als was bisher beſtanden hatte. Nur allzu beſtimmt ließen ſich alſo die Krämpfe vorherſehen, welche Spaniens Wiedergeburt begleiten würden — begleiten mußten, weil dieſe das Werk der Gewalt, nicht der Überredung, das Werk einer plötzlichen Schöpfung, nicht allmäliger Reformen werden ſollte.

Den erledigten Thron von Spanien und Indien von neuem zu beſetzen, berief Napoleon ſeinen Bruder Joſeph, welcher ſeit dem 30. März 1806 die Neapolitaner mit einer Milde und Einſicht regiert hatte, die, wenn es möglich wäre, alten Gewohnheiten auf der Stelle zu entſagen, gute Früchte getragen haben würde. Joſeph hatte, außer einer Akademie der Wiſſenſchaften und der Künſte, den Orden beider Sicilien zur Belohnung derer geſtiftet, welche zur Wiedergeburt des Königreichs beigetragen hatten oder noch beitragen würden, und war damit beſchäftigt, den Neapolitanern

die Wohlthat einer bleibenden Verfaſſung zu gewähren, als die Befehle des Kaiſers der Franzoſen ſeine Beſtimmung veränderten. Er reiſete von Neapel an eben dem Tage ab, wo Karl IV. mit ſeinem Gefolge in Fontainebleau anlangte (23. Mai). Der 7. Juni war der Tag ſeiner Ankunft in Bayonne, wo er von dem Kaiſer mit allen den Auszeichnungen empfangen wurde, welche die Würde eines Königs von Spanien und Indien zu erheiſchen ſchien. Wenig Tage darauf (10. Juni) kündigte er ſich den Spaniern als ihren künftigen König durch eine Proklamation an, worin er ſagte: „die Vorſehung werde ihm die nöthige Stärke geben, das Glück des edlen Volks, das ſich ſeiner Sorgfalt anvertraut habe, zu begründen; er ſelbſt werde ſich nicht eher glücklich fühlen, als bis er, ſo vielen Hoffnungen entſprechend, ſich ſelbſt das Zeugniß geben könne, das ihm auferlegte glorreiche Geſchäft vollendet zu haben, bei welchem die Erhaltung der heiligen Religion und die Behauptung der Integrität und Unabhängigkeit des ſpaniſchen Königreichs ſeine erſten Pflichten ſein würden.“

Inzwiſchen hatten ſich, von Napoleon zuſammenberufen, auch die Notablen des ſpaniſchen Volks in Bayonne verſammelt, um, 90 an der Zahl, die Vorſchläge zu vernehmen, die man ihnen, zur Verbeſſerung des geſellſchaftlichen Zuſtandes ihrer Landsleute machen würde. Unter ihnen bemerkte man die Erzbiſchöfe von Burgos und Sevilla, die Biſchöfe von Palencia, Zamora, Orenſe, Pamplona, Girona und Urgel; ferner die Ordensgenerale der Benediktiner, Dominikaner, Franciskaner, unbeſchuheten Karmeliter, barmherzigen Väter und Auguſtiner; ferner den Herzog von Frias, den Herzog von Medina-Celi, den Grafen Orgaz, den Grafen Fuentes, den Markis von Santa Cruz, den Grafen Ferdinand Nuñez, den Herzog von Oſſuna, den Herzog del Parque, den Grafen von Santa-Colonna, als Granden von Spanien; ferner ſieben Titulados von Caſtilien; ferner die adeligen Abgeordneten

mehrerer Städte; ferner die Abgeordneten des Handelsſtandes aus den Städten Cadiz, Barcellona, Coruña, Bilbao, Valencia, Sevilla u. ſ. w.; endlich die für die amerikaniſchen Städte gewählten Repräſentanten. Die Granden Spaniens wurden dem Könige Joſeph von dem daheim gebliebenen Herzog von Infantado vorgeſtellt; und ſobald dies vollbracht war, verſammelten ſich die ſämmtlichen Abgeordneten unter der Benennung einer Staats-Junta in einem Saale des ehemals biſchöflichen Palaſtes zu Bayonne, um über die einzelnen Verfügungen eines ihnen mitgetheilten Verfaſſungs-Entwurfs zu berathſchlagen: eines Entwurfs, der aus 128 Artikeln beſtand. Was konnte, was mußte geſchehen, um die theologiſch-feudaliſtiſchen Elemente, aus welchen die Eigenthümlichkeit der ſpaniſchen Monarchie zuſammengeſetzt war, dahin abzuändern, daß der Betriebſamkeit freiere Bahn gebrochen wurde? War dieſe Aufgabe überhaupt zu löſen, ſo war ſie es zum wenigſten nicht mit Notablen, wie Napoleon ſie zuſammenberufen hatte. Vielleicht aber hatte Napoleon an die Löſung einer ſolchen Aufgabe nicht einmal gedacht. Was er den Abgeordneten vorlegen ließ, war eine Kopie der Verfaſſung, welche Frankreich durch ihn erhalten hatte. In ſeinem Entwurf beſchränkte ſich alſo alles auf die Einführung eines Staatsraths zur Ergänzung des Königs, eines Senats, als Wächters über die organiſchen Geſetze, und auf eine Volksvertretung, wie ſie in Frankreichs geſetzgebendem Körper beſtand. Dem Eidſchwur des Königs wurde Achtung für das Eigenthum einverleibt. Der Regentſchaftsrath (im Falle der Minderjährigkeit des Königs) ſollte nicht aus den Miniſtern, ſondern aus den ſieben älteſten Senatoren, und der Vormundſchaftsrath aus fünf von dem letzten Könige ernannten, und, wenn keine ſolche Ernennung geſchehen wäre, aus den fünf Senatoren, welche den obigen ſieben nach der Ordnung des Alters folgen würden, beſtehen. Um die Würde eines Senators be-

kleiden zu können, ſollte man das vierzigſte Jahr zurückgelegt haben und die Würde dafür auf Lebenszeit ſein. Von ſeinem 15. Jahre an ſollte der Thronerbe den Sitzungen des Staatsraths beiwohnen dürfen. Die Cortes ſollten aus 172 Mitgliedern beſtehen und in die drei Bänke (estamentos) der Geiſtlichkeit, des Adels und des Volks eingetheilt werden. In den ſpaniſchen Königreichen und Provinzen Amerika's und Aſiens ſollte jede Art von Kultur und Induſtrie geſtattet ſein, ohne daß noch länger von Ein- und Ausfuhr-Privilegien die Rede wäre. Über die Inquiſition und die Fortdauer der Ordensgeiſtlichkeit wurde eben ſo wenig etwas feſtgeſetzt, wie über das Verhältniß der großen Gutsbeſitzer zu ihren Unterthanen. Überhaupt blieb Vieles, was geſchehen mußte, wenn Spanien jemals mit den civiliſirten Staaten Europa's auf gleiche Linie kommen ſollte, unterdrückt, und nur die Gleichheit vor dem Geſetz in Hinſicht der Vertheidigung des Vaterlandes und der zu tragenden Staatslaſten blieb keinem Zweifel unterworfen.

Die Abgeordneten billigten, was ſie zu verwerfen kein Recht hatten. Den 7. Juli wurde die neue Conſtitution von Seiten des Königs und der Abgeordneten beſchworen. Unterzeichnet von allen Mitgliedern der Verſammlung, wurde die Akte dem Könige übergeben. Die Junta verfügte ſich hierauf nach dem Schloſſe Marrac, um dem Kaiſer für die Sorgfalt zu danken, womit er ſich des Glücks von Spanien und des großen Werks der Conſtitution angenommen habe. Ihre Arbeiten waren beendigt, und während Napoleon nach Paris zurückging, trat ſein Bruder Joſeph, begleitet von den ſcheinbar für ihn gewonnenen Granden und übrigen Abgeordneten, ſeine verhängnißvolle Reiſe nach Madrid an.

Was am 2. Mai zu Madrid geſchehen war, hatte mit anſteckender Kraft auf alle Abtheilungen des Königreichs zurückgewirkt. Es fehlte in Spanien nicht an Ver-

ſtändigen, die, indem ſie die Nothwendigkeit politiſcher Reformen begriffen, die Einleitung, welche in Bayonne dazu gemacht wurde, nicht unbedingt tadelten. Doch ihre Zahl war nur gering. Der große Haufen, empört von dem Gedanken, daß er ſeiner Eigenthümlichkeit entſagen ſollte, noch mehr empört von der gewaltſamen Entführung eines jungen Königs, an welchem er mit ſeinen liebſten Erwartungen hing, hielt nicht länger mit ſeinem Unwillen, mit ſeiner Wuth zurück. Auf allen Punkten des Königreichs traten Inſurgenten hervor. In Valencia wollte ſich der General-Kapitän Don Abula ihnen widerſetzen; allein die Volkswuth zwang ihn bald zur Flucht, und nachdem er in Regueño entdeckt worden war, führte man ihn im Triumph nach Valencia zurück, wo er vor dem Hauſe des Grafen Cerbellon ermordet wurde, worauf man ſeinen abgeſchlagenen Kopf auf eine Pike ſteckte und durch die Straßen der Stadt trug. Um nicht allzu weitläufig über dieſen Gegenſtand zu werden, bemerken wir, daß daſſelbe Schickſal, bald in der einen, bald in der andern Geſtalt, alle Diejenigen traf, denen man irgend eine Hinneigung zu den Franzoſen, oder auch Vorliebe für Verbeſſerung des bisherigen Geſellſchaftszuſtandes zutraute: den General-Kapitän der Marine, Don Francisco de Borja; den General-Kapitän von Andaluſien, Markis Del Soccoro; den Gouverneur von Badajoz, Grafen von Torresresno; den Gouverneur von Tortoſa, Don Santiago de Guzman; den General-Lieutenant Filangieri; die General-Majore Don Miguel de Cavalhos, Don Pedro Truxillo, Don Juan de Tola; den Grafen von Aguisla zu Sevilla; den Gouverneur von Cadiz, Don Solano. Durch dies Verfahren brachte der Pöbel es dahin, daß die Regierer ſich in ſeine Launen fügten; die allgemeine Gährung aber gab Spanien Heere, die, was ihnen auch an innerer Vollkommenheit abgehen mochte, durch ihre Zahl und ihren eigenthümlichen Geiſt ſehr bald um ſo furchtbarer wurden,

je mehr Napoleon ſich hinſichtlich der Widerſtandskraft der Spanier verrechnet hatte: einer Widerſtandskraft, deren Stärke eben ſo ſehr auf Unermüdlichkeit und Leidenſchaft, als auf Unregelmäßigkeit beruhete.

Am vollſtändigſten offenbarte ſich der Starrſinn der Spanier bei der Belagerung von Saragoza. Hier befehligte General Palafox. Die Belagerung abzuwenden, als das Geſchütz von Bayonne und Pamplona anlangte, ließen die Inſurgenten kein Mittel unverſucht; täglich fielen im Laufe des Juli Gefechte vor, welche für beide Theile gleich blutig waren, und noch am 23. Juli hatten die Inſurgenten in einem heftigen Ausfall ihre Feinde auf das linke Ebro-Ufer zurückgedrängt. Nach der Ankunft des Geſchützes veränderten ſich die Auftritte. Drei Tage hinter einander beſchoſſen und von 2000 Bomben und Granaten in allen Abtheilungen zerſchmettert, ſchien Saragoza nicht länger widerſtehen zu können; und doch geſchah kein Schritt, der auf Kapitulation hindeutete. Am 4. Auguſt hielten die Belagerer die Breſche für praktikabel. Angelegt wurde der Sturm, und die Franzoſen bemächtigten ſich der Thore San Gracia und Carmes; allein es erfolgte keine Übergabe. Unter heftigen Gefechten mußten vierzehn verſchanzte Klöſter erobert werden, und jeder Fortſchritt war mit Blut bezeichnet. Nach und nach waren drei Viertel der Stadt erobert und noch immer widerſtanden die Einwohner. Nicht zu ihrem Glück, wohl aber zu ihrer Erleichterung, waren inzwiſchen Umſtände eingetreten, welche die Fortſetzung der Eroberung verhinderten; und damit verhielt es ſich, wie folgt.

Während Joſeph Napoleon im Begriff ſtand, ſeine Reiſe von Bayonne nach Madrid anzutreten, brach, unter der Anführung des Generals Cueſta, von Gallizien her ein 35000 Mann ſtarkes Corps mit 40 beſpannten Artillerie-Stücken bei Benevent hervor, um nach Burgos vorzugehen und den überall vertheilten franzöſiſchen Truppen den

Rückzug abzuſchneiden. Hiervon unterrichtet, vereinigte der Herzog von Iſtrien (Marſchall Beſſieres) die Infanterie-Diviſionen der Generale Mouton und Merlin mit der Kavallerie-Diviſion des Generals Laſalle in der Abſicht, den Feind zu ſchlagen, wo er ihn antreffen würde. Die Schlacht erfolgte am 14. Juli auf den Anhöhen von Medina de Rio-Secco. Ihr Ausgang blieb lange zweifelhaft. Zuletzt erklärte ſich der Sieg zwar für die Franzoſen, doch nach ſo großem Verluſte auf beiden Seiten, daß die Pfarrer der benachbarten Örter dem Marſchall Beſſieres verſicherten, daß nicht weniger als 27000 Leichname verſcharrt worden ſeien.*) Dieſe Schlacht bahnte dem neuen Könige den Weg nach der Hauptſtadt, und Marſchall Beſſieres galt in dieſen Zeiten für den Helden, der Joſeph Napoleon auf den Thron geſetzt habe. Dieſer Ruf war jedoch ſehr vorübergehend.

Den 20. Juli langte Joſeph Napoleon in Madrid an. Sein Gefolge war glänzend. Zu der unmittelbaren Umgebung des Monarchen gehörten, außer dem Finanz-Miniſter, Don Miguel de Azanza, und dem dienſtthuenden Garde-Kapitän, Herzog del Parque, alle Großbeamten der Krone, namentlich der Herzog von Infantado, der Prinz von Caſtel-Franco, der Herzog von Hijar, der Herzog von Frias, der Graf von Fernan-Nuñez, der Graf von Orgaz, der Graf von Santa-Colonna und der Markis von Santa-Cruz. Dabei war die Einrichtung getroffen worden, daß die Mitglieder der Staats-Junta in drei Abtheilungen früher angelangt waren; und um das Vertrauen der Spanier noch von einer andern Seite zu gewinnen, hatte Joſeph Napoleon gefliſſentlich vermieden, irgend einen Franzoſen im Staatsdienſt anzuſtellen. Nach ſeiner Ankunft in Madrid

*) Siehe Pradts Mémoires historiques etc. pag. 190. Der Verfaſſer verſichert, dies aus dem Munde des franzöſiſchen Marſchalls vernommen zu haben.

wurden am 23ſten die Mitglieder des Staatsraths zur Ablegung des Eides vorgelaſſen, und an demſelben Tage bewilligte ein königliches Dekret allen, die zum Gehorſam zurückkehren würden, Verzeihung für ihre gegen die Ruhe des Staats begangenen Vergehungen. Die Ceremonie der Ausrufung geſchah den 25. nach einer alten Formel, um die neue Dynaſtie mit den früheren in Zuſammenhang zu bringen; und bei dieſer Gelegenheit fehlte es weder an Standeserhöhungen, noch an Ernennungen zu höheren Staatsämtern. Alle dieſe Mittel, die Herzen zu gewinnen, waren jedoch unzureichend; und indem ein großer Theil der Staats-Junta, nach der Ankunft in der Hauptſtadt, trotz allen geleiſteten Eiden, in ſeinen Vorſätzen wankend geworden war, bedurfte es nur eines Unfalls im Felde, um Joſeph Napoleon von Madrid nach der Grenze des Reichs zurück zu ſchleudern.

Ein ſolcher Unfall aber blieb nicht aus.

General Dupont, welcher zu Ende des Mai von Madrid nach Andaluſien aufgebrochen war, hatte, jenſeits der Sierra Morena, zu Andujar erfahren, daß ſich zu Sevilla eine Inſurgenten-Junta gebildet habe, welche die Provinzen Cordoba, Granada und Sevilla, ſo wie auch Jaen, zum Aufſtand reize. Dieſen, wo möglich, in der Geburt zu erſticken, war der franzöſiſche General unter unſäglichen Anſtrengungen bis nach Cordoba vorgedrungen; und nachdem ihm die Erſtürmung dieſer berühmten Stadt gelungen war, hatte Mangel an Lebensmitteln ihn genöthigt, das verſchanzte Lager der Inſurgenten bei Jaen zu erobern. Mit wie großen Verluſten dieſe Operationen verbunden waren, iſt unnöthig zu ſagen. Nach der Einnahme von Jaen und des feſten Schluſſes dieſer Provinz, glaubten ſich die Franzoſen in dieſer Gegend geſichert, als zwei Diviſionen ſogenannter Smuggler, zuſammen etwa 3000 Mann ſtark, nach der Sierra Morena vordrangen und die Communikation mit der Hauptſtadt abſchnitten. Dieſen

neuen Feind zu vertreiben, ließ der Herzog von Rovigo (General Savary), welcher, nach dem Abgange des zum Könige von Neapel ernannten Großherzogs von Berg, den Oberbefehl in der Hauptſtadt übernommen hatte, den General Wedel mit ſeiner und mit des Generals Gobert Diviſion nach der Sierra Morena aufbrechen. Die Communikation mit dem General Dupont war auf dieſe Weiſe zwar wieder hergeſtellt; bald aber traten noch dringendere Umſtände ein, die ſich mit keinem Widerſtande vertrugen. Es fehlte an Lebensmitteln. Um als Inſurgenten zu dienen, hatten die Landleute der ganzen Umgegend ihre Ernten dem Feinde überlaſſen; und wollte der Soldat nicht Hungers ſterben, ſo mußte er das preisgegebene Korn mähen und in Brot verwandeln. In dieſer beklagenswerthen Lage, die auf der einen Seite eine Zerſtreuung der Truppen nothwendig machte, indem ſie auf der andern jede Verſtärkung ausſchloß, ſah ſich General Dupont von einem zahlreichen Inſurgenten-Corps angegriffen, an deſſen Spitze der General Caſtaños ſtand. Er vertheidigte ſich mehrere Tage hindurch mit eben ſo viel Entſchloſſenheit, als Geiſtesgegenwart; doch, am 19. Juli von allen Seiten eingeſchloſſen, und zugleich von vorn, in dem Rücken und auf den Flanken angefallen, verlangte er, von Hunger und Hitze erſchöpft, zu kapituliren. Caſtaños ſchrieb die Bedingungen ſo vor, daß die National-Erbitterung ihre Genugthuung dabei fand; die Hauptpunkte waren: Niederlegung der Waffen, Ergebung auf Gnade und Ungnade, Zurückſtellung der in den ſpaniſchen Städten gemachten Beute. Dupont, ſonſt ein tapferer Mann, ließ ſich dieſe Bedingungen gefallen, weil er keine beſſeren erhalten konnte; und 8000 Mann geriethen darüber in ſpaniſche Gefangenſchaft. Dabei blieb es aber nicht. Auch General Wedel wurde zu einer Kapitulation gezwungen, wiewohl man ihm geſtattete, ſich mit ſeiner Diviſion zu Cadiz nach Rochefort einzuſchiffen . . .

Da jetzt Madrid nicht mehr durch eine franzöſiſche Süd-Armee beſchützt war, ſo durfte Joſeph Napoleon nicht länger in der Hauptſtadt verweilen; was Marſchall Beſſieres bei Medina de Rio Secco gewonnen hatte, das war durch Dupont bei Baylen — ſo hieß der Ort, bei welchem Duponts Niederlage erfolgt war — wieder verloren gegangen. Joſeph, ſeine Lage auf der pyrenäiſchen Halbinſel gehörig würdigend, ſtellte es in das Belieben der ſpaniſchen Großen, ob ſie ſich der Inſurrektion anſchließen oder ihm folgen wollten. Nur der Finanz-Miniſter Azanza, der See-Miniſter Maſſaredo, der General O'Faril und der Graf von Campo-Alange (letzterer war ein reicher Gutsbeſitzer) hatten den Muth, an der Seite des Königs eine Kriſis zu beſtehen, deren Dauer ſich nicht berechnen ließ; alle Übrigen blieben daheim, ſogar Cevallos, welcher auf ſeinen frühern Poſten eines Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten zurückgekehrt war. Der Rückzug wurde in der Nacht vom 31. Juli zum 1. Auguſt angetreten; er führte nach Burgos. Unter dieſen Umſtänden mußte die Eroberung von Saragoza aufgegeben werden, und auch der Herzog von Iſtrien kehrte aus dem nordweſtlichen Theile des Königreichs nach dem Nordoſten deſſelben zurück. Man nannte dies, die Erfriſchungs-Quartiere beziehen. Der Ebro wurde zu einer Scheidewand zwiſchen den Inſurgenten und den Franzoſen, und das Hauptquartier des Königs war erſt zu Burgos, dann zu Miranda, zuletzt zu Vittoria. Es bedurfte neuer Mittel, die Inſurrektion zu dämpfen. Dieſe wurden von der Mitte des Auguſt an vorbereitet.

Der Rückzug hinter den Ebro war um ſo nothwendiger geworden, weil England, nachdem es mit den Inſurgenten gemeinſchaftliche Sache gemacht hatte, nichts unverſucht ließ, was die Befeſtigung Joſephs auf dem ſpaniſchen Thron verhindern konnte. Es hob die Blokade der ſpaniſchen Häfen auf; es begann, die ſpaniſchen Fahrzeuge als befreundete zu behandeln; es geſtattete einen ungehinderten

Verkehr zwiſchen dem Mutterlande und deſſen Kolonien; es ſetzte alle ſpaniſche Kriegsgefangene, 15000 an der Zahl, in Freiheit; es verſprach Unterſtützung zu Lande und zu Waſſer, ſo wie Waffen, Geld, Kleidungsſtücke und was die erbitterten Spanier ſonſt noch fordern mochten; es traf Anſtalten zur Landung auf der Nordküſte Spaniens; es erwarb ſich vor allem das Verdienſt, jene 12000 Spanier, welche, unter dem General la Romana, an den Küſten der Oſtſee, fern von ihrem Vaterlande, der Politik Napoleons dienten, auf zahlreichen Transportſchiffen nach den Küſten des atlantiſchen Meeres zurück zu verſetzen: ein Streich, der um ſo leichter ausgeführt werden konnte, weil dieſe Spanier auf den däniſchen Inſeln, geſondert von den Franzoſen, lebten.

Noch mehr gerechtfertigt waren die Erfriſchungs-Quartiere hinter dem Ebro durch das, was gleichzeitig in Portugal vorging. Aufgemuntert durch das Beiſpiel der Spanier, verſchworen ſich die Portugieſen auf allen Punkten ihres ſchmalen Königreichs zur Vertreibung der Franzoſen: ein Unternehmen, das ſie für um ſo ausführbarer hielten, da ſich die Spanier von den Franzoſen getrennt hatten, dieſe aber, der Zahl nach, allzu ſchwach waren, um nachhaltigen Widerſtand leiſten zu können. Im Laufe des Juli brach alſo die portugieſiſche Inſurrektion auf allen Punkten aus: zuerſt zu Villa-Vicoſa, wo die franzöſiſche Beſatzung theils ermordet, theils zum Rückzug in ein Fort genöthigt wurde; dann zu Beja, im ſüdlichen Portugal; dann im Norden dieſes Königreichs; zuletzt auch in der Provinz Entre Minho-Duero, nachdem die ſpaniſchen Truppen den Einwohnern eine Freiheit zurückgegeben hatten, die ſie als ihr ſchönſtes Erbtheil vertheidigen zu müſſen glaubten. Es wurde den Franzoſen nicht ſchwer, über dieſe theilweiſen Aufſtände zu ſiegen. Bald aber zeigte ſich, daß die Portugieſen bei ihren muthigen Unternehmungen nicht ohne Ausſicht auf Beiſtand waren. Sie hatten die Hülfe Englands

nicht vergeblich angerufen. Schon näherten ſich die britti=ſchen Fahrzeuge; ſchon wählten ſie die bequemſten Lan=dungsplätze. Hiervon unterrichtet, hielt der Herzog von Abrantes (Marſchall Junot) es für ſeine Pflicht, die Por=tugieſen aufmerkſam zu machen auf den Abgrund, in wel=chen ſie ſich ſtürzen würden. Er erinnerte ſie an die Groß=muth, womit Napoleon die Hälfte der Kriegs=Contribution erlaſſen habe; er verhieß ihnen die Fortdauer ihrer National=Unabhängigkeit;*) er bezeichnete ihnen die Engländer als Ketzer, die auch dann noch nach dem Blute der Völker lechzen würden, wenn das ganze feſte Land entzweit wäre. Alles vergeblich; denn wie hätte die Inſurrektions=Luſt der Portugieſen durch ſchöne Worte gedämpft werden können, nachdem die Engländer wirklich gelandet waren?

Dieſe Landung erfolgte in den erſten Tagen des Auguſt mit einem überlegenen Heere unter Sir Arthur Welleslev; und der Herzog von Abrantes, welcher, nach dem Abzuge der Spanier aus den ſüdlichen und nördlichen Provinzen, kaum den Portugieſen gewachſen war, gerieth durch dieſe Landung in eine um ſo größere Verlegenheit, da es, im Fall einer Niederlage, keinen Rückzug für ihn gab, weder zu Waſſer, noch zu Lande. Nur Verzweiflung konnte in dieſer Lage Rettung bringen. Vereinigt mit den Portu=gieſen, drangen die Engländer auf dem rechten Ufer des Duero vor und ihr erſter Kampf mit den Franzoſen endigte mit einem Siege über dieſe. Eben ſo der zweite Kampf, durch welchen der franzöſiſche General Laborde aus ſeiner feſten Stellung zu Roleja vertrieben wurde. Die Englän=der und Portugieſen waren den 21. Auguſt um das Dorf Vimeira verſammelt, als ſie ſich von dem Herzog von Abrantes, der ſeine ganze Macht vereinigt hatte, ange=

---

*) Wie man behauptet hat, rechnete der Marſchall Junot dar=auf, König von Portugal zu werden; und zwar vorzüglich wegen ſeiner Gemahlin, die aus dem Geſchlecht der Komnenen abſtammte.

griffen ſahen; ihre Stellung war beſonders dadurch vortheilhaft, daß das in einem, von dem Fluſſe Maceira durchſchnittenen Thale gelegene Dorf in ſeinem Rücken einen Berg hat, deſſen weſtliche Spitze an die See ſtößt. Das Treffen dauerte den größten Theil des Tages hindurch, bis endlich die Franzoſen mit einem Verluſt von 13 Kanonen und 23 Munitions-Wagen das Schlachtfeld räumten.

Von dieſem Augenblick an hing es unſtreitig nur von den engliſchen Generalen ab, die Bedingungen einer Kapitulation vorzuſchreiben. Doch indem ſie, wie es ſcheint, ſich der errungenen Vortheile nicht deutlich bewußt waren, gelang es der franzöſiſchen Geiſtesgegenwart und Überredungsgabe, den ſchwachen Überreſt der Truppen eben ſo ſehr dem Untergange, als der Schande zu entziehen. Nach weitläuftigen Unterhandlungen zwiſchen dem franzöſiſchen Diviſions-General Kellerman und dem engliſchen General-Quartiermeiſter Murray, wurde zu Cintra eine Convention geſchloſſen, in welcher den Franzoſen für die Abtretung der Forts Cascaes, St. Julien und Bugio geſtattet wurde, Portugal mit Waffen und Bagage zu räumen, ſich auf engliſchen Schiffen nach den franzöſiſchen Häfen zwiſchen l'Orient und Rochefort zu begeben, nach ihrer Ankunft in Frankreich ſogleich wieder zu dienen, auch alle Artillerie von franzöſiſchem Kaliber mit den dazu gehörenden Pferden und Munitions-Wagen mit ſich zu nehmen. Nicht minder vortheilhaft waren die übrigen Artikel der Convention, ſo daß man hätte glauben mögen, die Franzoſen wären aus der Schlacht bei Vimeira als Sieger geſchieden. Ihre Schadloshaltung für ſo viel Großmuth fanden die Engländer in der ruſſiſchen Flotte, die, ſechs Linienſchiffe und eine Fregatte ſtark, ſeit dem Herbſt des abgewichenen Jahres in dem Hafen von Liſſabon lag und jetzt, zugleich von der Land- und Seeſeite angegriffen, ſich ergeben mußte, was durch den Admiral Siniavin mit der Bedingung geſchah, daß die Schiffe, ſechs Monate nach dem Abſchluß des

Friedens zwiſchen Großbritannien und Rußland, zurückgegeben werden ſollten, während er und ſeine Mannſchaft, ohne irgend eine Stipulation in Betreff künftiger Dienſte, das Recht hätten, nach Rußland zurück zu kehren.

So verhielt es ſich mit dem Anfang der großen Rolle, welche Sir Arthur Wellesley in den Angelegenheiten der europäiſchen Welt zu ſpielen beſtimmt war . . .

Nach den Niederlagen bei Baylen und Vimeira fühlte Napoleon wohl, daß er ſich in ſeinen Vorausſetzungen hinſichtlich der pyrenäiſchen Halbinſel geirrt hatte; allein er fühlte zugleich, daß es jetzt zu ſpät ſei, von ſeiner Unternehmung abzuſtehen. Handlungen, wie die, wodurch er das Haus Braganza nach Braſilien geſprengt, das Haus Bourbon aus Spanien nach Frankreich verſetzt hatte, wollten durchgeführt ſein. Was nun ihre Durchführung auch immer koſten mochte: da Ruf und Ruhm auf dem Spiele ſtanden — da alles, was ſeit dem Jahre 1804 geſchehen war, nur die Eroberung Spaniens vorbereitet hatte — da der ganze Föderativ-Bau mit ſeinen ſieben königlichen Karyatiden unnütz wurde, wenn nicht die pyrenäiſche Halbinſel hinzu kam: ſo durfte kein Opfer, wie groß es immer ſein mochte, geſcheut werden. Keine Wahrſcheinlichkeit ſprach für das Gelingen, da das, was nur das Werk der Überzeugung und der Zeit ſein konnte, in die Hände der Gewalt gelegt war; es ließ ſich ſogar vorherſehen, daß die Schwierigkeiten wachſen, d. h. daß die Spanier außer den Engländern noch andere Verbündete finden würden. Doch ſelbſt bei dieſer Ausſicht war nicht an ein Zurücktreten zu denken. Entſchloſſen, ſich ſelbſt an die Spitze des gefahrvollen Unternehmens zu ſtellen, dachte Napoleon nur auf Mittel, den Erfolg deſſelben in neuen Glanzthaten zu ſichern. Abgerufen wurden alſo die krieggewohnten Truppen, die bisher in Preußen zurückgeblieben waren; und ſo erhielt dies unglückliche Königreich die erſte Erleichterung. Um zugleich die öffentliche Meinung irre zu leiten, d. h.

um zu bewirken, daß dieſe ihm gewogen bliebe, ladete er den ruſſiſchen Kaiſer zu einer Zuſammenkunft im Erfurt ein. Der Hauptzweck hierbei war, Öſterreich in Zaum zu halten; denn dieſe Macht hatte ſeit einiger Zeit ſolche Anſtalten getroffen, daß es das Anſehn gewann, als ſei ſie entſchloſſen, den Kampfplatz aufs Neue zu betreten.

Alexander hatte keine Urſache, die Gefälligkeit zu verſagen, die Napoleon von ihm verlangt hatte; er war ja Napoleons Verbündeter und als ſolcher in einen Krieg mit Schweden und England verwickelt, der die Fortdauer des ſeit der erſten Beſprechung auf dem Niemen beſtehenden Verhältniſſes wünſchenswerth machte. Es wurde alſo feſtgeſetzt, daß die beiden Kaiſer den 27. September in Erfurt zuſammentreffen wollten. Napoleon, zuerſt an Ort und Stelle, ſah ſich von dem Könige von Sachſen in dem Regierungspalaſte empfangen und hatte dieſen Beſuch kaum erwiedert, als er ſich zu Pferde ſetzte, um ſeinem von Weimar kommenden Freunde entgegen zu reiten, dem er eine Stunde von Erfurt begegnete. Wir halten uns nicht mit Schilderungen auf, die nur die Perſonen betreffen; ſonſt müßten wir einen langen Katalog von allen den Königen, Großherzögen, Herzögen, Fürſten, Marſchällen, Generalen und Miniſtern entwerfen, welche, während dieſer Zuſammenkunft, ſich um die beiden Hauptperſonen ſtellten. Genug, daß der Glanz Frankreichs, Rußlands und Deutſchlands für die Dauer von etwa 17 Tagen in Erfurt zuſammenfloß. Der eigentliche Zweck der Zuſammenkunft war von Seiten Napoleons eine Wiederholung des alten Blendwerks von Friedensliebe, wodurch er ſeit 10 Jahren getäuſcht hatte. Beide Kaiſer vereinigten ſich alſo zu einem Schreiben an den König von England, das in folgenden Worten abgefaßt war:

„Sire, die gegenwärtige Lage Europa's hat uns in Erfurt zuſammengeführt. Unſer erſter Gedanke iſt, dem Wunſch und dem Bedürfniß aller Völker nachzugeben und

in einer ſchleunigen Pazifikation mit Ew. Majeſtät das wirkſamſte Heilmittel gegen die Leiden zu ſuchen, welche auf die Nationen drücken. Der lange und blutige Krieg, welcher den Continent zerriſſen hat, iſt geendigt, ohne daß er wieder erneuert werden kann. Viele Veränderungen haben Statt gefunden in Europa; viele Staaten ſind über den Haufen geworfen worden. Die Urſache liegt in dem Zuſtande von Unruhe und Unglück, worein der Stillſtand des Seehandels die ſtärkſten Völkermaſſen verſetzt hat. Es können noch größere Veränderungen vorgehen und alle werden der Politik Englands entgegen ſein. Der Friede iſt alſo zugleich die Angelegenheit der Völker des Conti= nents und die der Völker Großbritanniens. Wir ver= einigen uns, um Ew. Majeſtät zu bitten, daß Sie auf die Stimme der Menſchlichkeit achten, die der Leidenſchaf= ten unterdrücken, mit Aufrichtigkeit alle Intereſſen aus= gleichen und das Wohl Europa's und der gegenwärtigen Generation, an deren Spitze uns die Vorſehung geſtellt hat, ſichern mögen."

Dies Schreiben wurde den 12. October in einer dop= pelten Abſchrift über Frankreich nach England geſendet. Jenes Exemplar, welches der ruſſiſche Staats=Miniſter, Graf von Romanzoff, an den engliſchen Staats=Sekretär Canning richtete, war, dem diplomatiſchen Herkommen gemäß, von Alexander und Napoleon, dasjenige hingegen, das der franzöſiſche Miniſter, Graf von Champagny, an denſelben Staats=Sekretär überſendete, von Napoleon und Alexander unterzeichnet. In ihren Begleitungsſchreiben ver= ſicherten die beiden Staats=Miniſter, daß die Verbindung ihrer Souveräne über alle Veränderung erhaben und für den Krieg, wie für den Frieden geſchloſſen ſei; wobei ſie auch noch anzeigten, daß die Bevollmächtigten ihrer Kaiſer ſich nach derjenigen Stadt des feſten Landes begeben wür= den, wohin die Bevollmächtigten Englands und ſeiner Verbündeten würden geſendet werden. Sie gaben endlich,

in Hinſicht der Grundlagen für die Friedensunterhandlung, zu verſtehen, daß die Kaiſer kein Bedenken trügen, alle diejenigen anzunehmen, welche England ehemals vorgeſchlagen habe, nämlich das Uti possidetis, oder jede andere Grundlage, die ſich auf Wechſelſeitigkeit und Gleichheit ſtütze.

. Zwei Tage nach dem Abgange dieſer Schreiben verließen die beiden Kaiſer Erfurt, um in ihre Heimathen zurück zu kehren; und von dieſem Augenblick an war der Erfurter Congreß beendigt.

In welche Verlegenheit auch die engliſche Regierung durch die Ankunft dieſer, ihrer Form nach ſeltſamen Schreiben geſetzt werden mochte: das Rettungsmittel, welches Canning fand, beſtand darin, daß er ſie in einer offenen Note beantwortete, und nebenher rund heraus ſagte: „die Art und Weiſe, wie die beiden Briefe unterzeichnet geweſen wären, habe den König in die Unmöglichkeit verſetzt, ſelbſt darauf zu antworten, indem dies zu einer Anerkennung von bisher verſagten Titeln geführt haben würde." Der Inhalt der Note war, wie er ſein konnte: „Der König von England bedaure, daß das feſte Land von Europa ſich in einem Zuſtande der Gährung und des Elendes befinde; allein er tröſte ſich mit dem Gedanken, daß keine von den bereits geſchehenen, oder für die Zukunft angedroheten Umwälzungen ihm zur Laſt gelegt werden könne. Es ſei überall unbillig, von ihm zu verlangen, daß er die Wirkungen eines zur Vernichtung des Handels ſeiner Unterthanen ausgedachten Syſtems bedauern ſollte, da dieſe Wirkungen vorzüglich auf die Urheber und deren Werkzeuge zurückgefallen wären. Indeß liege es weder in ſeinem Herzen, noch in dem Charakter ſeiner Völker, ſich über Entbehrungen, noch über das Unglück der gegen ihn verbündeten Nationen zu freuen; er wünſche vielmehr, daß das Elend des feſten Landes ſein Ziel finden möge, und fortgeſetzt werde der Krieg von ihm um derjenigen Mächte

willen, welche, um die Angriffe des gemeinſamen Feindes abzutreiben, ſich gezwungen geſehen hätten, gemeinſchaftliche Sache mit ihm zu machen."

Wahrlich, um eine ſolche Antwort zu verdienen, war es nicht der Mühe werth, von Petersburg und Paris nach Erfurt zu reiſen; und doch ließ ſich keine andere erwarten, weil England für den Augenblick allzu ſehr im Vortheil war, als daß es hätte zu einem Frieden hinneigen können, der ſein Verderben geweſen ſein würde.

Siebentes Kapitel.

Lage der europäiſchen Staaten am Schluſſe des Jahres 1808. — Napoleons Siege in Spanien, mit Eroberung der Hauptſtadt. — Vertreibung der Engländer unter Moore durch den Marſchall Soult, Herzog von Dalmatien. — Napoleons Rückkehr nach Paris.

Während ſich die Eroberung Finlands durch die Waffen der Ruſſen je mehr und mehr vollendete und die Verlegenheit des Königs von Schweden mit jedem Tage zunahm, erfolgte jener Streich an den Geſtaden der Oſtſee, deſſen wir oben im Vorbeigehen gedacht haben; wir meinen die Entführung der 12000 Spanier, welche Napoleon, zur Erreichung ſeiner politiſchen Zwecke, aus dem Königreich Hetrurien in die Staaten des Königs von Dänemark verſetzt hatte: eine Begebenheit, deren wir, um ihrer wichtigen Folgen willen, ausführlicher gedenken müſſen.

Die Lage der däniſchen Staaten begünſtigte den Entwurf des brittiſchen Kabinets; noch mehr begünſtigte ihn die Denkart des Marquis la Romana und der übrigen ſpaniſchen Offiziere. Ungern gehorchten ſie den Befehlen Napoleons und des franzöſiſchen Marſchalls, der an ihrer Spitze ſtand. Zwar hatte la Romana mit ſeinem Corps dem Könige Joſeph Napoleon gehuldigt; allein dies war unter Umſtänden und Vorausſetzungen geſchehen, welche keine andere Wahl ließen; und während ſich die Neigungen

des Spaniers mehr auf das Vaterland, als auf den Herrſcherſtamm bezogen, verſchlug es dem Geiſte des Soldaten nur wenig, was jenes durch eine Umwälzung gewinnen ſollte, deren Wohlthätigkeits-Bedingung auf der Zurückverſetzung der Bourbons in den Privatſtand beruhete. Um ſo leichter war alſo die Ausführung des Unternehmens, womit der in der Oſtſee kreuzende Vice-Admiral Keats von ſeiner Regierung beauftragt war. Dennoch fehlte es demſelben nicht ganz an Schwierigkeiten. Die hauptſächlichſte war, dem Marquis von la Romana beizukommen, ihn, den der Prinz von Ponte-Corvo ſo umgeben hatte, daß er, bei allem Schein der Freiheit, in den nöthigen Feſſeln ging. Ein däniſcher Landgeiſtlicher, deſſen Name unbekannt geblieben iſt, übernahm das Geſchäft, den Marquis ſowohl von der beſondern Lage ſeines Vaterlandes, als von den Abſichten des engliſchen Vice-Admirals zu unterrichten; und indem er ſich in der Verkleidung eines reiſenden Kaufmanns dem ſpaniſchen General näherte, war dieſer ſcharfſinnig genug, um ſeine wahre Beſtimmung zu errathen, und viel zu unzufrieden mit ſeiner Lage, um ihm nicht halben Weges entgegen zu kommen. Beide vereinigten ſich bald über Verſammlungsort und Einſchiffungspunkt. Zu jenem wurde die Inſel Fühnen, zu dieſem die Stadt Nyburg gewählt. Das Geheimniß blieb um ſo beſſer bewahrt, da Wenige darum wußten, und la Romana die Vorſicht gebrauchte, in dieſer für ihn ſo wichtigen Angelegenheit keine Zeile zu ſchreiben. Es kam nur noch darauf an, auch denjenigen Theil des ſpaniſchen Corps, der ſich auf der Inſel Seeland befand, zu einer Entweichung zu bewegen. Seine Bereitwilligkeit dazu war nicht geringer, als die des Obergenerals. Sämmtliche Spanier ſollten ſich, nach der Idee des engliſchen Vice-Admirals, mit Gewalt den Weg nach der Halbinſel bahnen, von welcher Hatskoe bei Corſoer die hervorragende Spitze nach Sproe bildet; hier wollte er ſie in Empfang nehmen. La Romana, der

ſeine Leute unter einem ſcheinbaren Vorwande nach Fühnen zog, bemächtigte ſich gegen die Zeit, wo die Einſchiffung beginnen ſollte, der feſten Stadt Nyburg, indem er den Befehl des Prinzen von Ponte-Corvo vorſchützte. Sobald nun der engliſche Vice-Admiral mit ſeinen Schiffen erſchienen war, wurde der Widerſtand, welche die in dem Hafen von Nyburg liegenden Fahrzeuge leiſten wollten, dadurch beſiegt, daß die Spanier den däniſchen Matroſen in den Rücken fielen. Freilich mußte viel zurückgelaſſen werden, weil es den Schiffen ſonſt an Raum gefehlt haben würde; aber alle auf Fühnen befindlichen Spanier, 10000 an der Zahl, wurden glücklich entführt. Nicht ſo diejenigen, die ſich in Kopenhagen befanden. Dieſe empörten ſich zwar und ſchoſſen ſogar auf den franzöſiſchen General, der ſie befehligte; allein ſie wurden entwaffnet und bald darauf durch Deutſchland nach Frankreich geführt, wo ſie kriegsgefangen blieben. Die Fahrt der Übrigen ging über England nach Spanien, wo ſie zeitig genug ans Land geſetzt wurden, um ſich den übrigen Inſurgenten anſchließen zu können, und wo la Romana ſpäterhin der Urheber eines neuen Kriegs-Syſtems wurde, das der Leſer unter der Benennung von Guerilla kennen lernen wird.

Der Eifer, womit England ſich der pyrenäiſchen Halbinſel angenommen hatte, erfüllte Viele mit der angenehmen Erwartung, daß Napoleon ſcheitern und eine neue Ordnung der Dinge eintreten werde. Doch war die Ausſicht auf Erleichterung und Rettung weder nahe noch ſicher.

Preußen war und blieb geknebelt, theils durch die ſtarke Kriegs-Contribution, die es an Frankreich bezahlen ſollte, theils durch die Beſetzung der Feſtungen Glogau, Stettin und Küſtrin mit franzöſiſchen Truppen, die verpflegt werden mußten, theils endlich durch die Verbindlichkeit, die es übernommen hatte, in den nächſten zehn Jahren nicht mehr als 40000 Mann Truppen zu unterhalten. Auf das Vollſtändigſte war dies Königreich das Opfer des

Verhältniſſes geworden, worein Napoleon zu Alexander getreten war; nur daß dies noch immer nicht erkannt wurde. In dieſer Lage nicht zu verzweifeln, war alles, was billiger Weiſe gefordert werden konnte von dem Manne, dem Friedrich Wilhelm III. das Staatsruder anvertraut hatte. Dies war der Freiherr von Stein, welcher vor der Kataſtrophe von 1806 als Finanz=Miniſter mehrere Mißbräuche im Acciſe= und Zoll=Weſen abgeſchafft hatte und nicht leicht ein Unternehmen für ſeine Kräfte überſteigend hielt. Herr von Stein eröffnete ſeine neue Laufbahn durch ein Edikt, welches den Erwerb von Eigenthum jeder Art für ſämmtliche Bürger des preußiſchen Staats erleichterte, die allein ausgenommen, welche durch Religionsbegriffe verhindert würden, ihre Bürgerpflichten nach deren ganzen Umfange zu erfüllen; dies war die Grundlage der ſpätern Gewerbefreiheit. Um einer plötzlichen Verſetzung des Vermögens zuvor zu kommen, wurde den Schuldnern ein Indult bewilligt, der bis zum 24. Juni des Jahres 1810 dauern ſollte, vorausgeſetzt, daß die laufenden Zinſen der Kapitale bezahlt würden. Eine Kommunal=Ordnung, wodurch ein höheres Maaß von bürgerlicher Freiheit erzielt werden ſollte, würde viel Gutes gewirkt haben, wäre ſie auf ächte Grundſätze gebaut worden; als Geſetz war ſie nur auf den gegenwärtigen Stand der Dinge berechnet und ihr Hauptzweck war nicht ſowohl bleibende Ordnung, als Anregung der Gemüther für nahe bevorſtehende neue Kämpfe. Mitten unter dieſen nützlichen Beſchäftigungen wirkte die ungewiſſe Zukunft, verbunden mit den beſonderen Schwierigkeiten, welche die inneren und äußeren Verhältniſſe des preußiſchen Staats darboten, ſo auf den Geiſt des Herrn von Stein zurück, daß er, um alles zu gewinnen, alles wagen zu müſſen glaubte. Durch das Beiſpiel der Spanier über die Möglichkeit eines kräftigen Widerſtandes belehrt, aber von den Urſachen deſſelben allzu wenig unterrichtet, um ſich nicht in der Vorausſetzung

zu übereilen, daß in Deutſchland Ähnliches geſchehen könne, hoffte er durch ſeine mannichfaltigen Verbindungen, ſowohl im Königreich Weſtphalen, als in anderen Theilen Deutſchlands, eine Oppoſition gegen Frankreich in Gang zu bringen, von welcher er ſich um ſo mehr verſprach, da er auf den entfernten Beiſtand der Spanier eben ſo ſehr rechnete, als auf den nahen der Öſterreicher. Sein Gedanke, einem Schreiben an den Fürſten von Sayn-Wittgenſtein anvertraut, kam dadurch zur Kenntniß der Franzoſen, daß der Überbringer dieſes Schreibens zu Berlin verhaftet wurde. Herr von Stein meldete ſeinem Vertrauten, daß der Prinz Wilhelm (Bruder des Königs und nach Paris geſendet, um daſelbſt die Räumung des Landes zu bewirken) den Auftrag erhalten habe, dem franzöſiſchen Kaiſer Allianz- und Hülfstruppen anzubieten, wenn er dafür Milderung oder Friſtung der Contribution erhalten könnte, ſich aber auf eine anſtändige Weiſe zu entfernen, wenn der Kaiſer, Beides verſchmähend, zu neuen Unternehmungen ſchritte. „Nimmt der Kaiſer," — ſo fuhr der Briefſteller fort — „unſer Anerbieten nicht an, ſo beweiſet er dadurch, daß er entſchloſſen iſt, uns zu vernichten und daß wir Alles erwarten müſſen. In Deutſchland wächſt die Erbitterung mit jedem Tage, und es iſt rathſam, ſie zu nähren, und auf die Menſchen zu wirken. Ich wünſchte, daß die Verhältniſſe in Heſſen und Weſtphalen unterhalten werden, und daß man ſich auf gewiſſe Fälle vorbereite, auch fortdauernden Zuſammenhang mit thatkräftigen und gutgeſinnten Männern unterhalte, und dieſe wieder mit Andern in Berührung ſetze. Die ſpaniſchen Angelegenheiten machen einen lebhaften Eindruck und beweiſen handgreiflich, was wir längſt hätten glauben ſollen. Es wird nützlich ſein, ſie auf eine vorſichtige Art möglichſt zu verbreiten. Hier (in Königsberg) ſieht man den Krieg mit Öſterreich als unvermeidlich an. Dieſer Kampf wird das Schickſal Europa's entſcheiden, und alſo auch unſeres. Welchen Erfolg

erwarten Ew. Durchlaucht? Es ließen ſich Plane, die man im Frühling 1807 hatte, jetzt erneuern. Der Graf von Vincent wird mich bald beſuchen und einige Zeit hier bleiben" . . . Was der Brief ſonſt noch enthielt, betraf die perſönlichen Angelegenheiten des Miniſters. Zur Entſchuldigung des Verfaſſers ließ ſich nichts weiter ſagen, als daß er, vermöge einer fehlerhaften Anſchauung, in den europäiſchen Begebenheiten nichts weiter ſah, als die Wirkungen eines unermeßlichen Ehrgeizes von Seiten des franzöſiſchen Kaiſers. Dafür ſah die franzöſiſche Regierung in dem Herrn von Stein einen Verſchwörer gegen die Ruhe Deutſchlands, beſonders des neuen Königreichs Weſtphalen. Um ihn als einen ſolchen zu beſtrafen, machte ſie ſein Schreiben bekannt und forderte ihn vor den weſtphäliſchen Gerichtshof, um Rechenſchaft zu geben über ſeine Entwürfe, oder, im Weigerungsfall, ſeine Beſitzungen in dieſem Königreiche, ſo wie im Herzogthum Warſchau, zu verlieren. Herr von Stein ſchien Anfangs entſchloſſen, dem Ungewitter, das ſich über ſeinem Haupte zuſammengezogen hatte, zu trotzen; doch als die franzöſiſche Regierung nicht aufhörte, ſein angebliches Verbrechen zur Sprache zu bringen, gab er ſeine Entlaſſung ein. Die Entdeckung, daß er an der Spitze einer Verbindung ſtand, welche die Benennung des Tugendvereines führte, bewog Napoleon, ihn für vogelfrei zu erklären, worauf er den preußiſchen Staat verließ und ſich nach Öſterreich begab.

Während dies im Königreich Preußen vorging, war man in den Rheinbunds-Staaten nur damit beſchäftigt, die Bande zu verſtärken, wodurch man an Frankreich gefeſſelt war, und dieſer Theil von Deutſchland verwandelte ſich, nach und nach, in einem ſo hohen Grade, daß er für eine Fortſetzung Frankreichs gelten konnte.

Im Königreich Weſtphalen wurde am 1. Juli die erſte Stände-Verſammlung von dem Könige Jerome Napoleon durch eine Rede eröffnet, worin er die öffentliche Schuld

(112 Millionen Franken) als den wichtigſten Gegenſtand der Erwägung empfahl und die Theilnahme des ganzen Königreichs an dieſer Schuld als das Siegel der Vereinigung aller ſeiner Theile darſtellte. „Durch die Verfaſſung,“ ſagte der junge König, „iſt die öffentliche Schuld eine gemeinſame Laſt. Wo wäre auch die verfaſſungsmäßige Einheit und Gleichheit, wenn man die Privat-Verhältniſſe der einzelnen Landſchaften außer Verbindung mit dem allgemeinen Wohle betrachten müßte — wenn man Provinzial-Abgaben, Kaſſen und Verwaltungen wieder einführen und ſo die alte Abmarkung herſtellen ſollte, die der neuen Eintheilung und einer gemeinſchaftlichen Verwaltung entgegen ſtrebt? Die Verfaſſungs-Urkunde fordert Gewährleiſtung für die Kriegsſteuer. Von den Landſtänden, die nicht mehr ſind, würde wohl keiner dieſe Gewährleiſtung annehmen; ſie muß alſo von den Reichsſtänden kommen, in deren Verſammlung alle Provinzial-Standſchaften ſich vermiſcht haben.“ — Die Stände-Verſammlung blieb nicht zurück hinter dem Wunſche des Königs. Drei Kommiſſionen, die in ihrem Schooße gebildet wurden, ordneten den Staatshaushalt nach allen ſeinen Theilen; und damit nicht jede Zurückerinnerung an das ehemalige Königreich Weſtphalen verſchwinde, wollen wir hier in Erinnerung bringen, daß, für das Jahr 1809, die Staatsabgabe berechnet war auf 37 Millionen und 375,000 Franken, wovon 5 Millionen auf die Civilliſte, 13 Millionen auf das Miniſterium des Krieges, 8 Millionen 403,000 auf das der Finanzen, des Handels, des Schatzes u. ſ. w. angewieſen waren. Die Verſammlung der Reichsſtände dauerte bis zum 21. Auguſt.

Der Fürſt Primas und Herzog von Frankfurt führte das franzöſiſche Geſetzbuch in ſeinen Staaten ein und ſtiftete eine beſondere Rechtsſchule zu Wetzlar, die ſich nur mit dem Studium der franzöſiſchen Geſetze befaſſen ſollte, wobei ſie auf den Geiſt des Codex Napoleon, ein von

dem franzöſiſchen Staatsrath Locrée gearbeitetes Werk, als kommentirendes Handbuch angewieſen war.

Auch der Großherzog von Heſſen-Darmſtadt entſchied ſich für die Einführung des franzöſiſchen Geſetzbuches in ſeinen Staaten, ohne ſogleich etwas an der Regierungs-Verfaſſung zu ändern.

In einem weit größern Umfange glaubte der Großherzog von Baden, ein faſt achtzigjähriger Greis, das Wehen des Zeitgeiſtes zu vernehmen. Durch ihn wurde der Codex Napoleon mit Aufhebung der verſchiedenen Provinzial-Geſetzgebungen für das Großherzogthum angenommen, und ein gleichförmiges, auf richtigen Verhältniſſen und den Grundſatz der Gleichheit vor dem Geſetze beruhendes Abgaben-Syſtem in Gang gebracht. Das Band zwiſchen dem Souverän und den Staatsbürgern enger zu knüpfen, ſtiftete er eine Landes-Repräſentation. Das ſogenannte Geheimerath-Kollegium wurde durch einen Kabinets-Rath erſetzt, der aus einem Miniſter, einem Direktor, einem Staats- und Kabinetsrath und einem Staats-Sekretär beſtand, und deſſen Mitglieder in Gegenwart des Souveräns berathende, in Abweſenheit deſſelben entſcheidende Stimmen haben ſollten. Dem nächſten Erben des großherzoglichen Hauſes wurde das Recht ertheilt, den Sitzungen des Kabinets-Raths beizuwohnen, und für die Central-Verwaltung ordnete der Großherzog fünf Miniſterial-Departements an, nämlich der Juſtiz, der auswärtigen Angelegenheiten, des Innern, der Finanzen und des Kriegsweſens. Gegenſtände höherer Wichtigkeit vorzubereiten, Grundgeſetze und Hauptverordnungen zu entwerfen und über die Frage zu entſcheiden: ob ein Verwaltungsbeamter entſetzt oder vor Gericht gezogen werden ſollte? wurde ein Staatsrath errichtet. An alle dieſe Einrichtungen ſchloß ſich eine Rangordnung an, für welche der Grundſatz galt, „daß Rang ohne Amt im Staatsdienſte nicht mehr Statt finden und Titel ihre Benennung einzig von dem Amte ableiten ſollten.“

Doch in einem noch weit größern Umfange trug Maximilian Joſeph, König von Baiern, die konſtituiven Ideen, welche Frankreich unter ſo großen Schmerzen geboren hatte, auf ſein Erbkönigreich über. Vereinigung der verſchiedenen Beſtandtheile, welche, ſeit dem Frieden von Presburg, das Königreich Baiern ausmachten, zu einem Ganzen: dies war der Zweck der neuen Conſtitution. Die wirkſamſten Mittel zur Erreichung deſſelben waren: Aufhebung aller beſonderen Verfaſſungen, Privilegien, Erbämter und landſchaftlichen Korporationen in den einzelnen Provinzen, und Einführung einer National-Repräſentation mit durchgängiger Gleichheit vor dem Geſetz. Abgeſchafft wurde die Leibeigenſchaft; und obgleich der Adel im Beſitz ſeiner Titel und gutsherrlichen Rechte blieb, ſo wurde er doch in Rückſicht der Staatslaſten den übrigen Staatsbürgern gleich geſtellt und in Anſehung der Staatsämter und Staatspfründen auf die Gleichheit des Anſpruchs zurückgeführt. Allen Bürgern Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums, vollkommene Gewiſſensfreiheit, Preßfreiheit nach dem Cenſur-Edikt vom 13. Juni 1803, Ausſchließung der Nicht-Eingeborenen von den Staatsämtern, Verpflichtung jedes Einzelnen, nach zurückgelegtem 21. Jahre vor der Verwaltung des Kreiſes den Treu-Eid zu ſchwören: dies waren die Haupt-Fundamentalgeſetze. Zur Vereinfachung der Verwaltung wurde das Königreich in funfzehn Departements getheilt, die man Kreiſe nannte. Baiern, welches als Kurfürſtenthum auf 1074 Geviertmeilen etwa 2 Millionen Einwohner zählte, hatte, ſeit dem Friedensſchluß von Preßburg auf 1636½ Geviertmeilen eine Bevölkerung von 3 Millionen 231,570 Menſchen. Die einzigen Keime der Zwietracht, welche das Königreich in ſich ſchloß, wurden auf der einen Seite von den Tyrolern und Voralbergern, auf der andern von der Reichs-Ritterſchaft gebildet; jene, wie dieſe, waren allzu tief in alten Gewohnheiten verſunken, um ſich dem allgemeinen Vortheile des

Königreichs anzuſchließen; und wenn die Tyroler und Voralberger ihren, durch die plötzliche Abſchaffung des öſterreichiſchen Papiergeldes geſchwächten Vermögens-Zuſtand ſchmerzlich empfanden: ſo bejammerten die Reichsritter den Verluſt einer Souveränetät, die, ſo lange ſie vorgehalten hatte, die Grundlage der politiſchen Schwäche Deutſchlands geweſen war. Beide neigten nach Öſterreich hin, und ertrugen ihr Schickſal nur, weil es ſich für den Augenblick nicht ändern ließ.

Von den ſämmtlichen Mächten Deutſchlands war Öſterreich die einzige, welche nicht auf die Ergebniſſe der franzöſiſchen Umwälzung einging; unſtreitig, weil das Weſen dieſes aus den verſchiedenſten Beſtandtheilen zuſammengeſetzten und nur auf eine bedeutende Militär-Macht berechneten Kaiſerreichs ſich nicht mit durchgreifenden Reformen vertrug. Je mehr nun das übrige Deutſchland ſich Frankreich anbequemte, deſto mehr war Öſterreich nur darauf bedacht, ſeine bisherige Eigenthümlichkeit zu retten; und da dies nur unter ſehr günſtigen Umſtänden mit Erfolg geſchehen konnte, ſo betrachtete es den unvermeidlichen und weit ausſehenden Krieg zwiſchen Frankreich und Spanien als die vortheilhafteſte Gelegenheit, die ſich ihm darbieten könnte, Verlorenes wieder einzubringen. Zu dieſem Endzweck vermehrte die Regierung vor allen Dingen ihre Streitkräfte. Die ungariſchen Stände, welche ſchon am Schluſſe des Jahres 1807 zwölf tauſend Rekruten zur Ergänzung der Regimenter und als Geld-Subſidie den ſechſten Theil des jährlichen Ertrages ihrer Beſitzungen, dieſe mochten adeliche ſein oder bürgerliche, bewilligt hatten, gingen in ihrer Freigebigkeit noch weiter, als der Kaiſer, hiermit nicht zufrieden, in den erſten Monaten des folgenden Jahres noch größere Forderungen an ſie machte: ſie beſchloſſen nämlich, aus Dankbarkeit für den ihnen zugeſtandenen freien Vertrieb ungariſcher Erzeugniſſe, nicht allein, die Regimenter jährlich vollzählig zu machen, ſondern auch,

ſie mit ſo ſtarken Reſerven zu verſehen, daß das öſterrei= chiſche Heer einen bleibenden Zuwachs von 80000 Mann Kerntruppen erhalten ſollte. Eine nicht geringere Bereit= willigkeit, die Entwürfe der Regierung zu unterſtützen, zeigten die Stände in Böhmen und Nieder=Öſterreich: jene am Schluſſe des Mai, dieſe im Julius 1808, beide ge= drängt durch die Vorſtellung, daß franzöſiſche Truppen, von Schleſien und dem Herzogthum Warſchau aus, in Böhmen und in Gallizien eindringen könnten. Mit dieſen Vorbereitungen aber ſtand eine Veränderung des bisherigen Militär=Syſtems in der genaueſten Verbindung. Geſchleift wurden die Feſtungswerke von Braunau, und daſſelbe Schickſal erfuhren die von Eger. Zum Generaliſſimus des öſterreichiſchen Heeres ernannt, theilte der Erzherzog Karl daſſelbe in 9 Corps, von welchen jedes, nach dem Muſter der franzöſiſchen, ſeinen beſondern Befehlshaber erhielt. Mehr, als alles dieſes, deutete die Errichtung einer zahl= reichen Landwehr auf einen nahen Krieg mit Frankreich hin. Zwar wurde mehr, als einmal, die Verſicherung gegeben, daß alle dieſe Zurüſtungen keine kriegeriſche Ab= ſicht hätten, und daß man mit Frankreich in dem beſten Vernehmen ſtehe; allein dieſer Verſicherung widerſprach der fortdauernde Verkehr mit England, dem man den Krieg erklärt hatte, und die Freude über die Unfälle Frankreichs in Spanien. Am wenigſten glaubte Napoleon an die Fort= dauer des Friedens. Bald nach ſeiner Zurückkunft von Bayonne ſtellte er den öſterreichiſchen Geſandten an ſeinem Hofe, Herrn (jetzt Fürſten) von Metternich, in einer an ſeinem Geburtstage (15. Auguſt) gegebenen diplomatiſchen Audienz über Öſterreichs Rüſtungen zur Rede, durch die Frage: ob Öſterreich ihm Furcht einjagen wolle? Als nun der Geſandte zur Antwort gab, „daß die Geſinnungen ſeines Hofes friedlich wären, und daß alle die Rüſtungen, welche er mache, nur auf Vertheidigung abzweckten,“ ließ Napoleon ſeiner Beredſamkeit freien Lauf. „Wer bedroht

Sie?“ fragte er. „Iſt nicht alles um Sie her ruhig? Hat ſeit dem Frieden von Presburg zwiſchen Öſterreich und mir auch nur die geringſte Differenz obgewaltet? Habe ich irgend eine für Öſterreich beunruhigende Forderung gemacht? . . . Sie wiſſen, daß ich die Erhaltung Ihrer Monarchie, in ihrem gegenwärtigen Zuſtande, ſowohl für das europäiſche Syſtem, als für die Angelegenheiten Frankreichs, für vortheilhaft halte. Ich habe meine Truppen in Deutſchland Lager beziehen laſſen, damit ſie nicht unthätig werden möchten; auf franzöſiſchem Gebiete geſchieht dies nicht, weil es allzu koſtbar iſt. Meine Lager aber ſind zerſtreut geweſen und keines hat Sie bedroht; ja, hätte ich Abſichten wider Sie gehabt, ſo würde ich keine Lager haben beziehen laſſen . . . Was wird geſchehen? Sie heben 400,000 Mann aus, und ich bin im Begriff, eine Aushebung von 200,000 zu veranſtalten . . . In einem ſolchen Zuſtande der Dinge, wenn alle Federn aufs Höchſte geſpannt ſind, wird der Krieg ſogar wünſchenswerth werden, um Erleichterung herbeizuführen. Ein ſtarkes und kurzes Übel iſt beſſer, als ein verlängerter Leidenszuſtand. Darüber aber verſchwinden alle Hoffnungen auf den Seefrieden; und dies iſt das größte Übel, das Sie hervorbringen, ohne es gerade zu bezwecken. Sind Ihre Abſichten wirklich friedlich, ſo müſſen Sie Maßregeln einſtellen, welche eine ſo gefährliche Gährung hervorgebracht haben; ganz Europa muß davon überzeugt werden, daß Sie den Frieden wollen. Ich, meiner Seits, werde Ihnen alle Sicherheit gewähren, die Sie nur wünſchen können.“

Dieſe Rede, gewiſſermaßen im Angeſicht des ganzen Europa geſprochen, verfehlte nicht ganz die Wirkungen, die ſie hervorbringen ſollte: Öſterreich ſtellte einen Theil ſeiner Rüſtungen ein, und betrieb den andern mit ſo viel Geheimniß, als die Natur der Sache es erlaubte. Als Napoleon und Alexander in Erfurt vereinigt waren, überbrachte der General-Lieutenant von Vincent ein Schreiben

des Kaiſers von Öſterreich, voll von Zuſicherungen fried⸗licher und freundſchaftlicher Geſinnungen. Napoleon, ohne dieſen zu vertrauen, warnte in ſeiner Antwort vor den Gefährlichen, die, indem ſie von den Gefahren der Mo⸗narchie redeten, nur Unfrieden beabſichtigten und fügte am Schluſſe in dem Tone eines Mentors hinzu: „die beſte Politik ſei heut zu Tage Einfachheit und Wahrheit, und wenn es gelingen ſollte, dem Kaiſer von Öſterreich Be⸗ſorgniſſe einzuflößen, ſo mache er ſich verbindlich, dieſe auf die erſte Mittheilung zu zerſtreuen.“ „Ich bitte“ — ſo endigte er ſeine Antwort — „Ew. Majeſtät, bei Leſung dieſes Schreibens meine gute Abſicht nicht zu verkennen und ſich überzeugen zu wollen, daß ich dabei ganz allein das Wohl und die Ruhe Europa's und Ewr. Majeſtät vor Augen habe.“

Wir werden im nächſten Kapitel ſehen, daß der Krieg deshalb nicht weniger zum Ausbruch kam. Um in dieſem Zuſammenhange das Gemälde der Lage Europa's in der letzten Hälfte des Jahres 1808 zu vollenden, müſſen wir noch einen Blick auf die Türkei werfen.

Der ruſſiſch⸗türkiſche Feldzug von 1807 hatte zu kei⸗nem Reſultat geführt. Die wichtigſte Begebenheit in dem⸗ſelben war die Seeſchlacht bei Lemnos, worin die ruſſiſche Flotte, unter dem Vice⸗Admiral Siniavin, den Kapudan⸗Paſcha, welcher, nach dem Rückzuge Duckworths, aus den Dardanellen ausgelaufen war, in die Flucht ſchlug. Dieſe Seeſchlacht erfolgte den 1. Juli 1807. Inzwiſchen hatte Selim III., gedrängt von den Janitſcharen, welche ſich dem Nizzam Dſchedid, d. h. der Einführung einer weſteuropäiſchen Militär⸗Ordnung, widerſetzten, ſeit dem 29. Mai die Regierung in die Hände ſeines Vetters, Mu⸗ſtapha's IV., Sohns Abdul Hamids, niedergelegt. Der Vorwand der Janitſcharen bei dieſer Thronveränderung war, daß jeder Sultan, der, nach einer Regierung von ſieben Jahren, noch keine Nachkommenſchaft habe, dem

Herkommen gemäß, des Thrones unwürdig ſei. So mußte ſich denn Selim, der ſeit 17 Jahren regiert hatte, glücklich ſchätzen, daß er nur der Gefangene ſeines Nachfolgers wurde. Dieſer erkannte in einer allgemeinen Amneſtie den Janitſcharen das Recht zu, jedem Großherrn, der ſich von den herkömmlichen Gebräuchen entfernen würde, ſofort den Gehorſam aufzukündigen und ihm einen Nachfolger zu wählen. Hierüber kam es zu dem Tilſiter Friedensvertrag, worin Kaiſer Alexander die Moldau und Wallachei zu räumen verſprach, wiewohl mit der Beſchränkung, daß die Türken erſt nach dem Abſchluſſe eines Definitiv-Friedens dieſe beiden Provinzen ſollten beſetzen dürfen. Napoleon willigte in dieſe ſeltſame Beſchränkung aus keinem andern Grunde, als weil es ihm vortheilhaft war, die Ruſſen im Oſten beſchäftigt zu ſehen, während er ſeine Entwürfe gegen den Weſten zur Ausführung brachte. Zu Sloboſia kam, unter Vermittelung des franzöſiſchen Generals Guilleminot, wirklich ein Waffenſtillſtand zwiſchen Rußland und der Pforte zu Stande. Doch war die Folge deſſelben nicht die Räumung der Moldau und Wallachei; die Sachen blieben in der bisherigen Lage, nur daß die Richtung, welche die ruſſiſche Politik, nach der Wegnahme der däniſchen Flotte, gegen England und Schweden nahm, den Wiederausbruch des Krieges verzögerte. Der ruſſiſch-ſchwediſche Krieg war in vollem Gange, als zu Konſtantinopel eine neue Thronumwälzung erfolgte.

Muſtapha Bairaktar (d. h. der Fahnenretter), Paſcha von Ruſchtſchuck, und, als ſolcher, ein treuer Diener Selims III., deſſen Reformen er nach beſten Kräften unterſtützt hatte, dachte, nach dem Sturze ſeines Gebieters, nur darauf, wie er die Herrſchaft der Janitſcharen vernichten wollte. Vereint mit dem Groß-Vezier, brach er nach der Hauptſtadt des Reichs auf, in deren Nähe er von dem Sultan ſelbſt bewillkommt wurde. Als nun in den letzten Tagen des Juli 1808 alles vorbereitet war, erfolgte das

Zeichen zu einer neuen Thronumwälzung in der Umringung des Palaſtes des Groß-Veziers, den Bairaktar unter dem Vorwande, daß er ein Staatsverräther ſei, verhaften ließ. Ganz Konſtantinopel gerieth in ein um ſo größeres Erſtaunen über dies Verfahren, weil man allgemein die innigſte Freundſchaft zwiſchen Bairaktar und dem Groß-Vezier vorausſetzte. Der Sultan ſelbſt, der ſich auf einige Tage aus der Hauptſtadt entfernt hatte, ahnete nichts Böſes, als er von ſeiner Mutter, der Sultanin Valide, die Aufforderung erhielt, ſchleunigſt in das Serail zurück zu kehren, weil eine Verſchwörung gegen ihn im Werke ſei. Seine Ankunft erfolgte zu Waſſer in demſelben Augenblick, wo Bairaktar, vereinigt mit dem Kapudan-Paſcha, vor den Thoren des Serails erſchien und die Auslieferung Selims III. forderte, der, wie er ſagte, von dem neuen Mufti und den Mitgliedern des Divans für den einzig rechtmäßigen Padiſchah erklärt worden ſei. Hierüber entſtand im Innern des Serails ein entſetzlicher Aufruhr. Muſtapha IV., unvorbereitet und zu nichts weniger als zu einer Thronentſagung geneigt, glaubte ſich nur dadurch retten zu können, daß er den Befehl zur Ermordung Selims ertheilte. Zwei Verſchnittene, unterſtützt von acht Schwarzen, vollzogen dieſen grauſamen Befehl, ohne eine Minute zu verlieren, und als die blutige That vollendet war, warfen ſie Selims Leichnam über die Mauer mit den verhöhnenden Worten: „da habt ihr euren rechtmäßigen Padiſchah." Dem Kapudan-Paſcha ſank der Muth bei dieſem Anblick. Nicht ſo dem Paſcha von Ruſchtſchuk. „Es iſt nichts verloren!" rief er aus. Zugleich erklärte er Muſtapha IV. für unfähig zu regieren, und rief deſſen jüngern Bruder Mahmud zum Padiſchah aus. Kanonendonner verkündigte dem erſtaunten Volke dieſe Veränderung, während Bairaktar die Thore des Serails ſprengte, die Leibwache des Sultans niederhauen ließ, in die Zimmer deſſelben eindrang, und ihn, als er eben im Begriff war,

ſeinen Bruder Mahmud zu ermorden, von dem Thron in den Kerker herabzuſteigen zwang. Welche Opfer um den Thron her fielen, iſt unnöthig zu ſagen.

Dieſer rauchte noch vom Blut der Erſchlagenen, als Mahmud II., der ſo eben ſein 25. Jahr zurückgelegt hatte, ihn beſtieg. Da er dem Paſcha von Ruſchtſchuck ſeine Erhebung verdankte, ſo ernannte er dieſen zu ſeinem Groß-Vezier. Die Zügel der Regierung waren von dieſem Augenblick an in Bairaktars Händen, der ſich nun einzig damit beſchäftigte, das türkiſche Kriegswesen dem weſteuropäiſchen näher zu bringen, indem er einmal über das andere wiederholte: „die Pforte müſſe, um zu beſtehen, Feinde haben und Krieg führen können.“ Die Janitſcharen ſchwiegen, weil ſie der Übermacht nicht gewachſen waren, die Bairaktar entgegen ſtellen konnte; allein ihre Denkart blieb ſich gleich, und gierig erſpäheten ſie den Augenblick, wo die Zahl der Seymens ſich vermindert haben würde. Dieſer Augenblick kam mit der Faſtenzeit. Bairaktar hatte die Nacht vom 26ſten des Faſtenmonats, in welcher der Koran auf die Erde gefallen ſein ſoll, bei dem Mufti mit Gebet zugebracht, als er ſich auf dem Rückwege von einem Janitſcharen-Haufen angefallen ſah, der nichts Geringeres bezweckte, als ihn und ſeine Begleitung niederzuhauen. Diesmal rettete ihn die Tapferkeit ſeiner Seymen; und durch dieſen Vorfall gewarnt, nahm er ſich wohl in Acht, bei einer Feuersbrunſt zu erſcheinen, welche die Janitſcharen für die nächſte Nacht veranſtaltet hatten, damit ſie Gelegenheit haben möchten, ihn aus dem Wege zu räumen. Bei dem Allen verhehlte ſich der Groß-Vezier nicht, daß ſeine letzte Stunde geſchlagen habe. Sein Werk zu ſichern, ließ er Muſtapha IV. und deſſen Mutter, deren Ränken er die Bewegungen in der Hauptſtadt zuſchrieb, ermorden und zog ſich ſodann in ein befeſtigtes Haus zurück, wohin er zuvor einen bedeutenden Pulvervorrath hatte bringen laſſen. Hier vertheidigte er ſich gegen die Angriffe der Janitſcharen,

minder mit der Abſicht, ſich zu retten, als vielmehr, um die möglich größte Zahl ſeiner Feinde in ſein Verderben zu verwickeln. Schon ſollte er verhaftet werden, als er ſich plötzlich in die Luft ſprengte und mehreren Hunderten ſeiner Widerſacher daſſelbe Schickſal bereitete. So heftig war der Luftſchlag, daß ſelbſt die entfernteſten Theile der Hauptſtadt davon erſchüttert wurden.

Bairaktar war nicht mehr; allein ſein Entwurf lebte fort in dem Sultan, den er auf den Thron erhoben hatte. Mahmud II. ließ den Janitſcharen erklären, daß er die Einrichtungen des Nizzam Dſchedid aufrecht erhalten würde. Dieſe, hierdurch in Wuth geſetzt, ſuchten ſogleich das Serail zu erſtürmen, welches jedoch, von dem muthigen Soliman Aga, einem ungariſchen Renegaten, vertheidigt, diesmal unerobert blieb. Dreimal trieb der Aga die Andrängenden zurück, die, nachdem ſie etwa drei tauſend Mann verloren hatten, ſich in das ſteinerne Haus ihres neugewählten Aga Kapuſſi zurückzogen. Hier nahm ſich der Zufall ihrer an. Sie waren dem Unterliegen nahe, als Soliman Aga fiel und die Seymen, ihres muthigen Anführers beraubt, zurückwichen. Hierdurch ermuthigt, brachen die Janitſcharen aus ihrem Schlupfwinkel hervor, ſteckten die Kaſernen der Seymen in Brand, und ließen alles, was nicht in den Flammen umkommen wollte, über die Klinge ſpringen. Mehrere tauſend Häuſer, von der Sophienkirche an bis zum Hyppodrom, wurden bei dieſer Gelegenheit ein Raub der Flammen; und da der Kapudan-Paſcha und der Kadi-Paſcha bei dieſem Anblick entflohen, ſo wurde auch der neue Sultan nachgiebig. Die Ausſöhnung kam um ſo leichter zu Stande, weil vom Geſchlecht der Osmaniden, außer Mahmud Han, nur noch ein einziger Prinz, Namens Abdul Hamid, übrig war. Von dieſer Zeit an prangte der Name des Sultans in der Janitſcharen-Orta, zu welcher er gehörte; ja, um die Mißvergnügten mit ſich auszuſöhnen, bezog der Großherr,

von jeẞt an, die tägliche Löhnung eines gemeinen Janitſcharen. Um ſich der Dinge zu bemächtigen, muß man damit anfangen, daß man ſich ihnen unterordnet . . .

Durch alle dieſe Umwälzungen war die Politik der Pforte ſo verändert, daß es ihr gänzlich an Charakter fehlte, bis ſie ſich zu Anfang des Jahres 1809 für England erklärte.

Dies zuſammen genommen waren die Umſtände, unter welchen Napoleon das Wageſtück unternahm, ſeinen Bruder Joſeph durch Waffengewalt auf dem ſpaniſchen Thron zu befeſtigen. Wie er ſelbſt auch über den Erfolg urtheilen mochte: zurücktreten konnte er nicht, nachdem ſo Vieles voran gegangen war, das jeẞt als Antriebskraft wirkte.

Die Rede, womit er ſeine aus Deutſchland zurückkehrenden Truppen empfing, iſt der Aufzeichnung werth, weil ſie den Zuſtand ſeines Innern malt. „Soldaten!“ — ſo ſprach er zu ihnen — „nachdem ihr an den Ufern der Donau und der Weichſel triumphirt habt, laß ich euch Frankreich durchziehen, ohne euch einen Augenblick Ruhe zu gönnen. Ich bedarf euer. Die ſcheußliche Anweſenheit des Leoparden beſudelt das feſte Land von Spanien und Portugal. Er fliehe erſchrocken bei eurem Anblick. Laßt uns unſere triumphirenden Adler bis zu den Säulen des Herkules tragen; auch dort haben wir Beleidigungen zu rächen. Ihr habt die Berühmtheit der neueren Armeen übertroffen; aber habt ihr wohl den Ruhm jener römiſchen Legionen erreicht, die in Einem Feldzuge am Rhein und am Euphrat, in Illyrien und am Tagus ſiegten? Ein langer Friede, ein dauerndes Glück werden der Preis eurer Anſtrengungen ſein. Ein wahrer Franzoſe kann nicht, darf nicht ruhen, bevor die Meere nicht geöffnet und befreit ſind. Soldaten! alles, was ihr für das Wohl des franzöſiſchen Volks und für meinen Ruhm thun werdet, wird ewig in meinem Herzen leben.“

Dieſe Rede wurde kurz vor der Abreiſe des Kaiſers

nach Erfurt geſprochen. Nach ſeiner Zurückkunft aus Deutſchland eröffnete er die Sitzungen des geſetzgebenden Körpers; und ohne nun noch einen Augenblick zu verlieren, trat er den 29. October die Reiſe nach Bayonne an, wo er den 3. November anlangte. Tages darauf ſtand er auf ſpaniſchem Grund und Boden; neben ihm die Göttin des Sieges. Am 7. November ſah er ſeinen Bruder Joſeph zu Vittoria.

In Spanien hatte ſich ſeit der Kapitulation des Generals Dupont die Geſtalt der Dinge aufs Weſentlichſte verändert. Aus der Junta zu Sevilla war eine Central-Junta geworden, die ihren Wohnſitz in Madrid aufgeſchlagen hatte, und, von dem General Cueſta geleitet, den Titel Durchlaucht führte. In jeder Provinz beſtand eine beſondere Inſurrektions-Junta, beſtimmt, den von Madrid her erhaltenen Befehl zur Ausführung zu bringen. Auf allen Punkten des Königreichs hatte ſich das Militär mit den Inſurgenten vereinigt und die Spanier droheten mit nicht weniger, als mit 600,000 Mann. Die Unglücklichen ahneten nicht, daß es unter ihnen keinen Geiſt gab, der eine ſo ungeheure Maſſe zu bewegen fähig geweſen wäre. Inzwiſchen hatten ſich drei Heere gebildet, von welchen das zahlreichſte unter Cueſta vorwärts von Burgos, das zweite unter Bläke bei Espinoſa, das dritte unter Caſtaños und Palafox bei Tudela ſtand. Alle drei hatten die Beſtimmung, die Hauptſtadt zu beſchützen, welche außerdem in dem Engpaß von Somoſierra vertheidigt war, den die Spanier als ihre Termopylen betrachteten. In und um Madrid her ſtand ein Corps Engländer, das aus Portugal unter dem General Moore vorgerückt war.

Unmittelbar nach ſeiner Ankunft in Vittoria traf Napoleon Anſtalten zum Angriff, und ſchon am 10. November ſtieß er auf das ſpaniſche Armee-Corps, das Burgos vertheidigen ſollte. Der Kampf hatte noch nicht lange gedauert, als die ſpaniſchen Reihen aus einander fielen. Die Zahl

der Todten belief ſich auf Seiten der Spanier auf nicht mehr, als auf 400, und die der Gefangenen mochte doppelt ſo groß ſein. So kamen Beſiegte und Sieger faſt gleichzeitig in Burgos an, und die Plünderung dieſer unglücklichen Stadt war eine gemeinſchaftliche. Ging dies ſo fort, ſo war der Unterſchied zwiſchen Beſiegten und Siegern in kurzer Zeit ausgeglichen. Glücklicher Weiſe hatte das reizende Biscaya nicht gelitten. Von hier aus alſo konnte das franzöſiſche Heer unterſtützt werden. Am 11. November wurde Blake bei Espinoſa geſchlagen, am 23ſten das Heer unter Caſtaños und Palafox aus einander geſprengt, und ſchon am 30. waren die Schwierigkeiten überwunden, welche die Somoſierra entgegen ſtellte: Schwiekeiten, welche nur in den Augen der Spanier groß waren; denn an und für ſich konnten ſie nur gering ſein, da ſie durch einen Aufwand von etwa 50 Mann Franzoſen überwunden wurden und 80 polniſche Lanzenreiter, von Philipp von Segur angeführt, die ganze hier verſammelte ſpaniſche Macht aus einander trieben.

Auf die Nachricht von der Niederlage in der Somoſierra ſetzte ſich die ganze Bevölkerung von Madrid in Bewegung: die Thore wurden verrammelt, das Straßenpflaſter aufgeriſſen, die Straßen mit Gräben durchſchnitten; kurz, die Einwohner von Madrid hatten den guten Willen, nicht hinter ihren Brüdern in Saragoza zurück zu bleiben und das Beiſpiel einiger Hauptſtädte zu erneuern, die ſo lange Widerſtand leiſten, bis ſie dem erbitterten Feinde unterliegen. Am 2. December kamen die Franzoſen vor der Hauptſtadt Spaniens an, und in Napoleons Abſichten lag nichts weniger, als Trümmer zu ſchaffen, unter welchen ſein Bruder ſeinen Thron aufſchlagen möchte. Gleichwohl war es nicht leicht, die Madridter zur Übergabe ihrer Stadt zu bewegen. Dies gelang erſt nach wiederholten Unterhandlungen mit dem General Morla, oder vielmehr nach der Einnahme von Retiro. Sobald die Übergabe erfolgt

war, herrſchte eine Ruhe in Madrid, welche, ſieben Wochen hindurch, durch keinen Unfall unterbrochen wurde, außer durch die Ermordung eines Spaniers, der zu Joſephs Leibwache gehörte.

Als Joſeph Napoleon, welcher, während des Fortgangs der franzöſiſchen Waffen, in Burgos zurückgeblieben war, nach Madrid zurückkam, fand er in ſeinem Palaſte alles eben ſo, wie er es verlaſſen hatte; ſelbſt das Bild ſeiner Gemahlin und ein Gemälde, das Bonaparte'n zu Pferde auf dem St. Bernhard darſtellt, waren unberührt geblieben. Seine Lage war verändert; nicht ſo ſein Verhältniß zu den Spaniern. Das letztere war ſogar verſchlimmert. Über Madrid hinaus geführt, hatten nur die franzöſiſchen Armee-Corps das Anſehn, das dem Könige hätte zu Theil werden ſollen; und Spaniens ganzer geſellſchaftlicher Zuſtand, in Verbindung mit der Geſtalt ſeines Bodens, trug nicht wenig dazu bei, daß der Widerſtand, auf welchen der neue König allenthalben ſtieß, unbeſieglich blieb: denn, indem Spanien, ſtatt der Dörfer, faſt nur Städte hat, war die Vertheidigung der Rebellen überall erleichtert. Napoleon ſelbſt, nachdem er Spanien genauer kennen gelernt hatte, begriff ſehr wohl, daß hier keine neue Lorbern für ihn einzuernten waren. Um den Thron ſeines Bruders gehörig zu unterſtützen, hätte er, vor allen Dingen, große Geldopfer darbringen müſſen. Dies vertrug ſich jedoch weder mit ſeiner Denkweiſe, noch mit ſeinen Umſtänden. Nach jener war er gewohnt, den Krieg auf Koſten ſeiner Gegner zu führen; dieſe erlaubten ihm nicht, von den 600 Millionen Franken, welche das jährliche Einkommen Frankreichs ausmachten, etwas Bedeutendes abzugeben. Mit ſeinem bisher befolgten Syſtem konnte er nur dahin wirken, daß, was auch theilweiſe geſchehen mochte, um den Schein einer Ausſöhnung der Spanier mit ſeinem Bruder herbeizuführen, die allgemeine Abneigung von der franzöſiſchen Herrſchaft ſogar verſtärkt

wurde. Hierin lag es unſtreitig, daß er bald nach ſeiner Ankunft in Spanien die zu Bayonne gegebenen Zuſicherungen von Ungetheiltheit und Fortdauer der Monarchie nach ihrem ganzen Umfange, bereuete und damit umging, die pyrenäiſche Halbinſel in 5 große Vice-Königreiche zu zerſchlagen*) . . .

Für den Augenblick war die Hauptaufgabe, jene Engländer, welche, von Portugal aus, den ſpaniſchen Boden betreten hatten und bis nach Valladolid vorgedrungen waren, zu vernichten. Nachdem alſo Napoleon während ſeines Aufenthalts zu Chammartin, einem Landhauſe der Herzogin von Infantado — denn in Madrid ſelbſt erſchien er nur ein einziges Mal, um den königlichen Palaſt zu ſehen — jene Großen, welche von ſeinem Bruder abgefallen waren, für vogelfrei erklärt, das Inquiſitions-Gericht aufgehoben und die geſetzliche Zahl der ſpaniſchen Klöſter auf ein Drittel der bisherigen zurückgeſetzt hatte, brach er den 22. December auf, den Engländern den Rückzug abzuſchneiden. Dieſe, von einem geſchickten General geleitet, befanden ſich jedoch bereits auf ihrem Rückzuge nach Coruña, wo ſie ihre Transportſchiffe erwarteten. Was dem franzöſiſchen Kaiſer gelungen ſein würde, wenn ſchlechte Wege und die Engpäſſe des Guardarrama nicht einen Aufenthalt von zwei Tagen verurſacht hätten, iſt kaum in Zweifel zu ziehen. Als er ſah, daß General Moore einen allzu ſtarken Vorſprung gewonnen hatte, übertrug er die Verfolgung der Engländer ſeinen Generalen und ging für ſeine Perſon von Benevent, wohin er unter großen Beſchwerden gelangt war, nach Aſtorga zurück, ohne Madrid noch einmal berührt zu haben. Hier war man, um dringenden Bedürfniſſen abzuhelfen, mit der Confiskation der Inquiſition beſchäftigt, die für ſehr reich gehalten wurde. Man

---

*) S. Mémoires historiques sur la Révolution d'Espagne par M. de Pradt, pag. 224 etc.

fand in ihren Kaſſen 750,000 Franken; in ihren Gefängniſſen aber auch keinen einzigen Angeklagten, ſo daß das Verdienſt, welches Napoleon ſich durch die Aufhebung dieſes verſchrieenen Inſtituts erworben zu haben glaubte, nur allzu gering war.

General Moore wurde den 10. Januar von Lugo aus erreicht und verlor in dem hitzigen Treffen, welches er lieferte, um die Einſchiffung zu decken, zwar ſein Leben, doch ſo, daß die Einſchiffung deshalb nicht minder erfolgte und daß Coruña erſt mehrere Tage darauf in die Hände der Franzoſen gerieth. Zu Ferrol, das ſich den 27. Januar ergab, fand der Marſchall Soult, Herzog von Dalmatien, 11 Linienſchiffe, drei Fregatten und mehrere Hundert Kanonen: ein großer Schatz, doch unbrauchbar für Joſeph Napoleon, weil die amerikaniſchen Kolonien ſchon ſeit dem December 1808, zum wenigſten im mittäglichen Amerika, auf den geſunden Gedanken gerathen waren, daß nur die Trennung vom Mutterlande ſie vor großen Leiden bewahren könnte. Saragoza, aufs Neue angegriffen, bewies inzwiſchen eine beiſpielloſe Standhaftigkeit. Drei und zwanzig Tage hindurch vertheidigten ſich die Bewohner dieſer ehemaligen Hauptſtadt des Königreichs Aragon von Straße zu Straße, von Haus zu Haus. Jedes Haus, jede Kirche, jedes Kloſter wurde zu einer Feſtung, die nicht übergeben werden durfte. Männer, Weiber, Kinder, Prieſter, Mönche, alle wollten lieber ſterben, als Unterthanen Joſeph Napoleons werden, und mehr als 40000 von ihnen erfüllten die Ringmauern mit Leichenduft, ehe der ſchwache Überreſt der Vertheidiger ſich ergab, um mit Palafox nach Bayonne geführt zu werden. In dieſem Widerſtande las Joſeph Napoleon ſein künftiges Schickſal, ſchon jetzt höchſt unzufrieden mit dem Looſe, das ihm zu Theil geworden war, und doch außer Stande, an dieſem Looſe das Mindeſte zu ſeinem und der Spanier Vortheil zu verändern.

Inzwiſchen hatte ſich die Central-Junta von Madrid durch die Sierra Morena nach Sevilla zurückgezogen. Sie führte die Benennung, „Junta Spaniens und Indiens;" und mit ihr wurde am 14. Januar 1809 ein Friedens- und Bündniß-Vertrag geſchloſſen, worin Georg III. die Verbindlichkeit übernahm, aus allen Kräften zur Vertheidigung der Unabhängigkeit Spaniens mitzuwirken. Für den Augenblick ließen ſich die Wirkungen dieſes Bündniſſes nicht berechnen; und wenn England dabei vorzüglich die Fortdauer ſeiner bisherigen Handelsverhältniſſe im Auge hatte: ſo ſah es ſich in ſeinen Erwartungen betrogen. Beſondern Nachdruck erhielt jedoch dies Bündniß durch die Anſtalten, welche Öſterreich traf, die Angelegenheiten Deutſchlands durch eine entſchloſſene Vernichtung des Rheinbundes in eine andere Bahn zu bringen. Über die Beweggründe dieſer Macht zum Abfall von ihren Verträgen wird im nächſten Kapitel die Rede ſein. Jetzt bemerken wir nur, daß die Meinung derer, welche dem franzöſiſchen Kaiſer einen Vorwurf daraus machen, daß er, anſtatt die Engländer aus Portugal zu vertreiben und die Eroberung der pyrenäiſchen Halbinſel zu vollenden, nach Paris zurückgegangen ſei, um ſich an die Spitze ſeiner deutſchen Heeresmacht zu ſtellen, ſehr wenig für ſich hat. Allerdings konnte die Vertreibung der Engländer gelingen; allein, was war dadurch für die Eroberung der Halbinſel gewonnen, wenn die Bewohner derſelben fortfuhren, ihre Eigenthümlichkeit zu vertheidigen? Auf der andern Seite darf man nicht vergeſſen, daß Napoleon, bei der Einheit des Krieges, ſich nur die Frage zu beantworten hatte, von welcher Seite er am meiſten bedroht ſei? Es handelte ſich um die Fortdauer der Bollwerke, die er zur Vertheidigung ſeines Hauptzwecks in Deutſchland errichtet hatte. Dieſe Preis geben, hieß für ihn, von vorn wieder anfangen, wo nicht, ſeine ganze meteoriſch-politiſche Laufbahn beendigen. Wollte er alſo fortwirken, ſo mußte er Spanien

verlaſſen, um Öſterreich zu bekämpfen; und ſonach war nichts mehr gerechtfertigt, als ſeine Rückkehr nach Paris unter Umſtänden, welche für ihn um ſo gefährlicher waren, als er für das Gelingen ſeiner Unternehmungen immer nur auf die Wirkſamkeit zweier Triebfedern rechnen konnte, welche der Abnutzung gleich ſehr ausgeſetzt ſind; nämlich Furcht und Eigennutz.

Achtes Kapitel.

Thron-Umwälzung in Schweden. — Erneuerter Krieg mit Öſterreich. — Neben-Auftritte in Weſtphalen, in Sachſen, in Tyrol und an der Schelde. — Verſetzung des Pabſtes von Rom nach Savona. — Wiener Friedensſchluß. — Stabs Mordverſuch.

Eine Politik, wie die des franzöſiſchen Kaiſers, wird nie verfehlen, den allgemeinſten Unwillen in Gang zu bringen, weil ſie von den Triebfedern ſtaatsrechtlicher Handlungen alles Sittliche ausſchließt. Es kamen aber zu Anfang des Jahres 1809 noch andere Beweggründe hinzu, die Achtung zu vermindern, welche man bis dahin für die Perſönlichkeit Napoleons gefühlt hatte. Auf der einen Seite war man aufs Vollſtändigſte unterrichtet von der Hinterliſt, womit er die Verſetzung der ſpaniſchen Bourbons nach Frankreich betrieben hatte; auf der andern fing man an, zu fühlen, daß die Mittel, wodurch er den See-Despotismus der Engländer bekämpfte, nicht die rechten ſeien. In dem täglich zunehmenden Verfalle des Handels ſah man einer traurigen Zukunft entgegen: einer Zukunft, welche keine andere Wahl ließ, als Bedürfniſſen zu entſagen, die in dem dreihundertjährigen Verkehr zwiſchen Europa und Amerika zu natürlichen geworden waren. Die ganze Geſellſchaft war auf dieſe Weiſe in ihren Fundamenten erſchüttert durch einen Krieger, der, nach dem Beiſpiele Karls des Großen, die von ihm ausgegangenen Geſetze (Einfälle) mit dem

Degenknopf beſiegelte, ohne jemals zu fragen, was der Entwickelungs-Grad des neunzehnten Jahrhunderts erforderte. Fürſten, wie Privatleute, waren, ſofern ſie nicht durch Furcht oder durch Eigennutz gegen die ihnen bevorſtehenden Gefahren verblendet wurden, gleich ſehr bedroht; und ſie waren es um ſo mehr, weil die bewegliche Einbildungskraft des Mannes, der die europäiſche Welt mit der Unumſchränktheit eines Gottes beherrſchen wollte, ſich mit keiner Beharrlichkeit auf einmal gefaßten Beſchlüſſen vertrug.

Es war daher kein Wunder, daß Öſterreichs Entſchluß, den Kampfplatz aufs Neue zu betreten, eben ſo viel Billigung, als Bewunderung fand; nur daß man die nächſten Folgen dieſes Entſchluſſes nicht als unbedingt günſtig für die Befreiung Europa's aus den Banden der franzöſiſchen Herrſchaft betrachten konnte, weil dieſe Bande für den Augenblick noch allzu ſtark waren. Napoleon hatte nämlich nicht weniger als zwölf Armeen auf den Beinen, die, indem ſie von dem Marke Polens, Preußens, Dänemarks, Hannovers, Dalmatiens, Albaniens, Italiens, Neapels und Spaniens genährt werden mußten, es ihm nicht an Widerſtandsmitteln fehlen ließen. Dazu kamen, außer den zahlreichen Truppen des Rheinbundes, 160,000 Konſkribirte, welche der franzöſiſche Senat am Schluſſe des abgewichenen Jahres bewilligt hatte. Die Zuſammenziehung dieſer Armeen war zum Theil leicht; und wer die feldherrliche Überlegenheit Napoleons aus Erfahrung kannte, ſah vorher, daß, wie auch immer der Ausgang des neuen Feldzugs ſein möchte, ſelbſt der große Umfang des Kriegsſchauplatzes das Seinige dazu beitragen werde, die gewünſchte Entſcheidung zu verzögern.

Ehe wir an die Hauptbegebenheiten dieſes Krieges zurückerinnern, müſſen wir einer Umwälzung gedenken, welche, ohne ſeinem Ausbruch voranzugehen, ganz gewiß nicht ohne Einfluß auf die Ereigniſſe an den Ufern der Donau blieb.

Die Hoffnung, Finland wieder zu erobern, oder Schweden durch die Einverleibung Norwegens für den bevorſtehenden Verluſt zu entſchädigen, ging durch die ſchlecht berechneten Maßregeln Guſtav IV. Adolphs in den letzten Monaten des Jahres 1808 gänzlich verloren. Mit falſcher Thatkraft ſchrieb dieſer leidenſchaftliche König einen Erfolg, den ſeine fehlerhaften Anordnungen herbeigeführt hatten, der Feigheit ſeiner Truppen zu; und da ein Theil ſeiner Garden die Niederlagen in Finland getheilt hatte, ſo trug er kein Bedenken, ſie dadurch zu beſtrafen, daß er ſie auflöſete und ihnen ihre Fahnen nahm. Dies geſchah zu einer Zeit, wo die Meinung, die ſich in Deutſchland und Frankreich von Guſtav IV. Adolphs Geiſt und Charakter zuerſt entwickelt hatte, in Schweden dadurch zu einer allgemeinen geworden war, daß man ihn die ihm dargebotene Hülfe von 10000 Engländern hatte verſchmähen geſehen. Unbeſtändig in allen ſeinen Beſchlüſſen, war er zu Anfang des Jahres 1809 auf den Gedanken gerathen, ſich mit dem Könige von Dänemark zu verſöhnen; und ſchon hatte er, ohne Mitwiſſen ſeiner Miniſter, zu dieſem Endzweck ein Schreiben an Friedrich VI. entworfen, als er durch die Nachricht von den Verſuchen der Dänen, die Einwohner Schonens zum Aufſtande zu bewegen, noch einmal auf England zurückgeführt wurde; wahrſcheinlich nur, um ſein Geldbedürfniß zu befriedigen.

Am 1. Mai 1809 ward mit England ein neuer Vertrag geſchloſſen, worin dieſes ſich zu einer jährlichen Subſidie von 1,200000 Pf. Sterling verpflichtet hatte. Schon glaubte der König von Schweden, alle Hinderniſſe überwinden zu können, als eine Verſchwörung gegen ihn losbrach, welche, lange vorbereitet, ihren Mittelpunkt unter den Großen der Hauptſtadt, ihre Rieſenarme in den beiden Heeren hatte, von welchen das eine gegen Finland, das andere gegen Norwegen gerichtet war. Das letztere war nur noch 15 Meilen von der Hauptſtadt entfernt, als

Guſtav auf dem Schloſſe Haga die Kunde erhielt, daß Adlerſparre — dies war der Name des Obergenerals — damit umgehe, den Gewaltthätigkeiten und Leiden, unter welchen das Vaterland ſeufze, ein Ende zu machen. In Leidenſchaft geſetzt durch dieſe Nachricht, eilte der König nach der Hauptſtadt, wo er die wirkſamſten Vertheidigungsmittel zu finden hoffte. Als man ihn mit Kälte empfing, beſchloß er, nach Linköping zu gehen. Zwei Millionen Thaler Vorſchuß, die er zu dieſem Ende von der reichsſtändiſchen Bank forderte, wurden ihm verſagt; und als er Anſtalten traf, dieſe Summe mit Gewalt zu nehmen, glaubten die Verſchworenen nicht länger zögern zu dürfen. Während ſein Staatsrath ihn beſchwor, einem ſinnloſen Kampfe zu entſagen, welcher dem Reiche bereits zwei ſo weſentliche Provinzen, wie Pommern und Finland, gekoſtet habe, traten der Feldmarſchall Klingſporn und der General Adlerkreuz hinzu und verlangten, daß er entweder den Bitten des Staatsraths nachgeben, oder dem Thron entſagen ſollte. Am heftigſten redete Adlerkreuz. Durch Scheltworte trieb ihn der König fort. Allein er kam, nicht lange darauf, mit dem Hofmarſchall Silverſparre und fünf Adjutanten zurück, und eröffnete dem Könige, „daß er ihn im Namen der Nation verhafte." Der Degen, den Guſtav zog, war ihm bald entwunden. In dem Getümmel, das hierüber entſtand, rettete ſich der König nach dem Schloßhofe, um den Beiſtand der Hauptwache zu finden. Doch ehe er dieſe erreichte, fiel ein athletiſcher Bedienter ihn von hinten an und trug ihn die Treppe hinauf. Erſchöpft in ſeiner Gereiztheit, fand er ſich in ſein Schickſal, indem er nur allzu gut fühlte, daß der Widerſinn ſeines Betragens ihm alle Herzen entfremdet hatte. Noch an demſelben Tage übernahm ſein Oheim, der Herzog Karl von Südermanland, die Regierung, als älteſter mündiger Prinz; und was dabei ſehr merkwürdig war, gar nicht als Vormund der männlichen Nachkommen Guſtavs.

In der nächſten Nacht wurde dieſer nach dem Schloſſe Drottningholm gebracht, wo er eine Urkunde unterzeichnete, wodurch er der Regierung entſagte, um den Reſt ſeiner Tage der Ehre Gottes zu weihen; er hatte, als dies geſchah, ein Alter von 32 Jahren zurückgelegt. Die Reichsſtände nahmen dieſe Urkunde den 10. Mai an; und ohne dieſe als nothwendig für ihr Verfahren zu erkennen, erklärten ſie an demſelben Tage: „daß ſie jeder Treue und jedem Gehorſam, die ſie, als Unterthanen, ihrem bisherigen König Guſtav IV. Adolph ſchuldig geweſen wären, abſchwören und ihn, ſo wie ſeine Erben, dieſe möchten bereits geboren ſein, oder noch geboren werden, der Krone und Regierung Schwedens für verluſtig erkenneten.“ Dieſe Erklärung erfolgte auf den Antrag des Barons von Mannersheim, Expeditions-Sekretärs des Reichstages; was aber dieſe faſt beiſpielloſe Strenge gegen Guſtav's natürliche und rechtmäßige Erben hervorrief, iſt bis jetzt noch das Geheimniß der Faktion geblieben, welche dieſe Thronveränderung herbeiführte. Von Drottningholm nach Gripsholm verſetzt, ſollte der entthronte König der Gefangene der ſchwediſchen Nation auf einem alten Schloſſe der waldreichen Inſel Wiſings-Oe bleiben; da man aber auch dies nicht für ſicher genug hielt, ſo wurde ihm die Erlaubniß ertheilt, ſich mit ſeiner Familie nach Deutſchland zu begeben. Sein ſtandesmäßiges Einkommen ſicherte der Reichstag dadurch, daß er den Zinsbetrag ſeines Privat-Vermögens bis auf 66666 Thaler Banko erhöhete. Die Abreiſe nach Deutſchland erfolgte noch im Jahre 1809. Hier lebte Guſtav IV. Adolph Anfangs unter dem Namen eines Grafen von Gottorp, ſpäter unter der Benennung eines Oberſten Guſtavſon. Der kinderloſe Herzog Karl von Südermanland nahm, als König von Schweden, den Prinzen Chriſtian Auguſt von Holſtein-Sonderburg-Auguſtenburg an Kindesſtatt an. Der Friede mit Dänemark war hierdurch geſchloſſen, und mit keinem Verluſt verbunden. Nicht ſo der Friede mit Rußland;

dieſer mußte durch die Abtretung Finlands, Weſtbothniens bis an den Torneo und eines Theils der Alandsinſeln erkauft werden, als er endlich am 17. September 1809 zu Friedrichsham zu Stande kam. Frankreich gab Schwediſch-Pommern zurück; doch gingen von den Einkünften dieſes Landes die Domänen ab, welche Napoleon inzwiſchen an ſeine Marſchälle und Generale verſchenkt hatte . . .

So verhielt es ſich mit der Umwälzung, welche den Ausbruch des Krieges zwiſchen Öſterreich und Frankreich begleitete; ſie wurde eben deswegen weniger beachtet und verhallte nur allzu ſchnell in dem Getöſe der Begebenheiten, welche in den nächſten Monaten die allgemeinſte Aufmerkſamkeit auf ſich zogen . . .

Von Valladolid aus hatte Napoleon die Fürſten des Rheinbundes aufgefordert, ihre Contingente in Bereitſchaft zu halten. Gleichzeitig erhielten ſeine Marſchälle den Befehl, nach Baiern zu ziehen; als Hauptquartier war Strasburg bezeichnet. Öſterreich ſeinerſeits vollendete ſeine Rüſtungen im Laufe des Februar und März. Den 27. des letztern Monats erſchien zu Wien ein Aufruf des Kaiſers an ſeine Völker, worin der bevorſtehende Krieg als ein Akt der Selbſterhaltung bezeichnet wurde. „Nicht Angriff, ſondern Vertheidigung ſei der Zweck des letzten Krieges geweſen. Doch der Eroberer könne nicht ertragen, daß ein Regent und ſein Volk, durch wechſelſeitiges Vertrauen vereint, ſtark genug ſeien, ſeinen Anmaßungen zu widerſtehen. Feindlich habe er ſich gegen Öſterreich erklärt, wenn dieſes ſeine Vertheidigungs-Maßregeln nicht einſtellen wollte. Einen ſo unwürdigen Antrag zu verwerfen, ziehe man jetzt in den Krieg."

Es waren drei Armeen gebildet worden, von welchen die erſte und zahlreichſte gegen Baiern, die zweite, etwa 70000 Mann ſtark, gegen das Königreich Italien, die dritte, 36000 Maan ſtark, gegen das Herzogthum Warſchau beſtimmt war. An der Spitze jeder dieſer Armeen ſtand ein Erzherzog: an

der Spitze der erſten der Erzherzog Karl; an der der zweiten der Erzherzog Johann; an der der dritten der Erzherzog Ferdinand. General Chaſteller hatte den Auftrag, die Tyroler in ihren Unternehmungen gegen die Baiern zu unterſtützen. Aufrufe an die deutſche Nation blieben ohne Wirkung, weil ſämmtliche Fürſten Deutſchlands dem Rheinbunde angehörten; eine von dem Erzherzog Karl an den König von Baiern gerichtete Aufforderung zur Abwerfung des franzöſiſchen Joches, wurde durch einen Empfangsſchein des Miniſters beantwortet. Stellte denn nicht des Kaiſers eigener Bruder, der Großherzog von Würzburg, ſein Contingent zur Vertheidigung eines Verhältniſſes, das er verabſcheuen mochte, dem er ſich aber nicht entziehen konnte?

Den 9. April ging der Erzherzog Karl mit 220,000 Mann über den Inn nach der Iſar vor, anzeigend, daß er den Befehl habe, Jeden, der ſich ihm widerſetzen würde, als Feind zu behandeln. Auf dieſes Wort appellirte der König von Würtemberg an das Urtheil Europa's „wegen der weltbekannten Bundbrüchigkeit Öſterreichs" — dies war ſein Ausdruck — „und wegen des Angriffs, der ſeine Staaten bedrohe." Der König von Sachſen blieb mit ſeinen Klagen nicht zurück. Langſam rückte inzwiſchen der Erzherzog Karl vor — ſo langſam, daß er in 11 Tagen nur 15 Meilen zurücklegte. Die Baiern leiſteten den ſchwachen Widerſtand, der ihnen vorgeſchrieben war und der ſeine Rechtfertigung darin fand, daß Regensburg bereits von dem Marſchall Davouſt, Ulm von dem Marſchall Maſſena, Augsburg von dem General Oudinot beſetzt war, während die Truppen des Königs von Sachſen, geführt von dem Prinzen von Ponte-Corvo, heranrückten.

Am 12. April Abends von dem Übergang des Erzherzogs Karl über den Inn unterrichtet, war Napoleon, der dieſe Nachricht zu Paris erhielt, ſchon am 16. bei dem König von Baiern zu Dillingen, um ihm das Verſprechen

zu geben, „daß er ihn nach ſpäteſtens 14 Tagen nach München zurückführen und größer machen wolle, als irgend einer ſeiner Vorfahren geweſen.“ Am 17. April war das kaiſerliche Hauptquartier zu Donauwerth. Jetzt von der Stellung des Erzherzogs vollſtändig belehrt, rief Napoleon aus: „Die Rechnung iſt leicht gemacht; innerhalb drei Tagen wird Deutſchlands Sache entſchieden ſein.“ Sobald am folgenden Tage das Hauptquartier nach Ingolſtadt verlegt war, eröffnete der von Augsburg ausgezogene General Oudinot am 19. April den Kampf, indem er bei Pfaffenhofen 4000 Öſterreicher zerſtreute. Gleichzeitig ſchlug Marſchall Davouſt den Feind bei Thann, und brachte ſeine Verbindung mit dem Marſchall Lefevre zu Stande, der, über Abensberg anrückend, die Niederlage der Öſterreicher vollenden half. Am folgenden Tage griff Napoleon, unterſtützt von Davouſt, von Maſſena und von Lannes, den Mittelpunkt der Öſterreicher, etwa 60000 Mann ſtark und von dem Erzherzog Ludwig und dem Feldmarſchall Hiller befehligt, mit Baiern und Würtembergern bei Abensberg an. Der Kampf war hartnäckig; allein er endigte mit der Niederlage der Öſterreicher, die, außer mehreren tauſend Gefangenen, acht Fahnen und zwölf Kanonen einbüßten. Von jetzt an konnte Baiern als befreit betrachtet werden. Es blieb zwar noch der Erzherzog Karl zu beſiegen übrig; allein von allen Seiten umgangen und angegriffen, vermochte auch er nicht zu widerſtehen. Entſchieden wurde das Treffen durch die Hartnäckigkeit, welche der Marſchall Davouſt bei Eckmühl bewies: ein Ort, der ſpäter zur Erweiterung ſeines Titels diente.*) Mehrere tauſend Gefangene, ſehr viel Geſchütz und funfzehn Fahnen waren wiederum die Tropäen des Tages. Der Rückzug der Öſterreicher war von nun an unvermeidlich, und der Erzherzog

*) Davouſt führte von jetzt an den Titel eines Herzogs von Auerſtädt und Eckmühl.

Karl, indem er über Cham nach Böhmen zu ziehen beſchloß, deckte ihn dadurch, daß er ſechs Regimenter in Regensburg warf. Dieſe Stadt wurde von den Franzoſen erſtürmt; und da die Öſterreicher die Brücke abzutragen verſäumten, ſo konnten die Franzoſen das linke Donau-Ufer betreten. Dies geſchah am 23. April. Der Weg nach Wien war geöffnet. Marſchall Davouſt verfolgte den Erzherzog Karl; die Marſchälle Maſſena und Lannes erhielten die Richtung auf Paſſau und Mühldorf. Außerordentliches war vollbracht und Napoleon ſelbſt betrachtete ſpäterhin das Geſchehene als ein Werk der höchſten Kunſt im Verein mit der größten Kühnheit.

Beide feindliche Heere eilten nun nach der Hauptſtadt: der Erzherzog Karl auf dem linken, Napoleon auf dem rechten Donau-Ufer. Während der letztere mit einem Theile ſeines Heeres am 2. Mai zu Ried und zu Lambach anlangte, befanden ſich die Marſchälle Beſſieres und Lannes zu Wels. Am folgenden Tage ſtießen Beſſieres und Oudinot auf Maſſena, welcher gleichzeitig in Linz eingerückt war. General Hiller, der von dem Marſchall Lannes umgangen zu werden befürchtete, warf ſich mit 9000 Mann in die furchtbare Stellung von Ebersdorf, um von hier über die Traun zu gehen. Hieraus entwickelte ſich ein fürchterlicher Kampf, deſſen Opfer die unſchuldige Stadt wurde und der damit endigte, daß Hiller, nachdem ſeine Widerſtandskraft erſchöpft war, ſich nach der Ens zog, die Brücke abbrannte und ſeine Flucht über St. Pölten nach Wien fortſetzte.

Am 10. Mai, Morgens um 9 Uhr, langte Napoleon vor den Pforten der öſterreichiſchen Hauptſtadt an, deren Vorſtädte bereits mit franzöſiſchen Truppen beſetzt waren. Erzherzog Maximilian war Anfangs entſchloſſen, Wien auf jede Gefahr zu vertheidigen; als aber Napoleon die Stadt mit Haubitzen beſchoß und als das Feuer auf allen Punkten ausbrach, ſtellte der Erzherzog die Vertheidigung ein und

zog ſich über die Brücken zurück, die er hinter ſich abbrennen ließ. Wien ging mit Kapitulation über. Im Beſitz der Hauptſtadt, aber verdrießlich wegen der Schwierigkeiten, welche mit dem Vordringen auf dem jenſeitigen Ufer verbunden waren, nahm Napoleon aufs Neue ſeine Zuflucht zur Rolle eines europäiſchen Kaiſers. Er befahl die Auflöſung der öſterreichiſchen Landwehr, und um ſeinem Befehl Nachdruck zu geben, bedrohete er die Offiziere derſelben, die nicht binnen 14 Tagen nach ihrer Heimath gehen würden, mit Abbrennung ihrer Häuſer und Einziehung ihres Vermögens. Hiermit nicht zufrieden, forderte er die Ungarn auf, ſich von dem Hauſe Öſterreich loszuſagen und nach eigener Wahl einen König aus ihrer Mitte zu erheben, der, im Bunde mit Frankreich, Frieden und Unabhängigkeit gewähren würde. Die letzte Maßregel war eine von denen, wodurch er zu ſchrecken liebte. Sie zu verſtärken, erlaubte er, daß in den franzöſiſchen Armee-Berichten von dem Erzhauſe als von einer ausgearteten Dynaſtie geredet wurde, deren Untergang nahe ſei. Doch alle dieſe Mittel waren bereits ſo abgenutzt, daß ſie nur noch einen ſchwachen Eindruck machten.

Die Hauptſache war, über die Donau zu kommen. Zu dieſem Endzweck ſollten zwei Brücken geſchlagen werden: die eine bei Nußdorf, die andere bei Ebersdorf. Die Leitung dieſer mühevollen Arbeit wurde den Generalen St. Hilaire und Pelet übertragen. Jener ſcheiterte an den Schwierigkeiten, auf welche er ſtieß; faſt die ganze Mannſchaft, die ihm anvertraut war, unterlag einem unerwarteten Angriff, der auf ſie gemacht wurde; es waren ihrer nicht weniger als 500.

Beſſer gelang Pelets Werk bei Ebersdorf. Zwar boten die vier Arme des Fluſſes in dieſer Gegend eine Breite von faſt 400 Klaftern dar; allein die Donau-Inſeln, unter welchen Lobau die größte iſt, dienten den Brücken zur Stütze. Als Napoleon am 20. Mai zu Ebersdorf die

Kähne vereinigt ſah, befahl er, die Brücken zu werfen. Der Übergang auf das linke Ufer fand am folgenden Tage Statt. Fünf Diviſionen, theils Fußvolk, theils Reiterei, zuſammen etwa 50000 Mann, hatten gegen Mittag das linke Ufer betreten und ſich der Dörfer Aspern und Esling bemächtigt. Das Hauptquartier des Erzherzogs Karl war nicht fern; die größere Streitmaſſe auf Seiten der Öſterreicher. Ehe ſich nun die Zahl der Franzoſen verſtärken konnte, ſchritt der Erzherzog Karl zum Angriff. Den 21. Mai wurde um die Dörfer Aspern und Esling von beiden Seiten mit Löwenmuth geſtritten. Dort befehligte Maſſena, hier Lannes. Vertrieben und wieder vertreibend häufen beide Leichen auf Leichen. Nacht und Ermüdung machen endlich dem Kampfe ein Ende, nachdem die Dörfer in Flammen aufgegangen ſind. Die Waffenruhe dauert jedoch nur drei Stunden. Mit friſchen Kräften erneuert der Erzherzog den Kampf und die Franzoſen ſind verloren, wenn Davouſt nicht zu ihrem Beiſtande herbei eilt. Mit Sehnſucht wird er von ſeinen Waffenbrüdern erwartet, die inzwiſchen alles aufbieten, um ſich auf dem linken Donau-Ufer zu halten. Napoleon bietet zugleich ſeine ganze Geſchicklichkeit auf und beweiſet dabei ſo viel Todesverachtung, daß General Walther zu ihm ſagt: „Gehen Sie zurück, Sire, oder ich laſſe ſie durch meine Grenadiere aufheben." Um 8 Uhr Vormittags langt die Nachricht an, daß durch plötzliches Anſchwellen des Fluſſes, verbunden mit der Gewalt ſtarker Baumſtämme und fortgeriſſener Flußmühlen, die Schiffsbrücke nach dem rechten Ufer zu zerſtört iſt, daß Davouſt alſo nicht kommen wird. Auf dieſe Nachricht muß der Kampf aufgegeben werden. Die Aufgabe iſt nur noch, nach der Inſel Lobau zu entkommen. Napoleons Glück ſchwebt mehr als jemals am Rande des Abgrundes. Doch ſeine Getreuen opfern ſich ihm muthig auf. St. Hilaire ſtürzt, von einer Kugel getroffen, todt zu Boden; dem Marſchall Lannes werden beide Füße über den Knieen

abgeſchoſſen; viele andere Tapfere büßen ihr Leben ein. Mit dieſen Opfern gelingt ein Rückzug nach der meiſtens überſchwemmten Lobau-Inſel — wahrſcheinlich unter allſeitiger Ermattung der Öſterreicher. Acht und vierzig Stunden verſtrichen, ehe es gelingt, die weggeriſſenen Brücken wieder herzuſtellen; aber Napoleon iſt gerettet und der Krieg kann ſeinen Fortgang nehmen.

Volle ſechs Wochen verſtrichen, ehe der Kampf erneuert werden konnte; aber dieſer Zeitraum war angefüllt mit dem mannichfaltigſten Begebenheiten, die hier um ſo weniger mit Stillſchweigen übergangen werden dürfen, da ſie ſich ohne Ausnahme auf die Haupthandlung bezogen.

Der Krieg in Italien nahm unter dem Erzherzog Johann vollkommen dieſelbe Wendung, die er im Jahre 1805 unter dem Erzherzog Karl genommen hatte. Johanns Gegner war der Prinz Eugen, Napoleons Adoptiv-Sohn. Dieſer wurde den 16. April bei Sacile aufs Haupt geſchlagen; ſobald jedoch die Nachricht von der verlorenen Schlacht bei Regensburg in Italien angelangt war, gab der Erzherzog Johann, unſtreitig auf höhern Befehl, ſeine Entwürfe auf, und trat den Rückzug an. Auf dieſem wurde er an der Piave geſchlagen; und indem der Vice-König von Italien die Verfolgung fortſetzte, litt der öſterreichiſche Nachtrab eine zweite Niederlage zu St. Daniel und zu Venzone. Die Verfolgung des Vice-Königs von Italien dauerte den ganzen Mai hindurch und hörte nicht eher auf, als bis der Erzherzog bei Raab in Ungarn zum dritten Male geſchlagen war, worauf Prinz Eugen ſich mit dem Hauptheere vereinigte.

Nicht glücklicher war der Zug des Erzherzogs Ferdinand nach Polen. Er hatte den Fürſten Poniatowsky geſchlagen, und war über Warſchau bis nach Thorn vorgedrungen, als ein Aufſtand, der ſich in ſeinem Rücken gebildet hatte, ihn zum Rückzug zwang und den Fürſten Poniatowsky in den Stand ſetzte, Lublin und Krakau zu

erobern. Vergeblich rechnete Napoleon auf den Beiſtand der Ruſſen. Dieſe wurden nirgend ſichtbar. Gegen Ende des Mai erſchienen endlich 15000 Mann unter den Befehlen des Fürſten Gallitzin an den Grenzen Galliziens. Doch ohne irgend einen thätigen Antheil am Kriege zu nehmen, traten ſie von dem Kriegsſchauplatz ab, wie ſie gekommen waren, und dieſe ihre Flauheit wurde ſpäterhin die Urſache der größten Begebenheiten unſeres Zeitalters.

Unendlich thätiger zu Öſterreichs Vortheil waren die Tyroler. Aufgeregt von geheimen Emiſſaren und unterſtützt von dem Markis von Chaſteller, zerriſſen ſie rückſichtslos die Bande, die der Friede von Presburg ihnen angelegt hatte. Noch waren Franzoſen und Öſterreicher nicht handgemein geworden, als jene (12. April) ſich erhoben und Inſpruck eroberten. Tages darauf zwangen ſie ein franzöſiſches Corps unter General Biſſon auf den Feldern bei Wiltau zur Niederlegung der Waffen; es waren Neu-Conſkribirte, die durch Tyrol nach Baiern zu ziehen befehligt waren. Anführer bei dieſen Unternehmungen war der Gaſtwirth Hofer von Paſſayer: ein Mann von athletiſcher Geſtalt, blindem Aberglauben und kühnem Muthe. Wer möchte von einem ſolchen Anführer Milde und Menſchlichkeit erwarten? Selbſt öſterreichiſche Armee-Berichte leugneten nicht, daß von den Baiern und Franzoſen nur wenige dem Tode entgangen wären. Befreit von jedem Zwange, verbreiteten ſich die Tyroler Inſurgenten auf der einen Seite nach Schwaben, auf der andern nach der Lombardei, bis auf zehn Meilen von Mailand. Je mehr nun hiervon zu befürchten war, deſto ſtrenger waren Napoleons Gegenmaßregeln. Der Markis von Chaſteller wurde für vogelfrei erklärt. Gegen die Tyroler ſendete Napoleon den baierſchen General Wrede und den Marſchall Lefebre. Ihr Auftrag lautete auf Wiederherſtellung des Friedens; bei der gegenſeitigen Stimmung der Gemüther eine Berechtigung zu jeder Grauſamkeit. Auch blieben Greuel nicht aus. Sobald die Baiern ins

Land gedrungen waren, wurden vierzehn blühende Ortſchaften, unter dieſen die Kreisſtadt Schwaz, in Schutthaufen verwandelt. Hiermit nicht zufrieden, rächten die Baiern ihre gefallenen Brüder dadurch, daß ſie Hunderte von Unbewaffneten an Bäumen henkten, Menſchen und Vieh in Ställen verbrannten, Weiber und Kinder zuſammenmetzelten und noch viel andere Barbareien übten, deren Bezeichnung nicht Abſcheu, ſondern Ekel erregen würde. Der baierſche General forderte ſeine Leute auf, wieder Menſchen und Soldaten zu werden, und der franzöſiſche Marſchall geſtand, ſolche Abſcheulichkeiten ſelbſt in Spanien nicht erlebt zu haben. Welche Folgen dieſe Scheußlichkeiten hatten, wird ſich weiter unten ergeben . . .

Was im nördlichen Deutſchland zur Abſchüttelung des franzöſiſchen Joches verſucht wurde, ſchlug fehl, weil es von jungen Männern herrührte, die in ihrer Eitelkeit den Maaßſtab für ihr Anſehn fanden. Oberſt Dörnberg, der gegen den König von Weſtphalen einen Aufſtand in Gang bringen wollte, rettete ſich mit Mühe vor der Verurtheilung, die gegen ihn ausgeſprochen war, durch eine ſchleunige Flucht. Anders fiel das Schickſal des preußiſchen Majors von Schill, eines jungen Mannes, den gelungene Partei-gänger-Streiche in dem Kriege von 1806 und 1807, noch mehr aber die Verführungskünſte geheimer Emiſſäre, zu dem Wahn bethört hatten, die Rolle eines Wallenſtein oder Mansfeld laſſe ſich unter allen Umſtänden wiederholen. Dieſer Verwegene rückte am 29. April (wo der Ausgang des Kampfes an der Donau hinreichend bekannt war) mit 500 Huſaren, an welche ſich 300 Mann Fußgänger anſchloſſen, aus Berlin mit dem Glauben aus, daß er in kurzer Zeit an der Spitze eines Heeres ſtehen werde. Arge Täuſchung! Niemand ſchloß ſich an ihn an; und nachdem er ſich aus dem Magdeburgiſchen in das Mecklenburgiſche geworfen hatte, endigte er zu Stralſund, in deſſen Ringmauern er unter den Säbeln däniſcher und holländiſcher

Reiter fiel, welche der däniſche General Ewald gegen ihn anführte. Seine Waffenbrüder zerſtreuten ſich nach allen Gegenden, ſofern ſie nicht erſchoſſen oder nach Frankreich geführt wurden.

Während Napoleon und der Erzherzog Karl, durch die Donau getrennt, neue Kämpfe vorbereiteten, trat für Deutſchlands Befreiung vom franzöſiſchen Joche ein neuer Streiter auf. Dies war der Herzog Wilhelm von Braunſchweig-Öls, jüngſter Sohn des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand, der zu Ottenſen im Däniſchen geſtorben war. Das verlorene väterliche Erbe wieder zu erobern, war die Abſicht des unternehmenden jungen Fürſten. An der Spitze eines von ihm ſelbſt geworbenen Frei-Corps, brach er aus Böhmen in Sachſen ein, wo er Contributionen ausſchrieb. Wie ſein Verſuch endigte, wird ſich am ſchicklichſten weiter unten enthüllen.

Verſtärkt durch mehrere Armee-Corps, traf Napoleon am Schluſſe des Juni Anſtalten zu einem zweiten Übergang über die Donau. Dieſe wurden in den erſten Tagen des Juli vollendet. Unter dem Feuer von 109 Feldſtücken, begleitet von einem heftigen Gewitter, ging Napoleons ganzes Heer in der Nacht vom 4. auf den 5. Juli über den Fluß und ſtellte ſich mit Sonnenaufgang im Marchfelde auf. Beide Heeresmaſſen beobachteten ſich eine Zeitlang. Gegen Mittag ging Napoleon vor, und bald ſah der Erzherzog ſeine Werke umgangen, ſich ſelbſt aber genöthigt, Enzersdorf zu räumen, das in Flammen aufging. Die Dörfer Esling und Aspern, welche ſo viel Blut gekoſtet hatten, ſollten nicht die einzigen Zeugen des Rieſenkampfes ſein, der ſich zwiſchen zwei mächtigen Reichen erhob; ſie wurden von den Kämpfenden ſchnell durchlaufen. Als der Erzherzog ſich auf Wagram und Stammersdorf zurückgezogen hatte, dehnte ſich das franzöſiſche Heer nach Breitenlee aus. Auf den Mittelpunkt des Erzherzogs wurde ein heftiger Angriff gemacht; allein, indem der Erzherzog

eben ſo heftigen Widerſtand leiſtete, ſahen die Diviſionen Macdonald und Oudinot ſich über den Rußbach zurückgeworfen und ein paniſches Schrecken bemächtigte ſich dieſes Theils des franzöſiſchen Heeres. Der Prinz von Ponte-Corvo, welcher Wagram hatte nehmen ſollen, kam daſelbſt kaum zum Vorſchein; ſeine aus dieſem Dorfe vertriebenen Sachſen zogen ſich auf Aderklaa zurück, das ſie nach wenig Stunden verließen. So endigte ſich dieſer Tag, den man den Tag von Enzersdorf nennt. Der Erzherzog Karl brachte die Nacht auf den Höhen von Wagram zu.

Hier entwickelte ſich am folgenden Tage (6. Juli) der furchtbare Kampf, der über die Dauer des Feldzugs entſchied. Ohne ihn ſeinen Wendungen und ſeinen Wechſeln nach ausführlich zu beſchreiben, begnügen wir uns, zu ſagen, daß auf beiden Seiten mit gleichem Heldenmuth, mit gleicher Erbitterung geſtritten wurde. Der rechte Flügel des Erzherzogs trat um zehn Uhr in Linie: er dehnte ſich von der Donau bis Wagram; ſechzig Kanonen gingen vor ihm her und indem er das franzöſiſche Heer in den Rücken zu nehmen ſtrebte, bedrohete er die Lobau-Inſel und die Brücken. Doch jetzt brach auch Napoleon los. Hundert Kanonen, welche, eine Viertelmeile Erdreich einnehmend, ſeinem Heere vorangingen, zerſchmetterten die Maſſen, deren Bewegung unaufhaltbar ſchien. Die zerſtörende Gewalt des Kanonenfeuers wurde von der Diviſion Macdonald und von der Garde zu Fuß und zu Pferde unterſtützt. Ein Adjutant Maſſena's überbrachte die Nachricht, daß das Klenauiſche Corps ſich im Rücken des franzöſiſchen Heeres befinde und daß General Boudet, nach der Lobau-Inſel vertrieben, ſeine Kanonen verloren habe. Napoleon, ohne hierauf zu achten, heftete ſeinen Blick nur auf den Thurm von Neuſiedel, und ſobald er bemerkte, daß Davouſt's Feuer über denſelben hinausging, ſendete er den Adjutanten an Maſſena mit dem Befehl zurück, daß er angreifen möchte und daß die Schlacht gewonnen ſei. Es war gegen Mittag,

als dies vorging. Des Erzherzogs Mittelpunkt war der Kirchthurm von Süßenbrunn. Hier nun entlud ſich das Gewitter, zu welchem Napoleon das Zeichen gegeben hatte. Macdonalds furchtbare Kolonne durchbrach das Centrum der Öſterreicher; Davouſt bemächtigte ſich Neuſiedels; Maſſena trat, nach Überwindung aller Hinderniſſe, in die Leopoldsau, und der Sieg der Franzoſen ſprach ſich dadurch aus, daß Napoleons Zelt zwiſchen den Dörfern Aderklaa und Rachsdorf, welche beiden Heeren ſo viel Blut gekoſtet hatten, aufgeſchlagen wurde. Selten war eine Schlacht blutiger, als die von Wagram. In die Hände der Franzoſen geriethen 20000 Gefangene und dreißig Kanonen. Am meiſten bedauerte Napoleon den Tod des Generals Laſalle, ſeines trefflichſten Kavallerie-Generals. Außer dieſem waren auf beiden Seiten mehrere Generale und Oberſten geblieben. Der Erzherzog Karl ſelbſt war mehr als einmal verwundet worden. Wer ermißt, wodurch die Schlacht für Öſterreich verloren ging? Ein großer Theil der Schuld wurde dem Erzherzog Johann beigemeſſen, der erhaltene Befehle nicht befolgt hatte. In Fällen dieſer Art iſt nichts ſchwieriger, als Gründe und Gegengründe abzuwägen.

Das Schlachtfeld räumend, zog ſich der Erzherzog Karl in guter Ordnung nach Mähren zurück. Ihm folgte Napoleon dahin, und in der Nähe von Znaym ſchien es am 11. Juli zu einer erneuerten Schlacht kommen zu müſſen, als der Fürſt von Lichtenſtein bei den franzöſiſchen Vorpoſten erſchien und im Namen des Kaiſers auf einen Waffenſtillſtand antrug. Dieſer Antrag wurde angenommen und ſchon am 12. Juli zu Znaym ein Waffenſtillſtand unterzeichnet, deſſen läſtige Bedingungen die Schwäche des öſterreichiſchen Heeres nach der Schlacht bei Wagram verriethen; denn nicht genug, daß ein Drittel der Monarchie mit den Städten Wien, Linz, Gräz, Klagenfurt, Laybach, Trieſt, Salzburg, Brünn, Lemberg, Krakau, Presburg, Ödenburg und Raab dem Feinde überlaſſen blieb, mußte

Franz I. ſich auch entſchließen, die Voralberger und Tyroler durch Zurückziehung ſeiner Truppen ihrem Schickſal zu überlaſſen. Abgeſchloſſen für den nächſten Monat mit der Vorausſetzung, daß ſich in der Zwiſchenzeit alles werde ausgleichen laſſen, wurde, weil mehrere neue Begebenheiten eintraten, welche die Ausgleichung verhinderten, der Waffenſtillſtand am 12. Auguſt auf unbeſtimmte Zeit verlängert. Ausgeſchieden war inzwiſchen der Erzherzog Karl; und da vorherzuſehen war, daß der Kabinets-Miniſter Stadion dem Friedens-Abſchluſſe bedeutende Hinderniſſe in den Weg legen würde: ſo war von Seiten des öſterreichiſchen Kaiſers der Herr von Metternich zum Friedensunterhändler ernannt worden. Von Seiten des franzöſiſchen Kaiſers fungirte Herr von Champagny bei dieſem Geſchäft. Die Beſprechungen nahmen den 17. Auguſt ihren Anfang.

Inzwiſchen hatte der Krieg in den Tyrolern entſchloſſene Fortſetzer gefunden. Nach der Schlacht bei Aspern war ihnen verheißen worden, daß Kaiſer Franz keinen Frieden ſchließen wolle, wodurch ſie von dem Körper des öſterreichiſchen Kaiſerſtaats geſondert würden; und dieſem Verſprechen vertrauend, hatten ſie den Baiern unter dem Marſchall Lefebre und dem General Wrede Widerſtand geleiſtet. Nach dem Abzug der öſterreichiſchen Generale und Intendanten in Folge des Znaymer Waffenſtillſtandes, das Schlimmſte von der Erbitterung und dem Haſſe der Baiern befürchtend, beſchloſſen ſie, ſich ſelbſt Recht zu verſchaffen. An ihrer Spitze ſtand noch immer Andreas Hofer und dieſem zur Seite der Kapuziner Haspinger. Beider Rathgebungen folgend, faßten ſie den Entſchluß, denſelben Tag, an welchem ſie ihre Waffen niederlegen ſollten, durch Vertreibung des Marſchalls Lefebre ſammt ſeinen Franzoſen, Baiern und Sachſen, zu ihrer Befreiung zu verwenden. Bei der Ausführung dieſes Entſchluſſes zeigte ſich aufs Neue, wie ſchwach die Kriegskunſt iſt, wenn ſie auf furchtfreie Gegner ſtößt. Die kriegsgeübte Mannſchaft wurde

den 13. Auguſt bei Inſpruck geſchlagen; und als ihr Rückzug durch Thäler erfolgte, an welche ſich hohe Bergrücken lehnten, vermehrten ſelbſt Weiber die Niederlage, indem ſie Steinmaſſen und Baumſtämme niederrollen ließen, während Scharfſchützen aus Waldſchluchten und von Felſenſpitzen herab den Einzelnen, auf den ſie zielten, unfehlbar zu Boden ſtreckten. So wurde Tyrol zum zweiten Male befreit, und von dieſem Augenblick an waren Andreas Hofer und der Kapuziner Haspinger mehrere Monate hindurch die Regenten der alten Grafſchaft Tyrol.

Anders endigte für den Augenblick der Herzog Wilhelm von Braunſchweig-Öls. Er verſchmähete den ihm angebotenen Znaymer Waffenſtillſtand, weil er nur als öſterreichiſcher Parteigänger, nicht als Souverän in denſelben aufgenommen werden ſollte. Lieber wollte er ſich mit ſeiner kleinen Schaar bis zu den Mündungen der Weſer durchſchlagen, wo er zu einer Überfahrt nach England die nöthigen Fahrzeuge zu finden hoffte. Zu dieſem Endzweck drang er durch Sachſen nach Weſtphalen, brachte den General Reubel, der ſeinen Marſch hemmen ſollte, in der Nähe Braunſchweigs zum Weichen, wendete ſich hierauf nach Hannover, und während ſeine Verfolger glaubten, daß er Oſtfriesland zu erreichen ſtrebe, ging er plötzlich über die Hunte, bemächtigte ſich aller in Elsfleth liegenden Fahrzeuge, ſchiffte ſeine Mannſchaft in der Nacht vom 6. bis 7. Auguſt ein und ging nach Helgoland unter Segel, von wo er den 11. Auguſt glücklich nach England entkam.

Indeß hatte ſich die Kriegsbühne aufs Weſentlichſte durch die Erſcheinung der Engländer an den Ufern der Schelde verändert. Den ganzen Mai und Juni hindurch hatte der öſterreichiſche Geſandte zu London vergeblich um Mitwirkung, d. h. um eine nachdrucksvolle Diverſion, gefleht; erſt acht Tage, nachdem der Znaymer Waffenſtillſtand in England bekannt geworden war, hielt das brittiſche Miniſterium es für rathſam, eine Flotte auslaufen

zu laſſen, deren Beſtimmung keine andere war, als die Schiffe, Werften und Arſenäle von Antwerpen und Vließingen zu zerſtören und die Inſel Walcheren zu beſetzen. Eine Summe von 20 Millionen Pf. Sterling war auf dieſe Expedition verwendet worden, welche aus nicht weniger als 74 Kriegsſchiffen beſtand, die 38000 Mann Landungstruppen an Bord führten. Sir Richard Strachan führte die Flotte; die Landungstruppen ſtanden unter dem Befehl des Grafen von Chatam, ältern Bruders des verſtorbenen Miniſters Pitt. Dieſer Graf führte in England den Titel eines Feldzeugmeiſters, und die Vorausſetzung war, daß er ſeiner Profeſſion Ehre machen würde. Dem war jedoch nicht alſo. Ohne große Anſtrengungen bemächtigte ſich Lord Chatam der Inſel Walcheren; allein, anſtatt von jetzt an auf Antwerpen loszugehen, das bei dieſer Expedition der Hauptgegenſtand war, erſchöpfte der brittiſche Oberbefehlshaber den beſten Theil ſeiner Kraft an Vließingen, und gewährte durch dieſen Fehlgriff die zur Rettung der franzöſiſchen Flotte und zur Vertheidigung Antwerpens gleich nöthige Zeit. Zwar blieb der König von Holland ſo ſehr ruhiger Zuſchauer aller Vorgänge, daß Napoleon ihn deshalb mit Vorwürfen überſchütten ließ;*) allein, indem General Fauconnet, welcher in Antwerpen befehligte, den Beiſtand des Oberſten Lair und des

*) Napoleon ließ ſeinem Bruder durch den Kriegs-Miniſter (Clarke) ſchreiben: que le royaume de Hollande était beaucoup moins utile à la cause commune que ne l'avoit été l'ancienne république. Eine Bemerkung, die an Einfalt grenzt. Wenn der König von Holland (wie es wirklich der Fall war) einen guten Theil ſeiner Land- und Seetruppen entlaſſen hatte: ſo rührte dies nur daher, daß es ihm an den Mitteln fehlte, ſie länger zu erhalten; es fehlte ihm daran aber nur in Folge des Continental-Syſtems, das allen Handel zum Stillſtand gebracht hatte in einem Lande, das den Handel nicht entbehren konnte. Das politiſche Syſtem machte hierbei keinen Unterſchied.

Bataillons=Chefs Bernard fand, wurden die Forts und Batterien bewaffnet und das Geſchwader legte unter der Feſtung vor Anker. So wurde die Vertheidigung Antwerpens eingeleitet. Nicht lange darauf führte der Senateur Rampon von St. Omer National=Garden herbei, die ſich nach und nach auf 35000 Mann verſtärkten. Behauptet wird, daß die Engländer ſelbſt Vließingen nicht erobert haben würden, wenn General Monnet, der in dieſem Platze befehligte, die Dämme hätte durchſtechen laſſen. Wie es ſich auch damit verhalten mochte: Monnet kapitulirte den 15. Auguſt mit 4000 Mann, welche als Kriegsgefangene nach England geſendet wurden. Unſtreitig hatte der franzöſiſche General Verrath geübt; doch blieb Antwerpen gerettet. Die ganze Expedition, ein Werk Cannings, war in einem ſo hohen Grade verfehlt, daß ſie im brittiſchen Miniſterium die Urſache einer Entzweiung wurde, welche damit endigte, daß Canning, nachdem er ſich mit Lord Caſtlereagh auf Piſtolen geſchlagen hatte, ausſchied und ſeinem Gegner ſeinen Platz überließ. Noch im Auguſt mußte Lord Chatam ſich aus der Schelde zurückziehen; den Ausgang der Expedition werden wir weiter unten erzählen.

In Beziehung auf die Haupthandlung in Mähren war dieſe Expedition kaum noch etwas mehr, als eine Mißbilligung des Znaymer Waffenſtillſtandes. Öſterreichs Kabinet nahm ſie jedoch für etwas, das leicht vortheilhaftere Friedensbedingungen herbeiführen könnte. Darüber verzögerte ſich der Friedens=Abſchluß bis zum 14. October; und wir benutzen die lange Dauer des Waffenſtillſtandes, unſeren Leſern zu erzählen, auf welche Veranlaſſung Pius VII. in einem offenen Wagen aus Rom entführt, und, geſchieden von aller geiſtlichen und weltlichen Macht, nach einem kurzen Aufenthalt zu Grenoble, der Gefangene des von ihm geſalbten Kaiſers zu Savona wurde.

Alle Verſuche, Pius VII. zu einer Verzichtleiſtung auf

ſeine weltliche oder zeitliche Gewalt zu bewegen, waren an der Standhaftigkeit dieſes Pabſtes geſcheitert, als Napoleon für gut befand, dieſen langen Streit durch einen Gewaltſtreich zu beendigen. Das in ein Großherzogthum zurückverwandelte Toskana war durch ein Senatus-Conſult vom 2. März auf die Fürſtin von Lucca und Piombino, des Kaiſers älteſte Schweſter, übertragen worden, und gleichzeitig hatte Napoleon das erledigte Großherzogthum Berg an ſeinen Neffen, den Sohn des Königs von Holland, jedoch mit dem Vorbehalt, dieſen Staat bis zur Volljährigkeit des jungen Prinzen zu regieren, abgetreten, als den 17. Mai der geſammte Kirchenſtaat durch ein kaiſerliches Dekret für einen Beſtandtheil des franzöſiſchen Reichs erklärt wurde. Der entſcheidende Schlag war alſo endlich erfolgt. Wie Napoleon ſich die Wirkungen dachte, ſteht dahin. Seinem Entwurfe nach ſollte der Pabſt, der zeitlichen Macht entkleidet, Oberhaupt der Kirche bleiben, ſein Eigenthum und ſeine Paläſte behalten und ein Jahrgehalt von 2 Millionen Franken aus kaiſerlichen Kaſſen beziehen; Rom dagegen wurde für eine kaiſerliche und freie Stadt erklärt. Was hierdurch geſchah, ſtand mit den verworrenen Ideen in Verbindung, welche Napoleon von dem alten Kaiſerthum hatte: Ideen, nach welchen er ſich berechtigt hielt, dem natürlichen Entwickelungs-Geſetz überall vorzugreifen, um für ein Weſen höherer Art zu gelten. Diesmal entſprach jedoch der Erfolg ſeinen Erwartungen ſo wenig, daß die nächſte Wirkung ſeines Verfahrens nur eine Demüthigung war. Die Beſitznahme des Kirchenſtaats erfolgte den 9. Juni, alſo um dieſelbe Zeit, wo Napoleon den zweiten Übergang über die Donau betrieb. Gleich am folgenden Tage erließ Pius VII. eine Erklärung und eine Bannbulle, wodurch der große Bann und alle damit verbundenen Kirchenſtrafen und Verluſte an Indulten und Privilegien über ſämmtliche Verüber von Gewaltthätigkeiten im Kirchenſtaate verhängt, zugleich aber, den päbſtlichen

Unterthanen ſowohl, als allen chriſtlichen Völkern, unterſagt wurde, auf den Grund oder unter dem Vorwande dieſes Bannes den davon Betroffenen Schaden oder Nachtheil an ihren Gütern, Rechten und Vorrechten zuzufügen. Man ſieht, daß der heilige Vater, indem er von ſeinem Vertheidigungsmittel Gebrauch machte, dabei mit großem Glimpf verfuhr. Durch eine Anzeige vom 11. Juni wurde erklärt, daß der Kaiſer der Franzoſen mit ſeinen Mithelfern an dem ſo eben vollbrachten Attentat in den Bann gethan ſeien; doch wurde der Kaiſer nur ganz im Allgemeinen bezeichnet. Eine ſpätere Bekanntmachung (von 12. Juni) dehnte den Bann über diejenigen aus, die in irgend eine Weiſe ſich der Bekanntwerdung des Gegenwärtigen widerſetzen würden . . .

So war denn der mächtige Kaiſer der Franzoſen um eben die Zeit, wo er, nach den Siegen in Baiern und auf dem Marchfelde, den Znaymer Waffenſtillſtand geſchloſſen hatte, der ganzen chriſtlichen Welt auf beiden Halbkugeln als ein Gebannter bezeichnet, d. h. als Einer, der nicht zu ihr gehöre. Wie ſtumpf und kraftlos nun auch die Blitze des Vatikans im Verlauf der Zeit geworden ſein mochten: ſo waren ſie bei der allgemeinen Stimmung, die ſich ſeit Jahr und Tag gegen den Gebannten entwickelt hatte, doch nicht ganz zu verachten. Eben deshalb nichts weniger als gleichgültig gegen den förmlich ausgeſprochenen Bann, faßte Napoleon den Entſchluß, Pius VII. aus Rom nach Frankreich zu verſetzen, wo er ihn, ſpäteren Erklärungen zufolge, zu einem Werkzeug für ſeine politiſchen Entwürfe zu machen gedachte. Die Ausführung dieſes bedenklichen Unternehmens wurde dem König von Neapel anvertraut. Dieſer ſchlug Anfangs den Weg der Überredung ein; als aber auf dieſem nichts auszurichten war, nahm er ſeine Zuflucht zur Gewalt.

Ein Gensd'armen-General, Namens Radet, erhielt den Auftrag, ſich der Perſon des Pabſtes zu bemächtigen,

um ihn nach Frankreich zu führen. Pius VII., gefaßt auf einen ſolchen Streich, hatte die Hauptzugänge zu ſeinem Palaſte vermauern laſſen. Dies ſetzte die Satelliten Murats in die Nothwendigkeit, eine Mauer zu überſteigen, um in den Hofraum des Quirinals und von da in die Zimmer des Pabſtes zu kommen. Sie fanden ihn in ſeinen Amtskleidern, ein Crucifix und ein Brevier in den Händen. Nach vollbrachtem Einbruch würde es gegen die päbſtliche Würde geweſen ſein, irgend einen Widerſtand zu leiſten. Pius VII. ergab ſich alſo in ſein Schickſal; und von dem General Radet in einen offenen Wagen geführt, verließ er Rom und den Kirchenſtaat, gleich einem Staatsverbrecher, unter der Bedeckung von Gensd'armen. Die Römer, von Miollis im Zaum gehalten, ſahen dieſem Schauſpiele mit der Gelaſſenheit zu, die das Außerordentliche, wenn es überraſchend eintritt, zu begleiten pflegt. Gleich einem gemeinen Gefangenen durchreiſete der Pabſt Toskana und Savoyen; weder dort, noch hier, nahm die Regierung von ihm die mindeſte Kenntniß. Erſt auf der Grenze Italiens wurden ihm Huldigungen zu Theil, welche, auf eine Märtyrer-Krone hindeutend, ihm zu erkennen gaben, daß ſeine Tiare nicht zerbrochen ſei. Zu beiden Seiten ſeines Weges lag das Volk auf den Knieen, um ſeinen Segen zu empfangen; und dieſen rechts und links ertheilend, langte er in Grenoble an.

Wenn in dieſem Verfahren, wie Viele behauptet haben, nicht Napoleons Wille erfüllt wurde, ſo ſtand es doch hinterher nicht in ſeiner Gewalt, das Geſchehene zu mißbilligen, ohne ſeinen Schwager, den König von Neapel, Preis zu geben. Wahrſcheinlich iſt, daß er dem Pabſt die Kränkung gönnte, die ihm wiederfahren war. Da jedoch die Rache nicht noch weiter getrieben werden konnte, ſo lenkte er bei Zeiten ein, um ſeine eigene Lage nicht zu verſchlimmern. Pius VII. wurde alſo der biſchöfliche Palaſt zu Savona zum Aufenthalte angewieſen; und damit die Welt den

Pabſt im Auge behalten möchte, gab Napoleon zur Bedienung deſſelben einen Theil ſeiner eigenen Dienerſchaft ab, indem er 100,000 Franken monatlich zum Unterhalt ſeines Gefangenen beſtimmte, und den Bruder des Fürſten von Neufchatel, Cäſar Berthier, zum Hofmarſchall des päbſtlichen Palaſtes ernannte. Pius VII. kannte indeß ſeinen Vortheil allzu gut, um ſeinen Triumph nicht in dem reinſten Gegenſatz von dem zu finden, was Napoleon bezweckte. In ſeinem weitläuftigen Palaſte genügte ihm ein einziges Zimmer; die ihm angewieſene Ausſtattung verſchmähete er gänzlich, ſo wie auch die zu einer päbſtlichen Kapelle beſtimmte Hauptkirche zu Savona. Mit einem Worte: er verwarf alles, was ſeiner Gefangenſchaft Anſtrich oder Glanz gewähren ſollte; und da er nicht Pabſt nach ſeiner Weiſe ſein konnte, ſo verſagte er die Beſtätigungen, die man von ihm forderte. Unter dieſen Umſtänden blieb dem Kaiſer der Franzoſen nichts Anderes übrig, als Erzbisthümer und Bisthümer aus eigener Machtvollkommenheit zu beſetzen, was denn die natürliche Folge hatte, daß Spaltungen aller Art in der Regierung der katholiſchen Kirche entſtanden . . .

Während dies im Süden Frankreichs vorging, rückten die Unterhandlungen zu Altenburg nicht von der Stelle. Von ſo vielen widerwärtigen Erſcheinungen niedergedrückt, ſuchte Napoleon ſich durch alte Künſte zu heben. Er ernannte Berthier zum Prinzen von Wagram, Davouſt zum Prinzen von Eckmühl, Maſſena zum Prinzen von Esling, mehrere Generale zu Herzogen; er dekretirte Penſionen für Verſtümmelte und für die Wittwen der Gebliebenen; er verordnete die Errichtung eines Obelisk mit der Inſchrift: Napoleon dem franzöſiſchen Volke; er ſtiftete den Orden der drei Vließe, einen rein militäriſchen Orden, den die Franzoſen den Orden des Grabes nannten, wegen der harten Bedingungen, unter welchen er allein gewonnen werden konnte; denn beſtimmt war die Zahl der Schlachten und der Wunden,

welche der Kandidat mitgemacht und empfangen haben mußte. Alle dieſe Ernennungen und Stiftungen erfolgten an ſeinem Geburtstage. Die letzten kamen nicht zu Stande, es ſei nun, weil es damit nicht Ernſt war, oder weil dringende Hinderniſſe eintraten.

Mit welcher Hartnäckigkeit auch Herr von Metternich den Vortheil des Kaiſerſtaats vertheidigen mochte — und er trieb die Vertheidigung deſſelben ſo weit, daß es nach der Mitte des September den Anſchein gewann, als könnte der Krieg erneuert werden: — immer war der Aufenthalt feindlicher Heere in faſt allen Provinzen viel zu läſtig, als daß nicht Nachgiebigkeit hätte eintreten müſſen. Napoleon ſeinerſeits hatte gute Urſachen, nicht länger an den Ufern der Donau zu verweilen, wenn ſeine und Frankreichs Angelegenheiten ſich nicht täglich verſchlimmern ſollten; vor allem brachte er in Anſchlag, daß Kaiſer Alexander als Bundesgenoſſe ſo viel als gar nichts für ihn gethan hatte und nur allzu leicht zu ſeinen Feinden übergehen konnte. Man wurde alſo gegen die Mitte des Octobers, nachdem Herr von Metternich ſeine Rolle an den Fürſten von Lichtenſtein abgetreten hatte, darüber einig, daß Öſterreich abtreten ſollte: 1) an den franzöſiſchen Kaiſer, zu Gunſten der Rheinbundsfürſten: Salzburg, Berchtolsgaden, das Innviertel und die zum Herzogthum Öſterreich gehörige Hälfte des Hausrückviertels; 2) an Napoleon ſelbſt: das öſterreichiſche Friaul, Trieſt, Krain, den Villacher Kreis, einen Theil von Kroatien und Dalmatien, Fiume und das ungariſche Littorale, das öſterreichiſche Iſtrien und die Herrſchaft Räzuns in Graubündten; im Ganzen 1,750000 Einwohner; 3) an den König von Sachſen: einige bisher zu Böhmen gehörige im Sächſiſchen gelegene Dörfer, und, außer ganz Weſtgalizien nebſt Krakau, den Zamosker Kreis von Oſtgalizien; 4) an Rußland: einen von einer Kommiſſion näher zu beſtimmenden Strich von Galizien mit 400,000 Seelen. Die Abſicht bei dieſen erzwungenen

Abtretungen liegt allzu ſtark am Tage, als daß wir nöthig hätten, dabei zu verweilen. Öſterreich verlor dadurch an Gebietsumfang 2058 Geviertmeilen, mit einer Bevölkerung von $3\frac{1}{2}$ Millionen und mit einem jährlichen Einkommen von 20 Millionen Gulden, ſo daß der Monarchie etwa noch 9500 Geviertmeilen mit 19 bis 20 Millionen Einwohnern blieben. Dafür, daß Napoleon ihren Fortbeſtand gewährleiſtete, verzichtete Franz I., im Namen ſeines Bruders, des Hoch- und Deutſchmeiſters Anton, auf die Güter des deutſchen Ordens, deren ſich die Rheinbundsfürſten während des Krieges bemächtigt hatten. Zugleich bequemte ſich Öſterreich zur Anerkennung der in Portugal, Spanien und Italien vorgegangenen Veränderungen, ſo wie zur Annahme des Continental-Syſtems: eine Bedingung, welche durch die Trennung von dem Meere, d. h. durch den Verluſt der Küſtenſtaaten, ſehr leicht wurde. Über dies alles machte ſich Öſterreich noch anheiſchig, eine Kriegs-Contribution von 85 Millionen Franken zu zahlen. Mit Thränen in den Augen unterzeichnete der Fürſt von Lichtenſtein in der Nacht vom 14. October.

Am Tage vor dem Abſchluß dieſes verhängnißvollen Friedens-Vertrages lief Napoleon Gefahr, von einem jungen Deutſchen ermordet zu werden, der, man weiß nicht wodurch getrieben, ein Markus Brutus zu werden wünſchte. Sein Name war Friedrich Stabs. Gebürtig aus Naumburg, wo ſein Vater Prediger war, hatte er ſich mit einem ſcharfen Küchenmeſſer auf den Weg gemacht, den Verderber Deutſchlands — in dieſem Lichte betrachtete er den franzöſiſchen Kaiſer — zu tödten. Dieſen fand er bei Schönbrunn, als er eben Parade hielt. Napoleon ſtand zwiſchen Berthier und dem General Rapp, als Stabs ſich mit einer Bittſchrift näherte. Durch Berthier, der zuerſt hervortrat, an Rapp verwieſen, weil dieſer Deutſch ſprach, erregte der achtzehnjährige Jüngling durch die Wildheit ſeines Blicks den Verdacht, daß er etwas im Schilde trage.

Man bemächtigte ſich ſeiner und fand bei ihm ein großes Meſſer und ein Bildniß. Von dem letztern ſagte er aus, daß es das Bild ſeiner Herzensfreundin, der Adoptiv-Tochter ſeines Vaters, ſei; und über die Beſtimmung des erſtern befragt, gab er zur Antwort, daß er ſich darüber gegen Napoleon zu erklären wünſche. Mit über den Rücken zuſammengebundenen Händen vor den Kaiſer geführt, betheuerte er, „daß er nur gekommen ſei, ſein Vaterland von deſſen Unterdrücker zu befreien.“ Napoleon war geneigt, ihn für krank oder für einen Narren zu halten. — „Ich bin weder das eine, noch das andere,“ erwiederte Stabs. — Corviſart, des Kaiſers Leibarzt, mußte den Puls des Verwegenen unterſuchen, und beſtätigte ſeine Ausſage. Stabs freute ſich darüber. Napoleon, getroffen von ſo viel Zuverſicht, verſprach Verzeihung, wenn der Schuldige darum bitten wollte. „Ich kann nur bedauern,“ erwiederte Stabs, „daß mein Unternehmen fehlgeſchlagen iſt; denn Dich tödten iſt nicht ein Verbrechen, ſondern eine Pflicht.“ Napoleon fragte ihn hierauf, wie er ſich hätte einbilden können, zu entkommen, wenn er ihn wirklich getödtet hätte; und Stabs Antwort war, daß er ſich nur darüber wundere, daß er noch lebe. — „Und wenn ich Euch gleichwohl begnadige?“ fragte Napoleon. — „So würde ich Euch nicht minder tödten,“ erwiederte Stabs. — Hierauf abgeführt, enthielt der junge Menſch ſich aller Nahrung bis zu ſeiner Hinrichtung. Dieſe erfolgte am folgenden Tage Morgens um 7 Uhr. Niederknieend, rief er: Es lebe der Friede! Es lebe Deutſchland! Sein Meſſer nahm Napoleon an ſich.

An ſolchen Fäden hängt das Schickſal ſo vieler Millionen!!

Neuntes Kapitel.

Nachſpiele des Krieges mit Öſterreich. — Verluſte Frankreichs. — Erſcheinung der Mitglieder des Rheinbundes in der Hauptſtadt Frankreichs. — Napoleons Scheidung von der Kaiſerin Joſephine und deſſen Wiedervermählung mit der älteſten Tochter des Kaiſers von Öſterreich. — Neue Einverleibungen und Handelsverordnungen. — Erſte Urſache eines förmlichen Bruchs mit Rußland.

Ehe der franzöſiſche Kaiſer Schönbrunn verließ, um ſich über Paſſau und München nach Paris zurück zu begeben, ertheilte er ſeinem General-Major Berthier die gemeſſenſten Befehle zur Zerſtörung der Feſtungswerke, in deren Beſitz er durch den Krieg gelangt war. Der Anfang dieſer Zerſtörung wurde mit den Feſtungswerken am Burg-, Kärnthner- und Schotten-Thore zu Wien gemacht. Dann kam die Reihe an die Feſtungswerke des Spielbergs bei Brünn und an die Citadelle von Grätz. Zuletzt wurden die Feſtungswerke bei Klagenfurt geſprengt: die letzteren mit ſo viel Übereilung, daß viele Perſonen dadurch getödtet oder verwundet wurden. Unſtreitig wollte Napoleon an Öſterreich den Schaden rächen, den die Engländer ihm auf der Inſel Walcheren zuzufügen nicht verfehlen konnten.

In Krain und Iſtrien erfolgte ein Volksaufſtand. Ob die Urſache deſſelben mehr in dem, von dem franzöſiſchen

Militär in dieſen Gegenden ausgeübten Druck, oder mehr in der Vorliebe der Bewohner für das Haus Öſterreich lag, von welchem ſie getrennt werden ſollten, iſt ungewiß; genug, die Landleute fingen damit an, daß ſie die bei ihnen einquartierten Offiziere und Soldaten der italieniſchen Armee ermordeten, und bald darauf rotteten ſie ſich in den Bezirken von Gottſchee und Möttling zuſammen, um entſcheidende Angriffe auf ihre Feinde zu machen. Indem ſich nun General Baraguay d'Hilliers, der in dieſen Provinzen den Oberbefehl führte, zur Gegenwehr genöthigt ſah, gingen Polland und Kaſtel, die Hauptſitze der Rebellion, in Flammen auf. Vergeblich begab ſich der Biſchof von Laybach, begleitet von dem Pfarrer zu St. Peter, nach den im Stand der Widerſetzlichkeit befindlichen Ortſchaften: ſeine Ermahnungen blieben ohne Wirkung und die Inſurrektion wuchs mit jedem Tage. Schon machten die Bewohner Iſtriens gemeinſchaftliche Sache mit denen des Unterkrains, als Baraguay d'Hilliers, nach Tyrol abberufen, dem General Quetard das Kommando übertrug, der die Ruhe in dieſen Küſtenländern wieder herſtellte, nachdem er die Inſurgenten bei Pola geſchlagen und neun ihrer Anführer hatte erſchießen laſſen.

Mit weit größeren Schwierigkeiten war die Unterjochung Tyrols verbunden. Von Ungarn aus brach der Vice-König von Italien mit einem ſtarken Armee-Corps über Kärnthen nach Lienz auf; und ſobald er in Villach angelangt war, lud er die ſämmtlichen Tyroler zur Annahme der in dem Wiener Friedensſchluſſe ihnen bewilligten Amneſtie ein. Der Eindruck dieſer Proklamation wurde nicht wenig dadurch verſtärkt, daß um eben dieſe Zeit die Baiern aufs Neue in das nördliche Tyrol eindrangen; und da dies Heer ſtark genug war, um die Inſurgenten bei Loſer zu ſchlagen und in einem Zuge bis nach Insbruck vorzugehen, ſo entſtanden in Andreas Hofer die erſten

Friedensgedanken. Dieſe wurden nicht wenig verſtärkt, als, nach Erſtürmung der Scharnitz, die Tyroler auch von dem Iſelberg, auf welchem ſie ſich gelagert hatten, nach einem hartnäckigen Kampfe vertrieben waren. Auf dieſen Sieg folgte ein Waffenſtillſtand; und die Niederlegung der Waffen von Seiten der Tyroler war um ſo nothwendiger geworden, weil der baierſche General Minucci auch die mit 4000 Inſurgenten beſetzte Stellung bei Zell im Zillerthal, und der Graf Beckers die Anhöhen von Mattrei bei Steinach erobert hatte. Wiewohl nun, auf Hofers Ermahnungen, mehrere Patrimonial-Gerichte wirklich ihre Waffen ablieferten, ſo dauerte doch auf beiden Seiten der Argwohn fort. Die Tyroler ſchmerzte es, ſich entwaffnet zu ſehen, die Baiern und Franzoſen aber glaubten, der Unterpfänder künftigen Gehorſams nicht genug erhalten zu können. Dazu kam, daß Hofer auf der einen Seite allzu unbedeutend war, als daß man in Unterhandlungen mit ihm nicht jede Würde verletzt hätte, auf der andern wiederum bedeutend genug, um Aufmerkſamkeit zu verdienen. War es übrigens ein Unglück für die Tyroler, von einem Manne geleitet zu werden, der durch die Niedrigkeit ſeines Standes und die Roheit ſeiner Formen ſich ſelbſt von aller Autorität ausſchloß: ſo war es nicht weniger ein Unglück für Hofer, daß das Schickſal ihm eine Rolle auferlegt hatte, zu deren Durchführung ihm die nöthigen Eigenſchaften fehlten. Alles gehörig überlegt, mußten die Anführer der baierſchen und franzöſiſchen Truppen wünſchen, daß eine neue Inſurrektion ſie berechtigen möchte, das auf dem Wege der Gewalt zu erreichen, was, ſo lange Hofer lebte und ſich als ihres Gleichen betrachtete, auf dem Wege der Güte nicht vollſtändig zu erhalten war. Was ſie wünſchten, blieb nicht aus. Zu einer Zeit, wo ſie ſich in Brixen die Hände reichten, erließ Hofer von Saltaus im Paſſeier neue Befehle zum Aufſtand: Befehle, worin er ſich von den Geiſtlichen betrogen nannte und aufmerkſam machte auf die

Folgen eines Friedens, „der,“ wie er ſagte, „Tyrol in 14 Tagen ſeiner jungen Mannſchaft berauben und alle Gotteshäuſer und Klöſter zerſtören würde.“ Man folgte ſeinem Ruf und Brixen wurde auf eine kurze Zeit von den Tyrolern eingeſchloſſen. Indeß beſchränkte ſich die Inſurrektion auf das Winſchgau und Paſſeier; und indem Baraguay d'Hilliers, dem der Vice-König von Italien bei ſeiner Abreiſe nach Mailand den Oberbefehl übertragen hatte, keinen Augenblick verlor, die Stadt Meran zu beſetzen, waren ſelbſt jene Thäler bedroht. Die bereits eingetretene Kälte trug nicht wenig zur Verminderung des Widerſtandes bei; denn der Aufenthalt auf den Alpen wurde je länger, deſto unerträglicher. Die Tyroler ergaben ſich alſo in ihr Schickſal. Während nun ein großer Theil ihrer Anführer mit dem Tode beſtraft wurde, verbarg ſich Andreas Hofer in einem abgelegenen Winkel des Paſſeierthals, auf einer der höchſten Alpen, wo er, in der Geſellſchaft eines Bettelſtudenten aus Grätz, in einer bretternen Hirtenhütte lebte. Den auf ſeinen Kopf geſetzten Preis erwarb, wie man ſagt, ein Prieſter, Namens Donai, ehemals Hofers vertrauter Freund. Entdeckt und verhaftet, bat er nicht für ſich, wohl aber für Weib und Kinder, die für ſein Betragen nicht verantwortlich wären. Man führte ihn über Botzen nach Mantua, wo ein Militärgericht ihn zum Tode verurtheilte und wo er wirklich auf einer Baſtion der Feſtung erſchoſſen wurde. Bald nach ſeiner Hinrichtung verſchwand, wenigſtens für einige Jahre, ſelbſt der Name ſeines Vaterlandes, indem der nördliche Theil deſſelben zu Baiern, der ſüdliche zu dem Königreich Italien, der öſtliche zu den illyriſchen Provinzen geſchlagen wurde, welche Napoleon als einen beſondern Staat verwalten ließ. Die unverkennbare Abſicht dieſer Zerſtückelung war, daß die Tyroler ſich nie wieder empören ſollten. Wäre es nur eben ſo leicht, National-Eigenthümlichkeiten auszutilgen, als Eroberungen zu machen! Die Benennung der Tyroler blieb um ſo mehr,

je ſtärker ihr Freiheitsſinn in dem letzten Kriege hervorgetreten war.

Dies waren die Nachſpiele eines Krieges, deſſen Ausgang man im Frühling des Jahres 1809 ganz anders berechnet hatte. Was das Ergebniß deſſelben beſchränkte, war, außer dem Patriotismus der Öſterreicher, der ſich in dieſem Kriege wahrhaft verherrlichte, der Beiſtand, den ſie in den Geſinnungen anderer Völker fanden. Man durfte es ſogar zweifelhaft finden, ob Frankreich durch den Wiener Friedens-Traktat mehr gewonnen, oder mehr verloren habe. Nicht unbedeutend war der Schade, den die Schelde-Expedition der Engländer verurſacht hatte. Dazu aber kamen die beträchtlichſten Verluſte in Amerika, in Afrika und in den oſtindiſchen Gewäſſern. Ein engliſcher Schiffskapitän, Namens Yeo, und ein portugieſiſcher Oberſt, Namens Marques, bemächtigten ſich der Inſel Cayenne und des ganzen franzöſiſchen Guyana's. Der Admiral Beckwith und der Gegen-Admiral Cochrane nahmen die Inſel Martinique durch Kapitulation ein. Das franzöſiſche Fort St. Louis auf der Inſel Senegal fiel im Juni 1809 in die Hände der Engländer, und einen Monat darauf wurden die Franzoſen durch den engliſchen General Carmichael und durch ein aus Puerto Rico angelangtes ſpaniſches Corps aus dem ehemals ſpaniſchen Antheil von St. Domingo vertrieben. Schon im Frühling um dieſelbe Zeit, wo die Kämpfe in Baiern Statt fanden, zerſtörten der Admiral Gambier und Lord Cochrane, zum Theil durch Congreviſche Racketen, auf der Basken-Rhede bei der Inſel Aix vor Rochefort, eine franzöſiſche Flotte unter den Befehlen der Vice-Admirale Willaumez und Lallemand, und in der erſten Hälfte des October nahmen der Admiral Collingwood und der General Oswald Beſitz von den joniſchen Inſeln, welche Rußland in dem Tilſiter Frieden an Frankreich abgetreten hatte. Im Laufe des folgenden Jahres kam zu dieſen Einbußen noch der Verluſt von Guadeloupe in Weſtindien, ſo wie

der der Inſel Bourbon und Isle de France in den oſtindiſchen Gewäſſern, ſo daß Frankreich ſeit dem 3. December 1810 aller ſeiner Kolonien beraubt war.

Wie dieſe Begebenheiten auf Napoleons Gemüth zurück wirkten, werden wir weiter unten zu bemerken Gelegenheit finden.

Den 26. October kam der Kaiſer der Franzoſen nach Paris zurück. Dahin folgten ihm in den letzten Monaten dieſes Jahres die ſämmtlichen Könige des Rheinbundes, der Fürſt Primas und mehrere Großherzöge und Herzöge. Was der Stolz der deutſchen Fürſten einem deutſchen Kaiſer unbedingt verſagt haben würde, das wurde dem Beſchützer des Rheinbundes mit einer Nachgiebigkeit bewilligt, die an gekrönten Häuptern ſogar anſtößig war, ſofern ſich Abhängigkeits- und Sklavenſinn darin nicht verkennen ließen. Unſtreitig verdiente die glückliche Beendigung eines Krieges, in welchem das politiſche Daſein der Rheinbundsfürſten auf dem Spiele geſtanden hatte, die Anerkennung der Bedroheten; da ſie aber die Reiſe nach Paris nicht aus freiem Antriebe, ſondern auf den Befehl des franzöſiſchen Kaiſers machten, ſo mußte man annehmen, daß ſie nur beſtimmt wären, den Pariſern die Größe ihres Kaiſers einleuchtend zu machen und den Traum einer europäiſchen Herrſchaft der Erfüllung näher zu bringen: ein Traum, zu deſſen Erfüllung die Herabwürdigung der Königswürde vor allem nothwendig war.

In Gegenwart dieſer Fürſten, der Könige von Neapel und von Holland, ſo wie des Vice-Königs von Italien, wurde der Tag der Kaiſerkrönung (2. December) mit großem Pomp gefeiert. Nach der Ankunft des Kaiſers in der Kirche Unſerer lieben Frauen hielt der Biſchof von Metz die Meſſe; und nachdem der Biſchof von Troyes in einer Predigt den Kaiſer als das Werkzeug der Vorſehung zur Beglückung des menſchlichen Geſchlechts geprieſen hatte, ſtimmte der Kardinal Feſch das Te Deum an.

Von dem Altar hinweg begab ſich der Kaiſer in den Palaſt des geſetzgebenden Körpers, an deſſen Eingange, der Sitte gemäß, fünf und zwanzig Abgeordnete, den Präſidenten an ihrer Spitze, ſeiner Ankunft harreten. Auch hierhin begleiteten ihn die Könige von Sachſen und von Würtemberg (der König von Baiern war um dieſe Zeit noch nicht angelangt); und ſobald Napoleon ſich niedergelaſſen und die Könige von Weſtphalen und Neapel, die Prinzen, die Großwürden und die Oberbeamten des Reichs und der Krone ihre Sitze eingenommen hatten, erfolgte, nach dem Namenaufruf und der Vereidung der neugewählten Glieder, die Eröffnung der Sitzung durch folgende, auf ganz Europa berechnete Rede, deren Inhalt durch ſpätere Ereigniſſe nur noch merkwürdiger wurde:

„Ich habe,“ ſagte der Kaiſer zu den Abgeordneten der verſchiedenen Departemente, „ſeit Ihrer letzten Sitzung Aragon und Kaſtilien unterworfen, und von Madrid jene unrechtmäßige Regierung verjagt, welche England eingeſetzt hatte. Schon ging ich auf Cadiz und Liſſabon los, als ich umkehren und auf den Wällen Wiens meine Adler aufpflanzen mußte. Drei Monate ſahen dieſen vierten puniſchen Krieg entſtehen und enden. Ich kann, obgleich der Ergebenheit und des Muths meiner Truppen gewohnt, doch nicht umhin, bei dieſer beſondern Gelegenheit die beſondern Beweiſe von Liebe anzuerkennen, die m e i n e deutſchen Soldaten mir gegeben haben. Der Genius Frankreichs hat das engliſche Heer geführt: es hat ſeine Laufbahn in Walcherens peſthauchenden Sümpfen geendet . . . Franzoſen! alle die es wagen, Euch widerſtehen zu wollen, werden beſiegt und unterworfen werden. Eine lange Reihe von Jahren des Glücks und des Ruhms habt Ihr vor Euch, Ihr habt die Stärke und die Kraftfülle des Herkules der Alten . . . Toskana habe ich mit dem Reiche vereinigt; dies Volk iſt deſſen würdig durch die Sanftheit ſeines Cha-

rakters, durch die Anhänglichkeit, die uns ſeine Vorfahren ſtets bewieſen, und durch die Dienſte, die ſie der europäiſchen Kultur geleiſtet haben . . . Das Verfahren, das ich gegen Rom annehmen mußte, hat die Geſchichte mir vorgezeichnet. Die Päbſte, nachdem ſie Oberherren eines Theils von Italien geworden ſind, haben ſich ſtets als die Feinde jeder vorherrſchenden Macht in jener Halbinſel gezeigt; ihren ganzen geiſtlichen Einfluß wendeten ſie zum Nachtheile derſelben an. Es wurde mir daher einleuchtend, daß der geiſtliche Einfluß eines auswärtigen Fürſten auf meine Staaten, der Unabhängigkeit Frankreichs, der Würde und Sicherheit meines Throns zuwider liefe. Da ich indeß die Nothwendigkeit eines geiſtlichen Einfluſſes jenes erſten Seelenhirten einſah: ſo konnte ich dieſe großen Angelegenheiten nicht anders vereinbaren, als indem ich die Schenkung meiner Vorfahren, der franzöſiſchen Kaiſer, vernichtete und die römiſchen Staaten Frankreich einverleibte . . . Durch den Wiener Friedens-Traktat haben meine Verbündeten, welche mir ſo viele Beweiſe ihrer ſtandhaften Freundſchaft gegeben haben, eine Erweiterung ihrer Gebiete erlangt und werden deren auch noch in der Folge erlangen. Die illyriſchen Provinzen dehnen die Grenzen meines großen Reichs bis zur Save aus. In der Nähe des Reichs von Konſtantinopel werde ich ſtets in der natürlichen Lage ſein, auf das erſte Intereſſe meines Handelsſtandes in dem mittelländiſchen und adriatiſchen Meere und in der Levante ein aufmerkſames Auge zu haben. Die Pforte werde ich beſchützen, wenn ſie ſich Englands ſchädlichem Einfluſſe entwindet; ich werde ſie aber auch zu züchtigen wiſſen, wenn ſie ſich ferner durch hinterliſtige und treuloſe Rathſchläge beherrſchen läßt . . . Zwiſchen England und Frankreich gelegen, wird Holland von beiden gleich ſtark bedrängt. Indeß iſt es der Hauptausfluß der Pulsadern meines Reichs: Änderungen werden nothwendig ſein; die Sicherheit der Grenzen und das wohlerwogene Intereſſe beider Länder for-

dern ſie gebieteriſch . . . Schweden hat durch ſein Bündniß mit England, nach einem unglücklichen Kriege, die ſchönſte, wichtigſte ſeiner Provinzen verloren; und dies Beiſpiel beweiſet den Königen von neuem, daß ein Bund mit England das ſicherſte Vorzeichen ihres Unterganges iſt . . . Mein Freund und Bundesgenoſſe, der Kaiſer von Rußland, hat Finland, die Moldau und Wallachei und einen Bezirk von Gallizien ſeinem unermeßlichen Reiche einverleibt. Ich mißgönne dieſem Reiche nichts von dem Guten, das ihm zu Theil werden kann; meine Geſinnungen für ſeinen erlauchten Beherrſcher ſind im Einklange mit meiner Politik . . . Wenn ich jenſeits der Pyrenäen erſcheinen werde, ſo wird der aufgeſchreckte Leopard, um der Schande, Niederlage und Vernichtung zu entgehen, das Weltmeer ſuchen. Der Triumph meiner Waffen wird der Triumph des guten Genius über den böſen, der Triumph der Mäßigung, Ordnung, Sittlichkeit über Bürgerkrieg, Geſetzloſigkeit und verheerende Leidenſchaften ſein. Meine Freundſchaft und mein Schutz werden — das hoffe ich — den Völkern Spaniens Glück und Ruhe wieder geben." . . .

So lautete dieſe Rede, die der treue Abdruck eines Geiſtes war, der keine andere Politik ehrt, als welche mit dem Schwerte in der Hand die Gegenkraft vernichtet, unbekümmert um das, was die Entwickelungsgeſetze fordern. Wie den anweſenden Fürſten Deutſchlands dabei zu Muthe ſein konnte, iſt leicht zu errathen. Das Feſt, das die Stadt Paris am nächſten Tage dem glücklich zurückgekehrten Kaiſer gab, war ſchwerlich noch etwas mehr, als ein veränderter Triumphzug, in welchem ſich die Könige um den Kaiſer ſtellten, um die Perſon des letztern zu erheben. Es wurde auf dem Stadthauſe zu Mittag geſpeiſet, und 3000 Perſonen beiderlei Geſchlechts, unter welchen die gekrönten Höflinge ſehr wenig bemerkt wurden, ſaßen zu Tiſche . . .

Wie Napoleon ſich auch gegen die Abgeordneten der

Departemente über Frankreichs und ſeine Lage ausſprechen mochte: ſeine geheimen Anſchauungen wichen nur allzu ſehr von denen ab, die er in Anderen anzuregen bemüht war. Von dem, was ſeinen Waffen auf der pyrenäiſchen Halbinſel wiederfahren war, wird weiter unten ausführlicher die Rede ſein; in dieſem Zuſammenhange nur ſo viel, daß ſie keine Fortſchritte gemacht hatten und daß der Empörungsgeiſt der Spanier mit jedem Tage an Umfang und Stärke zunahm. Das Verhältniß Frankreichs zu Rußland war als aufgelöſet zu betrachten, da die Flauheit Alexanders in dem letzten Kriege ſich nicht verkennen ließ. Der Rheinbund bildete ein ſchwaches Bollwerk, das von dem Augenblick an, wo ſich die öffentliche Meinung in irgend einer Stärke gegen das Continental-Syſtem erklärte, ſogleich über den Haufen geworfen war. In Italien ſchwankte alles. Selbſt den Bewohnern Frankreichs konnte das, was ihnen als Ruhm vorgeſpiegelt wurde, keinen Erſatz geben für die großen Opfer, die ſie in regelmäßig wiederkehrenden Menſchenernten unter Entbehrungen aller Art darzubringen hatten. War es denn nicht zuletzt der Eigenſinn eines Einzigen, was die ganze europäiſche Welt in Feſſeln ſchlug? und war es möglich, dieſen Eigenſinn auf die Dauer zu ertragen? Napoleon war einſichtsvoll genug, um ſich dieſe Frage vorzulegen, und nicht eigenliebig genug, um ſie ſchlechtweg zu ſeinem Vortheil zu beantworten. Zugleich aber erkannte er das Nothwendige in der Rolle, die er ſeit dem 18. Brümäre übernommen hatte. „Ein großer Ruf," ſagte er zu einem ſeiner Vertrauten, „iſt ein großer Lärm; je mehr man davon macht, deſto weiter verbreitet er ſich. Meine Macht hängt an meinem Ruhm; mein Ruhm aber hängt an den Siegen, die ich davon getragen habe. Eroberung hat mich zu dem gemacht, was ich bin, und nur Eroberung kann mich aufrecht erhalten. Eine neue Regierung muß blenden, muß in Erſtaunen ſetzen. Wirft ſie keinen neuen Glanz mehr, ſo zerfällt

ſie"*) . . . Mit dieſen Geſinnungen ſuchte und fand er neue Mittel.

Am Schluſſe des Jahres 1809 kam es auf nichts Geringeres an, als eine neue Täuſchung hervorzubringen, theils um die, unter Rußlands Auſpizien begonnene Eroberung der pyrenäiſchen Halbinſel zu vollenden, theils um andere, gegen England gerichtete Entwürfe durchzuführen. Nach Rußland war Öſterreich die einzige europäiſche Macht, welche Frankreich ſchaden oder nützen konnte. War nun Rußland (wie die Erfahrung es im letzten Feldzuge gelehrt hatte) unzuverläſſig, ſo blieb nichts Anderes übrig, als Öſterreich um jeden Preis zu gewinnen, beſonders damit es ſich, um Verlorenes wieder zu erobern, nicht von neuem zum Stützpunkt Rußlands gegen Frankreich gebrauchen laſſen möchte. Wie aber Öſterreich gewinnen? Nach allem, was ſeit der Schlacht bei Marengo geſchehen war, d. h. nach ſo vielen und weſentlichen Verletzungen, war Verſchwägerung das einzige wirkſame Mittel. Es bleibt dahin geſtellt, wie viel von Seiten der Friedensunterhändler dazu vorbereitet war; zum wenigſten erklärte der öſterreichiſche Hof drei Jahre ſpäter: „er habe beabſichtigt, durch einen, auf mehrere Jahre geſicherten Frieden den bis dahin unaufhaltſamen Strom einer täglich wachſenden Übermacht wenigſtens zum Stillſtand zu bringen; und da dies nur durch Aufopferung des Theuerſten hätte bewirkt werden können, ſo ſei, mit einem über gewöhnliche Bedenklichkeiten erhabenen und gegen alle Mißdeutungen des Augenblicks gewaffneten Sinne, ein Band geknüpft worden, das, nach den Drangſalen eines unglücklichen Kampfes, den ſchwächern und leidenden Theil durch das Gefühl eigener Sicherheit habe aufrichten, den ſtärkern und ſiegreichen zur Mäßigung und Gerechtigkeit ſtimmen, und ſo, von zwei Seiten zugleich, der Wiederkehr des Gleichgewichts

*) S. Mémoires de M. de Bourienne, Tom. III. p. 177.

der Kräfte den Weg bahnen ſollen.“ Kurz: es iſt mehr, als wahrſcheinlich, daß Napoleon von Schönbrunn nach Paris mit dem Vorſatze zurückging, ſich von ſeiner Gemahlin Joſephine ſcheiden zu laſſen, um ſeine politiſchen Verhältniſſe durch eine Vermählung mit der Erzherzogin Marie Louiſe, älteſten Tochter des Kaiſers Franz I., zugleich zu ſichern und zu verbeſſern. Dem Manne, der, indem er nur an ſeinem Ruhme hing, alle Freundſchaft und Liebe ſehr entbehrlich fand, konnte dieſer Schritt eben nicht ſchwer werden. Das Einzige, worauf es ihm ankam, war, alles ſo zu leiten, daß der Erfolg unfehlbar würde, ohne ihm in der öffentlichen Meinung zu ſchaden.

Seinem Adoptiv-Sohn, dem Vice-König von Italien, übertrug er das Geſchäft, ſeine Mutter zu einer freiwilligen Trennung zu beſtimmen; und ſobald die Kaiſerin Joſephine ihre Einwilligung erklärt hatte, wurden der Erzkanzler des Reichs, Cambaceres, und der Staats-Sekretär der kaiſerlichen Familie, Regnauld, in das Kabinet des Kaiſers berufen. Dies geſchah den 15. December Abends. Sämmtliche Mitglieder des Kaiſerhauſes waren verſammelt, als Napoleon erklärte: „daß er und ſeine Gemahlin den Entſchluß gefaßt hätten, ihre Ehe zu trennen, da keine Hoffnung mehr wäre, aus derſelben Kinder zu bekommen, der Vortheil der Monarchie aber durchaus die Hinterlaſſung eines Erben auf dem Thron erfordere, worauf die Vorſehung ihn geſetzt habe. In einem Alter von 40 Jahren dürfe er die Hoffnung hegen, noch lange genug zu leben, um die Kinder, die das Schickſal ihm gewähren würde, in ſeinem Geiſte und Sinne zu erziehen. Gott wiſſe, wie ſchwer dieſer Entſchluß ſeinem Herzen geworden ſei; allein es gebe kein Opfer zu groß für ſeinen Muth, ſobald ihm bewieſen werde, daß es für Frankreichs Glück dargebracht ſei. Übrigens habe er immer Urſache gehabt, die Ergebenheit und Zärtlichkeit ſeiner geliebten Gemahlin zu rühmen; denn 15 Jahre ſeines Lebens habe ſie verſchönert und ihr

Andenken würde ſeinem Herzen immer eingeprägt bleiben. Da ſie von ſeiner Hand gekrönt ſei, ſo wolle er, daß ſie den Rang und Titel einer Kaiſerin behalte; vor allem aber ſollte ſie nie an ſeinen Geſinnungen zweifeln." Hier nahm Joſephine das Wort und ſagte: „ſie müſſe mit Erlaubniß ihres theuren Gemahls erklären, daß, da ſie die, zur Befriedigung der Bedürfniſſe ſeiner Politik und des franzöſiſchen Intereſſes erforderliche Hoffnung, Kinder zu bekommen, nicht mehr habe, ſie ihm gern den größten Beweis von Ergebenheit und Aufopferung leiſte, der je auf Erden geleiſtet worden. Von ſeiner Güte habe ſie Alles: ſeine Hand habe ſie gekrönt, und auf der Höhe des Throns habe ſie nur Beweiſe von Liebe und Zuneigung des franzöſiſchen Volks empfangen. Solche Geſinnungen glaube ſie mit Dank anzuerkennen, wenn ſie in die Auflöſung einer Ehe willige, die zu einem Hinderniſſe der Wohlfahrt Frankreichs geworden ſei, indem ſie dieſes Reich des Glücks beraube, eines Tages von den Abkömmlingen des ſo augenſcheinlich von der Vorſehung zur Vertilgung der Übel einer ſchrecklichen Revolution und zur Wiederherſtellung des Altars, des Throns und der geſellſchaftlichen Ordnung erweckten großen Mannes regiert zu werden. Nichts werde die Auflöſung ihrer Ehe in den Geſinnungen ihres Herzens ändern, und der Kaiſer ſtets ſeine beſte Freundin in ihr haben; denn ſie wiſſe ja, wie ſchmerzhaft dieſer durch die Politik und durch große Angelegenheiten gebotene Schritt ſeinem Herzen geweſen ſei. Sie beide wären ſtolz auf das Opfer, das ſie dem Wohle des Vaterlandes darbrächten."

Man ſieht, wie Kaiſer und Kaiſerin ihre empfindſamen Rollen eingelernt hatten; denn was konnte unhaltbarer ſein, als die Gründe, wodurch beide ihre Trennung beſchönigten, da durch das Erbfolge-Geſetz für die Fortdauer der Dynaſtie Bonaparte auf dem franzöſiſchen Thron hinlänglich geſorgt war, der Erfolg der neuen Ehe, die der Kaiſer eingehen wollte, aber in jeder Beziehung ungewiß

blieb. Der Senat billigte, wie immer, was der Kaiſer für ſich beſchloſſen hatte. Da Napoleons Ehe mit Joſephinen übrigens durch den Kardinal Feſch und ſpäter ſogar durch den Pabſt eingeſegnet worden war: ſo mußte das kirchliche Band durch die Offizialität der Hauptſtadt gelöſet werden. Dieſe nun erklärte die Ehe Napoleons für ungültig, „weil," nach den Vorſchriften des tridentiniſchen Conciliums, „jede Ehe ungültig iſt, welche nicht vollzogen wird von dem Pfarrer eines der beiden in Verbindung tretenden Theile, oder von ſeinem Vicarius, in Gegenwart zweier Zeugen." Da Napoleon bei ſeiner Verheirathung mit Joſephinen dieſe Vorſchrift nicht beobachtet hatte, ſo wurde er — lächerlich genug! — zu einer Geldſtrafe von 6 Franken für die Armen verurheilt.

Schon zwei Tage nach den erſten Erklärungen Napoleons und Joſephinens fanden über die Wiedervermählung des erſtern vorläufige Beſprechungen Statt zwiſchen dem Fürſten von Schwarzenberg, öſterreichiſchem Geſandten am franzöſiſchen Hofe, und dem Grafen Alexander von Laborde, dem der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten hierzu den Auftrag ertheilt hatte. Wenn der Kaiſer ſich das Anſehn gab, als könnte ſeine Wahl auch auf eine ruſſiſche oder eine ſächſiſche Prinzeſſin fallen: ſo geſchah dies bloß, theils um das Bedürfniß ſeiner Politik zu verſchleiern, theils um in der ganzen europäiſchen Welt eine Spannung zu unterhalten, die von ſeinen anderweitigen Entwürfen abzöge. Sobald ſich nun der öſterreichiſche Hof Napoleons Wünſchen gemäß erklärt hatte, wurde der Fürſt von Neufchâtel und Wagram, Alexander Berthier, zum Großbotſchafter und Brautwerber ernannt: eine Eigenſchaft, in welcher er ſeine Reiſe nach Wien am Schluſſe des Februar 1810 antrat. Die feierliche Werbung um die Hand der Erzherzogin Marie Louiſe erfolgte am dritten Tage nach ſeinem Einzuge in die kaiſerliche Burg (7. März). Mit Stillſchweigen übergehen wir die dabei beobachteten Cere-

monien als etwas, das ſich der Leſer ohne Mühe denkt. Der Erzherzog Karl übernahm die ihm, im Namen des franzöſiſchen Kaiſers übertragene Prokuration für die Ceremonie der Trauung an. Tages darauf erfolgte die Verzichtleiſtung der Erzherzogin Braut auf die Erbfolge der öſterreichiſchen Monarchie unter Ablegung einer Eidesformel in lateiniſcher Sprache; und den 11. März geſchah die feierliche Trauung, wobei der Erzherzog Karl die Stelle des Bräutigams verſah. Nach mehrtägigen Feierlichkeiten reiſete die junge Kaiſerin nach Frankreich ab, von ihren Eltern bis nach St. Pölten begleitet. Die feierliche Übergabe derſelben erfolgte den 16. unter einem dazu errichteten Zelte, nahe bei Braunau. Der Fürſt von Neufchatel und die Königin von Neapel, Napoleons Schweſter, übernahmen ſie aus den Händen des Fürſten von Trautmannsdorf. Die Reiſe führte über München, wo ein Tag geruhet wurde, nach Strasburg. Für die erſte Zuſammenkunft Napoleons mit ſeiner neuen Gemahlin waren bei Soiſſons auf dem Wege nach Compiegne drei prächtige Zelte aufgeſchlagen; allein, von Ungeduld getrieben, eilte der franzöſiſche Kaiſer, begleitet von dem König von Neapel, 15 Stunden weiter entgegen. Im Dorfe Courcelles machte er die erſte perſönliche Bekanntſchaft ſeiner Gemahlin. Er nahm ſeinen Platz bei ihr im Wagen; und ſo kamen beide den 27. Abends in Compiegne an. Den 1. April war die Civil-Vermählung zu St. Cloud, die kirchliche Verbindung am folgenden Tage zu Paris in der Kapelle des Louvres, vollzogen durch den Kardinal Feſch, der, um den Vorſchriften des tridentiniſchen Conciliums zu genügen, diesmal nicht vergaß, den Pfarrer von St. Germain l'Auxerrois, dem Kirchſprengel des Schloſſes der Tuilerien, zu ſeinem Beiſtand zu nehmen. Nicht weniger als fünf Königinnen trugen bei dieſer Gelegenheit die Schleppe der jungen Kaiſerin. Blind für die Zukunft, gaben ſich die Bewohner der Hauptſtadt dem Freudentaumel hin, zu welchem ſie

aufgefordert waren. Doch fehlte es nicht an Einzelnen, die der Schickſale gedachten, welche durch die Vermählung der Erzherzogin Marie Antoinette mit Ludwig XVI. über Frankreich gekommen waren; und drei Monate ſpäter erneuerte ſich dieſe Erinnerung durch den Brand des Gartenſaales, worin der Fürſt von Schwarzenberg, der Tochter ſeines Souveräns zu Ehren, einen Ball veranſtaltet hatte. Hier wurde Marie Louiſe mit Mühe von Napoleon gerettet. Mehrere (unter ihnen die Schwägerin des öſterreichiſchen Geſandten) büßten ihr Leben ein; andere wurden ſchwer verwundet. So entſtanden aufs Neue ſchwarze Ahnungen; doch wurde dabei ſchwerlich vorhergeſehen, daß, nach vier Jahren, die auf den Trümmern Wiens geſchloſſene Ehe von Franz I. im eroberten Paris würde aufgelöſet werden . . .

Der glückliche Soldat, dem, außer dem größten europäiſchen Thron, jetzt auch eine Kaiserstochter zu Theil geworden war, die denſelben mit ihm theilen konnte, legte ſeine Zufriedenheit mit dem Schickſal dadurch an den Tag, daß er Gefangene frei ließ, einen General-Pardon für Ausreißer ausſchrieb und (ſo verkündigten wenigſtens Pariſer Blätter ſeine Freigebigkeit) ſechs tauſend Soldaten mit Mädchen verheirathete, die von ihm ausgeſtattet wurden. Dabei aber benutzte er den freiern Spielraum, der ihm durch ſein neues Verhältniß zu dem öſterreichiſchen Hofe zu Theil geworden war, zu neuen Vergewaltigungen, welche Schlag auf Schlag folgten. Schon den 14. Januar wurde durch einen in Paris unterzeichneten Vertrag derjenige Theil der hannöverſchen Lande, den Napoleon ſeit dem Schluſſe des Jahres 1806 hatte für ſich verwalten laſſen, dem Könige Hieronymus zugetheilt, um dem Königreich Weſtphalen einverleibt zu werden; getrennt davon blieb jedoch das Herzogthum Lauenburg, das Napoleon für ſich behielt, und von den ehemals kurfürſtlichen Domänen wurden ſo viel für Frankreich zurückbehalten, daß dem Kaiſer zwei Millionen

Renten zur Ausſtattung verdienter Krieger blieben. An demſelben Tage, wo der Fürſt von Neufchatel ſeinen Einzug in die kaiſerliche Hofburg zu Wien hielt, wurde die Ausſtattung des Fürſten Primas in ein Großherzogthum verwandelt, das die Benennung des Großherzogthums Frankfurt erhielt, nachdem das Fürſtenthum Fulda und ein bedeutender Theil der Grafſchaft Hanau zu demſelben geſchlagen war. Dies geſchah nach dem angeblichen Grundſatze, daß die Ausübung der Souveränetät unverträglich ſei mit der geiſtlichen Autorität im Innern eines Staats. Frankreich ließ jedoch dieſe Gelegenheit nicht unbenutzt, eine neue Erwerbung auf dem rechten Rheinufer zu machen. Da nämlich im Jahre 1806 der Kardinal Feſch zum Coadjutor und Nachfolger des Fürſten Primas ernannt war, dieſe Ernennung jetzt aber wegfiel: ſo ließ Napoleon ſich die primatiſchen Staaten von den Fürſten des Rheinbundes erb- und eigenthümlich abtreten. In der Proklamation, welche hierüber erſchien, rühmte er die Dienſte, welche der Fürſt Primas ihm geleiſtet habe und ſetzte ſodann hinzu, „daß er, um über ſeine Abſicht, mit ſeinen unmittelbaren Staaten nicht über den Rhein hinausgehen zu wollen, keinen Zweifel beſtehen zu laſſen, alle ſeine Rechte an das Großherzogthum Frankfurt ſeinem Sohne, dem Prinzen Eugen Napoleon, abgetreten habe, in deſſen direkter, natürlicher und geſetzmäßiger Deſcendenz das genannte Großherzogthum nach dem Rechte der Erſtgeburt mit immerwährender Ausſchließung der Frauen erblich ſein ſollte, den Fall ausgenommen, daß dieſer Prinz zur italieniſchen Krone berufen würde.“ Die ganze Maßregel war das Werk eines Traumes von zahlreicher Nachkommenſchaft, die aus der zweiten Ehe entſpringen könnte. Ein Senatus-Conſult hatte dem jedesmaligen älteſten Sohne des Kaiſers der Franzoſen den Titel eines Königs von Rom verliehen und zugleich beſtimmt, daß jeder Kaiſer der Franzoſen in den erſten zehn Jahren ſeiner Regierung in Rom zum zweiten

Male gekrönt werden ſollte. Indem nun Napoleon in ſeinen Nachkommen die Erben des alten römiſchen Kaiſerreichs ſah, nahm er vorläufig Bedacht auf eine Sekundogenitur, die mit dem Königreich Italien ausgeſtattet werden ſollte; und ſo wurde das Großherzogthum Frankfurt zu einer Entſchädigung für den Vice-König von Italien für den Fall, daß dieſer genöthigt wäre, einem zweiten Sohne Napoleons Platz zu machen.

Die Einverleibung des Kurfürſtenthums Hannover in das weſtphäliſche Staatsgebiet und die Verwandlung der primatiſchen Staaten in ein Großherzogthum Frankfurt mit einer erträumten Beſtimmung, waren jedoch nur bloße Vorſpiele anderer Gewaltſchritte, welche nach der Vermählung Napoleons mit einer öſterreichiſchen Erzherzogin erfolgten.

Der härteſte Schlag traf Holland. Auf dem Thron dieſes Königreichs ſaß, wie wir wiſſen, Ludwig Napoleon, vermählt mit der einzigen Tochter der Kaiſerin Joſephine. Als franzöſiſcher Prinz war er der älteſte König in der Kette, welche das Föderativ-Syſtem genannt wurde; und wenn er in dieſem Betracht Schonung verdiente, ſo kam hinzu, daß die Holländer ihn liebten, daß er ſich das Vertrauen anderer Fürſten erworben hatte und daß, wenn für Holland irgend ein Gedeihen Statt finden ſollte, die Selbſtſtändigkeit dieſes Königreichs unangetaſtet bleiben mußte. Über alle dieſe Betrachtungen ſiegte der Wahn Napoleons, nach welchem er ſich einbildete, das einzige Mittel, England zu Grunde zu richten, ſei, dem Handel der Engländer allen nur möglichen Abbruch zu thun. Da er im ſüdlichen Deutſchland durch die Eroberung der illyriſchen Provinzen allen Kommunikationen Öſterreichs mit England ein Ende gemacht zu haben glaubte, ſo wollte er denſelben Verſuch in Norddeutſchland machen; und da die Selbſtſtändigkeit Hollands ihn daran verhinderte, ſo ſollte dieſe Selbſtſtändigkeit aufhören. Die Sache ſelbſt

einzuleiten, hatte er in ſeiner Rede an das geſetzgebende Corps Holland einen Ausfluß der Hauptpulsadern des franzöſiſchen Reichs genannt. Dieſen Gedanken pflichtgemäß erweiternd, ſagte der Miniſter des Innern in ſeiner Darſtellung der Lage des Reichs: „Man definire Holland, wenn man es eine Anſchwemmung des Rheins, der Maas, der Schelde, dieſer großen Pulsadern des franzöſiſchen Reichs, nenne. Die Nullität ſeiner Zollſtätten, die Stimmung ſeiner Beamten, die Denkart ſeiner Einwohner, welche unaufhörlich nach einem Schleichhandel mit England hinſtrebten: alles dies lege Frankreich die Pflicht auf, ihm den Handel auf dem Rhein und der Weſer zu unterſagen. Auf dieſe Weiſe aber bleibe Holland, in ſteter Reibung zwiſchen England und Frankreich, ſowohl der Vortheile beraubt, denen es entſagen müßte, weil ſie dem franzöſiſchen Syſtem entgegen wären, als auch der Vorzüge, die es genießen könnte. Es ſei alſo Zeit, daß dies alles in ſeine natürliche Ordnung zurückkehre." Dieſe Worte, im Angeſicht des Königs von Holland und der Rheinbundsfürſten geſprochen, erfüllten die Holländer mit Schrecken. Zitternd für den armſeligen Überreſt ihrer Unabhängigkeit, vielleicht noch mehr zitternd für ihren Zuſammenhang mit England, der durch den Handel wenigſtens einen Schatten politiſchen Lebens für Holland übrig ließ, wendeten ſie ſich an ihren König mit der Bitte, daß er alles aufbieten möchte, die Einverleibung ihres Gebiets in das franzöſiſche Kaiſerreich zu hintertreiben. Ludwig Napoleon ließ es nicht an ſich fehlen; das Einzige jedoch, was er erreichen konnte, war ein Vertrag, nach welchem die Mündungen aller Flüſſe in Holland mit 12000 Holländern und 6000 Franzoſen beſetzt werden ſollten, um einen Schwarm franzöſiſcher Zollaufſeher zu beſchützen, die den Auftrag hatten, für die pünktliche Erfüllung des Continental-Geſetzes zu ſorgen. Außer anderen läſtigen Bedingungen ließ der König von Holland ſich gefallen, daß Holländiſch-Brabant, Zeeland und ein

Theil von Geldern an Frankreich zurückfielen . . . Dieſer Traktat war vom 16. März; und darf man ſich darüber wundern, wenn er das beſchleunigte, was durch ihn abgewendet werden ſollte? Wie hätten die Holländer gleichgültig bleiben können gegen das bei ihnen eingeführte Zoll-Syſtem! Es kam nur allzu bald zu harten Kämpfen zwiſchen den holländiſchen Smugglern und den franzöſiſchen Zollbeamten; und hieraus entwickelte ſich ein ſo entſchiedener Haß gegen den franzöſiſchen Namen, daß ſelbſt die Leute des franzöſiſchen Geſandten beſchimpft und gemißhandelt wurden. Der Unmuth fing an, allgemein zu werden. Ludwig Napoleon, welcher nach der Vermählung des Kaiſers nach Holland zurückgekehrt war, knirſchte vor Unwillen, als ſein Bruder Genugthuung forderte für Beleidigungen, die er erzwungen hatte. Er knirſchte aber noch mehr, als er erfuhr, daß, den Stipulationen des Traktats vom 16. März entgegen, 20000 Mann unter dem Marſchall Oudinot in Holland eingerückt wären, und ſich der Hauptſtadt näherten. Überdrüſſig eines Kampfes, der nicht zu beendigen war, weil es an allen Grundſätzen zur Beilegung deſſelben fehlte, faßte er endlich den muthigen Entſchluß, eine Krone niederzulegen, die nicht mit Ehren getragen werden konnte. Er reſignirte alſo, indem er den Holländern erklärte: „daß die Überzeugung, nichts weder für ihr Intereſſe, noch für ihre Wohlfahrt thun zu können, vielmehr ein Hinderniß beſſerer Geſinnungen von Seiten ſeines Bruders gegen die Bewohner Hollands zu ſein, ihn zur Entſagung bewogen habe." Vollſtändiger erklärte er ſich gegen das geſetzgebende Corps in einer Zuſchrift, worin er, nach Aufzählung der ihm von ſeinem Bruder zugefügten Beleidigungen, bemerkte: „daß er, nach ſo vielen Beweiſen von Selbſtverleugnung und Unterwürfigkeit, die er ſeit drei Monaten gegeben, den ſtrengſten Tadel verdienen würde, wenn er den Königstitel noch länger beibehielte, da er nur ein Werkzeug in fremder Hand wäre und ſelbſt

in ſeiner Hauptſtadt und in ſeinem Palaſte nichts mehr zu befehlen hätte. Verantwortlich für alle Ereigniſſe, ohne ihnen zuvorkommen, oder ihnen durch ſeine Einwirkungen eine beſſere Richtung geben zu können, würde er beiden Theilen nur Veranlaſſung zu Klagen geben und vielleicht großes Unglück veranlaſſen." Auf dieſen Abſchied ging er nach Deutſchland, wo er, nach einem längern Aufenthalt in den Bädern von Teplitz, ſich in den Staaten des Kaiſers von Öſterreich zu Grätz niederließ.

So endigte die Rolle dieſes Königs, der von allen Napoleoniden der Einzige war, welcher Vertrauen und Freundſchaft eingeflößt hatte. Es war unſtreitig nicht die Abſicht des franzöſiſchen Kaiſers, einen Bruder, den er vor vier Jahren auf den Thron erhoben hatte, in den Privatſtand zurück zu ſtoßen; allein, ſobald zu der Idee eines durch die bloße Kraft eigener Perſönlichkeit zuſammen gehaltenen Föderativ-Syſtems die eines Continental-Syſtems gegen England hinzugekommen war, mußten nicht nur die Bande der Verträge, ſondern ſelbſt die der Blutsverwandtſchaft zerreißen. Anwenden ließ ſich das Continental-Syſtem auf Holland nicht; und da Holland gleichwohl keine Ausnahme machen durfte, ſo blieb ſchwerlich etwas Anderes übrig, als die Eigenthümlichkeit dieſes Königreichs ſelbſt in der Benennung auszutilgen.

Dies geſchah durch ein den 9. Juli aus Rambouillet datirtes Dekret, das Holland mit dem franzöſiſchen Reiche vereinigte.

Ludwig Napoleon hatte zu Gunſten ſeines Sohnes reſignirt, der noch ein Kind war. Ihn nahm Napoleon zu St. Cloud auf den Schooß, und ſagte folgende durch den Moniteur verbreitete Worte: „Komm, mein Sohn; ich werde dein Vater ſein und du ſollſt dabei nichts verlieren. Das Betragen deines Vaters betrübt mich; es läßt

ſich nur durch ſeine Kränklichkeit erklären. Wenn du groß biſt, wirſt du ſeine Schuld und die deinige bezahlen. Vergiß aber nie, daß, in welche Lage dich auch meine Politik oder das Intereſſe meines Reichs verſetzen möge, deine erſte Pflicht ſich auf mich bezieht; deine zweite bezieht ſich auf Frankreich und alle deine anderweitigen Pflichten, ſelbſt gegen Völker, die ich dir anvertrauen könnte, kommen erſt nach dieſen.“ Durch dieſe faſt unſinnige Erklärung war der vollſtändigſte Aufſchluß über das Föderativ-Syſtem, ſo wie über das Schickſal des Königs von Holland gegeben. Das Dekret von Rambouillet hob jede Ungewißheit auf. Als Beſtandtheil des franzöſiſchen Reichs wurde Holland berechtigt, ſechs Senatoren, eben ſo viel Deputirte für den Staatsrath, fünf und zwanzig Deputirte für den geſetzgebenden Körper und zwei Richter im Kaſſations-Hofe zu ernennen. Die Offiziere der Land- und Seemacht wurden in ihren Stellen beſtätigt; eben ſo die Beamten in den verſchiedenen Zweigen der Verwaltung. Eine Kommiſſion von funfzehn Gliedern erhielt den Auftrag, die öffentliche und die Communal-Schuld zu regeln; eine andere Kommiſſion, unter dem Vorſitze eines franzöſiſchen Staatsraths, beſchäftigte ſich damit, Fonds zur Ausbeſſerung der Deiche, Dämme und Polder auszumitteln. Der Erzſchatzmeiſter des franzöſiſchen Reichs ging als General-Gouverneur nach Amſterdam, das für die dritte Stadt des Reichs erklärt war.*) Der 1. Januar 1811 wurde als der Zeitpunkt bezeichnet, wo die franzöſiſche Verwaltung in Wirkſamkeit treten ſollte. Vorläufig ſetzte man, zur Erleichterung der Verwaltung, die öffentliche Schuld auf ein Drittel ihres Betrages, und mit Beibehaltung der Douanen-Linie gab man die konfiscirten Kolonial-Waaren den Eigenthümern gegen eine Abgabe von 50 Procent zurück . . .

---

*) Rom galt für die zweite.

Es war vorherzuſehen, daß es bei dieſer Einverleibung nicht ſein Bewenden haben würde; die deutſche Nordküſte war für das von Napoleon verfolgte Syſtem allzu wichtig, als daß ſie einer Konfiskation hätte entgehen können. Ihre Einverleibung in das franzöſiſche Reich erfolgte gegen das Ende des Jahres. Sie umfaßte, mit Einſchluß der Hanſe-Städte, alle die Länder, welche zwiſchen der Nordſee in einer Linie liegen, welche von dem Einfluß der Lippe in den Rhein bis Halteren, von hier bis zur Ems oberhalb Telgte, von der Ems bis zum Einfluß der Werra in die Weſer, und von Stolpenau bis zur Elbe oberhalb des Einfluſſes der Steckenitz gezogen wurde. In der deshalb an den Senat erlaſſenen Botſchaft rechtfertigte Napoleon ſein Verfahren durch die Nothwendigkeit neuer Gewährleiſtungen für Frankreich, nachdem der brittiſche Staatsrath durch ſeine in den Jahren 1806 und 1807 erlaſſenen Beſchlüſſe Europa's Staatsrecht zerriſſen habe; gegen ein ſo uſurpatoriſches Syſtem wäre ihm, wie er ſagte, die Einverleibung der Mündungen von der Schelde, der Maas, dem Rhein, der Ems, der Weſer und der Elbe als die erſte und wichtigſte Gegenmaßregel erſchienen.

So lag denn aufs Vollſtändigſte am Tage, was von Napoleons noch im Laufe des Jahres wiederholten Verſicherungen, nicht über den Rhein hinauszugehen, zu halten geweſen war. Das ganze neu erworbene Küſtenland wurde in 10 Departements getheilt; nämlich in die der Zuyderſee, der Maasmündungen, der Ober-Yſſel, der Yſſelmündungen, Frieslands, der Weſt-Ems, der Oſt-Ems, der obern Ems, der Weſermündungen und der Elbmündungen. Die Städte Amſterdam, Rotterdam, Hamburg, Bremen und Lübeck erhielten die Ehre, in die Zahl der guten Städte begriffen zu werden, deren Maires beim Eidſchwur des Kaiſers am Tage ſeiner Thronbeſteigung gegenwärtig ſind. Die Übertragung der franzöſiſchen Verfaſſung auf die zuletzt erworbenen Departements erfolgte

unter der oberſten Leitung des Marſchalls Davouſt, Prinzen von Eckmühl, für welchen es kein höheres Geſetz gab, als den Willen ſeines Gebieters. Aus den drei Hanſeſtädten begaben ſich Abgeordnete nach Paris, um ſich bei dem Kaiſer im Namen ihrer Mitbürger für die Einverleibung zu bedanken und Treue zu geloben. Ihnen ſagte Napoleon: „es ſei Anfangs ſeine Abſicht geweſen, die Hanſeſtädte, nachdem ſie aufgehört hätten, einen Theil des deutſchen Reichs auszumachen, unter eine unabhängige Verwaltung zu ſtellen. Allein dieſe Abſicht ſei vereitelt worden durch die Veränderungen, welche die neuen Geſetze des brittiſchen Staatsraths in der Handelswelt hervorgebracht hätten. Die Dekrete von Berlin und Mailand, Grundgeſetze des Reichs, hätten ihre Wirkung für alle die Nationen, welche keine Souveränetät vertheidigen, keine Unverletzlichkeit der Flagge behaupten konnten . . . Da England den Grundſatz aufgeſtellt habe, alle, ſeinen Feinden gehörenden Waaren, ſie möchten ſich befinden unter welcher Flagge ſie wollten, ohne Weiteres wegzunehmen: ſo habe das Reich den Grundſatz zulaſſen müſſen, die engliſchen Waaren, oder die Waaren, die vom engliſchen Handel herrührten, wegzunehmen, es ſei auf welchem Gebiete es wolle. Die Einverleibung der Hanſeſtädte in das franzöſiſche Gebiet ſei übrigens nicht die Wirkung eines ehrgeizigen Calkuls. Sie würden in den franzöſiſchen Civil-Geſetzen einen Schutz finden, den ſie, bei ihrer Lage an der See, in den politiſchen Geſetzen nicht länger hätten finden können. Mit ſeiner Seemacht werde ihr Handel wieder aufleben; die Rechte der Völker, die Freiheit der Meere und der allgemeine Friede müßten zugleich erobert werden.“

Bringt man in Rechnung, daß, außer dem Kirchenſtaate, im Laufe des Jahres 1810 auch das Walliſerland zum franzöſiſchen Reiche geſchlagen wurde: ſo beſtand dieſes am Schluſſe des eben genannten Jahres aus nicht weniger als 130 Departements, welche in ihrer Ausdeh-

nung von Siciliens Meerenge bis zum Sund von nicht weniger als 41 Millionen Menſchen bewohnt waren. Dieſer politiſche Koloß mit thönernen Füßen wurde von dem Geiſte eines Einzigen belebt, deſſen Beſchlüſſe um ſo widerſpruchsvoller ausfallen mußten, je unmöglicher es war, alles über Einen Leiſten zu ſchlagen bei der Verſchiedenheit der Sitten, Sprachen und Angelegenheiten in ſeinem kaum überſehbaren Machtgebiet. Wenn Napoleon ſpäterhin, im Nachdenken über ſein Schickſal, zu ſeinen Vertrauten ſagte, „es würde für den Beſtand ſeines Kaiſerthrons vortheilhafter geweſen ſein, wenn er zu Schönbrunn durch die Hand des Mörders gefallen wäre, als daß er, einige Monate ſpäter, die Tochter des öſterreichiſchen Kaiſers in ſein Ehebett geführt habe:" ſo irrte er auf eine ausgezeichnete Weiſe. Dieſem Kaiſerreich fehlte es an der zum Beſtande nöthigen Grundlage von dem erſten Augenblick ſeines Daſeins an; denn was nur durch die Wirkungen des Erſtaunens fortbeſteht, kann nicht als dauerhaft betrachtet werden. Die Vermählung Napoleons mit der Erzherzogin Marie Louiſe hatte kein anderes Princip, als alle ſeine übrigen Handlungen, bei welchen es immer nur darauf ankam, die Summe der Täuſchungen zu vermehren. Sie führte, wie wir geſehen haben, zu unnatürlichen Vergrößerungen; ſie führte aber zugleich zu Maßregeln, welche nur aus einer Art von Wahnſinn herrühren konnten. Dieſer Art waren die Dekrete von Trianon und Fontainebleau, womit Napoleon ſeine Einverleibungen begleitete: Dekrete, nach welchen „alle ſeewärts eingegangenen Kolonial-Waaren, als aus engliſchem Handel herſtammend, einen Impoſt von 50 Procent entrichten, alle engliſche Fabrik- oder Manufaktur-Waaren aber, welche in Frankreich und in den von Frankreich abhängigen Ländern angetroffen würden, ſelbſt dann, wenn ſie ſchon das Eigenthum der Käufer geworden wären, weggenommen und verbrannt werden ſollten." Nie wurde die Natur der Geſellſchaft und des Handels in einem höhern

Grade verkannt; nie der Grundſatz, „Laſſet uns Böſes thun, damit Gutes daraus hervorgehe," mehr in Anwendung gebracht. Ein Glück bei ſo viel geſetzgeberiſchem Wahnſinn war, daß die Unausführbarkeit der wilden Dekrete von Trianon und Fontainebleau allen geſunden Geiſtern einleuchtete, während Napoleon ſelbſt, um dem Abſcheu der Franzoſen zu entgehen, ſich zur Ertheilung ſogenannter Licenzen bequemen mußte . . .

Man darf behaupten, daß Napoleon den Grund zum Umſturz ſeiner Herrſchaft hauptſächlich durch die Einverleibung der deutſchen Nordküſte in das franzöſiſche Staatsgebiet legte. Dieſe Einverleibung konnte nämlich nicht zu Stande kommen, ohne daß mehrere Fürſten des Rheinbundes von dem Beſchützer deſſelben verletzt wurden. Solche Fürſten waren die von Salm und von Kyrburg, der Herzog von Ahremberg und der Herzog von Oldenburg, der letztere ein Schwager des ruſſiſchen Kaiſers. Als Souverän konnte dieſer Herzog nach franzöſiſchen Staatsgeſetzen nicht im Beſitz ſeines Landes bleiben, ſobald dieſes dem franzöſiſchen Reiche einverleibt war. Da nun, wenn Napoleon einmal entſchloſſen war, die Grenzen ſeines unmittelbaren Machtgebiets bis über die Elbe hin auszudehnen, die Einverleibung des Herzogthums Oldenburg nicht ausbleiben konnte: ſo mußte daraus eine beſondere Verlegenheit entſtehen, der nur durch die Geſchmeidigkeit des Herzogs abzuhelfen war. Der Herzog aber hatte dieſe Geſchmeidigkeit nicht. Anſtatt das ihm zur Entſchädigung angebotene Fürſtenthum Erfurt, in deſſen Beſitz Napoleon bisher geblieben war, anzunehmen, zog er, ſeinem Erbrechte vertrauend, vor, ſich nach Rußland in den Schutz des Kaiſers Alexander zu begeben. Dieſer nahm ſich des Beraubten an, und die Proteſtation, welche er gegen das Verfahren Napoleons für ſeinen Schwager einlegte, muß als die erſte Urſache des förmlichen Bruchs betrachtet werden, der ſich im Jahre 1812 in jenen verhängnißvollen

Krieg auflöſete, durch welchen Europa ſeiner natürlichen Beſtimmung zurückgegeben wurde.

Ehe wir auf dies große Ereigniß eingehen, wird vor allen Dingen nöthig ſein, zu erzählen, wie es durch anderweitige Urſachen, vorzüglich aber durch die Wendungen des Krieges in Spanien, vorbereitet wurde.

Zehntes Kapitel.

Überſicht der europäiſchen Begebenheiten bis zum Ausbruch des franzöſiſch-ruſſiſchen Krieges.

Die gewaltſame Einverleibung Hollands und der deutſchen Nordküſte in das franzöſiſche Kaiſerreich war am meiſten begünſtigt durch den Krieg, welcher gleichzeitig an den Ufern der Donau zwiſchen den Ruſſen und den Türken geführt wurde: ein Krieg, auf welchen wir wegen des Einfluſſes, den er auf die ſpäteren Begebenheiten hatte, zunächſt zurückgehen müſſen.

Kaiſer Alexander hatte Erfurt mit der Berechtigung zu einer unverhinderten Fortſetzung des Türkenkrieges verlaſſen. Unmittelbar nach ſeiner Zurückkunft in Petersburg ertheilte er zwar den Befehl zur Anknüpfung von Unterhandlungen mit der Pforte; doch nicht mit der Abſicht, einen Frieden zu Stande zu bringen. Die zu Yaſſi eingeleiteten Beſprechungen wurden auf der Stelle abgebrochen, als die ruſſiſchen Bevollmächtigten nicht bloß die Abtretung der Moldau und Wallachei, ſondern auch die Entfernung des engliſchen Botſchafters aus Konſtantinopel zu vorläufigen Friedensbedingungen erhoben.*) Die Feindſelig-

*) Zwiſchen England und der Pforte war ſeit dem 5. Januar 1809 ein neuer Friedens-Traktat zu Stande gekommen, welchem zufolge Sir Robert Adair engliſcher Botſchafter in Konſtantinopel war.

keiten blieben nun nicht lange aus. Unter der Anführung des Fürſten Bagration (Fürſt Proſorowsky war vor kurzem geſtorben) gingen die Ruſſen über die Donau, bemächtigten ſich Ismails durch Kapitulation und lieferten dem Groß-Vezier bei Tartarizza, nicht weit von Siliſtria, eine blutige Schlacht, die ſich damit endigte, daß ſie die Belagerung dieſer Feſtung aufgeben mußten. So ſchloß ſich der Feldzug im Jahre 1809. Entſcheidender war der des folgenden Jahres, wo die Ruſſen unter der Anführung des Generals Kamenskoi II. ſtritten. Ein Bruder dieſes Generals hatte, in Verbindung mit dem General Markow, die Feindſeligkeiten mit der Eroberung von Baſardſchick begonnen, als, wenig Tage darauf (11. Juni), auch Siliſtria fiel. Die Einnahme dieſer wichtigen Feſtung bahnte den Ruſſen unter Kamenskoi II. und Langeron den Weg nach Schumla, wo der Groß-Vezier Juſſuf-Paſcha in einem verſchanzten Lager ſtand. General Sabanejew ſchlug den 14. Juni bei Rasgard ein türkiſches Corps, deſſen Überreſte ſich ergeben mußten. Erſchüttert von dieſem Unfall, trug der Groß-Vezier auf einen Waffenſtillſtand an, um Unterhandlungen anzuknüpfen; man antwortete ihm jedoch, daß er den Frieden ſogleich unterzeichnen könne, wenn er die Donau als Grenze zwiſchen den beiden Reichen anerkennen und ſich verbindlich machen wolle, die Summe von 20 Millionen Piaſter zu bezahlen, bis zu deren Abtragung Rußland in dem Beſitze Beſſarabiens bleiben würde. Der Groß-Vezier verwarf ſo harte Bedingungen. Ein Sturm, den Kamenskoi II. in den letzten Tagen des Juni auf die türkiſchen Verſchanzungen bei Schumla anlegte, fiel ſo unglücklich aus, daß er nicht wiederholt werden konnte. Der ruſſiſche Obergeneral ließ ſeinen Bruder mit einem Beobachtungs-Corps in Kargali-Dere (3 Meilen von Schumla) zurück und verſuchte, Ruſchtſchuck mit Sturm zu nehmen. Doch er wurde auch hier zurückgewieſen, und auch Kamenskoi I. ſah ſich, auf die Annäherung einer

überlegenen Macht, genöthigt, ſeine Stellung bei Kargali-Dere aufzugeben. Zur Rettung Ruſchtſchucks um jeden Preis entſchloſſen, entſendete der Groß-Vezier ein Corps von nicht weniger als 40000 Mann, das, unter Muhtar-Paſcha, eine furchtbare Stellung auf dem Punkte nahm, wo die Yantra ſich in die Donau ergießt. Jetzt übertrug der ruſſiſche Obergeneral dem Grafen Langeron die Belagerung von Ruſchtſchuck, und nachdem er die Einſchließung der auf dem entgegengeſetzten Donau-Ufer gelegenen Feſtung Giurgewo dem General Saß anvertraut hatte, brach er gegen Muhtar-Paſcha auf, den er in ſeinen Verſchanzungen bei Batyne angriff. Den 7. September erſtürmten die Ruſſen das türkiſche Lager nach einem fürchterlichen Gemetzel; doch ſo, daß Muhtar-Paſcha ſich mit einem ſchwachen Überreſte rettete. In der letztern Hälfte des genannten Monats nahm der Graf von Saint-Prieſt Sziſtowa, ſammt der ganzen türkiſchen Flottille. Durch den Fall von Ruſchtſchuck und Giurgewo, ſo wie durch die, einige Wochen ſpäter erfolgte Einnahme von Nicopoli und Widdin, waren die Ruſſen gegen den Schluß des Jahres 1810 Meiſter von dem ganzen rechten Ufer der Donau; der Groß-Vezier aber behauptete ſich ſtandhaft in ſeinem verſchanzten Lager bei Schumla. Die Servier bemächtigten ſich in dieſer Periode, unter dem Beiſtande der Ruſſen, jener feſten Plätze ihres Landes, in deren Beſitz die Türken bisher geblieben waren, namentlich Cladowa's, Orkawa's und Praowa's.

Die Mißhelligkeiten, welche am Schluſſe des Jahres 1810 wegen der Vertreibung des Herzogs von Oldenburg zwiſchen Napoleon und Alexander entſtanden waren, machten das ruſſiſche Kabinet geneigt zu einem Frieden mit der hohen Pforte; doch die Unterhandlungen, welche deshalb zu Buchareſt gepflogen wurden, blieben ohne Ergebniß, weil Rußland auf die Abtretung der Moldau und Wallachei, außerdem aber auch auf eine Kriegsſteuer von 40 Millionen

Piaſter drang. Jene beiden Feldherren, welche ſich im Laufe des abgewichenen Jahres als würdige Gegner kennen gelernt hatten, traten inzwiſchen, beinahe gleichzeitig, von dem Kriegsſchauplatze ab: Kamenskoi, weil er erkrankte; Juſſuf-Paſcha, weil die Ungnade des Sultans ihn von dem Poſten eines Groß-Veziers abrief und nach Demotika verwies. An Kamenskoi's Stelle kam Golenitſchew Kutoſow; an Juſſuf-Paſcha's Stelle, Achmed Aga, Naſir von Ibrail, berühmt durch ſeine Vertheidigung dieſer Stadt. Der letztere befand ſich zu Adrianopel, als er die Nachricht erhielt, daß er zur Würde eines Groß-Veziers ernannt ſei. Er reiſete ohne Zeitverluſt nach dem befeſtigten Lager bei Schumla ab, wo ihm mit den übrigen Inſignien ſeines Standes das Reichsſiegel übergeben wurde. Jung und feurig, dachte er nicht auf Vertheidigung, ſondern auf Angriff; und ſeine Entwürfe wurden unterſtützt von der Beſchaffenheit des ruſſiſchen Heeres, das, nachdem es einen bedeutenden Theil ſeiner Bataillone abgegeben hatte, damit Rußland gegen das Herzogthum Warſchau gedeckt ſein möchte, weſentlich ſchwach war. Als Kutuſow im Mai die Stellung ſeiner Truppen auf dem rechten Donau-Ufer bereiſete, fand er, da die Linie ihrer Kantonnirungen viel zu ausgedehnt war, als daß ſie hätte behauptet werden können, vor allen Dingen nöthig, alles um Ruſchtſchuck und Siliſtria zuſammen zu ziehen. Beide Plätze konnten, von nun an, nur als Brückenköpfe betrachtet werden, durch welche die Verbindung der Ruſſen mit dem rechten Donau-Ufer geſichert würde. Sobald nun die Pforte durch ihren Bevollmächtigten auf dem Friedens-Congreß zu Buchareſt erklärt hatte, daß ſie nicht eine Spanne Landes an Rußland abtreten werde, begann auch der Kampf zwiſchen Achmed und Kutoſow. Der Vortrab des erſtern folgte den Ruſſen, als dieſe ſich von dem rechten Donau-Ufer auf das linke zurückzogen, und Nicopoli und Siſtowa fielen ſogleich in die Hände der Türken zurück. Jetzt kam es

darauf an, auch Ruſchtſchuck und Siliſtria wieder zu erobern. Zu dieſem Endzweck brach Achmed mit einem 50 bis 60000 Mann ſtarken Heere von Schumla nach Ruſchtſchuck auf; faſt in demſelben Augenblick, wo Kutuſow Siliſtria ſchleifen ließ, um dieſe Feſtung nicht vertheidigen zu dürfen. Kaum von Achmeds Bewegung unterrichtet, verſetzte der ruſſiſche Oberfeldherr ſein nur 20000 Mann ſtarkes Heer auf das rechte Donau-Ufer und ſtellte ſich in den erſten Tagen des Juli vor Ruſchtſchuck auf, wo er ſeinen Gegner mit Vortheil empfangen zu können glaubte. Um kurz zu ſein: die Ruſſen verloren in der erſten Hälfte des Juli alle Vortheile, die ſie im Laufe des vorigen Sommers errungen hatten; um aber auch in die Wallachei einzudringen, bemächtigte ſich Achmed aller, oberhalb und unterhalb der Feſtung Ruſchtſchuck liegenden Donau-Inſeln, vorzüglich der Inſel Slobasce, ſonſt vom feſten Lande geſchieden, jetzt mit demſelben zuſammenhangend. Bald ſtanden einige tauſend Türken auf dem wallachiſchen Ufer, wo ſie, gedeckt durch die auf den Inſeln errichteten Batterien, ſich ſogleich verſchanzten und zwei Lager bezogen, das eine bei dem Dorfe Tſchugerten, das andere bei Kalafat. Die Ruſſen konnten von jetzt an nur vertheidigungsweiſe zu Werke gehen. Mit Mühe behaupteten ſie ſich in ihren Stellungen, bis gegen den Eintritt des Herbſtes die aſiatiſchen Truppen, kraft ihrer Privilegien, in ihre Heimath zurückgingen und Achmed auf dieſe Weiſe das Übergewicht verlor, das er bisher durch die Mehrzahl ſeiner Truppen gehabt hatte. Da er ſeine Stellung zu verändern unterließ, ſo machte er dem ruſſiſchen Obergeneral den Übergang von der Vertheidigung zum Angriff nur um ſo leichter. General-Lieutenant Markow, der den Befehl erhielt, mit 7 bis 8000 Mann ein wenig oberhalb Ruſchtſchuck über die Donau zu ſetzen und die im Lager befindliche türkiſche Nachhut anzugreifen, führte dieſen Auftrag ſo geſchickt aus, daß der Groß-Vezier ſich plötzlich in allen ſeinen Entwürfen

geſtört ſah und das linke Donau-Ufer verließ, um großen Unfällen zu entgehen. Das befeſtigte Lager bei Schumla nahm ihn auf, während die Ruſſen auf das rechte Donau-Ufer zurückgingen. Die Lage der Türken ſchien am Schluſſe des Jahres 1811 weit mißlicher, als im vorigen Jahre. Nichts deſto weniger bewilligte Kutuſow jetzt den Waffenſtillſtand, um welchen Achmed kurz zuvor gebeten hatte. Die Verpflegung der bei Slobodce eingeſchloſſenen Türken wurde von dem ruſſiſchen Obergeneral übernommen; und indem Rußland ſeine Neigung zum Frieden noch auf eine andere Weiſe an den Tag legte, ſchien es, als ob dieſer ſchnell zu Stande kommen würde.

Doch je mehr auf dem Spiele ſtand, deſto mehr bemühete ſich Frankreich, einen Frieden zu hintertreiben, von welchem Napoleon ſchon vor Jahr und Tag geſagt hatte: „daß er ſehr unpolitiſch ſein würde.“ General Sebaſtiani, berühmt durch ſeine Unterhandlungen mit dem Divan im Jahre 1806, mußte plötzlich Spanien verlaſſen und nach Konſtantinopel reiſen, um die türkiſche Regierung, die bisher nur den von England erhaltenen Richtungen gefolgt war, für Frankreich zu gewinnen. Schon wurde der Friede zu Giurgewo zwiſchen Hamid-Effendi türkiſcher, und dem Herrn von Italinsky ruſſiſcher Seite unterhandelt, als Sebaſtiani den Ort ſeiner Beſtimmung erreichte. Sein Einfluß bewirkte, daß, je geneigter Rußland war, ſeinem Verhältniſſe zu Frankreich große Vortheile aufzuopfern, die Pforte ſich nur um ſo ſtandhafter weigerte, ſelbſt den kleinſten zu bewilligen. Hierüber traten die Dinge in denſelben Stand zurück, worauf ſie ſich vor der Schlacht bei Ruſchtſchuck befunden hatten, nur mit dem Unterſchiede, daß, wenn der Krieg zwiſchen Frankreich und Rußland zum Ausbruch kam, die hohe Pforte die Ausſicht gewonnen hatte, die verlorenen Provinzen ohne bedeutende Anſtrengung wieder zu erobern. Eben deswegen war dieſer Friede von ſo großer Wichtigkeit für Rußland; und wir

werden weiter unten ſehen, wie vortheilhaft der wirklich abgeſchloſſene Friede für Rußland war und wie durch ihn die Geſtalt der Dinge in Europa aufs Weſentlichſte verändert wurde.

Wir kehren jetzt in das Jahr 1810 zurück, um zu erzählen, durch welche Begebenheiten Schweden nach und nach zu der Oppoſition zurückgeführt wurde, welche es unter Guſtav IV. Adolph gegen den franzöſiſchen Kaiſer durchzuſetzen allzu ohnmächtig geweſen war.

Der von Karl XIII. an Kindesſtatt angenommene und zum Nachfolger dieſes Königs beſtimmte Prinz von Auguſtenburg hatte, nach einer Zuſammenkunft mit ſeinem Bruder zu Ramlöſe, dieſen am 28. Mai 1810 bis zur Brücke von Helſingborg begleitet und ſich Tages darauf mit ſeiner Begleitung nach der Heide von Quiddingen begeben, wo er das Mörnerſche Huſaren=Regiment mit noch anderen Truppen zu muſtern gedachte. Als nun der Oberſt Cederſtröm die Mörnerſchen Huſaren zwei Treffen bilden ließ, um einen Angriff in der Linie auszuführen, ritt der Kronprinz, auf die Anzeige eines Ordonnanz=Offiziers, links ab, um aus der Linie zu kommen. In dieſem Augenblick, wo niemand einen Unfall erwartete, ergriff ihn, im vollen Rennen ſeines Pferdes, der Todeskampf. Erſt verlor er den Hut; dann wankte er einige Augenblicke; endlich, als ſeine unregelmäßigen Bewegungen ſein Pferd vorwärts trieben, fiel er ohne Bewußtſein auf die Erde. Sein Ober=Adjutant Holſt, der ihm aus Norwegen nach Schweden gefolgt war, eilte ihm zwar mit mehreren Offizieren ſogleich zur Hülfe; auch ſein Leibarzt Roſſi blieb nicht lange aus. Doch alle Verſuche, den Entſeelten ins Leben zurück zu rufen, waren vergeblich.

Dieſer unerwartete Todesfall erregte den Verdacht, daß der Kronprinz vergiftet worden ſei; und obgleich das Ergebniß der von dem Leibarzt Roſſi veranſtalteten Öffnung des Leichnams jeden Argwohn hätte in der Geburt erſticken ſollen, ſo

dauerte doch der einmal angenommene Erklärungsgrund für die große Menge fort, welche den Reichsmarſchall Axel Ferſen und deſſen Schweſter, die Gräfin Piper, als die Urheber einer unerwieſenen Schandthat bezeichnete. Die letzte Folge hiervon war, daß, als am 20. Juni die Leiche des Kronprinzen von Quiddingen über Liljeholm zur Beiſetzung nach der Reſidenz gebracht wurde, und der Reichsmarſchall Axel Ferſen, dem bei dieſer Feierlichkeit der erſte Platz gebührte, in einem ſechsſpännigen Wagen voranfuhr, der Zug kaum den Friedrichsmarkt in Stockholm erreicht hatte, als das Volk erſt in Verwünſchungen gegen den Reichsmarſchall ausbrach, dann ſeinen Wagen mit Steinen angriff und ihn zuletzt auf eine barbariſche Weiſe erſchlug.*) Selbſt ſein Tod beſänftigte die wüthende Menge nicht. Noch andere Schlachtopfer fordernd, ſuchte ſie vor allen die Gräfin Piper und den Grafen Ugglas. Doch jetzt trat der General Adlerkreuz, an der Spitze des Militärs, mit unerbittlicher Strenge ins Mittel; und obgleich die öffentliche Unruhe noch einige Tage fortdauerte und ſich in Brandſtiftungen offenbarte, ſo wurde doch die Ordnung wieder hergeſtellt, ſobald die Haupträdelsführer verhaftet und beſtraft waren.

Was auch den plötzlichen Tod des Prinzen Chriſtian herbeigeführt haben mochte: die erledigte Stelle wollte ausgefüllt ſein. Doch durch W e n? Einige waren für eine Vereinigung Schwedens mit Dänemark; andere drangen auf die Zurückberufung des älteſten Sohnes des abgeſetzten Königs; noch andere endlich ſtimmten für den Bruder des verſtorbenen Kronprinzen. Alle dieſe Parteien wurden beſchwichtigt durch Vorſtellungen, welche von drei nicht genannten Offizieren herrührten, die ſich dem Prinzen von

*) Dies war derſelbe Graf Axel Ferſen, welcher im Jahre 1791 die Fluchtreiſe Ludwigs XVI. befördert hatte. In Schweden galt er 1810 für einen halsſtarrigen Anhänger Guſtav IV. Adolph.

Ponte=Corvo ſeit dem Jahre 1807 verpflichtet fühlten. Welche Verbindlichkeiten ihnen auferlegt waren, iſt weniger bekannt, als die Gründe, wodurch ſie ihren Vorſchlag rechtfertigten. Sie ſagten nämlich: „in Zeiten kriegeriſcher Tumulte, wie die gegenwärtigen, bedürfe es eines Fürſten, der ſich auf den Krieg verſtehe, weil dies das einzige Mittel ſei, einen erſchütterten Thron zu befeſtigen; außerdem aber gebe es keine beſſere Gewährleiſtung für die Freiheiten des ſchwediſchen Volks, als die freiwillige Wahl eines Mannes, der, ohne Geburtsrechte und Ahnen, die Ehre, im Rathe der Souveräne einen Platz einzunehmen, nur dadurch vergelten könnte, daß er ſich als unauflöslich an die Nation gebunden fühlte, die ihm ihr Geſchick anvertraut hätte." Dieſe Betrachtungen entſchieden; und ſobald Karl XIII. ſeine Einwilligung gegeben hatte, reiſeten jene drei Offiziere nach Paris, dem Prinzen von Ponte=Corvo das ſchwediſche Zepter anzutragen und die Genehmigung Napoleons nachzuſuchen. Jener nahm die Berufung auf den ſchwediſchen Thron mit der Bereitwilligkeit an, welche niemals fehlt, wenn man durch Geſinnungen und Grundſätze abweicht von Denen, die in der Welt nur ſich ſehen. Dieſer würde es gern geſehen haben, wenn die Schweden ſeinen Adoptiv=Sohn Eugen auf ihren Thron berufen hätten; da jedoch der Prinz von Ponte=Corvo ihm verſchwägert war, und da es ihm nur ſchmeicheln konnte, daß man einen ſeiner Marſchälle freiwillig zum König ernannte, ſo gab er ſeine Einwilligung. Der Prinz von Ponte=Corvo verließ am 2. October Paris und begab ſich über Friedrichsburg nach Helſingör, wo er zur evangeliſch=lutheriſchen Kirche, der herrſchenden in Schweden, überging. Von hier ſchiffte er den 19. October nach Helſingborg über, und unmittelbar nach ſeiner Ankunft in Stockholm von Karl XIII. an Kindesſtatt angenommen, führte er von jetzt an den Namen Karl Johann und wurde den 5. November in der Hauptſtadt zum Kronprinzen und Thronfolger ausgerufen.

Kaum war dies vollbracht, als der franzöſiſche Geſandte am ſchwediſchen Hofe — ſein Name war Alquier — mit einer Note auftrat, worin er erklärte, „daß, wenn Schweden nicht auf der Stelle alle engliſchen Waaren, wo ſie ſich auch befinden möchten, konfisciren und mit Wegnahme aller engliſchen Fahrzeuge in ſchwediſchen Häfen den Engländern den Krieg erklären würde, er den Befehl habe, fünf Tage nach dem Datum ſeines Schreibens Stockholm zu verlaſſen." Noch größer als die Verlegenheit, worein die ſchwediſche Regierung durch dieſe Note geſetzt wurde, war die des neuen Kronprinzen. Er hatte, ſeit ſeinem Eintritt in Schweden, mehr als einmal verſichert, daß er aufgehört habe, ein Franzoſe zu ſein, unfähig, irgend ein anderes Intereſſe zu denken und zu empfinden, als das der ihm vertrauenden Nation. Dieſe, ſeiner neuen Lage ſo ſehr entſprechende Verſicherung war nicht wenig erſchüttert durch das gebieteriſche Verfahren des franzöſiſchen Kaiſers; denn was war natürlicher, als daß die Schweden glaubten, Napoleon bediene ſich ihres Kronprinzen nur als eines Werkzeuges, ſie in einen Krieg zu verwickeln, dem ſie von keiner Seite her gewachſen waren? In dieſer peinlichen Lage faßte Karl Johann den Entſchluß, ſich ganz der Entſcheidung des Königs hinzugeben und ſich aller Theilnahme an den Verhandlungen des Staatsraths zu enthalten. Dieſer konnte ſich nicht verhehlen, daß eine Kriegserklärung gegen England den Verluſt aller der Fahrzeuge nach ſich ziehen würde, welche, mit Eiſen beladen, vor kurzem nach England abgegangen waren; eben ſo wenig konnte er ſich ein Geheimniß machen aus den Schwierigkeiten, womit auf der einen Seite die Sicherſtellung der Flotte von Karlskrona, auf der andern die Aufſtellung eines Heeres verbunden ſein würde. Gleichwohl erfolgte die Kriegserklärung, wie Napoleon ſie gefordert hatte. Die Vorausſetzung aber war, daß die Engländer ſie nicht mißverſtehen würden; und wirklich war es bereits dahin

gekommen, daß eine Kriegserklärung nicht mehr für das galt, was ihr Inhalt beſagte. Dies ſchloß jedoch keineswegs die Ausfälle aus, welche durch den Stillſtand des Handels für die Staatskaſſen zu entſtehen pflegen. Ihren Verlegenheiten in dieſer Beziehung abzuhelfen, bewarb ſich die ſchwediſche Regierung um franzöſiſche Subſidien; doch alles, was Napoleon bewilligte, war eine freie Ausführung franzöſiſchen Getreides, im Falle Schweden dieſer Waare bedürfen ſollte. Dagegen verlangte er 2000 ſchwediſche Matroſen zur Bemannung der Breſter Flotte: eine Forderung, welcher der König von Schweden nicht genügen konnte, ohne die Verfaſſung des Reichs zu verletzen. Je mehr die Zeit vorrückte, deſto mehr offenbarte ſich, daß Schweden und Frankreich eben ſo wenig für einander da waren, als Portugal und Frankreich im Jahre 1807. Indem England die ſchwediſche Kriegserklärung für das nahm, was ſie wirklich war, nämlich für das Werk gebietender Umſtände, unterblieb der Krieg von beiden Seiten mit gleicher Bereitwilligkeit, ſich gegenſeitig gefällig zu werden. Der König von Schweden ernannte inzwiſchen ſeinen Adoptiv-Sohn zum Generaliſſimus der Land- und Seemacht, und in dieſer Eigenſchaft bewies Karl Johann, indem er unabwendbare Kriſen vorherſah, eine bewundernswürdige Thätigkeit; denn Schwedens Landmacht wurde auf 60000, die Seemacht auf 14000 Mann gebracht, und die Folge zeigte, daß Schweden in eben dem Augenblick ſchlagfertig war, wo das übrige Europa ſeiner Hülfe bedurfte.

Während dies in Schweden vorging, fuhr Dänemark fort, den Richtungen zu folgen, welche Frankreich dieſem Königreiche gab; die Einverleibung der deutſchen Nordküſte in das franzöſiſche Kaiſerreich ließ Friedrich VI. keine andere Wahl.

Auf eine ganz eigenthümliche Weiſe aber erwachte Preußen zu einem neuen Leben. Nach dem Wiener Frieden erfolgte die erſte förmliche Ausſöhnung (oder was dieſer gleichgeſetzt

werden mag) zwiſchen Friedrich Wilhelm III. und Napoleon; und gegen das Ende des Jahres 1809 verließ der preußiſche Hof Königsberg, um ſich nach Berlin zurück zu begeben. Begleitet von ſeinen Miniſtern und Staatsräthen, langte der König mit ſeiner Gemahlin noch vor Ablauf des Jahres an. Der Tag ſeines Einzuges in Berlin (23. December) war, nach einer dreijährigen Trennung, ein Tag der allgemeinſten Freude; wie hätten die Bewohner einer großen Stadt, die, ſowohl während des Krieges, als nach demſelben, durch den Stillſtand der Gewerbe nur allzu ſehr gelitten hatte, verfehlen können, die Rückkehr des Hofes für eine überſchwengliche Wohlthat zu halten? Indeß war die innere Lage des Königreichs noch immer nichts weniger, als erfreulich. Die drei Oderfeſtungen blieben, nach wie vor, in den Händen des franzöſiſchen Kaiſers; der Vorwand war, daß die Contribution noch nicht gezahlt ſei, der wahre Beweggrund, daß Napoleon dem ruſſiſchen Kaiſer nicht traute und es in ſeiner Gewalt haben wollte, Rußland zu bedrohen. In Einer Beziehung hatte ſich der Fluch, der in Napoleons ſchwerer Hand auf dem Königreiche lag, ſeit dem Jahre 1808 noch vermehrt. Mit einer Gewiſſenloſigkeit ohne Gleichen hatte nämlich der franzöſiſche Kaiſer dem Könige von Sachſen, als Herzog von Warſchau, durch eine zu Bayonne den 10. Mai des genannten Jahres geſchloſſene Convention, gegen die Summe von 20 Millionen Franken nicht allein die Schuldforderungen des Königs von Preußen an ſeine polniſchen Unterthanen, ſondern zugleich die Forderungen öffentlicher Anſtalten, wie der Bank, der Seehandlung, der Wittwenverpflegungs-Kaſſe, ja ſogar die Forderungen preußiſcher Privat-Perſonen an die Bewohner des Herzogthums Warſchau, abgetreten. Die, den rechtmäßigen Gläubigern auf dieſe Weiſe entzogenen Kapitalien waren Anfangs auf 43½ Millionen Franken, nebſt 4 Millionen rückſtändiger Zinſen abgeſchätzt worden; die herzoglich-warſchauiſchen

Behörden aber ermittelten deren bis zum Betrage von 68 Millionen. Dies alſo war das Leiden, das der kaiſerliche Muthwille zu den übrigen Bedrückungen hinzugefügt hatte. Der Stillſtand des Handels kam hinzu, um alles in dem Zuſtande des Schmachtens zu erhalten.

Wenn Friedrich Wilhelms III. Miniſter unter dieſen Umſtänden an der Rettung des Königreichs verzweifelten und (wie behauptet worden iſt) durch die Abtretung Schleſiens an den franzöſiſchen Kaiſer die ſich ihnen darbietenden Schwierigkeiten zu überwinden gedachten: ſo war dies eine Maßregel, die am wenigſten den Beifall des Königs finden konnte. Überzeugt nun von der Unfähigkeit ſeines Miniſteriums, berief Friedrich Wilhelm III. den Freiherrn von Hardenberg, ſeinen ehemaligen Kabinets-Miniſter, der ſeit dem Frieden von Tilſit in Memel zurückgeblieben war, in der Eigenſchaft eines Staats-Kanzlers an die Spitze der Verwaltung. Dies geſchah um eben die Zeit, wo das Schickſal Hollands entſchieden und ein in dieſem Königreiche von den bisherigen Miniſtern angeknüpftes Anleihe-Geſchäft zum Stillſtand gebracht wurde. Der neue Staats-Kanzler fand im Innern des Königreichs einen Theil der Hülfsquellen, welche ſeine Vorgänger in Holland geſucht hatten. Seine erſten Maßregeln waren, das Geſetz, welches eine Einkommenſteuer angeordnet hatte, aufzuheben, den Indult, der ſeinem Ablaufe nahe war, auf Ein Jahr zu verlängern und den Geldhandel in die geſetzlichen Schranken zurück zu führen. Dieſen folgten bald beſſere. Der Gedanke, die Staatsſchuld durch den allmäligen Verkauf der Domänen zu tilgen, konnte um ſo weniger aufgegeben werden, da man in ihm die Ausſicht gewann, durch Vermehrung des Privat-Eigenthums nicht bloß eine kraftvollere Beſchützung deſſelben, ſondern ſelbſt einen edlern Verwaltungsgeiſt zu erzeugen. Aufgehoben wurden Klöſter und Stifter, bis auf die wenigen, deren Nützlichkeit allgemein anerkannt wird. Mit ihnen verſchwanden die

Baleien und Commenden. Da die zu tragende Laſt von ſo großem Umfange war, daß, wenn ſie noch länger nur von einzelnen Klaſſen der Geſellſchaft getragen werden ſollte, dieſe von ihr erdrückt ſein würden: ſo wurde in Hinſicht der Abgaben die Gleichheit vor dem Geſetze zum wenigſten eingeleitet. Mit den Vorrechten des Adels verſchwanden Innungen und Zünfte. Der Bauer, von Vorſpann-Dienſten und Natural-Lieferungen befreit, erhielt das Verſprechen, daß die Bande der Erbunterthänigkeit gelöſet werden ſollten. Jene Bann- und Zwangsrechte, welche große Gemeinen in der Befriedigung ihrer Bedürfniſſe von der Denkart einzelner Eigenthümer und Pachter abhängig gemacht hatten, wurden aufgehoben; eben ſo der Geſindezwang. Die Grundſteuer ſollte für Alle eingeführt werden; doch ſtieß dieſer Akt der Gerechtigkeit noch auf bedeutende Hinderniſſe, unter welchen der Mangel an zuverläſſigen Kataſtern und die Verſchuldung der Grundbeſitzer die hauptſächlichſten waren. Den Verkehr im Innern zu beleben, wurden die Zölle an die Grenzen verlegt. Eine Stempel-Taxe vermehrte das Einkommen, das eine Gewerbeſteuer gewährte, und eine Feſtungsſteuer diente zur Beſtreitung der Ausgaben, welche die von Frankreich beſetzten Feſtungen verurſachten. So hatte die Unmöglichkeit, ſich durch Anleihen im Auslande zu helfen, die glückliche Folge, daß man auf die eigene Kraft zurückging, und dieſe durch erleichternde Einrichtungen verſtärkte. Schwerlich hat jemals ein Staatsmann unter widerwärtigen Umſtänden noch mehr geleiſtet, als der Freiherr von Hardenberg in ſeiner Eigenſchaft eines preußiſchen Staatskanzlers. Die perſönlichen Eigenſchaften dieſes ausgezeichneten Mannes, dem die Vorurtheile ſeines Standes in einem hohen Grade fremd waren, trugen zu dem Gelingen des von ihm unternommenen Werkes einer gänzlichen Reform des geſellſchaftlichen Zuſtandes nicht wenig bei; denn ſchwerlich wird man Feſtigkeit des Charakters mit Leutſeligkeit des Betragens und

gewinnenden Formen in einem ſchönern Bunde antreffen. Die Aufgabe, welche der Freiherr von Hardenberg in Beziehung auf das Ausland zu löſen hatte, war unſtreitig noch ſchwieriger. Wer dieſe Zeiten durchlebt hat, weiß, welche faſt unerträgliche Gewitterſchwüle dem Ausbruche des Krieges zwiſchen Frankreich und Rußland im Jahre 1811 voranging. In dieſer Periode nichts zu übereilen, um nichts zu verderben, war eine Forderung, die nur an vollendete Staatsmänner gemacht werden kann; und im nächſten Kapitel wird ſich zeigen, wie der preußiſche Staatskanzler auch dieſer Forderung genügte.

Der Rheinbund ſchloß ſich in den Jahren 1810 und 1811 immer enger an Frankreich dadurch an, daß er die Inſtitutionen des franzöſiſchen Kaiſerreichs, ſo weit es durchzuführen war, je mehr und mehr zu den ſeinigen machte.

Öſterreich, ſcheinbar im innigſten Bunde mit Frankreich, bewarb ſich, wie Preußen, um Hollands Geldbeiſtand; allein der Erfolg war ſeinen Bemühungen eben ſo ungünſtig, wie denen der preußiſchen Regierung, und die letzte Folge der fehlgeſchlagenen Anleihe war eine Reduktion des Papiergeldes, das, vermöge ſeiner Fülle, bei dem Stillſtande des Gewerbes und des Handels faſt allen Werth verloren hatte. Man ſchrie in dieſen Zeiten allenthalben über Geldmangel; allein es war nur Mangel an Beſchäftigung, was auf die Geſellſchaft drückte, und gerade in dieſem Mangel hatte der Verfall des Papiergeldes ſeinen Grund, ſo daß kein Kredit irgend einer Regierung demſelben abhelfen konnte.

In Italien machte der König Joachim (Murat), nachdem er den Engländern die Inſel Iſchia entriſſen hatte, auch einen Verſuch zur Eroberung Siciliens; dieſer ſchlug jedoch gänzlich fehl, weil die Toulonner Flotte, die ihn unterſtützen ſollte, ausblieb.

Mit dem Anfange des Jahres 1811 ging in England eine weſentliche Regierungsveränderung von Statten. Die

alte Krankheit Georgs III. kam mit ſolcher Heftigkeit zum Wiederausbruch, daß ſie nicht verheimlicht werden konnte. Vor den Schranken des Unterhauſes über die Beſchaffenheit derſelben befragt, konnten die Ärzte des Königs nicht verhehlen, daß keine Ausſicht auf Geneſung vorhanden ſei; und da bei dieſer Gelegenheit behauptet wurde, Georg III. ſei, ſeit dem erſten Ausbruch ſeiner Krankheit im Jahre 1788, nie zum ungezweifelten Gebrauch ſeiner Vernunft zurückgekehrt: ſo drang die Oppoſitionspartei nur um ſo eifriger auf eine Veränderung in der Regierung des Königreichs. Die Rechte des Prinzen von Wallis wurden, von jetzt an, der Gegenſtand einer lebhaften Erörterung. Nun thaten zwar die Miniſter das Ihrige, eine Regentſchaft zu verhindern, und Pitts Ausſpruch, daß jeder Engländer bei Lebzeiten des Königs mit dem Prinzen von Wallis gleiche Rechte auf den Thron habe, wurde keineswegs von ihnen mit Stillſchweigen übergangen; indeß ſahen ſie ſich zur Nachgiebigkeit genöthigt, theils um in der gegenwärtigen Lage des Königreichs nicht alle Verantwortlichkeit zu tragen, theils weil das hohe Alter des Königs, der ſein zwei und ſiebzigſtes Jahr zurückgelegt hatte, keine Wiederherſtellung hoffen ließ. Dem Prinzen von Wallis wurden alſo die Bedingungen vorgelegt, unter welchen er die Regentſchaft übernehmen ſollte; und obgleich dieſer ſich Anfangs weigerte, ſo gab er doch, auf das Zureden ſeiner Freunde, nach, und leiſtete am 6. Februar 1811 den ſämmtlichen Mitgliedern des geheimen Raths ſeinen Eid als Regent. Nicht genug aber, daß dieſe Veränderung ohne allen Einfluß auf das bisherige Verhältniß zwiſchen England und Frankreich blieb, brachte ſie nicht einmal die Wirkung hervor, daß ein Miniſterwechſel eingetreten wäre. Alles bewegte ſich alſo in ſeiner bisherigen Bahn; und da England um dieſe Zeit am meiſten mit dem Fortgang des ſpaniſchen Krieges beſchäftigt war, ſo erfordert der Zuſammenhang, daß wir nach der pyrenäiſchen Halbinſel zurück-

kehren, auf welcher, oder vielmehr durch welche, das Schickſal Europa's ſeiner Entſcheidung näher gebracht werden ſollte.

Wir begnügen uns jedoch mit einer Zuſammenſtellung der Hauptthatſachen, weil es mehr darauf ankommt, die Begebenheiten in ihrer Aufeinanderfolge, als nach ihrer vorübergehenden Bedeutſamkeit zu entwickeln.

Ehe Napoleon zu Anfang des Jahres 1809 Aſtorga verließ, um nach Paris zurück zu gehen, ernannte er den Marſchall Jourdan zum General-Major ſeines Bruders, des Königs von Spanien, ohne dieſem dadurch ſeinen kriegeriſchen Geiſt zu übermachen.

Nach der Vertreibung der Engländer aus Nord-Spanien und nach der Eroberung Saragoza's in der erſten Hälfte des Jahres 1809, ſchlug der Marſchall Victor den General Cueſta bei Medellin, Marſchall Süchet den General Blake bei Belchite. Inzwiſchen war Marſchall Soult nach Portugal vorgedrungen, wo er ſich Oporto's bemächtigt hatte. Geſchehen war dies zu einer Zeit, wo der brittiſche General-Lieutenant Cradbock, in der Abweſenheit Arthur Wellesley's, den Oberbefehl über die engliſch-portugieſiſchen Truppen geführt hatte. Sobald nun der letztere von England nach Portugal zurückgekommen war, wurden die zur Vertreibung der Franzoſen nöthigen Anſtalten getroffen. Soult, ohne eine förmliche Schlacht zu wagen, zog ſich durch Braga, Salamonde und Montalegre nach Gallizien zurück: ein Rückzug, auf welchem er den vierten Theil ſeines Heeres, ſein Gepäck und ſein Geſchütz Preis gab. Die Verfolgung wurde bis Montalegre fortgeſetzt, von wo die Vorhut des engliſch-portugieſiſchen Heeres nach Oporto zurückging. Unterrichtet von Soults Niederlage, ging Marſchall Victor, der bis dahin bei Badajoz geſtanden hatte, nach Madrid zurück. Da von den faſt 50000 Mann, welche Portugal bedroht hatten, nichts zurückgeblieben war, ſo beſchloß Sir Arthur Wellesley, nach

Spanien vorzugehen und die Sachen, wo möglich, in der Nähe von Madrid zur Entſcheidung zu bringen: ein Unternehmen, deſſen Erfolg um ſo ſicherer ſchien, weil General Cueſta, welcher das Heer von Eſtremadura befehligte, mitwirken ſollte.

Das brittiſch-portugieſiſche Heer hatte ſeit 14 Tagen geraſtet, als es die Ufer des Tajo verließ, um in Gemeinſchaft mit den Truppen unter Cueſta nach der Hauptſtadt Spaniens vorzudringen. Dieſer Marſch war mit um ſo größeren Beſchwerden verbunden, weil die ſpaniſchen Behörden ihn nicht mit den nöthigen Transport- und Lebensmitteln unterſtützten. Den 20. Juli brachte jedoch Sir Arthur Wellesley ſeine Vereinigung mit dem General Cueſta zu Stande. Gemeinſchaftlich verjagten beide die franzöſiſche Vorhut aus Talavera de la Reyna; ſie zog ſich auf das Haupt-Corps zurück, welches auf dem linken Ufer der Alberche ſtand. Ein Angriff auf den Marſchall Victor, den Sir Wellesley in Vorſchlag brachte, mußte verſchoben werden, weil Cueſta's Pulvervorrath ausgegangen war. Nach einigen Hin- und Herzügen kam es den 26. Juli zu derjenigen Schlacht, welche die von Talavera de la Reyna genannt wird. Sie dauerte zwei Tage und endigte zuletzt ſo, daß beide Theile ſich für Sieger ausgeben konnten, ohne die Wahrheit zu verletzen. Einverſtanden iſt man darin geblieben, daß die Niederlage der Franzoſen ſehr vollſtändig geweſen ſein würde, wenn die ſchlechten Dienſte, welche Cueſta's Truppen leiſteten, dem Sieger erlaubt hätten, die errungenen Vortheile nach ihrem ganzen Umfange zu benutzen. Der Mangel an Lebensmitteln zwang den brittiſchen Obergeneral, über den Tajo zurück zu gehen. Was er geleiſtet hatte, wurde jedoch in ſeinem Vaterlande als ein, den brittiſchen Waffen zugewendeter Ruhm betrachtet; von dieſer Zeit an führte Sir Arthur den Titel eines Markis von Wellington und Barons von Talavera. Die nachtheiligen Folgen des geringen Beiſtandes

der Spanier blieben übrigens nicht aus; denn, während Wellington nach Portugal zurückging, wurde der ſpaniſche General Vanegas von Joſeph Bonaparte bei Almonacid, der engliſche General Wilſon von dem Marſchall Ney in den Engpäſſen von Baros geſchlagen (11. Auguſt). Drei Monate ſpäter (19. November) lieferte General Arezaga den Franzoſen unter Marſchall Mortier die letzte förmliche Schlacht bei Ocaña; ſie endigte ſich mit einer gänzlichen Auflöſung des ſpaniſchen Heeres und bahnte den Franzoſen den Weg nach Andaluſien.

So endigte das Jahr 1809 für die pyrenäiſche Halbinſel.

Nach der Schlacht bei Ocaña, in welcher nicht weniger als 20000 Spanier gefangen genommen wurden, beredete ſich Napoleon, daß die Eroberung der Halbinſel ohne ſeine perſönliche Mitwirkung vollendet werden könne. Demgemäß übertrug er die Vertreibung der Engländer dem zum Prinzen von Eßling erhobenen Marſchall Maſſena; und um gleichzeitig das ſüdliche Spanien zu unterwerfen, ſtellte er den Marſchall Soult, Herzog von Dalmatien, an die Spitze derjenigen Armee, welche Andaluſien zu erobern beſtimmt war und eben deswegen auch die Benennung dieſes Königreichs führte.

Die letztere ſetzte ſich zu Anfang des Jahres 1810 zuerſt in Bewegung. Der Marſch durch die Sierra Morena war das Werk weniger Stunden; und da man im Vorgehen auf keinen Widerſtand ſtieß, ſo gewann es das Anſehn, als ob die Meinung der Spanier durch die im Laufe des abgewichenen Jahres erlebten Unfälle weſentlich verändert ſei. Die Miniſter, welche den König Joſeph begleiteten, benutzten jede Gelegenheit, ihren Einfluß zum Beſten der Andaluſier geltend zu machen; ſie waren es, welche den Städten Jaen, Granada, Cordoba u. ſ. w. die Schreckniſſe einer Belagerung oder eines Sturmes erſparten. Sevilla, die ihm bevorſtehende Gefahr nach ihrem ganzen Umfange erkennend, öffnete ſeine Thore auf die

erſte Aufforderung. Die Central-Junta, welche ſich, nach der Eroberung der Hauptſtadt, am Schluſſe des Jahres 1808 nach Sevilla zurückgezogen hatte, rettete ſich unter dieſen Umſtänden nach Cadiz, wo ſie von jetzt an ihren Sitz aufſchlug. Sie nahm nunmehr die Form einer aus fünf Mitgliedern beſtehenden Regentſchaft an, und berief, in dieſer Eigenſchaft, die außerordentlichen Cortes nach Cadiz, bei deren Wahl jedoch die früher üblichen Formen von ihr gänzlich beſeitigt wurden, indem, ihrer Vorſchrift gemäß, die Abgeordneten nicht aus den Ständen der Geiſtlichkeit, des hohen Adels und der großen Städte, ſondern aus der ganzen Volksmaſſe gewählt werden ſollten. So wurde der Grund zu jener Verfaſſungsurkunde gelegt, welche ſpäter als die Urſache der heftigſten Unruhen fortwirkte. Die Übergabe Sevilla's erfolgte den 1. Februar. Das franzöſiſche Heer folgte der Central-Junta nach Cadiz, und dem Marſchall Victor, Herzog von Belluno, wurde der Auftrag ertheilt, dieſe ſo vortheilhaft gelegene Seeſtadt, welche auf der Landſeite von 20000 Mann, von der Seeſeite durch 25 Linienſchiffe vertheidigt wurde, zu belagern oder vielmehr zu blockiren. Der König Joſeph ging hierauf nach Madrid zurück, und ſpätere Ereigniſſe entſchieden über den Erfolg der Eroberungsverſuche, welche Victor machte.

Der Feldzug gegen die Engländer in Portugal wurde, den Anordnungen Napoleons gemäß, im Mai eröffnet. In den erſten Tagen dieſes Monats trat Maſſena an die Spitze eines 70000 Mann ſtarken Heeres, deſſen letzter Zweck die Wiedereroberung Liſſabons war. Unter Maſſena's Oberbefehl ſtanden die Marſchälle Ney und Junot, der General Reynier und der General Montbrun als Anführer der geſammten Reiterei. Der Anfang wurde mit Belagerungen gemacht, und in dem Zeitraum vom 6. Mai bis zum 28. Auguſt ergaben ſich Aſtorga, Ciudad-Rodrigo und Almeida. Sobald nun die beiden Schlüſſel Portugals, auf der Grenze der Provinz Salamanka, in den Händen

des franzöſiſchen Obergenerals waren, rückte er gegen Lord Wellington an, der ſich ſehr langſam und unter Zerſtörungen zurückzog, zu welchen die Regentſchaft zu Liſſabon ihre Einwilligung gegeben hatte. Faſt die ganze Bevölkerung der Provinz Beira wurde von ihm nach dem Meeresgeſtade verſetzt. Als das franzöſiſche Heer vor Viſeu anlangte, erſtaunte es zum erſten Male über eine von allen ihren Bewohnern verlaſſene Stadt; nichts war zurückgeblieben, als einige krüppelhafte Kranke in dem Bürgerhospitale, von welchen man erfuhr, daß Lord Wellington die Flucht der Bürger erzwungen habe. Unter ſchwarzen Ahnungen und nicht geringen Beſchwerden ſetzte das Heer ſeinen Zug fort, bis es vor Buſaco auf die engliſch-portugieſiſche Armee ſtieß, welche in einer vortheilhaften, die Stadt Coimbra deckenden Stellung war. Zwei Tage wurde um dieſe Stellung geſtritten, in welcher ſich Lord Wellington noch länger vertheidigt haben würde, wenn die Franzoſen nicht mit Hülfe eingefangener Portugieſen den Weg entdeckt hätten, der, mit Umgehung der Berge, nach Coimbra führt. Jetzt in Gefahr, umzingelt zu werden, zog Lord Wellington ſich auf Liſſabon in die Linien von Torres Vedras zurück, wo er ſich leicht gegen jeden noch ſo ſtarken Angriff vertheidigen konnte. Zwiſchen dem Tajo und dem Ocean wollte alſo der brittiſche Oberfeldherr den Kampf mit dem Fürſten von Esling beſtehen. Der rechte Flügel des engliſch-portugieſiſchen Heeres ſtand bei Villa Franca und lehnte ſich bei Ahuſera an den Tajo, auf welchem die brittiſche Seemacht zum Vortheil des Heeres wirkte; der Mittelpunkt befand ſich zu Sobral; den linken Flügel deckten mehrere Linien von Verſchanzungen bei Torres Vedras. Die Zahl der Engländer wurde um dieſe Zeit auf 25000 Mann angegeben; die Linien-Armee der Portugieſen belief ſich auf 35000, und das Inſurgenten-Corps des Markis la Romana, der ſich an Lord Wellington angeſchloſſen hatte, betrug 10000 Mann.

Wer möchte glauben, daß es dem Prinzen von Esling an dem guten Willen gefehlt habe, nach Liſſabon vorzubringen? Nur der Gedanke, in dieſem Unternehmen gänzlich zu ſcheitern, konnte ihn zurückhalten. Vier Monate lang verweilte er, zur größten Plage des Landes, in ſeiner Stellung. Als endlich, wegen gänzlichen Mangels an Lebensmitteln, der Rückzug unvermeidlich geworden war, gelang dieſer nur dadurch, daß Ney ihn deckte. Das franzöſiſche Heer war bereits ſo geſchwächt, daß Maſſena es nicht einmal wagen durfte, die Feſtung Almeida zu vertheidigen. Nichts blieb ihm übrig, als dem Kommandanten derſelben den Befehl zukommen zu laſſen, daß er die Feſtungswerke in die Luft ſprengen und ſich mit der Beſatzung retten möchte. Brennier — dies war der Name des Kommandanten — vollzog dieſen Befehl in der Nacht vom 10. auf den 11. Mai 1811; aber von der 1800 Mann ſtarken Beſatzung kam nur die Hälfte bei dem Heere an.

Der Feldzug in Portugal konnte nicht fehlſchlagen, ohne den unbefeſtigten Thron des Königs Joſeph aufs Stärkſte zu erſchüttern. Für den Augenblick wurde er dadurch gerettet, daß Marſchall Soult ſich der Feſtung Badajoz zu einer Zeit bemächtigt hatte, wo Lord Wellington ſich noch anſchickte, die Linien von Torres Vedras zu verlaſſen, um Maſſena'n zu verfolgen. Da der Beſitz dieſer Feſtung für den brittiſchen Oberfeldherrn von großer Wichtigkeit war: ſo traf er, nach der Vertreibung der Franzoſen aus Portugal, zwar Anſtalten zur Belagerung von Badajoz, ging aber nach dem Innern Portugals zurück, ſobald Marſchall Marmont, an Maſſena's Stelle, den Oberbefehl über die franzöſiſche Nord-Armee übernommen und ſich an Soult angeſchloſſen hatte. Eine noch wirkſamere Stütze des wankenden Thrones war der General Süchet als Eroberer von Tortoſa und Tarragona: Feſtungen, von welchen jene (1. Januar) durch Kapitulation, dieſe, nach langem Widerſtande (19. Auguſt) durch Sturm genommen wurde.

Auf gleiche Weiſe wurde auch Monſerrat durch Suchet erſtürmt, der, nachdem er (29. October) die Generale Blake und Odonel bei Murviedro (dem alten Sagunt) aufs Haupt geſchlagen hatte, ſich ſpäter auch Valencia's bemächtigte und Alikante bedrohete. Was jedoch auch durch gewonnene Schlachten und durch gelungene Eroberungen für die Unterwerfung der Spanier geleiſtet werden mochte: alle dieſe Vortheile gingen dadurch wieder verloren, daß Napoleon in den nördlichen Provinzen Spaniens Militär-Regierungen errichtet hatte, welche berechtigt waren, aus dieſen Ländern nicht bloß das zu ziehen, was für den Sold, die Bekleidung und den Unterhalt des Soldaten nöthig war, ſondern auch alles, was das Material der Armee in Stellung von Pferden, Ausbeſſerung und Vermehrung des Geſchützes u. ſ. w. anging. Napoleon verfolgte dies Syſtem mit ſo viel Standhaftigkeit, daß ſelbſt in denjenigen Provinzen, wo die Militär-Verwaltung weder eingeführt, noch offen erklärt war, ſeine Generale, ganz nach ihrem Belieben, und ohne irgend einem Andern als dem Kaiſer ſelbſt darüber Rechenſchaft abzulegen, über alle Hülfsquellen des Landes verfügten. Die natürliche Folge davon war keine andere, als daß von der königlichen Autorität, welche Joſeph auszuüben beſtimmt war, kaum ein Schatten übrig blieb; dieſem unglücklichen Könige fehlte nicht ſelten das Nothwendigſte, weil die Million Franken, die ihm für jeden Monat zugeſichert war, nur allzu unregelmäßig gezahlt wurde. In den Köpfen der Spanier entwickelte ſich hierüber der Gedanke, daß Napoleon damit umgehe, die nördlichen Provinzen Spaniens (vielleicht ſogar noch einige andere, wenn das Schickſal ſich günſtig zeigte) dem franzöſiſchen Reiche einzuverleiben; und dieſer Gedanke vermehrte die Erbitterung in einem ſo hohen Grade, daß alle Gemeinen, welche nicht unter der unmittelbaren Aufſicht der bewaffneten Macht ſtanden, ſich förmlich für Feinde erklärten und mit Ungeduld den Augenblick erwarteten,

wo ſie ſich als ſolche beweiſen könnten. Auf dieſe Weiſe handelte Napoleon ſeinen eigenen Zwecken entgegen: auf dieſe Weiſe war er der wahre Urheber der Guerillas, d. h. jener Banden, welche, unter ſelbſt gewählter Anführern, die Landſtraßen unſicher machten, die Zufuhren abſchnitten, die Eilboten auffingen und zuletzt mit ungemeiner Kühnheit ſogar in Frankreich eindrangen, um einzelne Städte und Dörfer zu brandſchatzen.

Sich zum Gebieter über Spanien und Indien zu machen: dies war der Gedanke, von welchem er bei ſeinen erſten Einwirkungen auf die pyrenäiſche Halbinſel ausgegangen war. Das Fantaſtiſche dieſes Gedankens bewährte ſich zuerſt im Jahre 1810 durch den Abfall der transatlantiſchen Kolonien. Buenos-Ayres machte den Anfang: um die Herrſchaft der neuen Regierung von Cadiz nicht anzuerkennen, ſetzte es den Vice-König Don Francisco Cisneros ab, und ſchuf eine Junta ſuprema, wiewohl jetzt noch im Namen Ferdinands VII. Carracas und die ganze Provinz von Venezuela hielten den Augenblick für gekommen, wo man mehr wagen dürfe und erklärten ihre Unabhängigkeit. Weſt-Florida, ein langes ſchmales Küſtenland am merikaniſchen Meerbuſen, blieb nicht zurück. Meriko ſelbſt hielt ſich zum Abfall berechtigt, als von Seiten des Königs Joſeph an ſämmtliche Spanier Amerika's der Rath erging: „daß ſie, anſtatt den Einlispelungen einer rebelliſchen General-Junta in Cadiz, oder der Leitung blutdürſtiger Engländer zu folgen, ſich lieber, als gute und liebende Brüder, zu einem Ganzen vereinigen und ſich für unabhängig erklären möchten." König Joſeph hatte freilich, als er dieſe Worte ſprach, nichts zu gewinnen oder zu verlieren durch den Abfall der Kolonien; merkwürdig aber bleibt es, daß dieſer Abfall in demſelben Jahre begann, wo alles darauf abzielte, ſich der Seeſtädte Liſſabon und Cadiz zu bemächtigen. So wenig entſprechen die Wirkungen den Abſichten der Menſchen, wenn dieſe nur eigenſüchtig

ſind; und ſo erfolgen die größten Weltbegebenheiten, wenn alles für ihren Eintritt vorbereitet iſt.

Obwohl zu Anfang des Jahres 1812 ganz Spanien bis auf Alikante und Cadiz erobert war: ſo blieb doch nichts zweifelhafter, als die Herrſchaft Napoleons in dieſem Lande; denn ſie fand ihr Gegengewicht in dem feſten und unerſchütterlichen Willen der ſpaniſchen Nation, das ihr aufgedrungene Joch auf jede noch ſo große Gefahr zu zerbrechen. Die ewigen Quälereien des franzöſiſchen Soldaten, verbunden mit den Mißbräuchen einer Militär-Verwaltung, die jede Schonung aus der Acht ließ, unterhielten einen Unwillen, welcher nach Entſcheidung lechzte. Die Kriſis, welche den Foltern einer ſo traurigen Lage ein Ende machte, trat zwar, wie wir weiter unten ſehen werden, während des ruſſiſchen Feldzugs ein; und was nicht geleugnet werden kann, iſt, daß ſie dadurch erleichtert wurde. Allein dieſe Erleichterung hätte wegfallen können, ohne daß die Befreiung der Halbinſel deshalb weniger erfolgt ſein würde; denn alle Gewalt löſet ſich in Schwäche auf, ſobald ſie anhaltend gegen die ſittliche Natur des Menſchen und der menſchlichen Geſellſchaft gerichtet iſt . . .

Dies zuſammengenommen waren die Hauptbegebenheiten der europäiſchen Welt während der Jahre 1810 und 1811. Faſt unnöthig iſt, zu ſagen, daß nichts feſt ſtand, nichts geſichert war. Ohne die allgemeine Furcht, welche Napoleon eingeflößt hatte, würde das Föderativ-Syſtem, das die Grundlage ſeiner politiſchen Größe bildete, jeden Augenblick aus ſeinen Fugen gewichen ſein. Bei der bevorſtehenden Kriſis war alſo die Hauptaufgabe, nichts zu übereilen. Weſentlich ruhete Europa's Rettung auf zwei Männern, welche, ihrem Charakter nach, in dieſer verhängnißvollen Periode noch wenig gekannt waren: der eine war der Kronprinz von Schweden; der andere der preußiſche Staatskanzler, Freiherr von Hardenberg. Wir

deuten dies jetzt nur an; den Beweis werden die nächſten Kapitel liefern . . .

Mitten unter dieſen Bewegungen erfolgte den 20. März 1811 die Niederkunft der Gemahlin Napoleons. Sie genas von einem Prinzen, der, ſchon vor ſeiner Geburt, als König von Rom bezeichnet war. Sein Eintritt in die Welt wurde als ein Unterpfand für die Fortdauer der vierten franzöſiſchen Dynaſtie betrachtet. Es unterblieb daher auch nichts, was dazu beitragen konnte, den Werth dieſes Unterpfandes zu heben. Der Reichs-Erzkanzler mußte bei der Niederkunft der Kaiſerin zugegen ſein, und das in ſeiner Gegenwart durch den Sekretär der kaiſerlichen Familie, Grafen Regnault de St. Jean d'Angeli, aufgeſetzte Geburts-Protokol wurde von dem Großherzog von Würzburg und dem Prinzen Eugen Napoleon, Vice-König von Italien, unterzeichnet, worauf der Kaiſer und alle anweſenden Mitglieder der kaiſerlichen Familie es gleichfalls mit ihrer Unterſchrift verſahen. Kaiſerliche Pagen überbrachten die frohe Botſchaft an den franzöſiſchen und an den italieniſchen Senat, ſo wie an die Municipalitäts-Corps von Paris, Mailand und Rom.*) Durch den Groß-Ceremonien-Meiſter wurde ſie den Botſchaftern und fremden Miniſtern am franzöſiſchen Hofe, durch den Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten den Botſchaftern und Miniſtern des Kaiſers an den fremden Höfen, durch den Miniſter des Innern den ſämmtlichen Präfekten, durch den Kriegs- und Marine-Miniſter den Feſtungen und Flotten und durch den General-Major des Kaiſers den Armeen mitgetheilt. Die Vortaufe verrichtete der Kardinal Feſch, und da ein König der Gegen-

*) An der Spitze des Pariſer Municipalitäts-Corps ſtand in dieſer Zeit Herr Bellart, und auf ſeinen Antrag wurde dem kaiſerlichen Pagen, der die frohe Botſchaft überbrachte, ein jährliches Einkommen von 10000 Franken zugeſichert. Drei Jahre ſpäter war eben dieſer Bellart einer von den erſten, die Napoleons Abſetzung ausſprachen.

ſtand derſelben war, ſo durfte es nicht befremden, daß der Marſchall Moncey, Herzog von Conegliano, den Zipfel des königlichen Mantels trug und daß der Prinz, unmittelbar nach erhaltener Taufe, mit dem Bande der Ehrenlegion und dem Orden der eiſernen Krone geſchmückt wurde. Zwei Tage darauf nahm der Kaiſer die Glückwünſche des Senats, des Staatsraths und der übrigen Staatsbehörden an. Alle dieſe Corps brachten hierauf dem Könige von Rom ihre Huldigungen dar, eingeführt von dem Ceremonien-Meiſter, der ſie nach einander dem Neugeborenen, ſo wie er unter einem Thronhimmel in der Wiege lag, vorſtellte. Selbſt Reden wurden bei dieſer Gelegenheit gehalten, auf welche die Gräfin von Montesquiou, als Gouvernante der Kinder Frankreichs, antwortete. Bald darauf fanden ſich aus allen größeren Städten des Reichs glückwünſchende Abgeordnete ein. Mit dieſen wetteiferten Deutſchlands Fürſten; und damit die ganze Welt Frankreichs Freude über die glückliche Geburt des römiſchen Königs theilen möchte, veranſtalteten die kaiſerlichen Botſchafter und Miniſter in allen Hauptſtädten Feſte zur Feier dieſer Geburt. Zu der feierlichen Taufe des römiſchen Königs, welche bis zum 9. Juni verſchoben blieb, mußten ſich (wahrſcheinlich in Kraft des Familien-Geſetzes von 1806 und des Föderativ-Syſtems) ſämmtliche Mitglieder der kaiſerlichen Familie in Paris verſammeln; doch fehlten der Senator Lucian Bonaparte, der ſeit dem Sommer des abgewichenen Jahres ſich von Rom erſt nach Malta und von da nach England begeben hatte, und Ludwig Napoleon, ehemaliger König von Holland, der zu Grätz blieb. Die feierlichere Taufe wurde in der Metropolitan-Kirche vollzogen, wo der Prinz die Namen: Napoleon Franz Karl Joſeph erhielt. Ein feierliches Te Deum machte den Beſchluß dieſer prunkvollen Ceremonie. Das Tauffeſt, das die Stadt Paris zur Anerkennung der Ehre, daß der kaiſerliche Prinz in ihren Ringmauern geboren war, gab, erwiederte

der Kaiser durch Luſtbarkeiten, die er nicht lange darauf zu St. Cloud veranſtaltete: Luſtbarkeiten, an welchen, wie verſichert worden iſt, nicht weniger als 200,000 Menſchen Theil nahmen. Dem ganzen Lärm, der über die Geburt des kaiſerlichen Prinzen gemacht wurde, lag übrigens nichts weiter zum Grunde, als der Wunſch, die Täuſchung hervorzubringen, als ob das Geſchlecht der Napoleoniden ſich von Seiten des Herrſcherrechts jedem andern Fürſtengeſchlechte, wäre es auch noch ſo alt, gleich ſetzen dürfe. Napoleon glaubte, mit der Denk- und Empfindungsweiſe ſeines Jahrhunderts ſpielen zu können; und man darf hinzufügen, daß ſein Untergang durch nichts noch mehr beſchleunigt worden iſt, als durch dieſen Wahn.

Gedrückt von der Unthätigkeit, zu welcher ſein Feldherrn-Talent ſeit faſt zwei Jahren verurtheilt war, geängſtigt zugleich von der Maxime, „daß eine neue Regierung in Erſtaunen ſetzen muß, wenn ſie ſich behaupten will," traf der franzöſiſche Kaiſer mitten unter dieſen Feſtlichkeiten die ernſtlichſten Anſtalten zu dem ewig denkwürdigen Kriege, welcher im folgenden Jahre zum Ausbruch kam. Nicht genug, daß die Beſatzungen Stettins und Danzigs verſtärkt und Kriegsvorräthe in dieſen beiden Feſtungen angehäuft wurden, erhielten auch die Bewohner des Herzogthums Warſchau den Antrieb zu neuen Rüſtungen. Dieſe Maßregeln zu beſchönigen, wurde ausgeſprengt, ſie ſeien gegen England gerichtet, das eine Landung auf der Oſtſeeküſte beabſichtige; doch dieſe Täuſchung fand keinen Eingang, weil man ſich nicht verblenden konnte gegen die Abänderungen, welche Frankreichs Verhältniß zu Rußland ſeit dem Jahre 1809, vorzüglich aber ſeit der Vermählung einer öſterreichiſchen Erzherzogin mit dem Kaiſer der Franzoſen, erfahren hatte. Vor allem faßte man den Tarif von Trianon ins Auge, der ein bloßes Phantom war und blieb, ſo lange er nicht von allen Mächten des feſten Landes unterſtützt wurde, und den Rußland nicht unterſtützen

konnte, ohne, auf der einen Seite, ſeiner Würde zu entſagen und ohne, auf der andern, ſeinen Fortſchritten in der Kultur auf eine nicht zu berechnende Zeit zu ſchaden. Man ſah alſo ein neues Gewitter am politiſchen Horizont ſich heraufwälzen; und man ſah es nicht ohne große Befürchtungen, weil es Entſcheidung bringen zu müſſen ſchien. Die eigentlichen Urſachen des nahen Krieges wird das nächſte Kapitel entwickeln.

Eilftes Kapitel.

Napoleons Feldzug in Rußland.

Zwar hatte Rußlands Kaiſer gegen die am 18. Februar 1811 erfolgte Einverleibung des Herzogthums Oldenburg in das franzöſiſche Reichsgebiet proteſtirt; allein aus dieſem Einſpruch würde ſich ſchwerlich ein Krieg entwickelt haben, wenn dieſer nicht durch andere Urſachen herbeigeführt worden wäre. Die hauptſächlichſte von allen war das Continental-Syſtem in der Ausbildung, welche daſſelbe durch das Dekret von Trianon erhalten hatte. Rußland konnte ſich dieſem Dekret nicht unterwerfen, ohne allem Handel zu entſagen; und indem es, im Vertrauen auf ſeine Stärke, der Vorſchrift Napoleons trotzte, mußte dieſer ſich um ſo mehr gereizt fühlen, weil er in dem Dekret von Trianon im Grunde nichts weiter beabſichtigt hatte, als den Allein-verkauf des Zuckers und Kaffees, ſo wie aller der Kolonial-Waaren, welche der europäiſchen Geſellſchaft zum Bedürfniß geworden waren. Vielleicht verhehlte er ſich nicht, daß er ſeine ganze Schöpfung (das Föderativ-Syſtem) dadurch in die äußerſte Gefahr brachte; allein es war nun einmal dahin gekommen, daß er ſich auf ſeiner Schwindel erregenden Höhe nur dadurch behaupten konnte, daß er ſich auch den Eingebungen der Verzweiflung nicht verſagte. Irgend etwas mußte im Jahre 1812 geſchehen, wodurch er (um den üblichen Ausdruck beizubehalten) „neuen Glanz" verbreitete; das Einzige aber, was ihm noch übrig blieb,

war ein Krieg gegen Rußland. Eigentlich war alſo dieſer Krieg eine perſönliche Angelegenheit Napoleons; und welche Gefahren damit auch verbunden ſein mochten, ſo durften dieſe doch nicht abſchrecken von einem Unternehmen, bei welchem alles darauf berechnet war, daß die Welt den franzöſiſchen Kaiſer nach dem ganzen Umfange ſeiner Macht kennen lernen ſollte.

Den bevorſtehenden Krieg in dem Urtheil des franzöſiſchen Volks zu rechtfertigen, hielt Napoleon für nöthig, auf den bisher aus der Acht gelaſſenen 18. Artikel des Utrechter Friedensſchluſſes zurückzugehen, weil in demſelben ſtipulirt war: „daß alle und jede Unterthanen Frankreichs und Großbritanniens ihre Schifffahrt in völliger Freiheit und Sicherheit ſollten betreiben können, ohne Unterſchied der Eigenthümer der Waaren, womit die Schiffe befrachtet wären, aus welchem Hafen es auch ſei, u. ſ. w.“ Alles, was hierdurch bewieſen wurde, war, daß Englands Seegeſetze nicht zu allen Zeiten dieſelben geweſen waren; und da den Franzoſen dies nicht unbekannt war, ſo vernahmen ſie das, was daran geknüpft wurde, mit derjenigen Gleichgültigkeit, die ihnen eigen geworden war, ſeitdem ihr Kaiſer ſie in willenloſe Werkzeuge verwandelt hatte. Sie waren nur noch begierig zu erfahren, ob und wie Napoleon ſich aus dem neuen Strudel retten würde, in welchen er ſich zu ſtürzen entſchloſſen war.

So wie der Zeitpunkt näher rückte, wo es mit Rußland zu einem öffentlichen Bruch kommen mußte, entſtand für Napoleon die Frage, wie er Preußen zu behandeln habe. Die Umſtände hatten ſich ſeit dem Jahre 1806 ſo weſentlich verändert, daß ihm alles daran gelegen ſein mußte, in Friedrich Wilhelm III. einen Bundesgenoſſen zu finden. Nichts deſto weniger nahm er die Miene an, als ob ihm dies vollkommen gleichgültig ſei. Die Abſicht, die er hierbei verfolgte, war keine andere, als das preußiſche Kabinet zu den größten Opfern geneigt zu machen; und

um dieſe Abſicht deſto ſicherer zu erreichen, verſchmähte er ſelbſt den Kunſtgriff nicht, das ſächſiſche Heer im Herbſt des Jahres 1811 eine ſolche Stellung nehmen zu laſſen, wodurch Preußen ſich nur beunruhigt fühlen konnte. Am Tage lag jedoch, daß Preußen das Recht verloren hatte, ſich zum Stützpunkt Rußlands gegen Frankreich zu machen; und von dieſem Gedanken, als dem einzig richtigen unter den vorwaltenden Umſtänden, geleitet, bewilligte die Regierung alles, was ſie nicht verſagen konnte, ohne ein grenzenloſes Elend über das Land zu bringen.

Es wurde alſo den 24. Februar zu Paris zwiſchen dem Herzog von Baſſano und dem General von Kruſemark ein Haupt=Traktat geſchloſſen, nach deſſen offenen Artikeln von nichts weiter die Rede war, als von einem Defenſiv=Bündniß, während die geheimen Artikel dies Bündniß für offenſiv erklärten, wiewohl mit der Beſchränkung, daß Preußen weder jenſeits der Pyrenäen, noch in Italien, noch gegen die Türken ein Contingent zu ſtellen habe. Dieſem Haupt=Traktate ſchloſſen ſich drei Conventionen an, die nur allzu läſtig waren. In der erſten wurde feſtgeſetzt, daß Preußen, auf den Fall eines Krieges zwiſchen Frankreich und Rußland, ein Contingent von 20000 Mann, namentlich 14000 Mann Fußvolk, 4000 Mann Reiterei und 2000 Artilleriſten nebſt 60 Kanonen mit doppelter Proviſion und einem hinlänglichen Fuhrweſen, um Lebensmittel für 10 bis 20 Tage fortſchaffen zu können, ſtellen ſollte. Nächſtdem ſollte die Beſatzung von Kolberg aus 4000 Maun beſtehen, um nöthigen Falls Entſendungen zur Vertheidigung der Küſte zu liefern, die ſchleſiſchen Feſtungen mit einem Armee=Corps von 10000 Mann, die Feſtung Spandau aber nur mit 3000 Mann beſetzt werden. Hinſichtlich der Garniſon von Potsdam geſtattete Napoleon, daß ſie auf den Fall, wenn der König ſeine Reſidenz daſelbſt nähme, ſich auf 3000 Mann belaufen könnte. Mit Ausnahme von Oberſchleſien, der

Grafſchaft Glatz und den Fürſtenthümern Breslau, Öls und Brieg, ſollten die franzöſiſchen Truppen durch alle preußiſche Provinzen ziehen und dieſelben beſetzen dürfen. In Anſehung der Oder-Feſtungen kam man überein, daß die Unterhaltungskoſten der Garniſonen und die Verpflegung der Plätze ſelbſt, für Glogau vom Tage der Unterzeichnung des Traktats, für Stettin und Küſtrin aber von dem Tage an, wo der König von Preußen die wegen Abtragung der Contribution übernommenen Verbindlichkeiten erfüllt haben würde, von dem Kaiſer der Franzoſen beſtritten werden ſollten. Dies waren nicht die einzigen Artikel der erſten Convention; alle aber athmeten in gleichem Grade Mißtrauen und Bedrückung. Die beiden anderen Conventionen bezogen ſich auf die Summen, welche Preußen noch an Frankreich zu zahlen hatte und auf die Lieferungen, welche es machen ſollte. Im Fall, daß der Betrag der letzteren Preußens Schuld überſteigen ſollte, verſprach Napoleon, den Überſchuß baar zu bezahlen; die Knickerei des Kaiſers der Franzoſen ging aber ſo weit, daß, indem er die Bezahlung der rückſtändigen Contribution für die Dauer des Krieges mit Rußland verſchob, es ſich gleichwohl ausbedung, daß die Zinſen derſelben dem Könige von Preußen zur Laſt fallen ſollten. Liefern ſollte Preußen an die franzöſiſchen Magazine: 1) jeden Monat, viertelweiſe, 200,000 Centner Roggen, 24000 Centner Reis und trockenes Gemüſe, 2,000000 Flaſchen Branntwein und eben ſo viel Flaſchen Bier; ferner, von Monat zu Monat, achtelweiſe, 400,000 Centner Weizen, 650,000 Centner Heu, 350,000 Centner Stroh, 600,000 Centner Hafer; ferner, von Monat zu Monat, achtelweiſe, 44000 Ochſen, von welchen 600 Zugochſen für Danzig beſtimmt waren; 2) von Monat zu Monat, viertelweiſe, 15000 Pferde, von welchen 6000 für die leichte Reiterei und das Militär-Fuhrweſen gebraucht werden ſollten; 3) von Monat zu Monat, 600,000 Pfund Pulver und 300,000 Pfund Blei; 4) zum

Transport der Armee 3600 beſpannte Wagen nebſt ihren Fuhrleuten u. ſ. w.

Um einen ſo theuren Preis ſah Preußen ſich genöthigt, Frankreichs Allianz zu erkaufen.

Nicht beſſer ſollte Schweden behandelt werden; doch entſprach der Erfolg den Erwartungen Napoleons in dieſer Beziehung nur allzu ſchlecht. Den 28. Januar 1812 rückten, ganz unerwartet, 15 bis 20000 Franzoſen, begleitet von einem Schwarm Mauthbeamten, unter den Befehlen des Generals Friand in Schwediſch-Pommern ein, das ſie beſetzten, ohne eine feindſelige Abſicht einzugeſtehen. Die Vorausſetzung bei dieſem Überfall war eine doppelte; nämlich einmal, daß ſich in Stralſund große Vorräthe von Kolonial-Waaren finden laſſen würden, und zweitens, daß die ſchwediſche Regierung, um im Beſitz dieſer deutſchen Provinz zu bleiben, einen Bund mit Frankreich nachſuchen würde. Weder das Eine noch das Andere war der Fall; Schweden erklärte ſich vielmehr für neutral. Als nun Napoleon ſah, daß ſeine Abſicht verfehlt war, trat er ſelbſt mit dem Antrag hervor, daß er nicht nur Schwediſch-Pommern zurückgeben, ſondern auch den ruſſiſchen Kaiſer zur Wiederabtretung Finlands an Schweden zwingen wolle, wenn Karl XIII. ein Heer von 30000 Mann gegen Rußland auszurüſten ſich entſchließen könnte. Das ſchwediſche Kabinet lehnte dieſen Antrag ab, und näherte ſich dagegen dem ruſſiſchen Kaiſer, mit welchem es ſchon den 5. April einen Allianz-Traktat ſchloß, der gegen Frankreich gerichtet war. Zwar blieb dieſer Traktat für die nächſte Zukunft ohne Wirkung, weil der ruſſiſche Kaiſer ſeine in Finland befindlichen Truppen nicht zu Diverſionen verwenden konnte; allein dieſer erſte Entwurf zu einer neuen Coalition gegen Frankreich blieb deshalb nicht ohne Erfolg: denn im Laufe der nächſten Monate ſöhnte Karl XIII. ſich mit England förmlich aus und den 19. Juli wurde zu Örebro ein Frie-

dens=Traktat geſchloſſen, worin ſich beide Mächte über ein Defenſiv=Bündniß einigten.

Beſſer gelang es dem franzöſiſchen Kaiſer mit Öſterreich, das in einem Allianz=Traktat die Verbindlichkeit übernahm, Napoleons großes Unternehmen wider Rußland mit 24000 Mann Fußvolk, 6000 Mann Reiterei und 60 Kanonen zu unterſtützen; wogegen Napoleon bewilligte, daß dieſes Corps unabhängig operiren durfte. In Separat-Artikeln wurde dem Kaiſer von Öſterreich, auf den Fall einer Wiederherſtellung Polens, Gallizien geſichert; und wenn er es angemeſſen finden ſollte, einen Theil Galliziens an Polen abzutreten, um die illyriſchen Provinzen dagegen einzutauſchen, ſo machte ſich der franzöſiſche Kaiſer zum Voraus verbindlich, in dieſen Tauſch einzuwilligen, wobei noch feſtgeſetzt wurde, daß die Schätzung der auszutauſchenden Gegenſtände nicht ſowohl nach dem Flächeninhalt, als vielmehr nach dem reellen Werthe derſelben erfolgen ſollte. Nach einem beſondern Artikel des Allianz=Traktats mit Öſterreich ſollte die Pforte zum Beitritt eingeladen werden.

Um den Erfolg des Krieges gegen Rußland und England noch von einer andern Seite zu ſichern, war Napoleon nur allzu ſehr darauf bedacht, die nordamerikaniſchen Freiſtaaten in einen Krieg mit England zu verwickeln. Ungeſtörter Handel war der einzige Wunſch dieſer Staaten; da aber dieſer Wunſch, vermöge des Eigenſinns, womit Napoleon jede Neutralität verwarf, nicht befriedigt werden konnte: ſo blieb es bei der Non=Intercourſe=Akte, kraft welcher die amerikaniſchen Häfen ſowohl den Engländern, als den Franzoſen verſchloſſen bleiben ſollten, bis im Jahre 1811 eine neue Präſidenten=Wahl, welche Herrn Madiſon an Jefferſon's Stelle brachte, Anſichten und Grundſätze veränderte. Die Freiſtaaten, unabläſſig von Frankreich bearbeitet, erklärten ſich bald dahin, daß ſie es mit Demjenigen halten würden, der ſeine beſchränkenden Geſetze zurücknähme; und da nun England darauf beſtand, daß

ſeine Kabinets=Befehle nur die Folgen der Dekrete von Berlin und Mailand wären, und daß es folglich nicht den Anfang mit Zurücknahme machen könne: ſo zerſchnitt Frankreich, um zu ſeinem Endzweck zu gelangen, den Knoten dadurch, daß es ſeine Dekrete von Berlin und Mailand — nicht für Europa, ſondern für die amerikaniſchen Freiſtaaten zurücknahm. Und ſo blieb dieſen nichts anderes übrig, als England gegen ihren Vortheil den Krieg zu erklären.

So war denn ganz Mittel=Europa, unterſtützt von den nordamerikaniſchen Freiſtaaten, in Bewegung gebracht, um einen Streit zu erledigen, deſſen Gegenſtand nur dem Vorwande nach die Aufrechthaltung des Continental=Syſtems war, während es ſich eigentlich um die Frage handelte, ob es in der europäiſchen Welt, außer der Autorität Napoleons, noch eine zweite geben dürfe. Alexander wollte in ſeinem unermeßlichen Reiche unabhängig bleiben; dies war der einzige Vorwurf, der ihm gemacht werden konnte. Und doch reichte dieſer Vorwurf hin, um ihm einen Kampf auf Leben und Tod anzubieten. So weit war es alſo mit Napoleons Ehrgeiz gekommen, daß er in allem, was neben ihm gelten wollte, nur eine Verdunkelung ſeines Glanzes ſah . . .

Die Allianz=Traktate und Conventionen, deren wir ſo eben gedacht haben, waren zum Theil noch nicht abgeſchloſſen oder ratifizirt, als franzöſiſche Armee=Corps ſich bereits in Bewegung ſetzten, um ſich den Grenzen Rußlands zu nähern. Ihr Einzug in das preußiſche Gebiet glich indeß bei weitem mehr einem feindlichen Einfall, als der Ankunft eines Verbündeten und Freundes. Ohne irgend eine vorhergegangene Anzeige rückte der Fürſt von Eckmühl (Marſchall Davouſt) von Hamburg her in Pommern, und nicht lange darauf der Herzog von Reggio (Marſchall Oudinot) von Magdeburg in die Marken ein. Ganz plötzlich ſah ſich die preußiſche Regierung von faſt 100,000 Mann umgeben, von welchen es zweifelhaft war, ob ſie als

Freunde oder als Feinde kämen. Nicht ungegründet war unſtreitig die Vorausſetzung, daß dies geſchehen ſei, um Friedrich Wilhelm III. wegen der letzten, zu Paris abgeſchloſſenen, aber noch nicht ratifizirten Conventionen keine Wahl zu laſſen; doch blieb noch die zweite Auslegung übrig, daß Napoleon, gewohnt, ſich als den allgemeinen Beherrſcher Europa's und ſeine Verbündeten als bloße Vaſallen zu betrachten, in ſeinem Verhältniß zu dem Könige von Preußen nicht von ſeinem hergebrachten Verfahren habe abweichen wollen. Nachdem Friedrich Wilhelm die ihm vorgelegte Convention genehmigt hatte, rückte der Marſchall Oudinot mit dem zweiten Armee-Corps in die Hauptſtadt ein, wo ſein monatlanger Aufenthalt den Beweis gab, daß der Überfall nicht, wie man hinterher glauben machen wollte, das Werk der Eile geweſen ſei. Wie viel Beſänftigendes nun auch in dem Benehmen des Marſchalls lag, ſo wurde Friedrich Wilhelm III. doch bald auf eine neue Probe der Langmuth und Nachgiebigkeit gebracht. In den Conventionen war der Feſtungen Spandau und Pillau nur mit Bezug auf die Garniſonen gedacht worden, die ſie erhalten ſollten. Dieſen Umſtand benutzend, forderte Napoleon nachträglich dieſe Feſtungen als Waffenplätze, die ihm unentbehrlich wären; der Vorwand war, „daß er, obgleich gewohnt, von Sieg zu Sieg zu eilen, Maßregeln dieſer Art nie zu unterlaſſen pflege.“ Da die Hauptſtadt des Königreichs bereits in ſeinen Händen war, und Königsberg nach kurzer Zeit in ſeinē Hände kommen mußte: ſo würde es nur Mißtrauen angekündigt haben, wenn man ihm die genannten Feſtungen hätte vorenthalten wollen ... Als auch dies abgemacht war, zeigte ſich zwar in vielen anderen Fällen, wie wenig Schutz die abgeſchloſſenen Conventionen den Bewohnern der preußiſchen Staaten gewährten; doch verfolgen wir dies nicht weiter, um Raum für wichtigere Begebenheiten zu gewinnen.

Ehe Napoleon zum Heere abging, unterließ er nicht, ſolche Einrichtungen zu treffen, wodurch die Ruhe und Sicherheit des franzöſiſchen Staats auch während ſeiner Abweſenheit verbürgt wurde. In den letzten Monaten des abgewichenen Jahres war die Konſkription auf nicht weniger als 120,000 Mann feſtgeſtellt worden; doch nicht zufrieden mit dieſer faſt beiſpielloſen Ergänzung des Heeres, verordnete der Kaiſer die Errichtung eines dreifachen Bannes der Nationalgarden, der, wenn er nach ſeinem ganzen Umfange hätte zur Ausführung gebracht werden können, ganz Frankreich in eine Kaſerne verwandelt haben würde. Der Gedanke war, den erſten Bann aus allen den 20 bis 26 Jahr alten Perſonen männlichen Geſchlechts, welche bei den letzten ſechs in Thätigkeit geſetzten Klaſſen der Konſkription nicht zum Dienſt berufen worden, den zweiten aus allen tüchtigen Männern von 26 bis 40 Jahren, den dritten endlich aus allen waffenfähigen Leuten von 40 bis 60 Jahren beſtehen zu laſſen. Für den Augenblick beſchränkte man ſich auf die Bildung des erſten Bannes; und dazu wurden nicht weniger als 100,000 Mann gebraucht, die, indem ſie die Bewachung der ausgedehnten Küſten des Reichs, ſo wie der See-Arſenäle und Feſtungen übernahmen, die zum Aufgebot bereit ſtehende Mannſchaft in den Stand ſetzten, ſich, außerhalb des Reichs, allenthalben hinzubegeben, „wo,“ nach dem Ausdruck des Herzogs von Baſſano, „die engliſche Flagge und die übrigen entnationaliſirten und von engliſchen Kriegsſchiffen begleiteten Flaggen einlaufen würden.“ Der Senat billigte dieſe Maßregel des Kaiſers mit derſelben knechtlichen Geſinnung, die er bei früheren Gelegenheiten zur Schau getragen hatte, und der Kriegs-Miniſter Clarke ging ſogar ſo weit, die neue Einrichtung als eine ſolche zu rühmen, welche auf eine ausgezeichnete Weiſe erhaltend und national ſei, indem die Franzoſen bereit wären zu allen den Opfern, welche die Erkämpfung der Freiheit der Meere auflegten.

Am 9. Mai verließ Napoleon St. Cloud, um ſich zu ſeinem Heere zu begeben, das um dieſe Zeit ſich den Grenzen Rußlands näherte. Ihn begleitete ſeine Gemahlin bis Dresden, wo er den 16. anlangte. Hier war eine Zuſammenkunft mit dem Kaiſer von Öſterreich verabredet, der ſich mit ſeiner Gemahlin den 18. wirklich einfand. Zehn Tage hindurch genoß Deutſchland das Schauſpiel zweier Monarchen, die, nachdem ſie ſo viele Jahre in der größten Zwietracht gelebt hatten, jetzt, durch die Bande des Bluts vereinigt, ſich als Freunde und Vertraute behandelten. Eingeladen von dem franzöſiſchen Kaiſer, begab ſich den 26. auch der König von Preußen nach Dresden. Viele andere fürſtliche Perſonen, unter ihnen der Großherzog von Würzburg, der ſächſiſche Prinz Anton und deſſen Gemahlin, die Königin von Weſtphalen u. ſ. w., vermehrten den Glanz dieſer Zuſammenkunft, in welcher Napoleon, obgleich an einem fremden Hofe, den vollen Hochmuth eines Alleinherrſchers entfaltete. Hielt er gegen ſeine Bundesgenoſſen zurück, ſo war er nur um ſo offener gegen ſeine Vertrauten und ſeine Werkzeuge. Dieſen machte er kein Geheimniß daraus, daß Preußen ausgeſogen werden und am Schluſſe des bevorſtehenden Krieges Schleſien verlieren ſollte. Zu dem Erzbiſchof von Mecheln, den er zu ſeinem Geſandten im Herzogthum Warſchau beſtimmt hatte, ſagte er unter andern: „Ich gehe nach Moskau. Mit einer, höchſtens mit zwei Schlachten wird alles abgemacht ſein. Alexander wird ſich mir zu Füßen werfen. Iſt Tula verbrannt, ſo iſt Rußland entwaffnet. Man erwartet mich daſelbſt. Moskau iſt das Herz des Reichs. Den Krieg werde ich mit polniſchem Blute führen, 50000 Franzoſen in Polen zurücklaſſen und aus Danzig ein zweites Gibraltar machen. Die Polen haben kein Geld; ich werde ihnen 50 Millionen Subſidien geben; ich bin dazu reich genug. Ohne Rußlands Mitwirkung iſt das Continental-Syſtem eine Narrheit. Spanien kommt mir zwar theuer

zu ſtehen; aber auch ohne Spanien werde ich der Gebieter Europa's ſein. Iſt das Alles abgemacht, ſo braucht mein Sohn ſich darin nur zu behaupten. Es bedarf dazu keines ſonderlichen Verſtandes.“*) . . .

Der diplomatiſche Verkehr mit Rußland war noch nicht abgebrochen, als Napoleon in Dresden anlangte. Die letzten Vorſchläge des franzöſiſchen Kaiſers waren: daß Alexander in eine Entſchädigung des Herzogs von Oldenburg einwilligen, vermöge eines zu verabredenden Lizenzen-Syſtems zu den Stipulationen des Tilſiter Vertrags zurückkehren und mit Frankreich einen Handels-Vertrag ſchließen ſolle, deſſen Grundlage der Tarif vom 30. December 1811 wäre; wogegen Napoleon ſich verbindlich machen wollte, das Königreich Polen nicht wieder herzuſtellen. Der ruſſiſche Kaiſer, der ſich um dieſe Zeit in Wilna aufhielt, verlangte als Vorbedingung jedes neu abzuſchließenden Vertrages, daß die Franzoſen Preußen und alle in dieſem Königreiche beſetzten Feſtungen räumen und daß Napoleon die Beſatzung Danzigs vermindern und Pommern an Schweden zurückgeben ſollte. Dieſe Forderung entſchied gerade ſo, wie im Jahre 1806 Preußens Forderung, daß die franzöſiſchen Truppen Deutſchland räumen ſollten, entſchieden hatte, d. h. der längſt beſchloſſene Krieg wurde ſeinem Ausbruch dadurch näher geführt, daß der franzöſiſche Kaiſer Alexanders Ultimatum für beſchimpfend erklärte. Den 28. Mai kehrte der Graf von Narbonne, den Napoleon nach Wilna geſendet hatte, mit Alexanders letzter Erklärung nach Dresden zurück, und ſchon am folgenden Tage war Napoleon auf dem Wege nach Königsberg, um ſich an die Spitze ſeines Heeres zu ſtellen.

Seit den Kreuzzügen hatte man nie ein größeres Heer geſehen, als das gegen Rußland beſtimmte war. In demſelben bildeten die Franzoſen einen Kern von wenigſtens

---

*) S. Histoire de l'Ambassade de Pologne par Mr. de Pradt.

200,000 Mann, der unter ſämmtliche Armee-Corps, das öſterreichiſche allein ausgenommen, vertheilt war. Die Italiener wurden auf 40000, die Baiern auf 30000, die Sachſen auf 20000, die Würtemberger auf 14000, die Weſtphälinger, vereinigt mit den Truppen der kleineren Rheinbundfürſten, auf 40000, die Preußen auf 20000, die Öſterreicher auf 30000, die Polen endlich auf 70000 Mann angegeben; und in dieſen Zahlen lag keine Übertreibung. Ein ungeheurer Troß begleitete dies Heer, ſo wie es den Grenzen Rußlands näher zog: ein Troß, in welchem man, außer Handwerkern aller Art, auch Krankenwärter und Todtengräber wahrnahm. Große Heerden von Ochſen folgten; und dieſe Züge, obgleich am lebhafteſten im Frühling, dauerten den ganzen Sommer und Herbſt hindurch, ſo daß das Bild des Krieges nicht aus Deutſchland wich.

Dem franzöſiſchen Kaiſer folgten nach Rußland zwei Könige und ein Vice-König, namentlich ſein Schwager, der König von Neapel, als Chef der geſammten Reiterei, ſein Bruder, der König von Weſtphalen, als Anführer eines Armee-Corps, und ſein Adoptiv-Sohn, der Vice-König von Italien, in gleicher Eigenſchaft. General-Major des geſammten Heeres war auch diesmal der Fürſt von Neufchatel und Wagram. Sämmtliche Marſchälle Frankreichs, den in Ungnade gefallenen Fürſten von Esling (Maſſena) und die in Spanien befehligenden allein ausgenommen, nahmen Theil an dem großen Unternehmen. Der Armee-Corps waren nicht weniger als eilf, und unter dieſen einige von unverhältnißmäßiger Größe, indem das des Fürſten von Eckmühl (Davouſt) 70 bis 80000 Mann betrug. Vollſtändiger und beſſer ausgerüſtet gab es nie ein Heer, ſo daß es ſchien, als ob das weſtliche Europa ſich nicht von der Blüthe ſeiner Mannſchaft habe trennen wollen, ohne ſie vorher auf das Beſte ausgeſtattet zu haben.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Poſen, begab ſich Napoleon über Thorn und Danzig nach Gumbinnen, wo er den 18. Juni eintraf. Die Heere beſtanden die von ihm angeſtellte Muſterung; und nachdem Königsberg in dem Grafen von Hogendorp ſeinen Gouverneur erhalten hatte, Pillau, wie Spandau, mit Franzoſen beſetzt war, und zwei Batterien des Königs von Preußen, welche nicht zum Contingent dieſes Monarchen gehörten und nach Graudenz abgehen ſollten, der großen Armee einverleibt waren, bloß weil ſie das Glück hatten, dem franzöſiſchen Kaiſer zu gefallen, wurde der Antrieb zur Überſchreitung der ruſſiſchen Grenze gegeben.

Denkt man ſich den Weichſel-Strom als den allgemeinen Abgangspunkt des weſt-europäiſchen Heeres nach Rußland, ſo brach daſſelbe in folgender Ordnung nach dem Niemen auf. Der linke Flügel, beſtehend aus dem preußiſchen Contingent und einigen franzöſiſchen und polniſchen Truppen, geführt von dem Marſchall Macdonald, nahm ſeine Richtung nördlich und drang über Tilſit, Roſiene und Ponewiez nach Dunaburg vor. Das Centrum, zuſammengeſetzt aus den Corps des Fürſten von Eckmühl, der Herzöge von Reggio, Elchingen und Treviſo, ſo wie des Vice-Königs von Italien, vereinigt mit den kaiſerlichen Garden, brach von Elbing, Heilsberg, Thorn und Plock auf, und nahm ſeine Richtung in verſchiedenen Zügen nach Kowno. Der rechte Flügel, beſtehend aus den Truppen des Herzogthums Warſchau, aus den beiden Corps des Marſchalls Junot und des Generals Regnier, und aus dem öſterreichiſchen Contingent, brach theils von Warſchau und Praga, theils von Pulawy und Lublin auf, und nahm ſeine Richtung nach Grodno, Mir, Rozana und Slonin. Dieſer Theil des Heeres, das öſterreichiſche Contingent, welches ſeinen Anführer in dem Fürſten von Schwarzenberg hatte, abgerechnet, ſollte von dem König von Weſtphalen geführt werden, der ſich jetzt zum erſten Male an die Spitze

eines Heeres ſtellte und deſſen Unerfahrenheit durch den Diviſions-General Vandamme verbeſſert werden ſollte.

Indem dieſe ungeheure Maſſe ſich ſo bewegte, daß das ruſſiſche Heer, wenn es auf Einen Punkt zuſammengedrängt wurde, das Schickſal aller übrigen europäiſchen Heere erleben mußte, bot ſich die Ausſicht auf eine baldige Beendigung des Feldzuges dar. Da jedoch jenes nicht der Fall war, ſo mußten die Begebenheiten einen andern Charakter gewinnen. Rußlands Anſtalten zum Kriege mit Frankreich waren noch nicht vollendet, als Napoleon ſich den Grenzen dieſes Reichs näherte. An den Ufern der Dwina waren bedeutende Verſchanzungen angelegt und die Feſtungen Pleskow und Smolensk in Vertheidigungszuſtand geſetzt worden. Die an den weſtlichen Grenzen des Reichs zuſammengezogenen Armeen führten die Benennung der erſten und zweiten Weſt-Armee. Den äußerſten rechten Flügel bildete das Corps des Generals Eſſen II.; es lehnte ſich an das baltiſche Meer und deckte die vorzüglichſten Stellungen in Kurland, ohne zur erſten Weſt-Armee zu gehören. Dieſe, unter den Befehlen des Kriegsminiſters Barclay de Tolly, beſtand: aus dem erſten Corps unter dem General-Lieutenant Grafen von Witgenſtein, der ſein Hauptquartier in Szawle hatte; aus dem zweiten Corps unter dem General-Lieutenant Baggehufwudt, vorwärts von Wilkomir; aus dem dritten Corps, befehligt von dem General-Lieutenant Grafen Tutſchkow, vorwärts von Wilna; aus dem vierten unter dem General-Lieutenant Schuwalow zu Trocky, und aus dem fünften und ſechſten unter den Generalen Doctorow und Pahlen, von welchen der letztere ſein Hauptquartier in Grodno hatte und die Kommunikation mit der zweiten Weſt-Armee unterhielt. Letztere ſtand unter den Befehlen des Fürſten Bagration, deſſen Hauptquartier in Slonim war. Mit einem beſondern Corps Reiterei hatte der Koſackenhetman Platow ſeine Stellung in Bialyſtock, und mit einem dritten Heere, das jedoch noch nicht vollzählig

war, beſetzte General Tormaſſow Volhynien. Die erſte Reſerve wurde zu Nowgorod, die zweite zu Smolensk gebildet. Die Zahl ſämmtlicher ruſſiſcher Truppen belief ſich auf 250,000 Mann mit Einſchluß von 17000 Koſaken, und war daher um mehr als ein Drittel ſchwächer, als die des franzöſiſchen Heeres.

Als Napoleon bis nach Wilkowiski vorgedrungen war, erklärte er den Krieg, nicht in einem Manifeſte — denn ungern machte er die Welt zum Richter über ſeine Handlungen — ſondern in einer an ſeine Soldaten gerichteten Proklamation. Der zweite polniſche Krieg habe ſeinen Anfang genommen. Rußland, welches zu Tilſit ewiges Bündniß mit Frankreich und Krieg gegen England geſchworen, habe ſeine Eide gebrochen und wolle ſich über ſein ſeltſames Betragen nicht eher erklären, als bis die franzöſiſchen Adler über den Rhein zurückgegangen wären und Frankreichs Verbündete ſeiner Willkühr überlaſſen hätten. „Rußland" — ſo fuhr Napoleon fort — „wird von ſeinem Verhängniß fortgeriſſen und ſein Geſchick wird vollendet werden. Glaubt es denn, daß wir entartet ſind? Wir ſollten nicht mehr die Soldaten von Auſterlitz ſein? Es ſtellt uns zwiſchen Schande und Krieg. Hier darf die Wahl nicht ſchwanken. Gehen wir alſo vor; überſchreiten wir den Niemen, um den Krieg in ſein Gebiet zu tragen! Der zweite polniſche Krieg wird für die franzöſiſchen Waffen eben ſo ruhmvoll ſein, als der erſte es war. Der Friede, den wir ſchließen werden, wird ſeine Gewährleiſtung mit ſich führen, und dem verderblichen Einfluß, den Rußland ſeit funfzig Jahren auf die Angelegenheiten Europa's ausgeübt hat, für immer ein Ende machen."*)

*) Selbſt nach dieſer Proklamation iſt es keineswegs unwahrſcheinlich, daß Napoleon die Abſicht hatte, das ruſſiſche Reich zu zerſchlagen. Unter dem Troß befanden ſich eine Menge Gärtner, woraus man nicht mit Unrecht geſchloſſen hat, daß er mit der Anlegung von Kolonien im ruſſiſchen Reiche umgegangen ſei.

Dieſe Proklamation war vom 22. Juni. Tages dar=auf erfolgte der Übergang des franzöſiſchen Centrums über den Niemen. Alexander, der bisher in Wilna geblieben war, erließ nun auch von ſeiner Seite eine Proklamation, worin er ſeinen Truppen ſagte, „daß der Augenblick ge=kommen ſei, unter Anrufung des göttlichen Beiſtandes, ihre Stärke zur Vertreibung des Feindes anzuwenden.“ Seine Generale und Krieger an ihre Pflicht zu erinnern, halte er für überflüſſig; denn in ihren Adern fließe das Blut der Slavonier, ſeit alter Zeit berühmt durch ihre Siege . . .

Welches auch der Plan der Ruſſen bei dem erſten Vordringen des franzöſiſchen Heeres geweſen ſein mochte: er wurde aufgegeben und an ſeine Stelle trat ein zweiter, der dem Genius des ruſſiſchen Heeres unſtreitig angemeſſe=ner war. Man ſah jetzt das Beiſpiel erneuert, welches die Scythen vor Jahrtauſenden in der Vertheidigung ihres Vaterlandes gegen die Macht der Könige von Perſien ge=geben hatten: die ruſſiſche Armee zog ſich auf allen Seiten zurück und zerſtörte ihre Vorräthe, ſo viel ſie konnte. Wenn die Vereinigung der beiden Weſt=Armeen bei dieſem Rück=zuge die Hauptſache war, ſo ging die unverkennbare Neben=abſicht nur dahin, den Feind durch lange Märſche ſo abzumatten, daß er, von Hunger und Strapazen erſchöpft, die zum Angriff erforderliche Kraft allmälig einbüßen ſollte: ein Plan, der im Großen genommen nur allzu gut gelang.

Gleich beim erſten Einrücken in das ruſſiſche Gebiet ſtießen die Franzoſen auf verlaſſene Dörfer, in welchen nur einige Juden zurückgeblieben waren: eine Unglück weiſ=ſagende Erſcheinung, auf welche jedoch keine Rückſicht ge=nommen werden konnte, ſo lange es in der Nähe ein ruſſiſches Heer gab, das ſich vertheidigen zu wollen ſchien. Auf ſchlechten Wegen und unter Entbehrungen aller Art ging das franzöſiſche Centrum nach Wilna vor. Als Na=poleon daſelbſt angelangt war, verſäumte er nicht, eine

proviſoriſche Regierung zu errichten, welche die Beſtimmung erhielt, die Kräfte Lithauens zum Vortheil des franzöſiſchen Heeres zu verwalten.

Hier erfolgte einer von den Auftritten, welche der franzöſiſche Kaiſer liebte, theils um die öffentliche Meinung irre zu leiten, theils um von ſich reden zu machen. Er ſelbſt hatte, während ſeines letzten Aufenthalts in Poſen, den Adel des Herzogthums Warſchau zu einer Staatshandlung angeſtiftet, durch welche die Wiederherſtellung Polens in eben dem Augenblick proklamirt werden ſollte, wo das franzöſiſche Heer in Rußland eindringen würde. Mit dem Könige von Sachſen, als bisherigem Herzoge von Warſchau, waren die nöthigen Verabredungen genommen worden; und damit die Sache ein deſto feierlicheres Anſehn gewinnen möchte, hatte Napoleon verſprochen, in der Perſon des Erzbiſchofs von Mecheln, Herrn von Pradt, einen Großbotſchafter zu ſenden, der die Schritte der Warſchauer Regierung leiten ſollte. Sobald nun der erzbiſchöfliche Inſurrektions-Chef mit ſeinem Gefolge von Geſandtſchafts-Sekretären an Ort und Stelle angelangt war, veranſtaltete man zu Warſchau einen ſogenannten Reichstag, zu deſſen Marſchall der Fürſt Adam Czartoryski, ein achtzigjähriger Greis, gewählt wurde. Dieſer Reichstag nun konſtituirte ſich zu einer General-Conföderation Polens, deren erſter Schritt darin beſtand, daß ſie das Königreich Polen für wiederhergeſtellt erklärte. Dies geſchah mit dem vollen Geräuſch, das theils die Natur dieſer Angelegenheit, theils der heftige, über die Schranken des Anſtandes ſo leicht hinausgehende Charakter der Polen mit ſich brachte. Alle Polen wurden demnach eingeladen und berechtigt, ſich zu konföderiren, es ſei mehrere mit einander zu einem Ganzen, oder auch einzeln, und in dem kürzeſten Zeitraum ihre Beitritts-Akte an den ſogenannten Allgemeinen Rath einzuſenden. Nach dieſer Bekanntmachung wurden zwei Deputationen abgeſchickt, die eine nach Dresden, um den

König von Sachſen zum Beitritt einzuladen, die andere nach Wilna, um dem franzöſiſchen Kaiſer die Conföderations-Akte vorzulegen und um ſeinen mächtigen Schutz für das wiedererſtandene Polen anzuflehen. Die letzte Deputation langte den 9. Juli in Wilna an. An ihrer Spitze ſtand der Graf Wibicky. Seiner Verſicherung zufolge war unter 16 Millionen Polen kein einziger, deſſen Blut, deſſen Arm, deſſen Habe nicht zu den Dienſten des Kaiſers ſtehe, wenn die Wiederherſtellung des Königreichs dadurch erworben werden könnte. Napoleon billigte, was geſchehen war, entſchuldigte ſich aber, wegen des von ihm verlangten Beiſtandes, durch die Zuſicherung, die er dem Kaiſer von Öſterreich gegeben habe, kein Verfahren zu genehmigen, das darauf abzweckte, dieſen Monarchen in dem friedlichen Beſitz ſeiner polniſchen Provinzen zu ſtören. Auf dieſe Weiſe wurden Reichstag und Conföderations-Akte zu einer Poſſe, welche geſpielt war, damit Napoleon Gelegenheit erhalten möchte, eine Achtung für Beſtehendes an den Tag zu legen, die niemals in ihm war. In allen ihren Erwartungen betrogen, kehrte die Deputation niedergeſchlagenen Muthes nach Warſchau zurück; die General-Conföderation gerieth ins Stocken, und der Adel des Herzogthums bereuete den Aufwand, den er zur Unterſtützung des Feldzuges gemacht hatte.

Dieſer entfaltete ſich in der erſten Hälfte des Juli je mehr und mehr. Der Leſer erwarte nicht, daß wir ihm ein vollſtändiges Bild von den Märſchen entwerfen, welche bis zum Dniper zurückgelegt werden mußten; wir begnügen uns, zu bemerken, daß ſie, bei einem fünftägigen Regen während der heißen Jahreszeit, im höchſten Grade zerſtörend waren, und daß ſie dies beſonders dadurch wurden, daß Napoleon, um ſeinen Hauptzweck zu erreichen, jedes Erbarmen gegen Menſchen und Thiere hintanſetzte. Man hat berechnet, daß auf dem Wege von Wilna nach Witepsk nicht weniger als 10000 Pferde verreckten; und von den

menſchlichen Leichen, welche auf dieſer Straße anzutreffen waren, würde ſich eine Berechnung anlegen laſſen, die noch weit über dieſe Zahl hinausführt; ſo ſchlecht war die Verpflegung und ſo heftig die Anſtrengung.

Die zweite ruſſiſche Weſt-Armee von der erſten zu trennen, um eine nach der andern zu ſchlagen: dies war die Aufgabe, welche Napoleon ſich gemacht hatte; auch fehlte wenig daran, daß er ſeinen Zweck erreicht hätte. Die Vereinigung beider Armeen zu verhindern, mußte der Fürſt von Eckmühl von Wilna auf Minsk und Bobruisk vorgehen. Ihm folgte der König von Weſtphalen an der Spitze der Polen. Dieſe, voll Eifers, warfen ſich mit Unbeſonnenheit auf die erſten Ruſſen, welche ſie ſahen, und wurden in den Gefechten bei Romanow und Mir aufs Haupt geſchlagen. Darüber entwiſchte der Fürſt Bagration dem Fürſten von Eckmühl, und vereinigte ſich, nach dem Treffen von Mohilew, mit der erſten ruſſiſchen Weſt-Armee. Aufgebracht darüber, warf der franzöſiſche Marſchall die Schuld auf den König von Weſtphalen. Unterrichtet nun von den Beraubungen, welche König Hieronymus ſich erlaubt hatte, wollte Napoleon deſſen Armee mit dem Corps des Marſchalls vereinigen und folglich den König unter den Marſchall ſtellen. Hierin fand Hieronymus eine Verletzung ſeiner Würde. Es entſpann ſich ein Streit zwiſchen den beiden Brüdern, und das Ende deſſelben war, daß der König von Weſtphalen nach Kaſſel zurückging, wo er zwar ohne Lorbern anlangte, doch nicht, ohne einen bedeutenden Vortheil von ſeinem Feldzuge eingeerntet zu haben: einen Vortheil, welcher darin beſtand, daß ſeine Miniſter, während ſeiner Abweſenheit, den Staatsbankerot erklärt und die Staatsſchuld auf ein Drittel ihres Betrages herabgeſetzt hatten.

Als das franzöſiſche Centrum bei Witepsk angelangt war, hielt Napoleon es für rathſam, ihm einige Erholung zu gönnen. Dieſe dauerte vom 1. bis 10. Auguſt; und

während dieſer Zeit wurde der Plan zur Schlacht bei Smolensk entworfen, das die Ruſſen vertheidigen zu wollen ſchienen. Wirklich erfolgte dieſe Schlacht den 17. Auguſt; ſie dauerte den ganzen Tag hindurch und war ſo blutig, daß ſie den Franzoſen 10000 Mann an Todten und Verwundeten koſtete. Die Stadt ſtand in Flammen, als Barclay de Tolly ſie während der Nacht verließ, um auf Moskau zurück zu gehen. Der Marſchall Junot, welcher den Auftrag hatte, ihm den Rückzug abzuſchneiden, ſah ſich daran durch einen Moraſt verhindert, der nur für einzelne Menſchen zugänglich war und mit Faſchinen überbrückt werden mußte, wenn man ihn übergehen wollte. Mit Tagesanbruch gingen die franzöſiſchen Soldaten, da ſie keine feindliche Schildwachen mehr ſahen, in den bedeckten Weg, in die Gräben und endlich durch die Öffnungen der Mauer in den Platz ſelbſt. Man fand einige eiſerne Geſchütze, aber keine Hülfsmittel; denn die Magazine waren ausgeräumt und zerſtört, und da der Brand noch immer fortwüthete, ſo ſtieß man allenthalben nur auf Leichen und Verwundete, bis mitten in die Flammen. Dieſe wurden erſt am zweiten Tage gelöſcht.

Durch einen Umweg näherte ſich Barclay de Tolly der ſüdlichen Hauptſtadt des Reichs und die Verſtärkungen, die ihm entgegen kamen, ſetzten ihn in den Stand, das mörderiſche Treffen bei Valutina-Gora auszuhalten, worin er zwar nicht das Schlachtfeld behauptete, im Übrigen aber ſeinen Zweck erreichte. Die Eiferſucht, welche zwiſchen ihm und dem Fürſten Bagration vorwaltete, hatte inzwiſchen Alexandern beſtimmt, die beiden Weſt-Armeen zuſammen zu ſchmelzen und den Oberbefehl auf Golenitſchew Kutuſow zu übertragen, der ſo eben von den Ufern der Donau zurückgekehrt war und das Vertrauen der Ruſſen, als ehemaliger Waffengefährte Suworow's, in einem weit höhern Grade genoß, als irgend ein anderer General. In der Metropolitan-Kirche Kaſans von einem Erzprieſter für ſein Vorhaben geſegnet, erſchien Kutuſow bei dem Heere mit

dem Bildniß Unſerer lieben Frau von Kaſan, das der Erzprieſter ihm geſchenkt hatte, vor ſeiner Bruſt: ein Gegenſtand der Verehrung wegen ſeines vorgerückten Alters (denn er war ein ſiebzigjähriger Greis), noch mehr aber wegen der erhaltenen Weihe. Das Dorf Borodino, vierzehn Werſte vorwärts Mojaisk gelegen, wurde zu dem Punkt gewählt, wo man den Feind erwarten wollte. Auf der linken Seite des Dorfs Semenofka errichtete man zwei Verſchanzungen; vorwärts demſelben, auf die Weite von anderthalb Kanonenſchüſſen, eine dritte zwiſchen zwei Gehölzen auf einem ſchönen Hügel. Neun bis zehn tauſend Mann, unter den Befehlen des General-Lieutenants Konownicзin, wurden hier zur Hemmung des erſten Anlaufs aufgeſtellt.

Napoleon, der den Ruſſen nachgezogen war, ohne noch etwas Anderes im Auge zu haben, als die Hauptſtadt Moskau, durch deren Beſitz er Alexandern zu unterwerfen hoffte — Napoleon kam am 5. September Nachmittags um 2 Uhr ins Angeſicht des ruſſiſchen Heeres, mit dem Vorſatz, zu ſchlagen. Der zuletzt beſchriebene Poſten wurde noch an demſelben Tage genommen. Der 6. September verſtrich unter gegenſeitigen Recognoscirungen und unbedeutenden Scharmützeln. Deſto entſcheidender war der nachfolgende Tag . . .

Durch die Verſtärkungen, welche die Ruſſen erhalten hatten, war das numeriſche Mißverhältniß der beiden Heere zwar nicht ausgeglichen, doch weſentlich vermindert. Als am 7. September die Sonne um halb 6 Uhr wolkenlos hervortrat, rief der franzöſiſche Kaiſer aus: „dies iſt die Sonne von Auſterlitz!“ Der Kampf nahm bald darauf ſeinen Anfang. Der Heftigkeit des Angriffs entſprach die Zähheit des Widerſtandes. Es gab Augenblicke, wo der Sieg ſich für die Ruſſen erklären zu wollen ſchien. Napoleons Kaltblütigkeit und Geiſtesgegenwart feſſelte ihn an die franzöſiſchen Banner. Endlich gegen 4 Uhr Nachmittags begannen der linke und der rechte Flügel der großen

Armee die Ruſſen zu drängen: der Vice-König von Italien bei Borodino; Poniatowsky, im Verein mit dem Fürſten von Eckmühl, an dem Walde, wo der linke Flügel der Ruſſen ſtand. Alle beiderſeits ins Gefecht gebrachten Truppen waren von Müdigkeit erſchöpft, als die Ruſſen zurück zu weichen begannen. Die Kanonade dauerte bis zum Eintritt der Nacht. Nicht weniger als 70000 Menſchen waren theils getödtet, theils verwundet; unter ihnen vierzig Generale. Die Truppen biwakirten einander gegenüber. So endigte ſich dieſe furchtbare Schlacht, durch welche Napoleon dem Ziele ſeiner Wünſche näher gekommen zu ſein glaubte.

In der Nacht brach Kutuſow, durch Barclay de Tolly beſtimmt, mit 50000 Mann geregelter Streiter nach Moskau auf, nicht um vor den Thoren dieſer Hauptſtadt eine neue Schlacht zu liefern, ſondern um ſich ſüdlich nach Kaluga zu ziehen. Mit dem Gouverneur von Moskau, Grafen von Roſtopſchin, war auf den Fall, daß die Schlacht an der Moskwa verloren würde, die Räumung der Hauptſtadt verabredet. Sobald nun das ruſſiſche Heer daſelbſt angelangt war, ſchloß ſich ihm der vornehme und begüterte Theil der Bewohner Moskau's an; und der Gouverneur unterließ nicht, auch die Feuerſpritzen mit ſich zu führen. Von den 240,000 Einwohnern Moskau's blieben auf dieſe Weiſe nur etwa 15000 zurück: Menſchen der unterſten Volks-Klaſſen, welche nichts zu verlieren hatten und eben deswegen gleichgültig blieben gegen alles, was der Hauptſtadt wiederfahren konnte.

Sieben Tage nach der Schlacht an der Moskwa hielt Napoleon ſeinen eben nicht glänzenden Einzug in Moskau, und nahm Beſitz vom Kremlin, dieſem ehemaligen Palaſte ruſſiſcher Czaren. Betrogen in ſeiner Erwartung von den Hülfsmitteln, die er in der Hauptſtadt zu finden gehofft hatte, ſah er ſich bis zur Beſtürzung getäuſcht, als in der zweiten Nacht ſeines Aufenthalts im Kremlin in allen

Quartieren der Stadt eine Feuersbrunſt ausbrach, welche um ſo wüthender um ſich griff, je größer die Zahl der hölzernen Häuſer in Moskau war. Man wollte löſchen; allein die Löſchwerkzeuge waren verſchwunden. Unter dieſen Umſtänden ſoll der Fürſt von Neufchatel und Wagram ausgerufen haben: „Alles iſt verloren; es giebt jetzt nicht einmal einen Rückzug für das Heer." Da die Feuersbrunſt, gleich einem Meere, von dem einen Ende der Stadt zum andern wogte, und es höchſt zweifelhaft war, wie viel von dieſer würde gerettet werden, ſo ſah Napoleon ſich genöthigt, den Kremlin zu verlaſſen und zu Fuße aus Moskau zu wandern. In eben dieſem Augenblick erhob ſich ein heftiger Wind, der die Feuersbrunſt noch mehr belebte, und ſo verwandelten ſich vor den Augen der Franzoſen, in dem Zeitraum von mehreren Tagen, neun Zehntheile Moskau's in einen Aſchenhaufen. Außer einigen Kirchen und Paläſten wurde nur der Kremlin gerettet, mehr durch Zufall, als in Folge der Rettungsanſtalten, die zu dieſem Endzweck getroffen wurden.

Wenn die Schuld dieſer Feuersbrunſt von den Franzoſen dem Grafen Roſtopſchin beigemeſſen wurde, und dieſer ſie auf die Franzoſen zurückſchob: ſo gebietet die Unparteilichkeit, ſie für eine gemeinſchaftliche zu erklären, welche dadurch entſtanden ſei, daß die Feuerſpritzen entfernt waren, als der franzöſiſche Soldat plündernd in die verſchloſſenen Häuſer einbrach, um Hunger und Durſt zu ſtillen, und es dabei an jeder Vorſicht im Gebrauch der Erhellungsmittel fehlen ließ.

Wie es ſich aber auch damit verhalten mochte: durch die Einäſcherung Moskau's war die Lage der großen Armee höchſt bedenklich geworden; dem Kaiſer Napoleon war die Grundlage, auf welcher er einen vortheilhaften Frieden zu unterhandeln gedachte, gleichſam unter den Füßen verſchwunden. Selbſt wenn er, was keineswegs in ſeinem Charakter lag, die billigſten Bedingungen einzugehen geneigt

war: welche Wahrſcheinlichkeit gab es, daß ein Gegner, der kaum noch etwas zu verlieren hatte, auch die allerbilligſten annehmen würde? Ihn in die größte Verlegenheit zu ſetzen, gab es kein wirkſameres Mittel, als ſeine Friedens-Anträge mit Kaltſinn zu empfangen; wer aber war dazu noch mehr berechtigt, als der Souverän eines Reichs von mehr als 300,000 Geviertmeilen, das wegen ſeines unermeßlichen Umfangs nicht erobert werden konnte und das daher auch nicht zu behaupten war? Alexander, welcher am Schluſſe des Auguſt eine Zuſammenkunft mit dem Kronprinzen von Schweden zu Åbo gehabt hatte, war durch dieſen über Napoleons Charakter unſtreitig allzu gründlich belehrt worden, als daß er ſich neue Übereilungen hätte zu Schulden kommen laſſen können. Im Übrigen aber war die Lage dieſes Monarchen nichts weniger, als dringend oder verzweiflungsvoll. Seit dem 18. Juli hatte er mit England einen Allianz-Traktat geſchloſſen, deſſen Artikel wenigſtens in ſofern vortheilhaft für ihn waren, als gegen die Bürgſchaft von achtzehn Linien-Schiffen und zwölf Fregatten, die nach engliſchen Häfen geſchickt werden ſollten, eine Subſidie von 700,000 Pf. Sterling theils in baarem Gelde, theils in Waffen und anderen Kriegsbedürfniſſen gewährt wurde. Auch der Friede mit den Türken war, unter Englands Vermittelung, ſeit dem 12. Juli zu Stande gebracht worden; und zwar auf eine ſo vortheilhafte Weiſe, daß Alexander in ſeiner damals ſehr bedenklichen Lage, außer der freien Verfügung über ſein Heer, den Beſitz von Beſſarabien und ein Drittel der Moldau erlangt hatte. Einen neuen Bundesgenoſſen hatte Rußland an den Spaniern erworben durch den in Weliki-Luki (20. Juni) geſchloſſenen Traktat, wodurch Alexander die ſpaniſchen Cortes anerkannte.

Um die Zeit, wo Napoleons Entwürfe in dem Brande von Moskau zerflatterten, näherte ſich Tſchitgagof in Eilmärſchen dem Kriegsſchauplatze, um Theil zu nehmen an

einem Kampfe, deſſen Ausgang nicht zu berechnen war. Eigentlich blieb, nach jenem großen Ereigniß, dem franzöſiſchen Kaiſer nichts weiter übrig, als Moskau ſchleunigſt aufzugeben, und entweder auf Smolensk und Wilna zurück zu gehen, oder die ruſſiſche Armee zu verfolgen. Anſtatt jedoch das eine oder das andere dieſer Rettungsmittel zu verſuchen, nahm er ſeine Zuflucht zu Unterhandlungen wegen eines Friedens, den er aus Großmuth bewilligen zu wollen ſich das Anſehn gab. Sein erſter Antrag wurde von Kutuſow bereitwillig angenommen; und als General Lauriſton in dem ruſſiſchen Hauptquartier anlangte, erhielt er einen Empfang, der zu den größten Erwartungen berechtigte. Den Ruſſen kam es jedoch nur auf Zeitgewinn an; während die Entfernung von Kaluga bis Petersburg jede Zögerung rechtfertigte, hofften ſie, bei der Nähe des Winters, in dem Froſt einen mächtigen Bundesgenoſſen zu finden.

Obgleich geneigt, alles zu hoffen, was er wünſchte, entſagte Napoleon ſeinem Wahn, als er ſah, daß Alexander, anſtatt auf ſeine Anträge einzugehen, durch eine Proklamation ſeine Ruſſen zur Standhaftigkeit ermahnte und ihre Befreiung aus den Händen des Feindes als nahe verkündigte. Nach einem Aufenthalt von vier und dreißig Tagen in und um Moskau, wurde den 17. October der Befehl zum Aufbruch gegeben; und ſchon am folgenden Tage ſetzte ſich das jetzt noch aus faſt 100,000 Mann beſtehende Heer nach Kaluga in Bewegung, nur daß Marſchall Mortier noch in Moskau zurück blieb, um, nach dem Abzug des Heeres, den Kremlin in die Luft zu ſprengen: ein Auftrag, der fünf Tage darauf wirklich zum Theil ausgerichtet wurde.

Napoleon, um ſeinen Rückzug zu ſichern, wendete ſich Anfangs nach Süden, als wollte er hier durchbrechen; da ihm aber Kutuſow, nach einem glücklichen Schlag auf die franzöſiſche Reiterei unter dem Könige von Neapel,

halben Weges entgegen kam, ſo hielt er es für gerathener, den Weg nach Smolensk einzuſchlagen, wohin er, außer den Verwundeten und Kranken, die mit Munition und Siegeszeichen beladenen Wagen vorangeſchickt hatte. Der Fürſt Poniatowsky war den 22. auf Vareja marſchirt, und das ganze Heer ſtand im Begriff, ihm dahin zu folgen, als man am 23. erfuhr, die Ruſſen hätten ihr verſchanztes Lager verlaſſen und zögen nach Malo-Jaroslawez, einer Stadt im Gouvernement Kaluga, neunzehn Meilen von Moskau und ſechs und dreißig von Smolensk entfernt. Um von dem Feinde nicht beunruhigt zu werden, mußte man ihn ſchlagen. Dies geſchah mit ſo viel Erfolg, daß der Vice-König von Italien in den Beſitz von Malo-Jaroslawez kam; doch war dadurch wenig gewonnen, weil Kutuſow ſeine Armee den Weg nach Wisma einſchlagen ließ und dem General Miloradowitſch befahl, zwiſchen ihm und der Straße von Mozaisk zu marſchiren, indeß die Koſacken durch Abbrechung der Brücken den Marſch des Feindes erſchweren ſollten.

Jetzt ſtellte ſich das Umgekehrte von dem dar, was der Anfang des Feldzugs mit ſich gebracht hatte: die Franzoſen zogen ſich zurück, die Ruſſen verfolgten. Doch die Franzoſen gingen mit unendlich größerm Nachtheil zurück; denn die nächſten Magazine der großen Armee waren in Smolensk und den langen Weg von Malo-Jaroslawez ohne Brot und Fourage unter der raſtloſen Verfolgung eines an Reiterei überlegenen Feindes zu durchlaufen, war zu einer Aufgabe geworden, die ſich nur unter großen Entbehrungen löſen ließ. Bald löſeten ſich die Regimenter in Nachzügler auf, die, einige Werſte rechts und links der großen Heerſtraße, plünderten, und den ruſſiſchen Bauer todtſchlugen oder von dieſem todtgeſchlagen wurden. Noch ſchlimmer ging es mit den Pferden, weil es an Futter fehlte. Schon mußten Munitions- und Bagage-Wagen zurückgelaſſen werden; doch half man ſich jetzt noch dadurch,

daß man ſie lieber zerſtörte, als in Feindes Hände gerathen ließ. Das Übel wuchs, als in den letzten Tagen des Octobers Glatteis fiel; die nicht beſchlagenen Pferde ſtürzten auf jeden Schritt, und ſollten die Kanonen fortgeſchafft werden, ſo mußte ein großer Theil der Reiterei abſitzen, wiewohl auch dies nicht verhinderte, daß man einen beträchtlichen Theil des Geſchützes zurücklaſſen oder vergraben mußte. Unter ſo unſäglichen Beſchwerden langte das franzöſiſche Heer, um faſt 40000 Mann vermindert, (9. November) in Smolensk an, wo einige Nahrungsmittel, obgleich mit ſehr viel Unordnung, ausgetheilt wurden. An Erholung war nicht zu denken; zu den anderweitigen Übeln aber geſellte ſich eine ſtrenge Kälte.

Indem der Rückzug fortgeſetzt werden mußte, ging Napoleon mit ſeinen Garden voran, ſei es, um ſich perſönlich zu retten, oder um das Beiſpiel zu geben. Bei Krasnoi ſtieß er auf einen Theil des ihm bei weitem überlegenen Heeres Kutuſow's. Eine Schlacht konnte nicht ausbleiben. Daß ſie, unter dem Beiſtande des Fürſten von Eckmühl und des Vice-Königs von Italien, gewonnen wurde, war nur den fehlerhaften Anſtalten zuzuſchreiben, welche Kutuſow für den Angriff getroffen hatte. Marſchall Ney, deſſen Ankunft nicht abgewartet werden konnte, wenn man nicht koſtbare Augenblicke verlieren wollte, entging der Gefahr, abgeſchnitten und gefangen genommen zu werden, dadurch, daß er, nach mehreren vergeblichen Verſuchen, das ruſſiſche Heer zu durchbrechen, mit Aufopferung ſeines Geſchützes und ſeiner zahlreichen Nachzügler, ſich rechts über den Dniper zog, von wo aus er bei Orsza zu Napoleon ſtieß.

Nach dieſen Ereigniſſen ruhete Kutuſow's Armee von der Verfolgung aus; die gänzliche Vernichtung des Feindes blieb den ruſſiſchen Feldherren überlaſſen, welche im Weſten des Reichs operirten. Hier hatte ſich der Admiral Tſchitſchagof während des Octobers mit dem General Tormaſſow

vereinigt; und nachdem beide den Fürſten von Schwarzen= berg aus einem Lande verdrängt hatten, wo es unmöglich war, der Übermacht zu widerſtehen, war Tſchitgagof über Minsk nach Boriſow aufgebrochen und hatte hier zu eben der Zeit, wo die franzöſiſche Armee über den Dniper zu= rückging, den von dem General Dombrowsky mit 3000 Polen vertheidigten Brückenkopf überwältigt und ſich in den Beſitz der Stadt gebracht. Inzwiſchen hatte auch im Nord= weſten der Graf von Wittgenſtein, verſtärkt durch die fin= ländiſchen Diviſionen, welche, bald nach der Zuſammen= kunft Alexanders mit dem Kronprinzen von Schweden, zur Armee abgegangen waren, aufs Neue Angriffe auf die unter Oudinots Befehl ſtehenden Armee=Corps gemacht, dieſe am 20. October aus ihren Verſchanzungen bei Polotzk vertrieben und ſich darauf nach der Bereſina gewendet. Seine Vereinigung mit Tſchitgagof würde das Verderben des ſchwachen Überreſtes der Franzoſen geworden ſein, hätte nicht, abberufen von Cadiz, der Marſchall Victor an der Spitze des neunten Armee=Corps den Kriegsſchauplatz in eben dem Augenblick betreten, wo es um Napoleons Heer= ſchaaren am gefährlichſten ſtand. Durch ſein Erſcheinen wurde das Gleichgewicht der Kräfte einigermaßen wieder hergeſtellt. Während nämlich Marſchall Oudinot nach Boriſow vordrang und nach dem Übergang über die Bere= ſina zwiſchen Boriſow und dem Übergangs=Punkte in dich= ten, von Moräſten durchſchnittenen Wäldern eine Stellung zur Deckung des von Smolensk ankommenden Heeres nahm, warf ſich Victor zu eben dieſem Zwecke dem Grafen von Wittgenſtein entgegen. Dies war die Lage der Dinge, als in den letzten Tagen des Novembers die große Armee an den Ufern der Bereſina anlangte, jetzt weder groß, noch eine Armee; das erſtere nicht, weil ſie nur noch aus den kaiſerlichen Garden beſtand, an welche ſich die Trümmer der übrigen Corps im bunteſten Gemiſch angeſchloſſen hat= ten; das letztere nicht, weil ſie in ſich ſelbſt aufgelöſt war

41 *

und ſich auf jeden Schritt je mehr und mehr auflöſete. Die vereinigte Kraft des Hungers, des Froſtes und der ruſſiſchen Verfolgung hatte dieſe Wirkung hervorgebracht.

Den 25. November langten die Trümmer der großen Armee bei der Bereſina an. Es mußten Brücken geſchlagen werden, weil die früher vorhandenen zerſtört waren. Die Wahl des Orts verurſachte Verlegenheit. Endlich kam bei Sembin, wo der Fluß minder breit iſt, eine Brücke zu Stande. Während ſich alſo Oudinot mit dem Admiral Tſchitgagof und Victor mit dem Grafen von Wittgenſtein ſchlugen, wurde der Übergang bewerkſtelligt. Er dauerte zwei Tage und übertraf an Furchtbarkeit alles, was die neuere Kriegsgeſchichte darbietet. Gleich zu Anfang drängten ſich die Truppen nach dem entgegenſtehenden Ufer mit Unordnung, und dieſe wuchs, je länger der Übergang dauerte. Um irgend eine Ordnung zu erzwingen, mußten Gensd'armen, die auf dem jenſeitigen Ufer aufgeſtellt waren, auf die Übergehenden ſchießen; doch wurde auch dadurch nichts geleiſtet. Artillerie, Bagage, Reiterei, Fußvolk, Alles wollte zuerſt hinüber; und indem alle Rangordnung aufhörte, der Stärkere den Schwächern zu Boden ſchlug und Jeder in dem Andern den Feind ſeines Lebens zu ſehen glaubte, endigte der Übergang mit einem Verluſt an Menſchen und Sachen, welcher der größten Niederlage gleich kam. Man hat berechnet, daß über 7000 Menſchen dabei verunglückt ſind. Victor, der den Übergang gedeckt hatte, war mit ſeinem Generalſtabe und einem Theile ſeiner Truppen aufs jenſeitige Ufer gekommen, als Graf Wittgenſtein, der durch einen Seitenmarſch nach dem Dorfe Koſtritzy vorgegangen war, auf der Straße von Tolotſchin und bei Alt-Boriſow die Nachhut des neunten Armee-Corps abſchnitt und außer 30 Oberoffizieren, 1000 Gemeine gefangen nahm. General Partonneaux wollte ihn mit drei Brigaden aufhalten; allein er wurde an der Spitze einer ſeiner Brigaden umringt und gefangen genommen. Die

beiden anderen ſtreckten am 28. November Morgens das Gewehr und außerdem fielen 5 bis 6000 Nachzügler und eine Menge Gepäck in die Hände Wittgenſteins.

Hier endeten die Schickſale jener „großen Armee,“ die ſeit mehreren Jahren das Schrecken Europa's geweſen war; hier hörte ſie auf, in militäriſcher Hinſicht zu beſtehen. In der wildeſten Flucht beſtand ihre einzige Rettung; denn ihre Auflöſung war vollendet.

Von Koſacken verfolgt, ſtrebten ihre Trümmer nach Wilna. Drei Tage nach dem Übergange über die Bereſina waren von der halben Million Streiter, welche Napoleon im Frühling nach Rußland geführt hatte, wenn man die Preußen und die Öſterreicher ausnimmt, nur noch 7000 Mann Fußvolk und 1800 Mann Reiterei übrig, welche Widerſtand leiſten konnten. Mit ihnen und den Nachzüglern langte der König von Neapel in Wilna an.

Dieſem hatte Napoleon den Oberbefehl übertragen, nachdem er den Entſchluß gefaßt hatte, über Warſchau, Poſen, Glogau und Dresden nach Paris zurück zu gehen. Den 5. December Abends reiſete er von Smorgoni ab. Ihn begleiteten nur die Generale Coulaincourt, Duroc und Mouton: erſterer ſaß bei ihm im Wagen, die beiden Anderen in einem Schlitten. Außerdem führte er mit ſich: ſeinen Leibmameluken Ruſtan und einen Kapitän der polniſchen Lanciers ſeiner Garde, der ihm zum Dolmetſcher dienen ſollte; beide auf dem Bock des kaiſerlichen Wagens, damit der Anſtand nicht verletzt werden möchte. Welcher Gedanke ihn auf dem Wege nach Warſchau am meiſten beſchäftigte, iſt durch ſeinen Großbotſchafter im Herzogthum Warſchau, den Erzbiſchof de Pradt, verrathen worden. Dieſer Gedanke war, „daß vom Erhabenen bis zum Lächerlichen nur Ein Schritt ſei;“ er wiederholte denſelben während ſeines Aufenthaltes in Warſchau außer allem Zuſammenhang mit dem, wovon gerade die Rede war, ſo häufig, daß

man annehmen konnte, er ahne die ihm bevorſtehende Zukunft. Die Reiſe nach Paris wurde ohne Unfall zurückgelegt. Von Dresden aus meldete er ſeinem Schwiegervater, dem Kaiſer von Öſterreich, daß er, nach ſo argen Strapazen, einer vortrefflichen Geſundheit genieße, und wie er wünſche, daß Öſterreich in Gallizien und Siebenbürgen ein Corps von 30000 Mann ſchlagfertig machen möge. Tag und Nacht reiſend, kam er über Strasburg den 18. December gegen Mitternacht wohlbehalten vor dem Palaſt der Tuilerien an, nachdem er 270 Meilen in 13 Tagen zurückgelegt hatte. Den Polen in Warſchau hatte er geſagt, „daß er gleich einer Bombe in Paris fallen wollte." So war es geſchehen.

Inzwiſchen waren die von dem König von Neapel geführten Überreſte von Wilna über Kowno nach Königsberg in Preußen aufgebrochen. Um die Täuſchung hervorzubringen, als gäbe es noch eine große Armee, wurden mehrere Örter als Sammelpunkte für die einzelnen Corps bezeichnet: Thorn für das erſte, Marienburg für das zweite und dritte, Marienwerder für das vierte, Warſchau für das fünfte, Ploczk für das ſechſte u. ſ. w. Dieſe Täuſchung verſchwand jedoch in Folge einer Begebenheit, welche durch die öffentliche Stimmung eine nicht berechnete Wichtigkeit erhielt.

Der weſentlichſte Beſtandtheil des zehnten Armee-Corps, dem die Belagerung von Riga übertragen war, wurde durch das Contingent des Königs von Preußen gebildet, und Oberbefehlshaber dieſes Contingents war, nach dem Ausſcheiden des erkrankten Generals Gravert, der General-Lieutenant von York. Nun hatten die Preußen im Laufe des Sommers es zwar nicht an ſich fehlen laſſen, ſich, ſo oft dazu Veranlaſſung geweſen war, für die Sache des franzöſiſchen Kaiſers zu ſchlagen; allein es hatte ſich nebenher zwiſchen York und dem franzöſiſchen Marſchall Macdonald

ein Zwiſt entwickelt, deſſen Gegenſtand die Verpflegung der preußiſchen Truppen durch franzöſiſche Beauftragte war. Dieſer Zwiſt dauerte fort, als der Marſchall am 18. December von dem Könige von Neapel den Befehl zum Rückzug erhielt. Er brach gleich am folgenden Tage mit der Reiterei auf und bewirkte ſeinen Rückzug auf mehreren Straßen, welche in Piktupöhnen, zwei Stunden von Tilſit, zuſammentreffen. Derſelben Richtung folgte das Fußvolk, geführt von dem General-Lieutenant von York, wiewohl in einer Entfernung von mehreren Meilen und auf einem Marſch, den zwanzig Grad Kälte ſehr beſchwerlich machten. Plötzlich nun ſieht York ſich von ruſſiſchen Truppen gehemmt. Sein erſter Gedanke iſt, ſich durchzuſchlagen; als ihm aber der ruſſiſche General mit Freundſchafts-Anträgen entgegen kommt — als er die Überlegung macht, daß Macdonald ihn, wo nicht verrathen, doch ſeinem Schickſal überlaſſen hat — als die zweite Überlegung hinzutritt, daß es, in jedem Betracht, die Kräfte ſeines Königs und ſeines Vaterlandes überſteige, das Verhängniß des franzöſiſchen Heeres zu verbeſſern: ſo ſchließt er mit dem ruſſiſchen General-Major von Diebitſch einen Vertrag, nach welchem „die preußiſchen Truppen, bis zur Ankunft der Befehle ihres Königs, längs den Grenzen von Memel bis Nimmerſatt die Linie bis zur Straße von Woinuta nach Tilſit beſetzen und ſich als neutral betrachten ſollen;“ mit der hinzugefügten Klauſel, „zwei Monate lang nicht gegen die Ruſſen zu fechten, wenn ihr Monarch ihnen gebieten ſollte, zu den Franzoſen zu ſtoßen.“

So verhielt es ſich mit dem Abfall des Generals York, den man in Frankreich eine Verrätherei nannte, welche die „große Armee“ genöthigt habe, das Land zwiſchen dem Niemen und der Weichſel zu verlaſſen. Wirklich zog ſich der König von Neapel auf dieſen Abfall von Königsberg auf Poſen zurück, wo er den Oberbefehl auf den Vice-König von Italien über-

trug, um nach Neapel zu gehen. Da inzwiſchen die Fortſchritte der Ruſſen unter Miloradowitſch im Herzogthum Warſchau nicht geringer geweſen waren, und Schwarzenberg ſich nach Bialyſtock zurückgezogen hatte: ſo verlor der Vice-König keine Zeit, über Meſeritz und Frankfurt nach Berlin zu gehen. Am Schluſſe des Jahres 1812 war für Napoleon nur der Ruf der Unüberwindlichkeit verloren; allein wie viel Reelles knüpfte ſich an dieſen Verluſt! Mit der Wirkſamkeit des bisher Angeſtaunten war ſelbſt ſein Daſein in Gefahr gebracht . . .

Zwölftes Kapitel.

Napoleons letzter Feldzug in Deutſchland.

Über Napoleons Zweck bei dem verwegenen Kriege gegen Rußland ſind die Meinungen nur deshalb getheilt geblieben, weil man ſich nie die Mühe gegeben hat, darüber ins Reine zu kommen. Er ſelbſt nannte dieſen Krieg einen politiſchen, damit ſeine wahre Abſicht bei demſelben nicht aufhören möchte, ein Räthſel zu ſein. Erwägt man jedoch alles, was dieſem Kriege vorangegangen war und zieht man beſonders die Einverleibung Hollands und der deutſchen Nordküſte, ſo wie die erneuerte Beſetzung des ſchwediſchen Pommerns, in Betrachtung: ſo bleibt es nicht länger zweifelhaft, daß der Zweck jenes verhängnißvollen Krieges kein anderer geweſen ſei, als den Kaiſer Alexander durch die Vernichtung der ruſſiſchen Heere und durch die Beſetzung der zweiten Hauptſtadt des Reichs zur Abtretung der ganzen Weſtküſte, mit Einſchluß von Petersburg, zu vermögen. Hierbei war alles auf die Gemüthsſchwäche Alexanders berechnet; das Ganze des Unternehmens aber bezweckte die Vollendung des Continental-Syſtems, dieſer unſeligen Idee, nach welcher Napoleon glaubte, ſeine Herrſchaft nur durch Unterjochung ſämmtlicher Küſtenländer von der Meerenge Siciliens an bis zum finniſchen Meerbuſen befeſtigen zu können. Hätte er ſeine Abſicht erreicht, ſo würde auch Preußen für ſeinen Beiſtand im Kriege gegen Rußland keinen andern Lohn erhalten haben, als — die

eine oder die andere ruſſiſche Provinz zum Erſatz für ſeine Küſtenländer; denn dieſe hätten, wie das ſchwediſche Pommern, franzöſiſch werden müſſen, um dem Continental-Syſtem Zuſammenhang und Vollendung zu geben.

Dies Syſtem war jedoch nicht in Rußland allein, es war gleichzeitig auf der pyrenäiſchen Halbinſel zum Scheitern gebracht worden. Ohne der mannichfaltigen Begebenheiten auf dieſem Theile des Kriegsſchauplatzes ausführlich zu gedenken, begnügen wir uns mit der Darſtellung der Hauptbegebenheit, d. h. derjenigen, welche die Wirkung hervorbrachte, daß die Belagerung von Cadiz aufgegeben werden mußte, wenn die Schatten-Regierung Joſeph Napoleons nicht vor der Zeit zu Ende gehen ſollte. Unter dem Beiſtande von 24000 Portugieſen und des Überreſtes der ſpaniſchen Truppen, welcher auf verſchiedenen Punkten Widerſtand leiſtete, brach Lord Wellington an der Spitze von 52000 Engländern im Januar 1812 nach der ſpaniſchen Grenze auf und eroberte wie im Fluge die Feſtung Ciudad Rodrigo, wo er eine Beſatzung zurückließ. Dieſer Schlag erfolgte, ohne daß der Marſchall Marmont ihn abzuwenden im Stande geweſen war: die Unwirkſamkeit der franzöſiſchen Truppen beruhete in dieſer Zeit hauptſächlich auf den Schwierigkeiten, die ihre Vereinigung darbot, indem ſie, um zu leben, ſich über weite Räume verbreiten mußten. Begünſtigt von demſelben Umſtande, eroberte Lord Wellington zu Anfang des April Badajoz, von dem tapfern General Philippon vertheidigt. Er ging hierauf noch einmal nach dem Norden Portugals zurück, um die Ankunft der Verſtärkungen abzuwarten, die er aus Sicilien erhalten ſollte. Überzeugt, daß dieſe Truppen, von welcher Beſchaffenheit ſie auch ſein möchten, den Herzog von Albufera (General Suchet) in Athem halten würden, rechnend zugleich auf den Beiſtand der ſpaniſchen Generale in Andaluſien, Aſturien und Catalonien, war er von jetzt an entſchloſſen, ſeinen Gegner, den Marſchall Marmont, aufzuſuchen, zu ſchlagen

und durch ein kühnes Vordringen nach der Hauptſtadt dem Kriege auf der Halbinſel eine entſcheidende Wendung zu geben. Sobald nun der General-Lieutenant Hill die Verſchanzungen der Franzoſen bei Almaraz zerſtört hatte, ging Wellington ſelbſt den 17. Juni mit dem kombinirten Heere, an deſſen Spitze er ſtand, bei Salamanca über den Tormes. Beide feindliche Heere ſuchten, von nun an, durch Märſche und Gegenmärſche ſich Vortheile abzugewinnen, bis es den 21. Juli bei den Hügeln, welche von den Spaniern los Arapiles genannt werden, zur Entſcheidung kam. Lord Wellington gewann dieſe Schlacht hauptſächlich durch den Umſtand, daß ſein Gegner, dem eine Kugel den rechten Arm zerſchmettert hatte, den Oberbefehl an den General Clauzel abzutreten genöthigt war ... Der Verluſt der Franzoſen in dieſer Schlacht belief ſich zwar nur auf 5000 Todte und Verwundete; allein ihre Niederlage wurde verſtärkt durch 7000 Gefangene. König Joſeph, der nun nicht länger in Madrid bleiben konnte, brach mit allen ſeinen Anhängern nach Valencia auf, um ſich dem Marſchall Suchet anzuſchließen. Unter dieſen Umſtänden hob Marſchall Soult auch die Belagerung von Cadiz auf, welche bereits zwei Jahre gedauert hatte, und vereinigte ſich in Murcia mit Joſeph. Wellington, Anfangs unſchlüſſig, ob er ſich nach dem Süden, oder nach dem Oſten wenden ſollte, zog das Letztere vor, und erſchien, nach einem kurzen Aufenthalt in der Hauptſtadt, im September vor Burgos, um ſich der Citadelle dieſer Stadt zu bemächtigen. Verhindert durch die Heere, die ſich wider ihn zuſammenzogen, gab er die Fortſetzung des Kampfes zwar für den Augenblick auf, ſo daß ſein nicht geſtörter Rückzug nach Portugal dem König Joſeph noch einmal den Weg nach der Hauptſtadt bahnte; allein der Hauptzweck der Schlacht bei Salamanca war deswegen nicht minder erreicht; denn in einer richtigen Anſicht der Dinge konnte dieſer kein anderer ſein, als Cadiz zu entſetzen, weil dar-

aus der Untergang der franzöſiſchen Herrſchaft in Spanien ganz von ſelbſt folgte.

Indem nun dieſe Ergebniſſe zu dem Ausgange des ruſſiſchen Feldzugs hinzu kamen und Spaniens Kolonien gleichzeitig immer größere Fortſchritte in der Bahn der Unabhängigkeit und Freiheit machten; indem alſo die Wirkungen der Gewalt zu umgekehrten von denen wurden, welche beabſichtigt waren, fing Napoleons Lage an, mißlich und bedenklich zu werden. Eine Chimäre wird immer nur ſo lange vertheidigt, als ſie nicht für das anerkannt wird, was ſie wirklich iſt; leuchtet ſie einmal als Chimäre ein, ſo trägt Jeder Bedenken, ihr das kleinſte Opfer zu bringen. So verhielt es ſich mit dem ſogenannten Continental-Syſtem. Die Probe, auf welche es gebracht worden war, konnte nach den unermeßlichen Verluſten, die ſich daran geknüpft hatten, nicht wiederholt werden. Dafür trat die Verantwortlichkeit des Urhebers dieſer Chimäre nur um ſo beſtimmter in das Vorſtellungsvermögen jedes Nachdenkenden ein; man fragte, wie weit der Wahnſinn, der ſeit der Kaiſerkrönung Napoleons über Frankreich gekommen war, getrieben werden ſollte? Napoleon ſelbſt fühlte, daß er, von jetzt an, mit ſeiner Perſon werde bezahlen müſſen; denn es war unmöglich, an die Stelle der verbrauchten Chimäre ſogleich eine andere von gleicher Kraft zu bringen.

Gewohnt nun, in den mißlichſten Lagen Kaltblütigkeit und Geiſtesgegenwart zu bewahren, begann er, nach ſeiner Zurückkunft nach Paris, damit, daß er die oberſten Behörden mit Vorwürfen wegen der Gleichgültigkeit überſchüttete, die ſie in der von dem General Mallet während ſeiner Abweſenheit angeſtifteten Verſchwörung bewieſen hatten: einer Verſchwörung, welche den Umſturz der kaiſerlichen Regierung zum Gegenſtande gehabt hatte und nur dadurch rückgängig geworden war, daß einer von den Adjutanten des Platzes, Namens Laborde, ſich Mallet's in

dem Augenblick bemächtigt hatte, wo dieſer im Begriff ſtand, nach der Verhaftung des Polizei-Miniſters Savary und des Polizei-Präfekten Frochot, den ganzen General-Stab des Gouverneurs Hullin aufzulöſen. Als daher, gleich am Tage nach Napoleons Zurückkunft in Paris, eine Deputation des Senats vorgelaſſen wurde und der Redner derſelben, jene Verſchwörung in allgemeinen Ausdrücken berührend, den Senat durch die Bemerkung zu rechtfertigen ſuchte, „daß er ohne Anſehn ſei, bis er von dem Monarchen in Anſpruch genommen würde," war die Antwort des Kaiſers: „der Tod des Kriegers auf dem Bette der Ehre würde der ſchönſte ſein, wenn der Tod einer obrigkeitlichen Perſon, die in der Vertheidigung des Souveräns, des Throns und der Geſetze ihr Leben einbüße, nicht noch rühmlicher wäre." Einen ähnlichen Vorwurf mußte ſich der Staatsrath gefallen laſſen. Dabei eiferte Napoleon gegen jene „Ideologie (dies war einer von ſeinen Lieblingsausdrücken zur Bezeichnung jeder Anſchauung, die von der ſeinigen abwich), welche, den erſten Urſachen mit Spitzfindigkeit nachgrübelnd, auf die Grundlage ihrer Theorien die Geſetzgebungen der Völker bauen wolle, anſtatt die Geſetze den Lehren der Erfahrung und der Kenntniß des menſchlichen Herzens anzupaſſen;" wobei er vergaß, daß alle Geſetzgebung nur als das Produkt einer durch Erfahrung mangelhaft gebildeten Vernunft betrachtet werden kann, und daß der Fehler der ſeinigen gerade darin lag, daß er der Freiheit und Tugend der erſten Staatsbeamten faſt gar keinen Raum gelaſſen hatte.

Noch ein zweites Mittel ſollte die Meinung befeſtigen.

Durch das letzte Bulletin der großen Armee — es war das 29ſte der Zahl nach — war wenigſtens ſo viel eingeſtanden worden, daß Jeder, dem es nicht an Erfahrung und Urtheil fehlte, daraus ſchließen konnte, Frankreichs Jugend, Frankreichs Schätze, Frankreichs Vertheidigungsmittel ſeien verloren gegangen und die unterdrückten Mächte

würden den günſtigen Zeitpunkt benutzen, ſich in Freiheit zu ſetzen und erlittenes Unrecht zu vergelten. Dieſer Gedanke war in der Hauptſtadt Frankreichs ſo allgemein, daß die Regierung, um nicht allen Vortheil zu verlieren, ihm entgegen zu wirken verſuchen mußte; und dies geſchah durch einen Zeitungs-Artikel folgenden Inhalts: „Die im letzten Bulletin der großen Armee enthaltenen Nachrichten könnten nur den Ruhm, womit dieſe Armee ſich während des ganzen Feldzugs bedeckt habe, ſo wie die Bewunderung vermehren, welche die heroiſche Standhaftigkeit und das mächtige Genie des Kaiſers einflößten. Nachdem die Ruſſen in zwanzig Gefechten beſiegt und aus ihrer alten, in Aſche gelegten Hauptſtadt vertrieben worden, hätten Frankreichs Tapfere gegen die Strenge eines außerordentlichen Froſtes und gegen die Rauhheit eines ungaſtfreundlichen Klima's zu kämpfen gehabt; und ungeachtet aller Verluſte, die ſie, während eines mehr als funfzigtägigen Marſches, an Munition, an Pferden und an Geſchütz gelitten, hätten ſie alle Hinderniſſe beſiegt und befänden ſich jetzt in der Nähe ihrer zahlreichen Magazine. Es gebe wenig Blätter in der alten und neuern Geſchichte, die man, in Abſicht des Großen und Erhabenen, mit dem 29ſten Bulletin vergleichen könnte, als welches ein hiſtoriſches Stück der erſten Gattung ſei. So habe Xenophon den Rückzug der Zehntauſend erzählt; ſo Cäſar, zugleich großer Feldherr und großer Schriftſteller, ſeine Commentarien entworfen. Nie habe es vielleicht ein auffallenderes Schauſpiel gegeben, als das des franzöſiſchen Heeres, das, mitten in einem feindlichen Lande, ſeiner Artillerie, ſeiner Transportmittel und beinahe ſeiner geſammten Reiterei durch die Heftigkeit des Froſtes beraubt worden. In dieſer unglücklichen Lage habe das Genie des Souveräns alles belebt, alles vorausgeſehen und unerwartete Hülfsmittel geſchaffen; allenthalben ſeien die Feinde, obgleich von den Elementen begünſtigt, geſchlagen worden, und der Marſch des Heeres ſei eine

Reihe von Triumphen geweſen. Welche günſtigere Umſtände könnten die Ruſſen erwarten, um das franzöſiſche Heer anzugreifen? . . . Einige Wochen würden hinreichen, um die Armee glänzender zu machen, als ſie je geweſen, und was alle Beſorgniß zerſtreue, ſei der Umſtand, daß die Geſundheit Sr. Majeſtät während des Feldzugs keine Erſchütterung erlitten habe.“

Dieſe Beruhigungs-Gründe ſetzten voraus, daß es noch eine große Armee gebe, die nur ergänzt zu werden brauchte, um den verloren gegangenen Ruf der Unüberwindlichkeit wieder zu erobern: eine Vorausſetzung, welche durchaus nicht zu geſtatten war. Auf dem langen Wege von Moskau bis Wilna befanden ſich nicht weniger als 243,000 Leichname, welche von den Ruſſen in den erſten Monaten des Jahres 1813 theils verſcharrt, theils verbrannt wurden; in Wilna allein wurden 70000 Menſchenkörper, die zu dieſer Anfangs durch ihre Größe, zuletzt durch ihre Unfälle merkwürdigen Armee gehörten, begraben. Ein nicht geringer Theil, der in Gefangenſchaft gerathen war, befand ſich auf dem Wege nach Sibirien. Der einzige noch brauchbare Theil beſtand aus Solchen, die entweder im vordern Rußland gekämpft hatten, oder ſeit dem Herbſt hinzugekommen waren. Alle Übrigen waren, mit ſehr geringen Ausnahmen, Gegenſtände des Erbarmens und näherten ſich einer Auflöſung, die weder durch Kunſt, noch durch Pflege zu hintertreiben war. Den größten Theil des Decembers und Januars hindurch war die Straße von Königsberg bis Berlin mit Wagen bedeckt, welche Kranke oder Sterbende führten, die, wohin ſie auch kommen mochten, Nervenfieber und andere tödtliche Krankheiten verbreiteten. In Lumpen gehüllt und Bettlern ähnlich, ſah Berlin diejenigen wiederkehren, die im Frühling durch den Glanz ihres Aufzuges in Erſtaunen geſetzt hatten. Wohl erkannte man hier, daß vom Erhabenen bis zum Lächerlichen nur Ein Schritt iſt; aber man wollte lieber menſchlich

ſein, als lachen, und wetteiferte daher in Hülfsleiſtungen, wie vergeblich dieſe auch ſein mochten.

Durch die Ankunft dieſer Unglücklichen wurde der erſte ſichere Aufſchluß über die Beſchaffenheit des Heeres gegeben, das in franzöſiſchen Blättern noch immer das große genannt wurde. Am vollſtändigſten fiel der Schleier, als der franzöſiſche Senat, auf Napoleons Antrag, eine neue Aushebung von 250,000 Mann geſtattete; nämlich 100,000 Mann von den Konſkriptionen der Jahre 1809—1812 und 150,000 Mann von der Konſkription des Jahres 1814.

Zu allen Zeiten aber hat die Macht der Begebenheiten mehr geleiſtet, als der freie Entſchluß. Nichts lag weniger in den Abſichten des Königs von Preußen und ſeines erſten Miniſters, als ein Abfall von dem franzöſiſchen Bündniß in dem Augenblick, wo General York den Vertrag ſchloß, deſſen wir oben gedacht haben; und nur allzu groß war die Verlegenheit beider, als die erſte Nachricht von dieſem Abkommen in Berlin anlangte. Da fünf Feſtungen und zwei Hauptſtädte in den Händen des franzöſiſchen Kaiſers waren, ſo mußten außerordentliche Schritte gethan werden, um den Verdacht zu entfernen, daß York nicht ohne Mitwiſſen des Königs ſo gehandelt habe. Dieſe nun wurden dadurch gethan, daß Friedrich Wilhelm, einerſeits, die zwiſchen York und dem General Diebitſch abgeſchloſſene Convention verwarf, dem General Kleiſt das Kommando übertrug und die Truppen zur Verfügung des Königs von Neapel ſtellte, und daß er, andrerſeits, den Fürſten von Hatzfeld nach Paris ſendete, um dem franzöſiſchen Kaiſer die Verſicherung zu geben, daß, wenn man das Yorkſche Corps zurückziehen könnte, das Contingent auf 30000 Mann vermehrt werden ſollte; woran ſich freilich die Forderung knüpfte, daß Napoleon, der Convention vom 24. Februar 1812 gemäß, die Summe von 95 Millionen Franken, als den Betrag des Überſchuſſes der von Preußen für Rechnung der franzöſiſchen Armee gemachten Lieferungen

über die noch ſchuldige Kriegs=Contribution, bezahlen ſollte. Das Beſtimmende für die nachfolgenden Ereigniſſe lag im Grunde nur darin, daß die Entfernungen von Berlin nach Königsberg und nach Paris allzu groß und die Dinge in einer allzu ſtarken Bewegung waren, als daß die Wirkungen dieſer Schritte den Abſichten, die man damit verband, hätten entſprechen können. In Berlin ging bald das Gerücht, daß der franzöſiſche Kommandant Anſtalten treffe, ſich der Perſon des Königs zu bemächtigen. Dies war unſtreitig nicht der Fall; doch war vorherzuſehen, daß der Vice=König von Italien, der ſich der Oder näherte, der Verfolgung der Ruſſen werde Widerſtand leiſten wollen, und da Friedrich Wilhelm nicht wohl ein müßiger Zuſchauer ſolcher Auftritte bleiben konnte, ſo war der Lage der Dinge nichts angemeſſener, als den Aufenthalt in Potsdam oder in Charlottenburg gegen den von Breslau zu vertauſchen, wo ruhigere Beſchlüſſe gefaßt werden konnten. Die Abreiſe des Königs erfolgte in der zweiten Hälfte des Januar; und dadurch geſchah, wie ſo oft im Leben, bei weitem mehr, als in den Abſichten der handelnden Perſonen lag, und es war nur eine Folge der Verkettung der Dinge, daß der Abfall des Generals York ſo große Wirkungen hervorbrachte, als ſpäterhin in die Erſcheinung traten.

Um unangenehmen Lagen auszuweichen, hatte ſich Friedrich Wilhelm von Potsdam nach Breslau begeben; allein die Klauſel des Allianz=Vertrages mit Frankreich, welche einem Theile Schleſiens die Neutralität zuſicherte, ging dem Kaiſer Alexander nichts an, ſo lange er mit Preußen im Kriege war. Hier trat alſo das Bedürfniß einer Unterhandlung ein. Doch Napoleon ſeinerſeits, noch immer in dem Gefühl ſeiner überwiegenden Größe lebend, verſagte ſeine Zuſtimmung zu jeder Unterhandlung, in welche der König von Preußen mit dem Kaiſer von Rußland zu einer Zeit zu treten wünſchte, wo, nach dem Rückzuge

der Öſterreicher, den der König von Neapel ſelbſt gebilligt hatte, das ganze Herzogthum Warſchau in den Händen der Ruſſen war und die Koſacken bereits an der Grenze Schleſiens ſtreiſten. An das unangenehme Gefühl, das hierdurch in dem Herzen des Königs erzeugt wurde, ſchloß ſich ſehr bald eine Betrachtung von entſcheidender Wichtigkeit an. Die fernere Theilnahme Preußens an dem Kriege, welchen Frankreich führte, hing offenbar von der Pünktlichkeit ab, womit Frankreich ſeine Verpflichtungen in Anſehung der von Preußen gemachten Vorſchüſſe erfüllte. Doch auch in dieſer Beziehung bewies Napoleon eine Unempfindlichkeit und Härte, die ſchwerlich noch weiter getrieben werden konnte: er antwortete auf keine der Vorſtellungen, die ihm oder ſeinem Miniſterium über dieſen Punkt gemacht wurden, der Anſicht getreu, nach welcher ſeine Verbündeten ſich ihm gerade ſo aufopfern ſollten, als ob ſie nur ſeine Vaſallen wären. Verlaſſen von dem franzöſiſchen Kaiſer, verlaſſen von der öffentlichen Meinung, welche ſich, wie im übrigen Europa, ſo auch in Preußen immer lauter gegen das franzöſiſche Syſtem ausſprach und den gegenwärtigen Augenblick als denjenigen bezeichnete, wo die verlorene Unabhängigkeit wieder erobert werden müſſe: wie hätte Friedrich Wilhelm ſeinem urſprünglichen Vorſatze getreu bleiben mögen! Es kamen aber bald neue Kränkungen hinzu. Zwiſchen Kolberg und Küſtrin hatte ſich unter der Leitung des Generals von Bülow ein preußiſches Truppen-Corps gebildet. Dieſem ertheilte der Vice-König von Italien, ohne irgend eine Nachfrage, den Befehl, zu ihm zu ſtoßen, gerade als ob die Truppen des Königs von Preußen keine andere Beſtimmung hätten, als den Rückzug der Überreſte der großen Armee zu decken. Eine zweite Kränkung blieb nicht aus. Der König hatte die Jugend der höhern Stände aufgefordert, ſich für ihn und das Vaterland zu bewaffnen, und dieſe Aufforderung hatte den glänzendſten Erfolg gehabt. In der Maßregel ſelbſt war

keine poſitive Abweichung von dem bisherigen Syſteme ausgeſprochen; gleichwohl erregte ſie den Argwohn des Vice-Königs in einem ſo hohen Grade, daß er den in Frankfurt verſammelten Jünglingen verbot, ſich nach Breslau zu begeben. Dieſe perſönlichen Beleidigungen ſchnitten um ſo tiefer ein, je mehr das Betragen der Ruſſen von dem der Franzoſen abwich. Jene hatten den Anfang mit der Zurückgabe der Feſtung Pillau gemacht. Hierbei nicht ſtehen bleibend, enthielten ſie ſich in ihrem Verhältniß zu den Bewohnern Preußens der Beraubungen, ſo wie der Bedrückungen. Der ruſſiſche Kaiſer, der ſich zu Kaliſch befand, lebte nur in der Erinnerung an die perſönliche Freundſchaft, die er in einer frühern Periode für den König von Preußen gefaßt hatte. So wurde die Losſagung von der franzöſiſchen Allianz mit jedem Tage mehr herbeigeführt, bis ſie ſich durch die Betrachtung vollendete, daß eine Verbindung mit Rußland das einzige Mittel ſei, den Kriegsſchauplatz von den preußiſchen Staaten entfernt zu halten. Alle Schwierigkeiten verſchwanden, ſobald Friedrich Wilhelm ſich zu einer Reiſe nach Kaliſch entſchloſſen hatte. Durch einen in Kaliſch und Breslau unterzeichneten Traktat wurde der Grund zu einem Trutz- und Schutzbündniſſe gelegt, worin der Kaiſer von Rußland ſich verpflichtete, die Waffen nicht eher nieder zu legen, „als bis Preußen in ſtatiſtiſcher, geographiſcher und finanzieller Hinſicht wieder auf derſelben Linie ſtehe, die es vor dem Kriege von 1806 behauptet hätte.“ Kaiſer Alexander verſprach, zu dieſem Endzweck 180,000 Mann ins Feld zu ſtellen, während Friedrich Wilhelm ſich anheiſchig machte, außer den Feſtungsbeſatzungen, ein Heer von 80000 Mann auf die Beine zu bringen. Vierzehn Tage nach dem Abſchluß dieſes Traktats hielten beide Monarchen am 15. März eine Zuſammenkunft in Breslau, um das Band der Freundſchaft, das ſie ſeit 1802 vereinigte, noch enger zu knüpfen; und gleich am folgenden Tage übergab der Freiherr von Hardenberg

dem franzöſiſchen Geſandten, Marquis von St. Marſan, Preußens Kriegserklärung.

Inzwiſchen waren die Ruſſen bis zur Oder vorgedrungen und hatten den Vice-König von Italien vermocht, ſein Hauptquartier von Frankfurt an der Oder nach Berlin zu verlegen; ja, ehe er dieſe Hauptſtadt erreichen konnte, waren einige Koſacken-Schwärme unter Czernitſcheff, Tettenborn und anderen Anführern, die bei Wriezen über die Oder gegangen waren, vor ihm daſelbſt angelangt, und hatten mehre diplomatiſche Perſonen auf ihrer Reiſe nach Frankreich aufgefangen. Marſchall Augereau, welcher um dieſe Zeit noch Gouverneur von Berlin war, wäre unter dieſen Umſtänden beinahe das Opfer ſeiner Fahrläſſigkeit geworden. Wenig auf ſeiner Hut, weil er die Koſacken verachtete, hatte er alle Vertheidigungs-Maßregeln vernachläſſigt, als den 20. Februar plötzlich einige 80 Koſacken in die Thore von Berlin ſprengten und einen großen Wirrwarr unter der franzöſiſchen Beſatzung anrichteten. Nach einigen in der Eil getroffenen Maßregeln wichen zwar die Koſacken, doch ohne die Umgebung der Hauptſtadt zu verlaſſen. Jetzt erſchien der Vice-König von Italien an der Spitze von etwa 8000 Mann, und verlegte ſein Hauptquartier nach Schöneberg, von wo aus er in den nächſten Tagen nach Sachſen aufbrach. So wurde Berlin von den Franzoſen befreit.

Sieben Tage nach dem Abzuge der Franzoſen rückte (11. März) das Wittgenſteinſche Corps in Berlin ein, von den Bewohnern der Hauptſtadt um ſo freudiger bewillkommt, weil die Abſichten des Königs um dieſe Zeit kein Geheimniß mehr waren. Dieſem Corps folgten preußiſche, unter York, den ein Kriegsgericht freigeſprochen hatte, unter Bülow und Borſtell. Alle zogen gemeinſchaftlich nach der Mittelelbe, den Vice-König von Italien aufzuſuchen. An der Niederelbe offenbarte ſich derſelbe Geiſt, von welchem alle Preußen beſeelt waren. Kaum war

General Tettenborn in der Nähe Hamburgs erſchienen, als ein Volksaufſtand die franzöſiſchen Douaniers vertrieb. In Proklamationen ohne Zahl, in bitteren Spottgedichten, in allen nur möglichen Formen erhielt Deutſchland (mit ihm ganz Europa) die Aufforderung, die Gewalt zu rächen, welche Napoleon bisher geübt hatte; es war, als ob man, zu einem neuen Leben erwachend, hervorträte aus allen den Täuſchungen, die man ſich entweder ſelbſt gemacht, oder aus Noth angenommen hatte. Unter den vielen Proklamationen dieſer Zeit zeichnete ſich jedoch keine noch mehr aus, als die, welche, von Kaliſch aus, in Kutuſow's Namen bekannt gemacht wurde. Ihr Urheber war ein deutſcher Gelehrter, der ſich von ſeiner vaterländiſchen Regierung getrennt hatte, um nicht dem Rheinbunde anzugehören.*) „Erhaben über jede Selbſtſucht und vertrauend einem allwaltenden gerechten Gott" — ſo hieß es darin — „hofften die verbündeten Monarchen für die ganze Welt, und unwiederruflich für Deutſchland, zu vollenden, was ſie, zur Abwendung des ſchmachvollen Joches, ſo rühmlich für ſich ſelbſt begonnen. Ehre und Freiheit ſei die Looſung; und ſo forderten ſie treues Mitwirken, beſonders von jedem deutſchen Fürſten, vorausſetzend, daß keiner ſich finden werde, der, der deutſchen Sache abtrünnig, ſich reif zeige der verdienten Vernichtung durch die Kraft der öffentlichen Meinung und durch die Macht gerechter Waffen. Der Rheinbund, dieſe trügeriſche Feſſel, womit der alles Entzweiende das erſt zertrümmerte Deutſchland, ſelbſt mit Beſeitigung ſeines alten Namens, neu umſchlungen, könne, als Wirkung fremden Zwanges und als Werkzeug fremden Einfluſſes, nicht länger geduldet werden; und die Auflöſung dieſes Vereins liege in den

---

*) Sein Name iſt Karl Müller. Als geborener Sachſe trat er, nach Beendigung des Krieges, in den preußiſchen Staatsdienſt, worin er noch gegenwärtig als Hofrath fungirt.

beſtimmteſten Abſichten der Verbündeten, welche hierdurch einen längſt gehegten, in der beklommenen Bruſt nur mühſam zurückgehaltenen allgemeinen Volkswunſche zu begegnen glaubten. Hiermit ſei zugleich das Verhältniß ausgeſprochen, worin der Kaiſer von Rußland zum wiedergeborenen Deutſchland zu ſtehen verlange."

An demſelben Tage, wo dieſe Proklamation erſchien (27. März), übergab der preußiſche Geſandte am franzöſiſchen Hofe dem Herzog von Baſſano (Maret) eine Note, welche die Beweggründe Preußens zum Abfall von Frankreich enthielt. Die Art und Weiſe, wie dieſe Note beantwortet wurde, ſprach die Denkart des franzöſiſchen Kabinets nur allzu beſtimmt aus. Mit ſchulmeiſterlichem Tadel verbreitete ſich Maret über die Politik des preußiſchen Hofes und kündigte ſodann mit franzöſiſchem Hochmuth an: „daß Preußen als eine Macht, deren Traktate bloß bedingt wären, nur noch ein Gegenſtand der Erörterung, nicht mehr ein Schlagbaum ſei. Der Finger der Vorſehung habe die Begebenheiten des letzten Winters nur herbeigeführt, um falſche Freunde zu entlarven und getreue zu bezeichnen, und eben dieſe Vorſehung habe ſeinem Kaiſer hinreichende Macht gegeben, um die Beſtrafung der einen, wie den Triumph der andern zu ſichern." Dieſen höhnenden Worten widerſprach die Forderung, welche Napoleon wegen des Abfalls Preußens an den Senat machte: eine Forderung, deren Gegenſtand nicht weniger als 180,000 Konſkribirte waren. Dieſe wurden den 3. April bewilligt.

Friedrich Wilhelm war auf Napoleons Rache gefaßt; und da ſich den Wirkungen derſelben nur durch Entſchloſſenheit und durch Anſtrengung der letzten Kräfte begegnen ließ, ſo verbarg er ſeinen Unterthanen nicht, daß dies der letzte entſcheidende Kampf ſei. In einem Aufruf an ſein Volk ſagte er: „es bedürfe keiner Rechenſchaft über die Urſachen des jetzt beginnenden Kampfes; ſie lägen dem unverblendeten Europa klar vor Augen. Der Friede, der

ihm die Hälfte ſeiner Unterthanen entriſſen, habe dem Lande tiefere Wunden geſchlagen, als der Krieg ſelbſt; denn ausgeſogen ſei das Mark des Landes, gelähmt der Ackerbau und der Kunſtfleiß der Städte, gehemmt die Freiheit des Handels, während die Hauptfeſtungen in den Händen des Feindes geblieben. So ſei das Land verarmt . . . Jetzt ſei der Augenblick gekommen, wo alle Täuſchung aufhöre. Die Brandenburger, die Pommern, die Schleſier, die Preußen, die Lithauer wüßten, was ſie ſeit 7 Jahren ertragen hätten, wüßten, was ihr Loos ſein würde, wenn man den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll beendigte. Erinnern möchten ſie ſich der Vorzeit, des großen Kurfürſten, des großen Friedrich; eingedenk möchten ſie bleiben der Güter, die ihre Vorfahren erkämpft hätten: der Gewiſſensfreiheit, Ehre und Unabhängigkeit, des Handels, des Kunſtfleißes, der Wiſſenſchaften; gedenken möchten ſie zugleich des Beiſpiels der Ruſſen, der Spanier und Portugieſen; ſelbſt kleinere Völker wären für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und hätten den Sieg errungen. Allerdings würden von allen Ständen große Opfer gefordert werden; denn groß ſei das Beginnen und nicht gering die Zahl der Feinde. Aber ſie würden jene ja lieber bringen für das Vaterland und den angeborenen König, als für einen fremden Herrſcher, der, wie ſo viele Beiſpiele lehrten, ihre Söhne, ihre letzten Kräfte Zwecken opfern würde, die ihnen fremd wären. Welche Opfer auch von Einzelnen gefordert werden möchten, ſo wögen ſie doch die heiligen Güter nicht auf, für welche ſie ſtreiten und ſiegen müßten, wenn ſie fortfahren wollten, Preußen und Deutſche zu ſein. Dies ſei der letzte entſcheidende Kampf; kein anderer Ausweg, als ein ehrenvoller Friede, oder ein rühmlicher Untergang. Auch dem letzten würden ſie getroſt entgegen gehen, um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutſche nicht leben könnte. Doch dürften ſie mit Zuverſicht vertrauen,

daß Gott und feſter Wille der gerechten Sache den Sieg verleihen würden; mit ihm einen glorreichen Frieden und die Wiederkehr der glücklichen Zeiten.“ So lautete der Aufruf an das Volk, und der Eindruck, den er machte, entſprach der Ungeduld, womit man ihn erwartet hatte. Die Bereitwilligkeit, ſich dem Allgemeinen aufzuopfern, obgleich den Preußen niemals fremd, hatte ſich niemals größer gezeigt; und in dem brennendſten Haß gegen den franzöſiſchen Kaiſer offenbarte ſich die Liebe für das Vaterland und den König. Nie entwickelte daher ein Staat von gleichem Umfange eine größere Maſſe von Streitkräften; und nie entwickelte er ſie in einer noch kürzern Zeit. Alle Provinzen des Königreichs wetteiferten in Stellung einer zahlreichen Landwehr, ſobald der Antrieb dazu gegeben war; und ſo geſchah es, daß Preußen mit einer Bevölkerung von etwa 5 Millionen ein weit größeres Heer auf die Beine brachte, als in den Zeiten ſeines höchſten Flors, und zwar in einer Periode, wo die Finanzen durch die im letzten Jahre dargebrachten Opfer mehr als jemals zerrüttet waren und der gute Wille die Stelle des Geſetzes vertreten mußte. Den vaterländiſchen Sinn noch mehr zu beleben, ſtiftete der König den Orden des eiſernen Kreuzes von zwei Klaſſen und einem Großkreuz.

Alexander und Friedrich Wilhelm blieben nicht die Einzigen, welche gegen Napoleon und ſeine Verbündeten in die Schranken traten, um ein Syſtem zu bekämpfen, deſſen Verderblichkeit außer jedem Zweifel lag. Von England, das noch immer auf der pyrenäiſchen Halbinſel kämpfte, wollen wir nur anführen, daß es im Jahre 1813 die Summe ſeiner Ausgaben auf 112 Millionen Pf. Sterling ſteigerte, um die Mächte des feſten Landes theils mit Geld, theils mit Kriegsbedürfniſſen zu unterſtützen. Öſterreichs Politik war nicht zweifelhaft; denn das Staatsruder war Männern anvertraut, welche nie aufgehört hatten, Napoleons Grundſätze zu verabſcheuen. Gleichwohl ſchloß

dieſe Politik ſehr viel Rückſichten in ſich, unter welchen das ſeit dem Jahre 1810 geſtiftete Familien=Verhältniß oben an ſtand. Der aufrichtige Wunſch des öſterreichiſchen Kabinets war, einen allgemeinen Frieden zu Stande zu bringen; da dieſer aber nur dadurch möglich wurde, daß Napoleon ſeinen Anſprüchen auf die Beherrſchung Europa's entſagte, ſo fehlte es an jeder Ausſicht auf glücklichen Erfolg von Seiten der verwandtſchaftlichen Bemühungen. Zwar hatte der Fürſt von Schwarzenberg, nach ſeiner im April erfolgten Ankunft in Paris, kein Bedenken getragen, dem Herzog von Baſſano zu eröffnen, „daß dieſelbe Politik, welche die Vermählung Napoleons mit einer öſterreichiſchen Erzherzogin gebilligt habe, dies Verhältniß auch wieder auflöſen könne;" allein ſelbſt dieſe Drohung hatte nichts vermocht über einen Eigenſinnigen, der nur allzu gut fühlte, daß Nachgiebigkeit und Herabſetzung ſeiner ſelbſt gleichbedeutend waren; mit einem Worte, daß er mit erblichen und rechtmäßigen Monarchen nicht auf gleicher Linie ſtand. Durch neue Siege glaubte der franzöſiſche Kaiſer ſeinen Schwiegervater und deſſen Miniſter einzuſchrecken. Nichts deſto weniger erfuhr er, daß Schweden ſich offen an Rußland und Preußen anſchloß. Dies geſchah zunächſt durch einen Traktat mit England, worin es die Verbindlichkeit übernahm, ein Corps von 30000 Mann zu einer direkten Unternehmung gegen Frankreich zu ſtellen, wogegen England ſich anheiſchig machte, Schweden auf den Fall, daß der König von Dänemark dem nordiſchen Bündniß ſeinen Beitritt verſagen würde, zu dem Beſitze von Norwegen zu verhelfen, überdies aber auch Hülfsgelder zu zahlen und die Inſel Guadeloupe abzutreten. Und nachdem Schweden auf dieſe Weiſe Englands Verbündeter geworden war, ſchloß es am 22. April zu Stockholm ein Trutz= und Schutz=Bündniß mit Preußen, wodurch letzteres ſich verpflichtete, ein Corps von 27000 Mann zu den Truppen ſtoßen zu laſſen, welche der Kronprinz von Schweden in Deutſchland

befehligen würde. Äußerſt thätig für die allgemeine Sache, war England um dieſe Zeit ſchon darauf bedacht geweſen, den General Moreau aus Amerika nach Deutſchland zu verſetzen, damit es nicht an einem erfahrenen General fehlen möchte, der den Entwürfen Napoleons gewachſen wäre.

Welchen Trotz Napoleon auch zur Schau tragen mochte, ſo fühlte er in ſeinem Innern doch nur allzu gut, daß die Vortheile ſeiner Lage nicht mehr dieſelben waren. An eine plötzliche Wiederherſtellung ſeiner in den Ebenen Rußlands durch Froſt und Hunger zu Grunde gerichteten Reiterei war nicht zu denken; dieſe konnte nur durch ein deſto zahlreicheres Fußvolk erſetzt werden, ſo daß für alles, was die Reiterei im Felde zu leiſten pflegt, der Vorzug auf Seiten der Verbündeten blieb. Faſt gleiche Bewandniß hatte es mit ſeinem Geſchützweſen: nicht daß es ihm an Geſchütz gefehlt hätte, das er in Bewegung ſetzen konnte; allein es fehlte an geübten Artilleriſten, ſo daß er genöthigt war, zu den See-Artilleriſten ſeine Zuflucht zu nehmen. Um die zu den neuen Rüſtungen erforderlichen Summen herbei zu ſchaffen, ohne ſeinen nicht unbeträchtlichen Schatz (etwa 300 Millionen Franken) zu erſchöpfen, ſah er ſich genöthigt, das Eigenthum ſämmtlicher Gemeinen und Hoſpitäler Frankreichs in Beſchlag zu nehmen und die Eigenthümer durch Renten-Anweiſungen auf das Hauptbuch der Staatsſchuld zu entſchädigen: eine Maßregel, die von ſeinen Schmeichlern laut geprieſen, deswegen aber von Verſtändigen nicht weniger gemißbilligt wurde.

Sein Verfahren gegen den Pabſt erſchütterte die Meinung, die man bisher von ſeiner Unwiderſtehlichkeit gehabt hatte, in einem noch höhern Grade.

Pius VII. war, während des ruſſiſchen Feldzugs, von Savona nach Fontainebleau verſetzt worden, damit die Engländer ihn nicht entführen möchten; in Fontainebleau alſo lebte der heilige Vater in Erwartung ſeines Schickſals,

als Napoleon von Moskau zurückkam und ſeine veränderte Lage zu beherzigen ſo dringende Urſache hatte. Unſtreitig hatte dieſem längſt eingeleuchtet, daß die Entkleidung des Pabſtes von der weltlichen Gewalt eine ſeiner vielen Übereilungen war; in welchem Lichte er aber auch ſein Verfahren betrachten mochte, immer ſchien es ihm nöthig, das Anſehn zu gewinnen, als ob zwiſchen ihm und Pius VII. alles auszugleichen ſei. Die Einleitung dazu wurde durch den Biſchof von Nantes, Herrn Duvoiſin, gemacht, dem Napoleon zu St. Cloud eine Reihe von Artikeln diktirte, welche er dem Pabſte als Grundlage eines Concordats überbringen mußte. Von einer Zurückgabe des Kirchenſtaats war in dieſen Artikeln durchaus nicht die Rede, wohl aber von einer ſolchen Stellung des Pabſtes, worin dieſer, auch ohne Territorial-Herr zu ſein, ein weitreichendes Anſehn ausübte. Pius VII. ging, wie es ſcheint, nicht ungern auf Napoleons Vorſchläge ein, als dieſer ihm in Fontainebleau einen Beſuch abſtattete; doch ſtellte er zugleich die Bedingung, daß der Inhalt des Concordats verſchwiegen bleiben ſollte, bis ein aus Kardinälen beſtehendes Conſiſtorium denſelben geprüft haben würde. Dieſe Bedingung blieb unerfüllt, weil Napoleon keine Zeit zu verlieren hatte, wenn er, vor dem Ausbruch des Krieges, die Meinung erregen wollte, daß zwiſchen ihm und dem Pabſte alles ausgeglichen ſei. Indem er ſich aber beeilte, das neue Concordat als Reichsgeſetz bekannt zu machen, litt er die Kränkung, daß Pius VII. es für null und nichtig erklärte.

Es war jedoch nicht die Perſon des Pabſtes allein, woran die Macht Napoleons ſcheiterte. In der Malletſchen Verſchwörung hatte ſich von neuem geoffenbart, daß in den politiſchen Syſtemen der europäiſchen Welt die Erblichkeit des Staatschefs ein Moment iſt, das ſich, vorzüglich in großen Staaten, durch nichts erſetzen läßt. Nun kam Napoleon, der ſein ganzes Regentenleben hindurch mit dieſem Moment gerungen hatte, zwar auf den

Gedanken, neuen Verſchwörungen gegen ſeine Dynaſtie dadurch zuvor zu kommen, daß er ſeine Gemahlin krönen und ſeinen Sohn förmlich als künftigen Regenten Frankreichs anerkennen laſſen wolle; allein auch hier ſtieß er auf Hinderniſſe, die nicht zu beſiegen waren. Denn nicht genug, daß er zu dieſer Feierlichkeit des Pabſtes bedurfte, der keine Veranlaſſung hatte, ſich ihm gefällig zu beweiſen, erforderte eben dieſe Feierlichkeit auch einen Aufwand an Zeit und Kraft, der am Vorabend eines blutigen und weit ausſehenden Krieges nicht ohne Nachtheil gemacht werden konnte. Um nun gleichwohl ſeine Gemahlin und ſeinen Sohn den Gemüthern der Franzoſen näher zu bringen und um dadurch zugleich Öſterreich auf ſeine Seite zu ziehen, gab es kein beſſeres Mittel, als Übertragung der Regentſchaft auf die Kaiſerin während des Krieges. Dies geſchah durch Patent-Briefe des Kaiſers, in welchen die Kaiſerin als die Perſon bezeichnet wurde, welche im Senat, im Staatsrath, im Rathe der Miniſter und im geheimen Rathe den Vorſitz führen ſollte, vorzüglich bei Unterſuchung der Gnaden-Recurſe. Dieſe Patent-Briefe waren vom 29. März; und gleich Tages darauf wurde im Eliſäum ein ſogenannter Kabinets-Rath gehalten, wo die Kaiſerin den Eid der Treue ſchwur und ſich verbindlich machte, „bei Ausübung der ihr anvertrauten Gewalt die Akten der Conſtitution und alle Verfügungen, welche ihr Gemahl entweder ſchon getroffen habe, oder noch treffen werde, zu beobachten. Am 1. April wurden dieſe Patent-Briefe in die Protokolle des Senats eingetragen, der, auf Antrieb des Reichs-Erzkanzlers, eine Deputation von 30 Mitgliedern abſchickte, um der Regentin die Huldigungen des erſten Reichs-Kollegiums zu überbringen ... Ahnete irgend einer von dieſen Senatoren, daß er, ein einziges Jahr ſpäter, die Hand zur Abſetzung Napoleons bieten, und um das Schickſal ſeiner Gemahlin und ſeines Sohnes unbekümmert bleiben würde? ...

Gekommen war der Zeitpunkt, wo Thaten entſcheiden mußten. An der Nieder- und an der Mittel-Elbe hatten die Feindſeligkeiten bereits ihren Anfang genommen: dort in dem Gefechte bei Lüneburg, wo der ruſſiſche General Dörnberg das aus Schwediſch-Pommern zurückkehrende Corps des Generals Morand am 2. April die Waffen zu ſtrecken genöthigt hatte; hier in dem Treffen, welches der Graf von Wittgenſtein, unterſtützt von preußiſchen Generalen, dem von Magdeburg ausgerückten Vice-König von Italien am 5. April bei Möckern lieferte, nicht ohne nach Beendigung deſſelben 1000 Gefangene mit einer eroberten Kanone nach Berlin zu ſenden. Ruſſen und Preußen rückten indeß unter den Generalen Kutuſow und Blücher durch Schleſien auf Dresden los, wo ſich um dieſe Zeit noch franzöſiſche Truppen befanden. Jener erkrankte auf dem von ihm gemißbilligten Marſche, und ſtarb zu Bunzlau den 28. April. Von ihm ging der Oberbefehl auf den Grafen von Wittgenſtein über.

Für den Erfolg des nunmehr eröffneten Feldzugs hing das Meiſte von der Theilnahme der deutſchen Völkerſchaften an demſelben ab; und man darf ſagen, daß die Hinneigung dazu ſehr allgemein war. Erſchöpft war die Geduld, und durch nichts hatte Napoleon die Deutſchen noch tiefer verletzt, als durch die Ausſtattung des franzöſiſchen Adels mit deutſchem Grund und Boden: eine Ausſtattung, welche die Lehnsherrſchaft in veränderter Geſtalt zurückführte und Deutſchland mehr oder weniger zu einem Zins-Staat machte.*) Doch verſchieden von dem Vortheil der Deutſchen

*) Der Anfang damit war im Jahre 1807 gemacht worden, wo Napoleon, als Schöpfer des Königreichs Weſtphalen, für 7 Millionen Franken Domänen in dieſem kleinen Königreiche für ſich behalten hatte, um darüber zum Vortheil ſeiner Marſchälle und übrigen Generale verfügen zu können. Als im folgenden Jahre der franzöſiſche Adel geſtiftet wurde, erhielten die Domänen im Kurfürſtenthum Hannover, in Schwediſch-Pommern

war in dieſer verhängnißvollen Zeit der Vortheil der deutſchen Fürſten, welche die Fortdauer des Rheinbundes, nach der gänzlichen Auflöſung der frühern Reichsverfaſſung, zu ihren Daſeins- und Wirkſamkeits-Bedingungen zu rechnen genöthigt waren. Nur die Herzöge von Mecklenburg und der Fürſt von Deſſau hatten den Muth, ſich den verbündeten Monarchen anzuſchließen. Der König von Sachſen, deſſen Beiſpiel von dem größten Erfolge für den Fortgang des Befreiungskrieges geweſen ſein würde, fand dagegen, bei Annäherung der verbündeten Truppen, für rathſam, ſich den Beſtürmungen ſeiner Unterthanen dadurch zu entziehen, daß er von Dresden nach Regensburg ging. Von hier aus antwortete er dem Könige von Preußen, der ihm zum Beitritt aufgefordert hatte, kalt und förmlich: „man werde der in ſeiner Handlungsweiſe vorwaltenden pflichtgemäßen Rückſicht auf das bleibende Wohl ſeiner Unterthanen Gerechtigkeit wiederfahren laſſen.“ Von Regensburg begab ſich Friedrich Auguſt nach Prag, unſtreitig um zu erforſchen, welchen Entſchluß der öſterreichiſche Hof faſſen werde. Mit ihm blieben die Rheinbundsfürſten dem Verhältniß getreu, worin ſie ſeit dem Jahre 1806 zu ihrem Beſchützer geſtanden hatten, bis, im Laufe der Begebenheiten, der König von Baiern zuerſt eine neue Bahn brach.

---

im Fürſtenthum Erfurt, in Baireuth, in Hanau und Fulda dieſelbe Beſtimmung, und bis zum April 1809 hatten franzöſiſche Kommiſſäre im Königreich Weſtphalen 950 Looſe oder Schenkungs-Portionen, in den hannöverſchen Staaten 72 gemacht, welche von 1000 bis auf 180,000 Franken jährlicher Einkünfte ſtiegen. Eine noch größere Ausdehnung erhielt dies Syſtem durch den 15. Auguſt 1809, wo der franzöſiſche Kaiſer nach der Schlacht bei Wagram für mehrere Millionen ſogenannter Looſe verſchenkte; unter andern für 500,000 aus Schwediſch-Pommern und für eben ſo viel aus Baireuth. In ſeiner Geſammtheit betrug, bloß nach bekannt gewordenen Angaben, dieſer Sklavenzins jährlich aus deutſchen Staaten nicht weniger als 15,064,165 Franken.

Zur Entſchuldigung des Königs von Sachſen muß bemerkt werden, daß außer dem Königstitel, den er dem franzöſiſchen Kaiſer verdankte, ihn nicht ſowohl das nicht unbedeutende Darlehn von 20 Millionen Franken, von welchem oben die Rede geweſen iſt, als vielmehr die Achtung, worin er bei Napoleon zu ſtehen glaubte, an den Rheinbund feſſelte; wozu denn freilich die hohe Meinung kam, die er von dem kriegeriſchen Talente ſeines Beſchützers hatte.

Nach dem Übergang über die Elbe blieben die von Blücher geführten Truppen in Sachſen ſtehen, weil es gefährlich ſchien, ſich vor der Ankunft der ruſſiſchen Haupt-Armee unter Barklay de Tolly in Offenſiv-Operationen einzulaſſen.

In ſehr kurzer Zeit hatte der franzöſiſche Kaiſer ſeine Rüſtungen vollendet; das erſte Aufgebot des Jahres 1812, in Verbindung mit den reichen Vorräthen, welche das Ergebniß ſo vieler glücklichen Feldzüge waren, hatte ihm die Mittel dazu gereicht. Ein Heer von 80000 Mann war unter dem Oberbefehl des Marſchalls Ney ſeit der Mitte des April in und um Erfurt verſammelt. Dazu kamen 40000 Mann unter dem Vice-König von Italien, welcher den Auftrag hatte, ſich ſo zu bewegen, daß der Übergang über die Saale erleichtert würde. Napoleon ſtellte alſo gleich Anfangs nicht weniger als 120,000 Mann ins Feld, um die Ruſſen über den Niemen zurückzutreiben. „Je weiter dieſe vorgerückt wären“ — ſo lautete ſein Ausſpruch — „deſto weiter würden ſie zurückgeſchleudert werden; wären die feindlichen Heere aber auch auf den Höhen von Montmartre gelagert, ſo ſollte dennoch von allen, dem großen Reiche einverleibten Provinzen nicht ein einziges Dorf abgeriſſen werden.“ In dem Augenblick, wo dieſe Worte von ihm geſprochen wurden, bedachte er ſchwerlich, daß die feindlichen Heere nach Jahr und Tag die Höhen vor Paris wirklich erſtürmen könnten, um ſich

der Hauptſtadt des großen Reichs zu bemächtigen. In einem erheuchelten Vertrauen zu Öſterreichs Beiſtande, reiſete er den 15. April von Paris ab und langte nach zehn Tagen in Erfurt an, wo vor ihm die Marſchälle Ney, Oudinot, Beſſieres und Marmont angekommen waren. Sogleich erfolgte ein Aufbruch nach der Saale.

Der Leſer erwarte hier nicht ausführliche und kunſtgerechte Beſchreibungen von Schlachten; dazu fehlt es uns, vor allem, an Raum. Nur den Gang des Feldzuges werden wir zu zeichnen verſuchen, weil dies hinreicht, den Untergang der franzöſiſchen Herrſchaft in Deutſchland durch die gänzliche Auflöſung des Rheinbundes ins Licht zu ſtellen.

Bei der Überlegenheit der franzöſiſchen Streitkräfte war der Übergang über die Saale mit keinen weſentlichen Schwierigkeiten verbunden; er erfolgte auf mehreren Punkten, und war nur dadurch merkwürdig, daß er dem von einer Kanonenkugel getroffenen Marſchall Beſſieres das Leben koſtete. Die Verbündeten, etwa 70000 Mann ſtark, warfen ſich dem franzöſiſchen Heere entgegen, als dieſes über Lützen nach Leipzig vorging. Den 2. Mai kam es bei dem Dorfe Groß-Görſchen zu einer Hauptſchlacht, welche nur dadurch zum Vortheil Napoleons ausfiel, daß der Graf von Wittgenſtein, um nicht durch den Vice-König von Italien von der Elbe abgeſchnitten zu werden, den Kampf abbrach. Unter dem Schutze eines nächtlichen Kavallerie-Angriffs bewirkten die Verbündeten ihren Rückzug auf Dresden, wo ſie mit 1000 Gefangenen und 10 erbeuteten Kanonen anlangten. Mehr folgend, als verfolgend, nahm Napoleon dieſelbe Richtung, und nach ſeiner Ankunft in der Hauptſtadt Sachſens, erſchien, von Prag her, der König Friedrich Auguſt, um ſich inniger, als jemals, an ihn anzuſchließen. Außer dem ſächſiſchen Heere wurde die Feſtung Torgau zur Verfügung des Siegers geſtellt, ſo daß der Verluſt, den er bei Groß-Görſchen gelitten hatte, reichlich erſetzt war. Wenn Napoleon nichts

deſto weniger auf einen Waffenſtillſtand antrug, ſo konnte er dazu keinen andern Beweggrund haben, als — das Mißtrauen, das er in die Politik des öſterreichiſchen Hofes ſetzte, der in Böhmen ein Heer zu vereinigen angefangen hatte.

Die Verbündeten lehnten Napoleons Antrag ab. Verſtärkt durch die inzwiſchen erfolgte Ankunft der ruſſiſchen Haupt-Armee unter Barclay de Tolly, nahmen ſie, 96000 Mann ſtark, eine feſte Stellung bei Bauzen. In dieſer den Angriff erwartend, ſahen ſie ſich den 20. Mai wirklich von 148,000 Mann, die Napoleon vereinigt hatte, angegriffen. Sie behaupteten ſich bis zum Nachmittag des folgenden Tages, brachen ſodann das Gefecht ab und ſchlugen den Weg nach Schleſien ein, doch ſo, daß ſie die Straße der Oder verließen, und, die Hauptſtadt Schleſiens dem Feinde Preis gebend, bei Schweidnitz eine ſolche Stellung nahmen, daß ſie, als Herren des Gebirges und Oberſchleſiens, die Verbindung mit Öſterreich offen behielten. Auf der Verfolgung am 22. Mai in Reichenbach mit dem Hauptquartier angelangt, erfuhr Napoleon, daß der Feind ſich noch auf der Seite von Makersdorf behaupte. Um eine Bewegung nach Görlitz anzuordnen, ſprengte er noch gegen Abend durch einen Hohlweg. Ihm folgten der General Kirgener und der Marſchall Duroc. Plötzlich ſtreckte eine verlorene Kanonenkugel jenen todt zu Boden und riß dieſem den Leib auf. So verlor Napoleon den bewährteſten ſeiner Freunde in demſelben Augenblick, wo ihm gemeldet wurde, daß der Feind nur noch eine ſchwache Nachhut zeige und daß Ney Görlitz nach wenigen Stunden beſetzen werde. Duroc ſtarb, wenig Augenblicke darauf, vor Napoleons Augen. Die Verfolgung der Ruſſen und Preußen war übrigens nicht ſo glücklich, daß es dem General Blücher nicht gelungen wäre, den Franzoſen bei Haynau in einem Überfall bedeutenden Schaden zuzufügen.

Dies geſchah den 26. Mai mit Erbeutung der Artillerie des Generals Maiſon. Wenig Tage darauf wurde wegen eines

Waffenſtillſtandes parlementirt, und dieſer kam den 4. Juni zu Stande, nachdem die Franzoſen in den Beſitz Breslaus gekommen waren. Man bedurfte deſſelben von beiden Seiten: die Verbündeten zur Vollendung ihrer Rüſtungen; der franzöſiſche Kaiſer aus den mannichfaltigſten Beweggründen. Die Schlacht bei Bauzen hatte die Zahl ſeiner Streiter um faſt 40000 verringert; die Verbündeten zogen ſich mit einer Ordnung zurück, welche, als Ausdruck ihres unerſchütterten Muthes, ihm neuen und kräftigern Widerſtand ankündigte; in ſeinem Rücken befanden ſich theils Heeres-Abtheilungen, theils Streifpartien, die ihn durch Unterbrechung ſeiner Kommunikationen noch größern Schaden zufügen konnten, als er bereits gelitten hatte; auch konnte er ſich nicht verbergen, daß im Norden des Kriegsſchauplatzes der Kronprinz von Schweden, im Süden der Kaiſer von Öſterreich gegen ihn loszubrecheu droheten, ſo daß er die Verfolgung nicht fortſetzen konnte, ohne ſich großen Gefahren bloß zu ſtellen. Das Dorf Poiſchwitz in der Nähe von Jauer war demnach der Ort, wo die gegenſeitigen Bevollmächtigten ſich dahin vereinigten: „daß die Feindſeligkeiten bis zum 20. Juli mit ſechstägiger Aufkündigung aufhören ſollten, und zwar ſo, daß die franzöſiſchen Truppen ſich bis hinter die Katzbach zurückziehen, die Vorpoſtenlinie der Verbündeten ſich oberhalb Breslau an die Oder lehnen und von da längs dem Schweidnitzer Waſſer auf Bolkenhayn, Landshut und Schmiedeberg gehen, der zwiſchen beiden Heeren liegende Landſtrich aber, ſo wie die Stadt Breslau, neutral bleiben ſollte.“ Dabei wurde noch feſtgeſetzt, daß die ſämmtlichen Partgänger über die Elbe zurückkehren und daß an der Niederelbe die Verhältniſſe ſo bleiben ſollten, wie ſie in der Nacht vom 5. Juni um 12 Uhr ſein würden. In Kraft dieſes Waffenſtillſtandes verließen die Franzoſen Breslau, und Napoleon, begleitet von ſeinen Garden, kehrte nach Dresden zurück, ohne das Verſprechen erfüllt zu haben, das er den Bewohnern des

Königreichs Sachſen gegeben hatte, nämlich, daß ſie nur von ſchnellen Durchmärſchen zu leiden haben würden.

Wegen der Annahme des früherhin angetragenen Waffenſtillſtandes entſchuldigte ſich Napoleon gegen ſeine Vertrauten mit den Worten: „Ja, ich will einen Waffenſtillſtand, um mich mit den Ruſſen zu verſtändigen und um mich der Öſterreicher zu entledigen. Wären wir nur um einen Monat älter, ſo würde ich keine ſchönere Gelegenheit wünſchen, um, mit den Waffen in der Hand, das Schickſal der Welt zu entſcheiden. Dann würde ich Reiterei haben; dann würde ich auch keinen Waffenſtillſtand anbieten.“ . . . Was er auch bei dieſen Worten denken mochte: ſeine ganze Lage in der europäiſchen Welt vertrug ſich ſchon um dieſe Zeit nicht mehr mit einer Verbeſſerung. Zwar hatte er, nach der Wiedereinnahme von Hamburg durch den General Vandamme, an dem Könige von Dänemark einen neuen Bundesgenoſſen erhalten; allein dafür ſtanden ſeine Angelegenheiten auf der pyrenäiſchen Halbinſel nur um ſo ſchlimmer. Um eben die Zeit, wo ſich die Verbündeten nach Schleſien zurückzogen, brach Lord Wellington an der Spitze von 70000 Mann gegen den Ebro auf und nöthigte dadurch den König Joſeph, Madrid zu verlaſſen. Die Schlacht bei Vittoria, den 21. Juni auf den ausdrücklichen Befehl dieſes Königs geliefert, endigte ſich für die Franzoſen mit einer ſo vollſtändigen Niederlage, daß Spanien gänzlich für ſie verloren ging und Napoleon ſich genöthigt ſah, den Marſchall Soult, den er aus Spanien abberufen hatte, von Dresden aus nach den Pyrenäen mit unbeſchränkten Vollmachten zurück zu ſenden, damit Frankreich auf dieſer Grenze vertheidigt werden möchte. Durch bloße Waffengewalt war ein Friede nicht mehr zu erringen. Ihn auf dem Wege der Unterhandlung zu gewinnen, war vielleicht mit noch größeren Schwierigkeiten verbunden. Indeß bot dieſer Weg noch einige Ausſicht dar. Wie ſehr alſo Napoleon auch die Vermittelung des Wiener

Hofes verabſcheuen mochte, weil ſie ſeinen Stolz verletzte: ſo willigte er doch in die Annahme derſelben; um ſo mehr, weil Franz I. ſein Schwiegervater war, die Verbündeten aber die Parteilichkeit des öſterreichiſchen Kaiſers in keiner Beziehung fürchteten. Und ſo wurde denn verabredet, daß zu Prag ein Kongreß gehalten werden ſollte, der den ausſchließenden Zweck hätte, den Frieden Europa's auf unerſchütterlichen Grundlagen wieder herzuſtellen.*)

---

*) Dies geſchah in Folge einer Unterhandlung, welche Napoleon mit dem General Bubna im Markoliniſchen Palaſte zu Dresden hatte. Späterhin (28. Juni) überreichte der Graf von Metternich in demſelben Palaſte dem franzöſiſchen Kaiſer ein Schreiben ſeines Souveräns, das gleichſam die Bedingungen enthielt, unter welchen Öſterreich ſich verbindlich machte, Napoleons Fortdauer auf dem franzöſiſchen Thron zu ſichern. Dieſe Bedingungen waren: Abtretung der Hälfte Italiens an Öſterreich, Zurückgabe Illyriens, Wiedereinſetzung des Pabſtes, Verzichtleiſtung auf das ſächſiſche Polen, auf Holland, auf Spanien, auf die Fortdauer des Rheinbundes, ſo wie auf das Protektorat der Schweiz. Im höchſten Grade von dieſen Forderungen empört, redete Napoleon den öſterreichiſchen Miniſter alſo an: „Alſo ohne Schwertſchlag ſoll ich, auf Euer Gebot, Europa räumen, meine ſiegreichen Legionen mit umgekehrtem Gewehr hinter den Rhein, die Alpen, die Pyrenäen zurückführen? Nur dazu hat mein Schwiegervater Sie hierher geſchickt? Auf einen verſtümmelten Thron will er ſeine Tochter, ſeinen Enkel verweiſen? Das franzöſiſche Reich ſoll förmlich getheilt werden? Ha, Metternich, wie viel hat England Ihnen gezahlt, um Sie zu dieſer Rolle gegen mich zu beſtimmen?" Trotz dieſer beleidigenden Äußerung ließ ſich Napoleon Öſterreichs Vermittelung und den Prager Kongreß in der Beſchränkung gefallen, welche das öſterreichiſche Kabinet für heilſam befunden hatte; denn Napoleon wollte nicht nur England, ſondern auch die Vereinigten Staaten Nordamerika's und ſogar die Regentſchaft von Cadiz in denſelben verflochten ſehen, „um" — dies war ſein Ausdruck — „einen Weltfrieden zu bewirken." Gerade hierin zeigte es ſich, daß es ihm, wie den Verbündeten, nur auf Vollendung ſeiner Rüſtungen ankam, daß er alſo nur der Gewalt vertraute.

Kaum war jedoch hierüber eine förmliche Übereinkunft geſchloſſen und der Waffenſtillſtand bis zum 10. Auguſt verlängert worden, als Napoleon über die Art und Weiſe der Vermittelung zu ſtipuliren verlangte; unſtreitig weil ihm eingefallen war, daß er durch die Annahme der Vermittelung in die Gleichheit mit den übrigen Souveränen zurücktrat und dem Wiener Kabinet eine Art von Schiedsrichter-Amt einräumte. Zwiſchen Gitſchin (dem Aufenthaltsort des öſterreichiſchen Kaiſers) und Dresden wurden alſo mehrere Noten gewechſelt, welche die Fortdauer des Allianz-Traktats vom abgewichenen Jahre zum Gegenſtande hatten. Öſterreich wich indeß mit Geſchicklichkeit der Schlinge aus, welche ihm hierdurch gelegt wurde; und man kam überein, daß die Eröffnung des Kongreſſes den 12. Juli erfolgen ſollte. Um ſeine Unparteilichkeit vorläufig an den Tag zu legen, geſtattete Franz I. einem polniſchen Armee-Corps, welches ſich in den von den Ruſſen unbeſetzt gebliebenen Theilen des Herzogthums Warſchau unter dem Fürſten Poniatowsky geſammelt hatte, den Durchzug durch Mähren und Böhmen nach Sachſen.

Ihre Friedensliebe nicht zweifelhaft werden zu laſſen, ſendeten Rußland und Preußen Bevollmächtigte nach Prag, ſobald der Graf von Metternich als Bevollmächtigter des vermittelnden Hofes daſelbſt angelangt war; doch wer nicht zu rechter Zeit erſchien, war der Bevollmächtigte Napoleons. Zwar befand ſich der Graf von Narbonne zu Prag, allein nur in der Eigenſchaft eines Geſandten am öſterreichiſchen Hofe, und mit dem beſtimmten Auftrag, ſich nicht eher in Unterhandlungen einzulaſſen, als bis der erſte Bevollmächtigte, Coulaincourt, erſchienen ſein würde. Dieſer traf wenig Tage vor dem Ablauf des Waffenſtillſtandes ein. Man ſtritt von jetzt an über die Form, in welcher man die Unterhandlungen anknüpfen wollte; und ehe irgend etwas feſtgeſtellt war, trat der 10. Auguſt ein. Jetzt erklärten der ruſſiſche und der preußiſche Bevollmächtigte,

daß ihre Vollmachten erloſchen ſeien, und zwei Tage darauf erfolgte Öſterreichs Kriegserklärung gegen Frankreich.

Öſterreich ſtellte drei Heere ins Feld: eins zum Angriff auf Napoleon unmittelbar, um ihn aus Deutſchland zu vertreiben; das zweite gegen den König von Baiern, um ſeinen Abfall vom Rheinbunde zu bewirken; das dritte gegen den Vice-König von Italien, den Napoleon nach Mailand zurückgeſendet hatte, um Öſterreich von da aus zu beunruhigen. Preußen hatte ſein Heer durch die Landwehr auf nicht weniger als 277,000 Mann vermehrt. Rußland betrat den Kriegsſchauplatz mit 249,000 Mann, von welchen jedoch 57000 noch als Reſerve in Polen zurückgeblieben waren, als die Feindſeligkeiten von neuem ausbrachen. Der Kronprinz von Schweden war mit etwa 30000 Mann auf Pommerns Küſte erſchienen, von welchen jedoch die Hälfte zur Vertheidigung dieſes Landes zurückblieb, als Karl Johann nach der Kurmark aufbrach, um ſeinen Antheil an der Befreiung Deutſchlands zu gewinnen. War übrigens jemals eine Coalition ihrer Benennung werth, ſo war es dieſe, gegen Napoleons und Frankreichs Anmaßungen gerichtete. Die Einheit des Beſchluſſes zu ſichern, waren die drei verbündeten Monarchen überein gekommen, nicht von dem in Böhmen verſammelten Hauptheere zu weichen; und damit auch die Truppen von dem Geiſte der Verbündung beſeelt bleiben möchten, war bei der Zuſammenſetzung der einzelnen Heere dafür geſorgt worden, daß Glück und Unglück den verſchiedenen Nationalen gemein blieben. Außer den, gegen Baiern und das Königreich Italien aufgeſtellten Heeren, gab es deren drei: das böhmiſche, das ſchleſiſche und die ſogenannte Nord-Armee. Das erſte, zuſammengeſetzt aus Öſterreichern, Preußen und Ruſſen, 237,000 Mann ſtark, ſtand unter dem Oberbefehl des Fürſten von Schwarzenberg; das zweite, beſtehend aus Preußen und Ruſſen, und etwa 95000 Mann ſtark, gehorchte den Befehlen des Generals Blücher; das

dritte, ein Verein von Schweden, Ruſſen und Preußen, und etwa 154,000 Mann ſtark, folgte den Richtungen des Kronprinzen von Schweden.

Dieſen Maſſen ſtellte Napoleon ein Heer von 462,000 Mann entgegen, wovon jedoch 80000 dreizehn Feſtungen vertheidigten, welche aus früheren Kriegen in ſeinen Händen zurückgeblieben waren; nämlich: Danzig, Zamosk, Modlin, die drei preußiſchen Oderfeſtungen, die Elbfeſtungen Wittenberg, Torgau und Magdeburg, der Marienberg bei Würzburg, Dresden, Freiberg und der Petersberg bei Erfurt.

Kurz vor dem Wiederausbruch der Feindſeligkeiten hatte der Kronprinz von Schweden zu Trachenberg in Schleſien eine Zuſammenkunft mit Alexander und Friedrich Wilhelm III. gehabt, worin der Feldzugsplan verabredet war, und jener hatte ſich von dieſen, wie erzählt wird, mit den Worten getrennt: „Bei Leipzig ſehen wir uns wieder.“

Dresden war, wenn nicht als eine Löwenhöhle, doch als ein befeſtigtes Lager zu betrachten, aus welchem Napoleon hervorgelockt werden mußte, wofern man über ihn obſiegen wollte. Er ſelbſt begriff alle Vortheile ſeiner Stellung, und ſeine Hartnäckigkeit in Vertheidigung derſelben war das, was den nachfolgenden Begebenheiten ihren Charakter gab, nur daß wir, bei der Darſtellung derſelben, jeder Ausführlichkeit zu entſagen genöthigt ſind.

Die Feindſeligkeiten begannen bald nach der Aufkündigung des Waffenſtillſtandes. Marſchall Oudinot, mit einem aus franzöſiſchen und ſächſiſchen Truppen zuſammengeſetzten Armee-Corps gegen Berlin ausgeſendet, ſtieß den 23. Auguſt bei Groß-Beeren auf denjenigen Theil der Nordarmee, welcher von dem preußiſchen General Bülow befehligt wurde, ließ ſich in eine Schlacht ein und wurde mit einem bedeutenden Verluſt an Todten, Verwundeten und Kanonen nach Wittenberg zurückgetrieben. Gleichzeitig mit dem Marſchall Oudinot war Napoleon von Dresden

nach Schleſien aufgebrochen, um das unter Blücher verſammelte Heer zu vernichten. Ob nun gleich Blücher bis an die Katzbach vorgegangen war, ſo wich er doch dem ihm bereiteten Schickſal durch einen Rückzug nach Jauer aus, und kehrte nicht eher zurück, als bis er erfahren hatte, daß Napoleon mit dem größten Theile ſeines Heeres nach Dresden zurückgegangen ſei, um ſein befeſtigtes Lager gegen die Angriffe des in Sachſen eingebrochenen böhmiſchen Heeres zu vertheidigen. Plötzlich wieder vorgehend, überfiel er, unter heftigen Regengüſſen, den Marſchall Macdonald an der Katzbach und lieferte eine Schlacht, die dem Feinde 10000 Gefangene und nicht weniger als 103 Kanonen koſtete. Dies geſchah den 26. Auguſt, und zwei Tage darauf ſah der franzöſiſche General Puthod, der ein beſonderes Corps von 8000 Mann befehligte, ſich bei Plagwitz zur Ergebung an den ruſſiſchen General Langeron genöthigt. Inzwiſchen hatte die böhmiſche Armee Dresden faſt in demſelben Augenblick erreicht, wo Napoleon mit ſeinen zahlreichen Garden und anderen Truppen dahin zurückgekommen war. Hier nun entbrannte eine Schlacht, welche zwei Tage dauerte. Als die Anführer der Verbündeten am Abend des 26. Auguſt zu der Überzeugung gelangt waren, daß, bei dem Umfange der Widerſtandskraft, ihr Unternehmen verfehlt ſei, ordneten ſie den Rückzug und das Heer trat mit dem Verluſt eines öſterreichiſchen Corps, das abgeſchnitten und gefangen genommen wurde, in dieſelbe Stellung zurück, von welcher es am Morgen ausgegangen war. In dieſer, nach einer regnigten Nacht, am folgenden Morgen aufs Heftigſte angegriffen, wichen zuerſt die beiden Flügel, zuletzt das Centrum. General Moreau, der dieſer Schlacht beiwohnte, fand in ihr ſeinen Tod. Hinter einer preußiſchen Batterie, gegen welche zwei franzöſiſche gerichtet waren, auf den Anhöhen von Recknitz haltend und in einer Unterredung mit dem ruſſiſchen Kaiſer begriffen, wurde er von einer Kanonenkugel getroffen, die,

indem ſie ſeinem Pferde durch den Leib fuhr, ihm beide Beine über dem Knie zerſchmetterte: eine Verſtümmelung, an welcher er nach wenigen Tagen zu Laun in Böhmen ſtarb. Gefährlich durch die Beſchaffenheit der Wege, wurde der Rückzug den Verbündeten nach Böhmen noch weit gefährlicher dadurch, daß Napoleon, vor der Schlacht, den zum Marſchall ernannten General Vandamme mit 30000 Mann über Peterswaldau nach Böhmen geſendet hatte, ſich den Heimkehrenden entgegen zu werfen. Glücklicher Weiſe für die Verbündeten ſtieß Vandamme bei Culm auf 8000 Ruſſen unter Oſterman-Tolſtoi, welcher die Engpäſſe dieſer Gegend zu vertheidigen hatte. Mit aller Tapferkeit, welche der ruſſiſche General bewies, würde er der Übermacht haben weichen müſſen, wenn Friedrich Wilhelm III., der ſich zu Teplitz befand, nicht die Gefahr erkannt und für Verſtärkungen geſorgt hätte. Indem nun der Kampf am 30. Auguſt noch fortdauerte, kam der preußiſche General von Kleiſt, den der König von Neapel*) verfolgt hatte, über die Nollendorfer Höhen ganz unerwartet dem Feinde in den Rücken, und die Folge davon war, daß Vandamme, von allen Seiten eingeſchloſſen, ſich mit 10000 Mann und 81 Kanonen ergeben mußte. Dies war alſo der Ausgang der Schlacht bei Dresden: ein Ausgang, zu welchem der von Blücher an der Katzbach errungene Sieg wenigſtens in ſofern mitwirkte, als er die Verfolgung des Königs von Neapel hemmte.

Drei verlorene Schlachten gegen eine, die gewonnen war, verbeſſerten die Lage des franzöſiſchen Kaiſers ſo wenig, daß er, um nicht vor der Zeit in der öffentlichen Meinung zu ſinken, nur darauf bedacht war, wie er ſich Berlins bemächtigen wollte. Ney, der dieſen Streich ausführen ſollte, rückte mit 80000 Mann gegen die Nord-

---

*) Er war, während des Waffenſtillſtandes, auf Napoleons dringendes Bitten in Sachſen angelangt.

Armee an; und nach vorhergegangenen Gefechten ſtieß er bei Dennewitz auf den preußiſchen General von Bülow, der ihn am 6. September ſo lange beſchäftigte, bis der Kronprinz von Schweden mit 70 ruſſiſchen und ſchwediſchen Bataillonen, welche 150 Stück Geſchütz mit ſich führten, und mit 10000 Mann Reiterei, Nachmittags um 3 Uhr zu Hülfe kam und den Kampf auf eine ſolche Weiſe entſchied, daß Ney Mühe hatte, ſich nach einem Verluſt von 5000 Todten, eben ſo viel Gefangenen und 80 Kanonen, nach Torgau zu retten.

Nach ſo vielen Unfällen für Napoleon trat eine Pauſe ein, welche die Parteigänger zur Ausführung kecker Unternehmungen benutzten. So erſchien General Czernitſchef an der Spitze eines zahlreichen Koſackenſchwarms vor Kaſſel und verjagte vorläufig den König Hieronymus. Andere Parteigänger, zu welchen der ehemals ſächſiſche General Thieleman gehörte, drangen aus Böhmen durch das Erzgebirge vor und bemächtigten ſich bei Weißenfels und Köſen des Materials, wodurch Napoleon ſich zu verſtärken hoffte. Dieſer bewegte ſich, ohne etwas Ernſthaftes zu unternehmen, abwechſelnd nach Schleſien und nach Böhmen. Der Wunſch der Verbündeten, den franzöſiſchen Kaiſer in Sachſens Ebenen zu locken, wurde durch den unerſchrockenen General Blücher erfüllt, als er, um ſich an die Nord-Armee anzuſchließen, den kühnen Entſchluß faßte, neben der franzöſiſchen Armee, bei Dresden vorbei, nach Elſterwerda zu marſchiren und in der Nähe von Torgau über die Elbe zu gehen. Dieſer Übergang erfolgte den 3. October bei Wartenberg, zwar mit einem Verluſt von 2000 Mann, doch zum ewigen Ruhm des preußiſchen Heerführers, der, nachdem er das entgegenſtehende Ufer erreicht hatte, Franzoſen, Sachſen und Würtemberger aus dem Felde ſchlug und, außer 1000 Gefangenen, 16 Kanonen und 70 Munitions-Wagen erbeutete. Die Vereinigung Blüchers mit dem Kronprinzen, der nun auch bei Roslau und Acken

über die Elbe ging, wurde in den nächſten Tagen bewerkſtelligt; und der Kriegsſchauplatz war um ſo ſicherer verändert, weil auch das böhmiſche Heer bereits angefangen hatte, ſich durch das Erzgebirge nach Chemnitz und Altenburg in Bewegung zu ſetzen.

An der Spitze von 125,000 Mann verließ Napoleon die Hauptſtadt Sachſens faſt an demſelben Tage, wo zwiſchen Baiern und Öſterreich zu Ried eine Convention geſchloſſen wurde, die, indem ſie dem Könige von Baiern volle Souveränetät und Entſchädigung für ſeine Abtretungen an Öſterreich zuſicherte, die Folge hatte, daß der baierſche General Wrede, ohne allen Zeitverluſt, mit etwa 50000 Öſterreichern und Baiern über Ansbach und Würzburg nach Hanau aufbrach, um den franzöſiſchen Kaiſer, wenn er, geſchlagen in Sachſens Ebenen, nach Mainz zurückkehren würde, gänzlich zu vernichten; dieſe Convention war vom 8. October. In Dresden blieben etwa 20000 Mann unter den Generalen St. Cyr und Lobau zurück. Gern hätte Napoleon die vereinigten Heere Blüchers und des Kronprinzen geſchlagen; da ſie aber auswichen, ſo blieb ihm nichts anderes übrig, als ſein Heer in Leipzigs Ebenen aufzuſtellen und den Angriff der Verbündeten zu erwarten. Verſtärkt wurde er durch mehrere Diviſionen, welche der Marſchall Augereau von Würzburg herbeiführte, ſo daß ſein Heer ſich auf etwa 200,000 Mann belief. Der König von Sachſen, der ihm mit ſeiner Gemahlin und Tochter gefolgt war, nahm ſeinen Wohnſitz in Leipzig, um Ereigniſſe abzuwarten, welche über ſein Königreich entſcheiden mußten. Inzwiſchen drangen die Verbündeten von Böhmen her immer gewaltiger an, und alle Bemühungen des Königs von Neapel, ihren Lauf zu hemmen, waren gleich unnütz; in ihrer Geſammtheit bildeten ſämmtliche Verbündete eine Maſſe von 300,000 Mann, mit dem feſten Entſchluß, Deutſchlands Boden von Bonaparte's Heerſchaaren für immer zu reinigen.

Ungern widerſtehen wir der Verſuchung, die glorreiche Schlacht zu beſchreiben, welche, nach ihrer Beendigung, die Benennung der großen Völkerſchlacht erhielt. Sie dauerte drei Tage. Am 16. October entwickelte Napoleon ſeine feldherrliche Geſchicklichkeit in den Angriffen, welche er erſt auf die beiden Flügel, und ſodann mit Rieſengewalt auf das Centrum des böhmiſchen Heeres machte; doch der Erfolg entſprach ſeinen Erwartungen nicht, und während auf dieſer Seite des Schlachtfeldes (bei Wachau, Connewitz und Lindenau) alles unentſchieden blieb, ſchlug General Blücher, in wiederholten Angriffen, das Corps des Marſchalls Marmont, worauf er bei Möckern geſtoßen war. Seit dem 14. October von dem Abfall Baierns, der eine Auflöſung des ganzen Rheinbundes in ſich ſchloß, unterrichtet, ſchlug Napoleon ſich nur noch wegen der Sicherheit ſeines Rückzuges nach Frankreich. Am meiſten offenbarte ſich dies in ſeiner Behandlung des öſterreichiſchen Generals Meerveldt, welcher bei Dölitz, nach dem Sturz ſeines Pferdes, in franzöſiſche Gefangenſchaft gerathen war. Er ließ ihn in ſein Zelt kommen, gab ihm ſeinen Degen zurück und ſendete ihn an den öſterreichiſchen Kaiſer mit Vorſchlägen, die nichts weiter bezweckten, als einen ungeſtörten Rückzug. Doch wie hätte Franz I. auf dieſe Vorſchläge eingehen können, ohne alles zu verderben! Der nächſtfolgende Tag, ein Sonntag, verſtrich unter unbedeutenden Gefechten. Dabei verſtärkten ſich die Verbündeten durch den Eintritt des Kronprinzen und des Generals Bennigſen in ihre Schlachtreihen; jener langte von Halle, dieſer von Töplitz an. Eine nahe Niederlage ahnend, ſendete Napoleon ſchon jetzt den General Bertrand nach Weißenfels, damit er ſich der Übergänge über die Saale verſichern möchte. Napoleon, der am 16. zwei Schlachten geliefert hatte, wollte am 18. nur eine liefern. Nach dem von ihm entworfenen Plane ſtellte ſich ſein Heer um 3 Uhr Morgens um Leipzig her auf; von Connewitz über Probſt-

beide nach Stötteriß unter dem König von Neapel; bei Schönfeld und längs der Partha bei Neutſch und St. Thekla unter dem Marſchall Ney. Der Angriff, den es in dieſer Stellung erwartete, erfolgte um 9 Uhr. Während die Schlacht mit ihren Wechſeln fortraſete, erſchien der Kronprinz von Schweden bei Pannsdorf; und indem Blücher gleichzeitig über die Partha ging, trat die Kriſis ein, in welcher Napoleons Macht für immer gebrochen wurde. Dies geſchah mit um ſo größerer Nothwendigkeit, da gegen Abend zwei würtembergiſche Kavallerie-Regimenter unter dem General Normann, und zwei ſächſiſche Kavallerie-Regimenter mit fünf Füſelier-Bataillonen und vier Batterien unter dem General Rüſſel, zu den Verbündeten übergingen. Zu den übrigen Beweggründen, das Schlachtfeld zu räumen, kam noch der Umſtand, daß die Munitions-Vorräthe des franzöſiſchen Heeres in einem hohen Grade erſchöpft waren.

Der Rückzug erfolgte während der Nacht über Lindenau, deſſen Brücke unzerſtört geblieben war. Damit er nicht in eine wilde Flucht ausarten möchte, wurde Leipzig zum Riegel gemacht, indem die Marſchälle Macdonald und Poniatowsky den Auftrag erhielten, die Vorſtädte Leipzigs ſo lange zu vertheidigen, bis das franzöſiſche Heer durch den nach Weißenfels führenden Engpaß gezogen ſein würde. Ganz im Stillen wurde die Brücke vor dem äußerſten Ranſtädter Thore unterminirt; der Magiſtrat von Leipzig aber erhielt die Erlaubniß, eine Deputation an den Fürſten von Schwarzenberg zu ſenden, die um Schonung für die Stadt bitten ſollte. Napoleon, der die Nacht in einer von den Vorſtädten Leipzigs zugebracht hatte, kam um 9 Uhr in die Ringmauern der Stadt zurück, um Abſchied zu nehmen von dem Könige und deſſen Familie; er entband den unglücklichen Monarchen ſeiner Verpflichtungen und ertheilte ihm den guten Rath, ſeinen Frieden mit den Verbündeten zu machen. Aus dem Petersthore näherte er

ſich der unterminirten Elſterbrücke; und wer ihn auf dieſem Wege zu beobachten Gelegenheit hatte, bemerkte, daß er, langſam reitend, ſich an einem kühlen Herbſtmorgen einmal über das andere den Schweiß abtrocknete, der von ſeinem Geſichte floß; ſo ſtark war ſeine innere Bewegung. Kaum hatte er die Elſterbrücke hinter ſich, als dieſe aufflog, um den in und bei Leipzig zurückgebliebenen Truppen den Weg zu verſperren; denn nur dies war die Abſicht der Sprengung.

Inzwiſchen bereiteten ſich die Verbündeten zum Sturm auf Leipzig. Kanonenſchläge öffneten die Thore dieſer Stadt, ſobald die Vorſtädte erobert waren. Macdonald und Poniatowsky, welche ſich zu retten wünſchten, ſprengten in die Elſter; jener entkam, dieſer ertrank. Die Generale Lauriſton und Regnier, welche zurück zu bleiben den Muth hatten, wurden kriegsgefangen. Als der Widerſtand überwunden war, den die Franzoſen in den Straßen leiſteten, eilte der Kronprinz von Schweden zur Wohnung der königlichen Familie. Sie trat aus einem unterirdiſchen Gewölbe hervor, wohin ſie ſich während des Sturms geflüchtet hatte, und empfing die Beruhigung Karl Johanns mit den Gefühlen, die von ihrer Lage unzertrennlich waren. Weder der ruſſiſche Kaiſer, noch der König von Preußen, näherte ſich dem Könige von Sachſen, deſſen Schickſal in den nächſten Tagen vorläufig dahin entſchieden wurde, „daß er ſich mit ſeinen Miniſtern und einem großen Theil ſeines Hofſtaats nach Berlin begeben ſollte, wo das königliche Schloß zu ſeinem Empfang beſtimmt ſei.“ Ein deutſcher König wurde demnach, obgleich mit Würde, als Kriegsgefangener behandelt. Das ganze Königreich Sachſen gerieth unter ruſſiſche Verwaltung, und alle noch vorhandene ſächſiſche Truppen, vermehrt durch eine zahlreiche Landwehr, halfen zur Fortſetzung des Krieges gegen Napoleon.

Vermöge einer ſehr lebhaften Verfolgung würde es nicht unmöglich geweſen ſein, den Überreſt des franzöſiſchen Heeres in Deutſchland zu erdrücken; doch theils Ermüdung

nach ſo langer und heftiger Anſtrengung, theils Zufriedenheit mit dem durch die große Völkerſchlacht bei Leipzig errungenen Ergebniß, bewirkte eine minder heftige Verfolgung. So geſchah es denn, daß Napoleon am 23. October glücklich in Erfurt anlangte, von wo aus er über Gotha und durch den Thüringer Wald den 28. in Schlüchtern ankam. Inzwiſchen hatte ſich General Wrede, verſtärkt durch ein würtembergiſches Corps, das in Aſchaffenburg zu ihm geſtoßen war, zum Empfang der Franzoſen vor Hanau aufgeſtellt. Hiervon unterrichtet und bei ſich ſelbſt überzeugt, daß nur eine neue Schlacht dem Überreſte ſeiner Truppen die Pforten Frankreichs öffnen werde, ſendete Napoleon die Bagage unter dem Schutz der Reiterei auf Koblenz, und ging ſodann an ſein neues Verhängniß. Beim Austritt aus dem Walde, der ihn von ſeinem Gegner trennte, ſtieß er am 30. October auf 45000 Mann, welche, vorwärts Hanau, ihn an der Kitzig erwarteten. Mehrere Stunden mußte er den Angriff verſchieben, bis die Artillerie der Garde um 3 Uhr Nachmittags anlangte. Angriff und Vertheidigung waren gleich heftig, und der Kampf wurde erſt am folgenden Tage entſchieden, wo Marſchall Marmont in Hanau eindrang und den Feind nach dem Main hin drängte. Den 2. November empfing Mainz zum letzten Male Napoleon mit etwa 35000 Mann, die er aus Deutſchland zurückbrachte . . .

Es iſt faſt überflüſſig, zu bemerken, daß faſt alle Feſtungen, welche bis zur großen Völkerſchlacht in Napoleons Händen geblieben waren, bald nach einander fielen. Hieronymus Napoleon, der noch einmal nach Kaſſel zurückgekehrt war, verließ ſein weſtphäliſches Königreich unmittelbar nach der Schlacht bei Leipzig; und durch den Zurücktritt der früher verdrängten Fürſten in ihre Erbſtaaten, löſete dies Königreich ſich wieder in ſeine Beſtandtheile auf, ſo daß Provinzen zum Theil wieder zu Staaten wurden. Würtemberg, Baden und Heſſen-Darmſtadt beeilten ſich,

ihren Frieden mit den Verbündeten zu machen. Der Großherzog von Frankfurt, Karl von Dalberg, hielt ſeine Rolle für beendigt und begab ſich nach Konſtanz (ſpäterhin nach Regensburg), um nur ſeinen biſchöflichen Pflichten zu leben. Durch Baierns Abfall vom Rheinbunde wurde die Wiedereroberung der illyriſchen Provinzen erleichtert, und der Vice-König von Italien auf die Vertheidigung dieſes Königreichs beſchränkt. Und ſo war denn das letzte Ergebniß des Krieges von 1813, daß Napoleon, deſſen Unbeſieglichkeit der ruſſiſche Feldzug beendigt hatte, ſelbſt um den feldherrlichen Ruf gebracht war, der das Fundament ſeiner Größe bildete.

Dreizehntes Kapitel.

Erſter Feldzug der Verbündeten in Frankreich. — Einnahme der Hauptſtadt und Abdankung Napoleons.

Die unvortheilhafte Wendung, welche die Schlachten bei Groß-Beeren, an der Katzbach und bei Dennewitz den Angelegenheiten Napoleons gegeben hatten, ſo lange als möglich vor den Augen des franzöſiſchen Volks zu verbergen, war in den Heeresberichten geſagt worden: „alles ſtehe gut, und das Genie des Kaiſers werde die letzten Schwierigkeiten dieſes Feldzugs mit derſelben Leichtigkeit überwinden, womit er den Schauplatz des Krieges bisher immer als Sieger verlaſſen habe.“ Was hierdurch auch bewirkt werden mochte: alle Täuſchung hatte ihre Endſchaft erreicht, als die Kaiſerin Marie Louiſe am 4. October im verſammelten Senat erſchien, um eine Konſkription von 280,000 Mann zu fordern. Dieſe nun wurde dadurch gerechtfertigt, daß die Kaiſerin im Namen ihres Gemahls ſagte: „die Abſicht der Verbündeten ſei, Frankreichs Freunde für ihre Treue zu beſtrafen und den Krieg in den Schooß Frankreichs ſelbſt zu wälzen, um ſich wegen der Triumphe zu rächen, welche die franzöſiſchen Adler in die Mitte ihrer Staaten geführt hätten. Beſſer, als irgend Jemand, wiſſe ſie, wie viel die Franzoſen zu befürchten hätten, wenn ſie ſich überwinden ließen; und ſeit vier Jahren mit den geheimſten Gedanken ihres Gemahls vertraut, verſtehe ſie zu beurtheilen, von welchen Gefühlen er auf einem dahin-

gewelkten Throne und unter einer ruhmloſen Krone werde erſchüttert werden.“ Die Ausſicht auf einen „dahingewelkten Thron und auf eine ruhmloſe Krone,“ welche Marie Louiſens Rede eröffnete, war mehr als hinreichend, um den ſtärkſten Eindruck auf diejenigen zu machen, die ſich bisher hatten täuſchen laſſen; ſie wurde aber bis zur Fürchterlichkeit geſteigert, als der Staatsrath Regnault de St. Jean d'Angeli, dieſer ſchamloſe Schmeichler Napoleons, nachdem er noch vor kurzem behauptet hatte: „der Kaiſer habe das Geheimniß gefunden, den Lorber in einen Fruchtbaum zu verwandeln, der das franzöſiſche Volk zugleich ſchmücke, bekleide und ernähre,“ gegenwärtig kleinlaut ſagte: „Viele hätten keine Opfer mehr darzubringen, weil das letzte ſchon gebracht ſei; und wer ihnen hierin nachzuahmen zögern wollte, würde ſie um Alles bringen.“ Aufgedeckt war hierdurch der ganze Zuſtand Frankreichs, den man bisher verborgen gehalten hatte. Nichts deſto weniger ſanktionnirte der Senat den Entwurf zu jener furchtbaren Aushebung; und da in eben dieſer Sitzung die Abtretung der Inſel Guadeloupe an Schweden (ſo wie England ſie verſprochen hatte) zur Sprache kam, ſo beſchloß der Senat, „daß die Franzoſen nie in dieſe Abtretung willigen ſollten.“

Seit der Erſcheinung der Kaiſerin im Senat waren Angſt und Neugier gleich ſehr angeregt; und nach der großen Völkerſchlacht bei Leipzig erwartete man den großen, den unüberwindlichen Napoleon zu Paris mit derjenigen Ungeduld, die aus der Ungewißheit hervorgeht. Er langte den 9. November in ſeinem Palaſt an, nachdem er, ſo weit es bei ſchwachen Kräften möglich geweſen war, für die Vertheidigung des Rheins geſorgt hatte. In dem Palaſt der Tuilerien fand er ſeine drei entthronten Brüder: die Könige von Spanien, von Holland und von Weſtphalen, jetzt Zeichen des ihm bevorſtehenden eigenen Umſturzes. Es war unſtreitig nicht leicht, die Schaam zu

unterdrücken, die er über ſeine Vertreibung aus dem von ihm verachteten und gemißhandelten Deutſchland empfand. Gleichwohl mußte er eine Miene annehmen, welche Muth und Vertrauen einflößte.

Am 11. November wurde Staatsrath gehalten. Wie weit die Ergebenheit der meiſten Mitglieder dieſes erſten Staatsorgans reichte, zeigte ſich in ihren lauerſamen Geſichtszügen, die jede Bekümmerniß ausſchloſſen. Napoleon ſelbſt war kaum in dem Vorſaal erſchienen, als er, um der eigenen Verlegenheit zu entkommen, den Gouverneur der Bank mit Vorwürfen überſchüttete wegen der Maßregeln, welche dieſer zur Rettung des Kredits genommen hatte. Die Sitzung begann mit der Verleſung eines Finanz-Dekrets, wodurch die Steuer auf das Doppelte erhöht werden ſollte. Die Staatsräthe ſchwiegen; denn ſie empfanden das Unmögliche der Sache bei einem gänzlichen Mangel an Gemeingeiſt. Hier mußte alſo die Autorität des Kaiſers entſcheiden. „Die Steuer,“ ſagte er, „hat keine Grenzen; ſie kann, je nach den Umſtänden, auf ein Viertel, ein Drittel, ein Halb gebracht werden und wenn die Geſetze das Gegentheil ausſagen, ſo haben ſie Unrecht.“ Kaum war dies Dekret angenommen, ſo wurde der Entwurf zu einem Senatus-Conſultum verleſen, welches 300,000 Mann aus den alten, längſt für frei erklärten Klaſſen zur Verfügung des Kriegs-Miniſters ſtellte. Selbſt die entſchloſſenſten Schmeichler verſtummten hierüber. Endlich erhoben ſich zwei Stimmen, von welchen die eine die abgebrochenen Worte: „Sire, das Wohl des Staats“ . . . ſtammelte, die andere den im Dekret gebrauchten Ausdruck: „die angefallenen Grenzen des Reichs“ tadelte. Napoleon nahm beide Stimmen für eine, und die letzte Bemerkung auffaſſend, antwortete er: „Wie ſo? Hier muß geſagt werden, was wahr iſt. Wellington ſteht im Süden; die Ruſſen und Preußen ſind in Holland eingebrochen; die Öſterreicher und Baiern bedrohen den Oſten. Wellington

in Frankreich? Welche Schande! Warum iſt man nicht in Maſſe zu ſeiner Vertreibung aufgeſtanden?“ Dann ſprach er von dem Abfalle ſeiner Verbündeten, als von der einzigen Urſache ſeiner Niederlagen, und ſagte, er wolle nicht eher einen Frieden, als bis er München in Brand geſteckt und das von dem Norden gebildete Triumvirat geſprengt habe. „Dazu aber,“ fuhr er fort, brauche ich 300,000 Mann. Mit dem einen Drittel beziehe ich ein Lager bei Bordeaux, mit dem zweiten eins bei Lyon, mit dem dritten eins bei Metz. Mit der vorigen Aushebung und mit dem, was ich noch übrig habe, zähle ich eine Million unter den Waffen; mehr bedarf ich für den Augenblick nicht. Ich verlange nur 300,000 Mann; aber es müſſen gemachte Männer ſein, nicht junge Konſkribirte, welche die Lazarethe anfüllen oder auf den Landſtraßen ſterben“ . . . „Sire,“ ſagte ein Mitglied der Verſammlung, „Alt-Frankreich muß uns bleiben“ . . . „Und Holland,“ verſetzte der Kaiſer, „ſoll ich verlieren? Lieber will ich es dem Meere zurückgeben. Italien muß unabhängig bleiben, wenn es nicht von Frankreich abhängt. Kurz, meine Herren, wir müſſen Kraft zeigen. Alle, ohne Ausnahme, müſſen wir aufbrechen. Es wird ſo weit nicht kommen; allein im Nothfall müſſen auch Sie, Herr Cambaceres (er bezeichnete den Reichs-Erzkanzler), mitmarſchiren; ich mache Sie zum Legions-Chef. Der Staatsrath muß der Nation den Stoß geben. Ich weiß wohl, die Herren ſind kleinmüthig, weich und furchtſam; ſie ſprechen von Frieden; von allen Seiten ertönt dies Wort. Aber Krieg! muß es heißen, Krieg!“ Nach dieſen Worten war die Sitzung beendigt und Napoleon ſeinen Staatsräthen ſo erſchienen, wie immer.

Der Senat blieb unter den vorwaltenden Umſtänden ſeiner urſprünglichen Knechtlichkeit getreu. Kaum wagte der Redner der zur Bewillkommnung des Kaiſers geſchickten Deputation (Graf Lacepede) das Wort „Friede“ ein wenig

ſtärker zu betonen, worauf von Seiten Napoleons die Antwort erfolgte: „er hoffe, die Nachwelt werde ſagen, daß zwar große und gefährliche Verhältniſſe eingetreten ſeien, ohne jedoch die Kräfte Frankreichs und ſeines Kaiſers zu überſteigen.“ Die von Napoleon geforderte Konſkription bewilligte der Senat auf die Vorſtellung St. Jean d'Angeli's, „daß Frankreich, in ſeinen Grenzen bedroht, zum Theil ſogar bereits überſchritten, von den verbündeten Mächten keine Schonung zu erwarten, wohl aber das Schickſal Polens zu befürchten habe und daß ein Friede nur in ſofern denkbar ſei, als es gelinge, das furchtbare Bündniß weit von den franzöſiſchen Grenzen entfernt zu halten.“

Als dies alles in Deutſchland bekannter wurde, fanden die verbündeten Mächte für gut, den falſchen Vorſtellungen, welche die franzöſiſche Regierung von ihren Abſichten zu verbreiten ſuchte, durch eine Erklärung zu begegnen, worin geſagt wurde: „der erſte Gebrauch, den ſie von ihren Siegen gemacht hätten, ſei geweſen, dem Kaiſer der Franzoſen den Frieden anzubieten; die neue Kraft, welche ſie durch den Beitritt der ſämmtlichen Fürſten Deutſchlands erhalten, habe keinen Einfluß auf dieſe Anerbietung gehabt; die Friedensbedingungen ſeien eben ſo ſehr auf die Unabhängigkeit des franzöſiſchen Reichs, als auf die der übrigen Staaten Europa's gegründet; weil die franzöſiſche Macht eine von den Hauptgrundlagen des europäiſchen Staatengebäudes ausmache und weil ein großes Volk nur dann ruhig bleiben könne, wenn es ſich wohl befinde, ſo wünſchten ſie, daß Frankreich groß, ſtark und glücklich ſei; ſie beſtätigten daher dem franzöſiſchen Reiche eine Gebietsausdehnung, wie Frankreichs ſie unter ſeinen Königen nie gehabt habe. Aber auch ſie, die verbündeten Mächte, wollten frei, glücklich und ruhig ſein, und deshalb wollten ſie einen Zuſtand des Friedens, der durch eine weiſe Vertheilung der Macht, durch ein billiges Gleichgewicht, ihre Völker künftig vor zahlloſen Leiden bewahre, wie ſolche in

den abgewichenen Jahren auf Europa gelaſtet hätten. Ohne dieſen großen und wohlthätigen Zweck erreicht zu haben, würden ſie die Waffen nicht niederlegen“ . . .

Es läßt ſich behaupten, daß die Verbündeten am Schluſſe des Jahres 1813 noch geneigt waren, ſich mit dem franzöſiſchen Kaiſer in Unterhandlungen einzulaſſen, ohne ihn und ſeine Dynaſtie im mindeſten zu bedrohen. Frankreich in ſeine natürlichen Grenzen zurückzuführen, erſchien ihnen als die Hauptaufgabe, die ſie zu löſen hätten. Als natürliche Grenzen nun dachten ſie ſich den Rhein, die Alpen und die Pyrenäen. Hiernach ſollte Deutſchlands Unabhängigkeit eine nothwendige Bedingung des künftigen Friedens ſein, und die Pyrenäen Spanien von Frankreich trennen. In Italien verlangte Öſterreich eine Grenze zu erhalten, welche jedoch einen Gegenſtand der Unterhandlung abgeben ſollte. Auch wegen Hollands wollte man unterhandeln, wiewohl nach dem Grundſatz der Unabhängigkeit. Für einen, auf dieſen Grundlagen geſchloſſenen Frieden verſprach England bedeutende Opfer darzubringen.

In dieſem Sinne erklärte ſich der ſeit der Schlacht bei Leipzig in den Fürſtenſtand erhobene Graf von Metternich gegen den Baron von St. Aignan, franzöſiſchen Miniſter am Gothaiſchen Hofe, nicht ohne zu Napoleons völliger Beruhigung hinzu zu fügen: „daß keiner von den Verbündeten irgend eine feindſelige Abſicht gegen die Dynaſtie des franzöſiſchen Kaiſers hege und daß, wenn dieſer die obigen Grundlagen einer allgemeinen Friedensſtiftung genehmige, eine beliebige Stadt auf dem rechten Rheinufer als der Ort bezeichnet werden könne, wo die Bevollmächtigten aller kriegführenden Mächte zuſammen träten, ohne daß der Lauf der Kriegsbegebenheiten durch die Unterhandlungen unterbrochen würde.

Mit dieſem Antrage langte der Baron von St. Aignan den 15. November zu Paris faſt in demſelben Augenblicke an, wo dem Senate der Entwurf zu einer Aushebung von

300,000 Mann vorgelegt werden ſollte. Wenn Napoleon darauf nicht einging, ſo unterblieb dies nur, weil er ſich auf der einen Seite ſeines Verhältniſſes zu dem franzöſiſchen Volke, auf der andern ſeines vielfältigen Unrechts gegen die Verbündeten ſehr deutlich bewußt war. Als neuer Fürſt konnte er darauf rechnen, daß er den Franzoſen nur ſo lange wichtig bleiben würde, als er ſie aus einer Kriſis in die andere warf und ſie mit mehr oder weniger Glanz aus allen rettete: Frankreich mit Europa verſöhnt, war das Grab ſeines feldherrlichen Talents, nichts weiter; und eben deswegen konnte er auf nichts eingehen, wodurch ihm die Hände in Hinſicht des Kriegführens gebunden wurden. Dazu kam denn, daß er den Verbündeten nicht Verſöhnlichkeit genug zutraute, um eine buchſtäbliche Erfüllung ihres Verſprechens zu erwarten. Mit Einem Worte: es war noch immer der nach Ruhm lechzende General, was ſein Verfahren beſtimmte. Nur um den Schein zu gewinnen, als ob ein Friedenszuſtand mit ihm nicht ganz unmöglich ſei, wies er den ihm gemachten Antrag nicht ganz zurück; er bezeichnete ſogar Mannheim als den Ort, wo man unterhandeln könnte, ohne ſich jedoch über den Grundſatz einer völligen Unabhängigkeit der europäiſchen Völker zu erklären. Weit mehr lag ihm an der Fortſetzung des Krieges; und um dieſen nachhaltiger führen zu können, ſendete er die thatkräftigſten Glieder des Senats und des Staatsraths in die ihm übrig gebliebenen Militär-Abtheilungen des Reichs, wo ſie in Gemeinſchaft mit den Präfekten die Aushebung, Ausrüſtung und Bekleidung der Konſkribirten zu betreiben hatten.

Bei dem Allen verblendete er ſich nicht gegen das Gefährliche ſeiner ſo ſtark veränderten Lage. Sein Hauptbedürfniß war, ſich dem Angriff der Verbündeten mit Truppen entgegen zu werfen, die geübt genug wären, um große Anſtrengungen zu ertragen. Dies Bedürfniß zu befriedigen, gerieth er auf den Gedanken, Ferdinand VII.

in Freiheit zu ſetzen; denn er glaubte, hierdurch den ſpaniſchen Krieg auf Einen Schlag zu beendigen und das ganze Heer, das am Fuß der Pyrenäen ſtritt, zu ſeiner Verfügung zu erhalten. Die Unterhandlungen, die zu dieſem Endzweck angeknüpft wurden, hatten einen um ſo ſchnellern Fortgang, da Ferdinand ſeiner Gefangenſchaft von Herzen überdrüſſig war. Zwiſchen dem franzöſiſchen Bevollmächtigten Laforeſt und dem Herzog von San Carlos wurde alſo ſchon in der erſten Hälfte des December ein förmlicher Vertrag geſchloſſen, wodurch Napoleon ſich verbindlich machte, Don Ferdinand und deſſen Nachkommen als Könige von Spanien und Indien anzuerkennen, das ſpaniſche Gebiet in eben dem Umfange, worin es ſich vor dem letzten Kriege befunden, beſtehen zu laſſen, und die Provinzen und Städte, die ſich noch in den Händen der Franzoſen befinden würden, zurückzugeben; Ferdinand aber ſich dagegen verpflichtete, das ſpaniſche Gebiet, nebſt den dazu gehörigen Inſeln, Feſtungen und Beſatzungen, beſonders aber Mahon und Ceuta (Punkte, welche den Engländern überlaſſen waren) vollſtändig zu erhalten, die Räumung Spaniens von den Engländern zu bewirken, und zwar ſo, daß dieſe gleichzeitig mit der Räumung der Franzoſen von Statten gehen ſollte. Beide Theile verbanden ſich außerdem zur Aufrechthaltung der Seerechte, ſo wie dieſe in dem Utrechter Friedensvertrage beſtimmt worden. Die übrigen Artikel betrafen die Anhänger Joſeph Napoleons und den abgelebten König, der ſich von Marſeille nach Rom zurückgezogen hatte; wobei zugleich die Abſchließung eines Handelsvertrages zwiſchen Frankreich und Spanien vorläufig feſtgeſtellt wurde. Ferdinand nahm, wie es ſcheint, alle dieſe Bedingungen um ſo bereitwilliger an, je weniger er davon unterrichtet war, wie viel die Verbündeten für ihn bereits gethan hatten. Ohne Zeitverluſt verließ er Valenzay, ſeinen Kerker; doch ſeine Ankunft in Spanien brachte nicht die Wirkungen hervor, welche Napoleon ſich

von dieſem ſcheinbar großmüthigen Schritt verſprochen hatte; und das größte Hinderniß war — die Regentſchaft in Madrid, um welche ſich die Cortes verſammelt hatten …

Mit dieſer Befreiung ſtand eine zweite in Verbindung: die des Pabſtes, deſſen längerer Aufenthalt in Fontainebleau von Tag zu Tag zweckloſer und unſinniger wurde. Doch Pius VII., entſchloſſen, die Zahl der chriſtlichen Märtyrer zu vermehren, ließ ſich weniger willfährig finden, als Ferdinand VII., und es bedurfte zuletzt ſogar der Gewalt, um den Eigenſinnigen zur Abreiſe zu bewegen. Dieſe erfolgte den 23. Januar 1814 über Orleans nach dem ſüdlichen Frankreich, wo der heilige Vater, umgeben von einem Theile ſeiner Kardinäle, bis zum Schluſſe des Krieges blieb.

Inzwiſchen erfuhr Napoleon zu Paris noch eine Kränkung, welche das ihm bevorſtehende Schickſal nur allzu beſtimmt ankündigte. Das geſetzgebende Corps, ſchon vor des Kaiſers Zurückkunft aus Deutſchland zuſammenberufen, hatte ſich gegen die Mitte des Decembers in der Hauptſtadt verſammelt und harrte auf die Eröffnung ſeiner Sitzungen. Ehe dieſe erfolgte, wurde, um die Aufmerkſamkeit der Menge zu beſchäftigen, ausgeſprengt, der Kaiſer beabſichtige, die beiden Behörden, welche bisher unter den Benennungen des Senats und des geſetzgebenden Corps in einer auffallenden Trennung beſtanden hatten, in einen neuen Zuſammenhang zu bringen. Was auch der Zweck dieſer geheimnißvollen Ankündigung ſein mochte: die Eröffnung der geſetzgebenden Behörde geſchah den 20. December, in Gegenwart vieler Senatoren und Staatsräthe, durch eine Rede des Kaiſers, welche in allen ihren Theilen verrieth, daß der Übermuth des Siegers ſich in die Milde eines Fürſten verwandelt hatte, der als der Vater ſeines Volks erſcheinen wollte.

„Ausgezeichnete Siege,“ ſagte er, „hätten das franzöſiſche Heer in dem letzten Feldzuge begleitet; aber beiſpielloſe Abtrünnigkeit hätte dieſe Siege unnütz gemacht,

und indem ſich Alles gegen die Franzoſen gewendet hätte, würde Frankreich in Gefahr gerathen, wenn ſeine Bewohner es fehlen ließen an Thatkraft und an Eintracht. Unter dieſen Umſtänden ſei ſein erſter Gedanke geweſen, die Abgeordneten der Departements zu ſich zu berufen; denn ſein Herz bedürfe der Gegenwart und der Zuneigung ſeiner Unterthanen. Nie habe er ſich durch das Glück verführen laſſen, und eben deswegen ſolle das Unglück ihn über ſeine Unfälle erhaben finden. Mit den koaliſirten Mächten ſeien Unterhandlungen angeknüpft worden; allein neue Zögerungen, welche ihm nicht zur Laſt fielen, hätten den Augenblick des Zuſammentritts eines Kongreſſes hinausgeſchoben. Von ſeiner Seite ſtehe dem Frieden nichts entgegen; er kenne und theile alle Geſinnungen der Franzoſen. Die Original-Stücke der Verhandlungen ſollten den Abgeordneten vorgelegt werden, damit ſie über die Nothwendigkeit der darzubringenden Opfer nach eigener und unmittelbarer Anſchauung urtheilen möchten. Eine Vermehrung der Einnahme ſei unerläßlich; ſie ſolle aber bewirkt werden ohne Anleihen und ohne Papiergeld, dieſe größten Feinde der bürgerlichen Geſellſchaft." . . . .

Es war das erſte Mal, daß die Abgeordneten der Departements mit den Verhandlungen der Kabinette bekannt gemacht wurden. Regnault de St. Jean d'Angeli, dem dies Geſchäft übertragen war, bemühete ſich nun zwar, zu beweiſen, daß der mehr als zwanzigjährige Krieg, in welchem Europa ſich zerfleiſcht hatte, von Seiten Frankreichs immer nur ein Vertheidigungskrieg geweſen ſei; doch je weniger der Feldzug in Rußland ſich aus dem Weſen des Vertheidigungskrieges erklären ließ, deſto mehr entſtand dem Redner des Staatsraths die Überzeugung ſeiner Zuhörer. Die wahre Stimmung der Verſammlung offenbarte ſich in der Wahl der Kommiſſarien, denen die Prüfung der mitgetheilten Kabinets-Verhandlungen und der Bericht über dieſelben aufgetragen wurde. Dies waren die Herren

Laine', Raynouard, Gallais, Flaguergues und Maine de Biran: lauter entſchiedene Gegner, wo nicht des franzöſiſchen Kaiſers in ſeiner Perſönlichkeit, doch des Syſtems, das von ihm befolgt wurde. Als Berichterſtatter würde Laine' in nicht geringe Verlegenheit gerathen ſein, wenn zu den Kabinets-Verhandlungen nicht jene Erklärung der verbündeten Mächte hinzugekommen wäre, deren oben gedacht worden iſt. Auf dieſe ſich ſtützend, fragte er in ſeinem Berichte: „Warum der Friede, den das allgemeine Bedürfniß heiſche, nicht zu Stande komme? Würde es unſtatthaft ſein, den Kaiſer zu bitten, daß er zu den vorhandenen Bürgſchaften neue hinzufügen möge? Um die Verbündeten von der Beſchuldigung abzubringen, daß Frankreich ein allzu großes Gebiet behalten wolle, wäre es doch wahrlich groß, ſie durch eine förmliche Erklärung eines Beſſern zu belehren." Am Schluſſe ſeines Berichts brachte Laine' in Vorſchlag, „daß die Verſammlung in ihrer Antwort auf die ihr gemachte Mittheilung die Wahrheit und das Verlangen des Volks nach Frieden an den Tag legen möchte." Herr Raynouard ging als Redner noch weiter, indem er bewies, „die Abſicht der Verbündeten ſei keineswegs, Frankreich zu demüthigen, wohl aber, die Ausbrüche einer ehrgeizigen Thätigkeit zu erſticken, welche allen Völkern Europa's ſeit 20 Jahren ſo nachtheilig geweſen ſei." Kurz: Napoleons Verhältniß zu Frankreich wurde mehr, als jemals, aufgedeckt, ein Verhältniß, das ſeinen Charakter in der Geſchicklichkeit hatte, womit der Kaiſer bisher ſeine perſönliche Angelegenheit zur Angelegenheit Frankreichs gemacht hatte.

Eine ſogenannte Dank-Adreſſe, die nichts als Frieden athmete, war abgefaßt und der Druckerei übergeben, als Napoleon, um das von der Bekanntwerdung dieſer Adreſſe unzertrennliche Ärgerniß in der Geburt zu erſticken, dies Werk der Freimüthigkeit oder Parteilichkeit konfiſciren ließ

und unmittelbar darauf die Verſammlung auflöſete. Noch vollſtändiger erklärte er ſich wenige Tage darauf, als einzelne Abgeordnete der Departements in ſeinem Palaſt erſchienen, um ihm zum neuen Jahre Glück zu wünſchen. „Ich habe,“ ſagte er, „den Abdruck Eurer Dank-Adreſſe verboten, weil ſie aufrühreriſch war. Laine iſt ein Verräther; er wechſelt Briefe mit dem Prinz-Regenten von England, und ich habe die Beweiſe davon in Händen. Er und ſeines Gleichen wollen die Rolle der Girondiſten wiederholen; allein wohin hat dieſe Vergniaud und die übrigen Häupter gebracht? Nicht in dieſem Augenblicke, wo der Feind von unſeren Grenzen vertrieben werden muß, ſoll man von mir Veränderungen in der Verfaſſung verlangen. Und wer ſeid Ihr denn? Nicht Repräſentanten der Nation, ſondern Abgeordnete der Departements. Ich habe Euch verſammelt, um Troſt von Euch zu erhalten; nicht als ob es mir an Muth gebräche, ſondern weil ich hoffte, das geſetzgebende Corps werde denſelben noch vermehren. Statt des Guten, das ich von ihm erwartete, hat es Schaden geſtiftet; kleinen Schaden freilich, doch nur darum, weil es keinen größern ſtiften konnte. Ihr ſucht in Eurer Adreſſe den Souverän von der Nation zu trennen. Ich allein bin der wahre Repräſentant der Nation; denn wer von Euch vermöchte wohl, dieſe Laſt auf ſich zu nehmen? Der Thron iſt ein Ding von Holz mit Sammet überzogen; nur der, der ihn inne hat, giebt ihm Bedeutung. Wollte ich mich nach Euch richten, ſo würde ich dem Feinde mehr abtreten, als er verlangt. In drei Monaten ſollt Ihr Frieden haben, oder ich will zu Grunde gehen. Jetzt muß man Thatkraft zeigen. Ich werde den Feind aufſuchen und ihn ſchlagen. Er iſt gegen mich noch mehr erbittert, als gegen Frankreich; allein ſoll ich mir darum erlauben, das Reich zu zerſtückeln? Opfere ich nicht meinen Stolz, mein Selbſtgefühl auf, um Frieden zu erhalten? Ja, ich bin ſtolz, weil ich Muth beſitze; ich bin

ſtolz, weil ich große Dinge für Frankreich gethan habe. Eure Adreſſe iſt meiner und des geſetzgebenden Corps unwürdig." . . .

Derſelbe Mann, der ſich in dieſer Strafrede den alleinigen Repräſentanten des franzöſiſchen Volks nannte und ſeinen perſönlichen Muth rühmte, wagte es gleichwohl nicht, ſich, gleich Friedrich Wilhelm III. und den übrigen Souveränen Europa's, in einer Proklamation an ſein Volk zu wenden, um die Begeiſterung deſſelben für ſich in Anſpruch zu nehmen. Verhinderte ihn daran aber noch etwas Anderes, als das Bewußtſein, nur für ſeinen perſönlichen Ruhm, nicht für das Wohlergehen Frankreichs geſorgt zu haben? . . .

Während dies in Paris geſchah, berathſchlagten die verbündeten Souveräne mit ihren Miniſtern zu Frankfurt am Main über die angemeſſenſte Fortſetzung des Krieges. Durch die Verträge, welche Öſterreich mit Baiern und Würtemberg abgeſchloſſen hatte, war das Zeichen zu einer allgemeinen Ausſöhnung mit den Mitgliedern des Rheinbundes gegeben worden. Ausgenommen davon blieben jedoch das Königreich Sachſen, das Großherzogthum Frankfurt mit Ausnahme der Stadt, welche ſchon den 11. December ihre freie Verfaſſung zurück erhielt, die Fürſtenthümer Iſenburg und Leien wegen der Anhänglichkeit ihrer Beſitzer an den franzöſiſchen Kaiſer, endlich das Großherzogthum Berg und einige weſtphäliſche und naſſauiſche Länder, welche herrenlos geworden waren. Für dieſe Beſtandtheile des diſſeit-rheiniſchen Deutſchlands wurde eine Central-Behörde errichtet, an deren Spitze der aus preußiſchen Dienſten getretene Staatsminiſter Freiherr von Stein trat. Alle übrigen Fürſten blieben in dem Beſitz der ihnen von Napoleon, als Protektor des Rheinbundes, bewilligten Souveränetät; und zwar auch deshalb, weil hierin das wirkſamſte Mittel enthalten war, Deutſchlands Streitkräfte für die Vollendung des bevorſtehenden Kampfes zu gewinnen. Hundert und

Ein Tauſend ſtreitfähige Männer, die auf dieſem Wege gewonnen wurden, füllten reichlich die Lücken, welche durch die Kämpfe während des abgewichenen Sommers, durch die Völkerſchlacht bei Leipzig, und durch Nerven=Krankheiten nach derſelben entſtanden waren. An dem Kronprinzen von Würtemberg und an dem Marſchall Wrede hatten die Verbündeten zwei neue Heerführer erworben, deren guter Wille, der gemeinen Sache Europa's zu dienen, nicht in Zweifel gezogen werden konnte. Im Weſentlichen wurde die frühere Sonderung des verbündeten Heeres beibehalten, und die Haupt=Armee unter Schwarzenberg auf 150,000, die ſchleſiſche Armee unter Blücher auf 140,000, die Nordarmee unter dem Kronprinzen von Schweden auf 120,000 Mann gebracht. Außer 235,000 Mann Reſerve, welche zum Theil bei den noch nicht gefallenen Feſtungen beſchäftigt waren, unterhielt Öſterreich in Italien ein Heer von 80000 Mann, und rechnet man die Engländer, Portugieſen und Spanier hinzu, welche in den Pyrenäen in Bewegung waren, ſo belief ſich die Geſammtzahl der Streiter gegen Napoleon auf nicht weniger als 880,000 Mann, ſo daß, wenn auch der Beſtand nur auf zwei Drittel der auf den Liſten befindlichen angenommen werden darf, noch mehr als eine halbe Million übrig blieben. Ein Winterfeldzug in Frankreich hatte nichts Abſchreckendes.

Der Kronprinz von Schweden, verſtärkt durch den General Bennigſen, war von den Schlachtfeldern bei Leipzig nach der Niederelbe aufgebrochen, um den Franzoſen unter Davouſt und den Dänen die Stirn zu bieten. Jener zog ſich hinter die Wälle Hamburgs zurück, wo er von Bennigſen blockirt wurde. Dieſe, viel zu ſchwach, um Widerſtand leiſten zu können, wichen zurück, ſo weit ſie konnten; und da Friedrich VI. wohl einſah, daß Napoleons Glücksſtern untergegangen ſei, ſo ſchloß er mit dem Kronprinzen von Schweden ſchon am 14. Januar einen Vertrag, wodurch er Norwegen gegen Schwediſch=Pommern abtrat.

Gleichzeitig kam Dänemarks Friede mit England zu Stande, das, außer der im Jahre 1807 weggeführten Flotte, die Inſel Helgoland behielt, die es früher in Beſitz genommen hatte. Friedrich VI. übernahm, gegen brittiſche Hülfsgelder, ſogar die Verbindlichkeit, 10000 Mann zu den Heeren der Verbündeten ſtoßen zu laſſen.

Gleichzeitig mit dem Kronprinzen von Schweden war der General Bülow, verſtärkt durch ein ruſſiſches Corps unter Winzingerode, nach Holland aufgebrochen, wo ſich nur eine geringe Zahl franzöſiſcher Truppen befand. Die Erſtürmung Arnheims, am 30. November durchgeführt, löſete hier, wie auf einen Schlag, alle die Bande, wodurch Holland ſeit dem Jahre 1795 an Frankreich gefeſſelt geweſen war. Alles war ſo gut vorbereitet, daß, als der Erbprinz Wilhelm am 1. December von England aus zu Scheveningen landete, der Abfall der Holländer als vollendet betrachtet werden konnte; denn aufgefordert von dem Erbprinzen, der ſich ohne Zeitverluſt für den ſouveränen Fürſten der Niederlande erklärte und verfaſſungsmäßig zu regieren verſprach, griffen die Holländer ſogleich zu den Waffen, am meiſten zur Vertreibung der Mauthbeamten und deren Stützen.

Unter ſolchen Auſpizien erfolgte in den letzten Tagen des Jahres 1813 der Übergang der verbündeten Heere über den Rhein: der Haupt-Armee unter Schwarzenberg bei Baſel, Laufenburg und Schafhauſen in der Nacht vom 20. bis 21. December; der ſchleſiſchen Armee unter Blücher bei Mannheim, Caub und Coblenz in der Nacht vom 31. December bis 1. Januar. Wenn die Neutralität der Schweiz unbeachtet blieb, ſo geſchah es, weil man bei großen Unternehmungen nicht Phantome fürchten darf. In der Abſicht der Verbündeten lag, durch die Schweiz, durch die Franche-Comte und durch Lothringen auf der einen, über die Moſel und Maas auf der andern Seite nach der Marne und Aube vorzugehen und von der Champagne aus gemeinſchaftlich

nach Paris zu ziehen; wobei die unverbrüchliche Vorſchrift für die untergeordneten Generale (Barclay de Tolly, Wittgenſtein, Wrede und den Kronprinzen von Würtemberg) war, keinen ungleichen Kampf zu beſtehen, ſondern ſich auf die nächſten Heerestheile zurück zu ziehen, ſobald ſie von überlegenen Kräften angegriffen würden.

Faſt den ganzen Januar hindurch ſtießen die Verbündeten auf keinen Widerſtand; die Linie der Vogeſen, ſo wie die des Rheins, wurde ohne Schwertſchlag entwaffnet. Während Schwarzenberg bei Langres und Blücher in dem Thale der Maas ſtand, bedrohete Bubna, dem Genf ſeine Thore geöffnet hatte, Lyon. In dem König von Neapel hatten die Verbündeten einen neuen Genoſſen gefunden; denn Murat hatte ſich bereden laſſen, der Sache ſeines Schwagers zu entſagen, um ſein uſurpirtes Königreich zu retten. Die Niederlande wurden nur noch an der flandeّriſchen Grenze vertheidigt. Es war demnach die höchſte Zeit, den ungleichen Kampf zu beginnen, in welchem Napoleon nicht ſowohl um das Reich, als vielmehr um ſeine Kaiſerkrone ſtritt.

Er hatte zu Paris eine National-Garde von 30000 Mann errichtet, die Vertheidigung der Hauptſtadt ſeinem Bruder Joſeph übertragen, ſeine Gemahlin aufs Neue zur Regentin ernannt, als er den 25. Januar Morgens zum Heere mit den Vorſatz abging, entweder zu ſiegen, oder — auszuſcheiden. Zum letzten Male umarmte er an dieſem Tage ſeine Gemahlin und ſeinen Sohn. Am 26. war Chalons-ſur-Marne ſein Hauptquartier. Unterrichtet von den Stellungen des Heeres der Verbündeten, beſchloß er ſogleich einen Angriff auf das ſchleſiſche Heer. Der Kampf entſpann ſich in Brienne, wo die Ruſſen die Burg, die Preußen das Schloß mit gleicher Tapferkeit vertheidigten. Napoleon kam gegen Abend in den Beſitz des letztern. Die Nacht beendigte den Kampf, ohne die Streitenden zu ſondern. Am folgenden Tage wurde die Schlacht bei la

Rothiere geliefert. Blücher ſiegte in derſelben, und um die Schmach einer erlittenen Niederlage zu bemänteln, nannte Napoleon dieſe Schlacht ein Nachtrabs=Gefecht, in welches er ſich eingelaſſen, um ſich mit Erfolg nach Troyes zu wenden. Wirklich nahm er dahin ſeinen Rückzug, und die ſchlechte Beſchaffenheit der Wege nöthigte die Verbündeten, ſich mit den 73 Kanonen zu begnügen, die ſie genommen hatten, ohne damit eine bedeutende Zahl von Gefangenen zu verbinden.

Den Fortgang des Feldzugs erzählen wir ſummariſch, weil die Einzelheiten den Leſer nur verwirren würden.

Nach der Niederlage bei la Rothiere beſtand die größte Schwierigkeit für Napoleon darin, ſo viel Truppen zu vereinigen, daß er ſich vor Paris im Felde halten könnte; denn daß die Verbündeten ihm an Streitkräften bei weitem überlegen waren, lehrte der Augenſchein. Alles ſetzte er alſo in Bewegung, um Verſtärkungen an ſich zu ziehen, und ſeine Bemühungen gelangen ſo gut, daß er in der erſten Hälfte des Februars ſein Heer um beinahe 60000 Mann vermehrte, von welchen 30000 von der ſpaniſchen Grenze, 12 bis 15000 aus den Niederlanden und 15 bis 20000 Konſkribirte zu ihm ſtießen. Ohne hiervon genau unterrichtet zu ſein, waren die Generale der Verbündeten nur darauf bedacht, wie ſie auf dem kürzeſten Wege nach Paris kommen wollten. Indem ſie nun auf dem linken Ufer der Seine und auf beiden Ufern der Marne auf die Hauptſtadt Frankreichs losgingen, bildeten ſie einen Halbzirkel, in deſſen Mitte Troyes lag. Sofern aber ihr Gedanke kein anderer war, als Paris auf dieſelbe Weiſe zu erobern, wie ſie Leipzig erobert hatten, lag die Fehlerhaftigkeit dieſes Gedankens darin, daß Napoleon, indem er Paris vertheidigte, gar nicht in derſelben Lage, wie bei Leipzig, war, wo es ihm, nach erfolgter Auflöſung des Rheinbundes, nur darauf ankommen konnte, möglichſt guten Kaufs nach Frankreich zurückzukehren. Allerdings würde der

Plan der Verbündeten untadelig geweſen ſein, wenn der Halbkreis, den ſie im Vorgehen bildeten, nicht hätte durchbrochen werden können; da aber Napoleon ſich auf der kürzern Linie bewegte, ſo hatte er es in ſeiner Gewalt, wo nicht alle, doch ſehr überlegene Kräfte gegen die ſchwächern Punkte ſeiner Gegner zu richten; woraus denn ganz von ſelbſt die Unfälle hervorgingen, welche die Verbündeten im Laufe des Februars erlitten. Bei Etoges und Vauchamp geſchlagen und von dem General Grouchy eingeſchloſſen, mußte Blücher ſich mit dem Bajonet einen Weg bahnen, der ihm nicht weniger als 6000 Mann koſtete, ehe er in Soiſſons anlangen konnte, deſſen Kommandant ſich durch einen preußiſchen Offizier bereden ließ, ihn in dieſe Feſtung aufzunehmen. Kaum geringer waren die Verluſte der böhmiſchen oder Haupt-Armee, als Napoleon, von der Verfolgung der ſchleſiſchen abſtehend, ſeine Angriffe wider jene richtete. Den 18. Februar litt der Kronprinz von Würtemberg bei Monterau einen nur allzu empfindlichen Schlag. Schwarzenberg, der ſich anfänglich auf Troyes zurückgezogen hatte, aber ſich nicht getraute, in dieſer Stellung eine Schlacht anzunehmen, ging noch weiter zurück und erneuerte Friedensanträge. Doch Napoleon, jetzt im Glück, ging um ſo weniger darauf ein, theils weil er in Erfahrung gebracht hatte, daß es Augereau gelungen ſei, den General Bubna von Lyon nach Genf zurück zu treiben, theils weil es für ihn Grundſatz geworden war, „daß Frankreich in ſeinen alten Grenzen“ — ſo drückte er ſich ſelbſt darüber aus — „unzertrennlich ſei von der Wiedereinſetzung der Bourbons.“ Die Friedensunterhandlungen, welche zu Chatillon eröffnet waren, rückten alſo nicht von der Stelle; Napoleons Bevollmächtigter daſelbſt (der Herzog von Vicenza) erhielt vielmehr die Weiſung, alles hinzuhalten und gar nichts zu bewilligen.

Ohne Blüchers Unermüdlichkeit und Starrſinn würde der Zweck des ganzen Feldzugs verfehlt worden ſein. Verſtärkt

durch die Corps der Generale Bülow und Winzingerode, auf welche er bei Soiſſons geſtoßen war, ging er, mit der Genehmigung Alexanders und Friedrich Wilhelms III., wieder über die Marne auf Paris los und nahm am 3. März eine Stellung an der Aisne ein. Napoleon, welcher unter dieſen Umſtänden die Verfolgung Schwarzenbergs aufgeben mußte, fuhr ihm zwar nach und brachte in einem hitzigen Gefechte bei Craone die beiden ruſſiſchen Corps unter Woronzow zum Weichen; allein er litt, zwei Tage darauf (9. März), in einem nächtlichen Überfall, durch welchen das Corps des Generals York, unter Anführung des Prinzen Wilhelm von Preußen und der Generale Kleiſt und Ziethen, ſeinen rechten Flügel aufrieb, einen ſo ſtarken Verluſt, vorzüglich in ſeinem Geſchützweſen, daß er ſeinen Angriffsplanen entſagen mußte. Der Augenblick der Entſcheidung wurde jetzt nur noch durch eine Krankheit des preußiſchen Feldmarſchalls verzögert. Den 19. März ging der Kongreß zu Chatillon aus einander, zum größten Erſtaunen des franzöſiſchen Bevollmächtigten, welcher erfuhr, daß die verbündeten Monarchen die Bande ihrer Freundſchaft und Übereinſtimmung in einem zu Chaumont geſchloſſenen Vertrage befeſtigt hätten, um alle auf Öſterreichs verwandſchaftliche Geſinnungen geſtellten Entwürfe zu durchſchneiden. Napoleon, welcher bei Arcis ſur Aube am 20. auf den vorrückenden Schwarzenberg ſtieß, machte in einer von Mittag bis Mitternacht dauernden Schlacht die Entdeckung, daß er ſeine Gegner nicht länger am Vorgehen nach der Hauptſtadt verhindern könne. Das Einzige, wodurch ſeine Kaiſerkrone jetzt noch gerettet werden konnte, war die Liſt. Anſtatt die Schlacht, wie es erwartet wurde, zu erneuern, brach er am 21. plötzlich von der Aube nach der Marne auf, ging bei Vitry über dieſen Fluß und dann ſtromaufwärts nach St. Dizier; dies alles in der Vorausſetzung, daß die Verbündeten, beſorgt für ihre Kommunikationen, ihm folgen würden. Dieſe ſtutzten einen Augen-

blick; doch der errungenen Vortheile eingedenk, faßten ſie ohne Zeitverluſt den Entſchluß, der Bahn zu folgen, welche nach Paris führte. Sie mit größerer Sicherheit zurückzulegen, ſchickten ſie den Grafen Winzingerode mit einem ſtarken Kavallerie-Corps, das allenfalls für ihren Vortrab gehalten werden konnte, dem Feinde nach. Schwarzenberg ſchlug (25. März) bei Soude St. Croix die Marſchälle Marmont und Mortier; die ſchleſiſche Armee bei la Fere-Champenoiſe machte die beiden Corps unter den Generalen Pacthod und Amey zu Gefangenen. Zehn tauſend Gefangene und der Verluſt von 80 Stück Geſchütz erleichterten, von jetzt an, den Zug nach Paris. Marmont und Mortier, die ſich auf Paris zurückgezogen hatten, kämpften fünf Tage ſpäter zwar noch zur Vertheidigung der Hauptſtadt bei Montmartre und Bleville; doch auch dieſe Anhöhen wurden, wenn gleich mit einem Verluſt von 9000 Mann, erobert, und in der nächſten Nacht kam eine Kapitulation mit der Stadt Paris zu Stande. So endigte die Rückwirkung der Einnahme und des Brandes von Moskau. Sie war das Ergebniß eines von dem General Diebitſch herrührenden Raths.

Die Kaiſerin Marie Louiſe hatte ſich, wenn gleich, wie man ſagt, gegen ihre Neigung, mit ihrem Sohn, mit ihren Schwägern, den vornehmſten Reichsbeamten und den Schätzen ihres Gemahls, auf die Nachricht von der näherrückenden Gefahr, von Paris nach Blois geflüchtet; und dieſe Flucht war von 2500 Mann Linientruppen gedeckt worden, welche zur Vertheidigung der Hauptſtadt beſtimmt waren. Der Fürſt von Benevent (Herr von Talleyrand), welcher die Abreiſe der Kaiſerin zu verhindern bemüht geweſen war, verſpätete die eigene Abreiſe ſo lange, bis die Schlagbäume ihm den Weg verſperrten. Von jetzt an das Orakel für alle, die, gleich ihm, im Stillen ſeit mehreren Jahren von Napoleon abgefallen waren, leitete er die Begebenheiten; und wenn die Kapitulation haupt-

ſächlich auf ſeinen Rath abgeſchloſſen wurde, ſo geſchah dadurch ſchwerlich noch etwas mehr, als was das Weſen einer ſtark bevölkerten Hauptſtadt gebieteriſch heiſchte.

Der Einzug der Verbündeten erfolgte den 31. März an einem lauen Frühlingsmorgen, erhellt von einer majeſtätiſchen Sonne. Gegen 10 Uhr ſprengten die erſten Preußen in die Stadt; bald darauf folgten Ruſſen und Öſterreicher. Die Erwartung der Pariſer ſtieg mit jedem Augenblick. Endlich gegen Mittag langten der Kaiſer von Rußland und der König von Preußen an: ihnen zur Seite ritten der Großfürſt Conſtantin und der Fürſt von Schwarzenberg; ein zahlreicher Generalſtab folgte. Die Monarchen erſchienen an der Spitze ihrer Garden, welche, ſtrotzend von Geſundheit und glänzend von Sieg, in einer ununterbrochenen Reihe folgten. Der Zug ging durch die Vorſtadt St. Martin, längs den nördlichen Boulevards, durch die Königsſtraße, über den Platz Ludwigs XV. nach den eliſäiſchen Feldern. Hier ließen die Monarchen die Truppen an ſich vorüberziehen; und nachdem dieſer Zug mehrere Stunden gedauert hatte, begab ſich Alexander in den Palaſt des Fürſten von Benevent, Friedrich Wilhelm III. in das Hotel Villeroi, beide mit abſichtlicher Vermeidung der Tuilerien. Die Stimmung der Pariſer, wie verſchiedenartig ſie auch ſein mochte, begünſtigte jede Maßregel der verbündeten Monarchen. Auf den Rath des Fürſten von Benevent erließ alſo Alexander noch an demſelben Tage eine Bekanntmachung, worin er im Namen der Verbündeten erklärte: „daß ſie weder mit Napoleon, noch mit irgend einem Gliede ſeiner Familie, unterhandeln würden, wohl aber geſonnen wären, die Integrität des alten Frankreichs, ſo wie ſie unter den letzten Königen beſtanden, anzuerkennen.“ Durch eben dieſe Bekanntmachung ladete er den Senat ein, „eine proviſoriſche Regierung einzuſetzen, welche die Verwaltung übernehmen und die Verfaſſung vorbereiten möge, die dem franzöſiſchen Volke angemeſſen ſei.“

Dieſe Bekanntmachung gab den Gemüthern die erſte beſtimmte Richtung nach den Bourbons.

Gleich am folgenden Tage verſammelten ſich alle in Paris zurückgebliebenen Mitglieder des Senats und wählten, unter dem Vorſitz des Fürſten von Benevent, eine proviſoriſche Regierung, zuſammengeſetzt aus dieſem Fürſten, aus den beiden Senatoren Beurnonville und Jocourt, aus dem Staatsrath Dalberg und aus dem Abbe' Montesquiou, ehemaligem Mitgliede der konſtituirenden Verſammlung. Und kaum war dies Geſchäft beendigt, ſo ſchritt der Senat zu einer förmlichen Abſetzung Napoleons, welche durch nachfolgende Gründe gerechtfertigt wurde: „daß Napoleon durch Auflegung geſetzwidriger Taxen und Laſten den Vertrag zerriſſen, der ihn mit dem franzöſiſchen Volke vereinige; daß er dieſen Eingriff in die Rechte des Volks zu einer Zeit begangen, wo er ſo eben, ohne Grund, den geſetzgebenden Rath entlaſſen; daß er, entgegen dem 50. Artikel der Conſtitutions-Akte, eine Reihe von Kriegen unternommen, da doch gedachter Artikel vorſchreibe, daß jede Kriegserklärung vorgeſchlagen, erörtert, dekretirt und, wie jedes andere Geſetz, bekannt gemacht werden ſolle; daß er verfaſſungswidrig mehrere Dekrete erlaſſen, welche die Todesſtrafe in ſich geſchloſſen hätten, namentlich die beiden Dekrete vom 5. März wider die Kommandanten von Soiſſons und la Ferte'; daß er die konſtitutionellen Geſetze durch ſeine Dekrete über Staatsgefängniſſe verletzt; daß er die Verantwortlichkeit der Miniſter vernichtet, die Gewalten unter einander geworfen und die Unabhängigkeit der Gerichtshöfe zerſtört; daß er die von ihm als Recht der Nation anerkannte Preßfreiheit der willkührlichen Cenſur der Polizei unterworfen und ſich zu gleicher Zeit der Preſſe bedient habe, um Frankreich und Europa mit erſonnenen Thatſachen, falſchen Maximen, den Despotismus begünſtigenden Lehren und mit Schmähungen gegen auswärtige Regierungen anzufüllen." Dieſen Gründen waren noch

mehrere andere hinzugefügt, die, indem ſie den franzöſiſchen Kaiſer nicht minder als den erſten aller Tyrannen darſtellten, nur das Einzige verſchwiegen, daß derſelbe Senat, der durch ſeine knechtliche Bereitwilligkeit, Napoleons Einfälle in Geſetze zu verwandeln, zur Strafe für ſeine Sünden jetzt dahin gebracht war, daß er den bisher von ihm vergötterten Monarchen verdammen mußte. Das Abſetzungs-Dekret umfaßte Napoleons ganze Familie; und mit demſelben in der Hand erſchien der Senat vor dem ruſſiſchen Kaiſer, um ſeinen mächtigen Schutz für die Vollziehung des Abſetzungs-Dekrets anzuflehen. Ihm kamen der Allgemeine Rath des Seine-Departements und der Stadtrath von Paris zu Hülfe, welche auf die Rückkehr Ludwigs XVIII., rechtmäßigen Königs von Frankreich, drangen.

Am ſiebenten Tagesmarſche nach der Schlacht bei Arcis ſur Aube ward Napoleon inne, daß er geirrt hatte in der Vorausſetzung, die Verbündeten würden ihm folgen. Seine ganze Lage war um dieſe Zeit ſo beſchaffen, daß er volle Urſache hatte, über ſeine nächſten Schickſale mit ſich ſelbſt zu Rathe zu gehen. Die Eroberung der Hauptſtadt konnte nicht ausbleiben. Im Weſten hatte ſich, nach der am Schluſſe des Februar bei Orthes verlorenen Schlacht, die Stadt Bordeaux an die Engländer ergeben und ein bourboniſcher Prinz (der Herzog von Angouleme) war daſelbſt als Neffe des Königs von Frankreich mit offenen Armen empfangen worden. Im Süden waren die Öſterreicher in den Beſitz von Lyon gekommen und der Marſchall Augereau nach Valence zurückgegangen. Italien konnte als verloren betrachtet werden, ſeitdem der König von Neapel der Coalition beigetreten war, die Großherzogin von Toskana aus Florenz vertrieben hatte und, von jetzt an, den Vice-König von Italien in Gemeinſchaft mit dem Feldmarſchall Bellegarde bekämpfte. Im Oſten befand ſich der Graf von Artois zu Nancy, um in dem entſcheidenden Augenblicke

die Anſprüche ſeines Geſchlechts auf den franzöſiſchen Thron geltend zu machen. Unter ſo vielen widerwärtigen Umſtänden eine verlorene Größe retten zu wollen, würde Thorheit geweſen ſein. Napoleon war alſo im Weſentlichen nur darauf bedacht, auf eine Weiſe zu endigen, die ihm die Achtung der Zeitgenoſſen erhielte. Zwei Dinge waren dazu erforderlich: einmal, auszuſcheiden, ohne irgend etwas abgetreten zu haben; zweitens, als Beſiegter die Friedensbedingungen, die nur perſönliche ſein konnten, vorzuſchreiben. Die, welche ihn in dieſer bedenklichen Periode zu beobachten Gelegenheit hatten, verſichern einſtimmig, daß er die Ruhe ſelbſt geweſen ſei; hätte er aber wohl ruhig ſein können ohne das Bewußtſein ſeiner Überlegenheit? . . .

Von dem Marſche der Verbündeten nach Paris unterrichtet, brach er in aller Eil nach Fontainebleau auf, um ſich in ihrer Nähe zu befinden, d. h. um ihnen furchtbar zu bleiben. Er kam den 30. daſelbſt an; und nachdem er auf dem Wege nach Eſſonne zu la Cour de France die erſte Nachricht von der Übergabe der Hauptſtadt erhalten hatte, machte er zwar den Niedergeſchlagenen, doch ſo, daß er unmittelbar darauf durch Coulaincourt Unterhandlungen wegen ſeiner Abdankung anknüpfte. Anfangs wollte er freilich nur zum Vortheil ſeines Sohnes, d. h. einer Regentſchaft, niederlegen; als die Verbündeten hierauf aber nicht eingingen, unterzeichnete er gegen die ihm bewilligten Vortheile eine Entſagungs-Akte, welche in folgenden Ausdrücken abgefaßt war: „Da die verbündeten Mächte öffentlich erklärt haben, daß der Kaiſer Napoleon das einzige Hinderniß des allgemeinen Friedens in Europa ſei: ſo erklärt der Kaiſer Napoleon hiermit, daß er, getreu ſeinem Eide, für ſich und ſeine Erben auf die Thronen von Frankreich und Italien Verzicht leiſtet und bereit iſt, dem Intereſſe Frankreichs jedes perſönliche Opfer, ſelbſt das Leben, darzubringen. Fontainebleau, den 11. April 1814. Napoleon.“

Folgende Forderungen wurden ihm von den Verbündeten zugeſtanden: 1) der Kaiſertitel für ihn und ſeine Gemahlin, der Fürſtentitel für ſeine Mutter, ſeine Brüder, ſeine Schweſtern, ſeine Neffen und Nichten, wo ſie ſich auch befinden möchten; 2) für ihn, außer der Souveränetät der Inſel Elba, ein jährliches Einkommen von 2 Millionen Franken in Renten auf das große Buch von Frankreich; 3) die Herzogthümer Parma, Piazenza und Guaſtalla mit voller Souveränetät für die Kaiſerin Marie Louiſe, erblich für deren Sohn, den bisherigen König von Rom, der den Titel eines Fürſten von Parma, Piazenza und Guaſtalla annehmen ſollte; 4) ein Einkommen von 2,500000 Franken, entweder in Domänen oder in Renten auf das große Buch von Frankreich, für ſeine Familie, namentlich 300,000 Franken für ſeine Mutter, 500,000 für ſeinen Bruder Joſeph und deſſen Gemahlin, 200,000 für ſeinen Bruder Ludwig, 300,000 für die Königin Hortenſie und deren Kinder, 500,000 für den König Hieronymus und deſſen Gemahlin, 300,000 für ſeine Schweſter Eliſa, eben ſo viel für ſeine Schweſter Pauline; außerdem ſollten die Prinzen und Prinzeſſinnen ſeines Hauſes alles Bewegliche und Unbewegliche, das ſie erworben, behalten, namentlich alle Renten auf das große Buch von Frankreich, oder den Monte Napoleon zu Mailand; 6) ein Einkommen von einer Million Franken für die Kaiſerin Joſephine, ſammt den ungeſtörten Beſitz ihres beweglichen und unbeweglichen Vermögens; 7) ein paſſendes Eigenthum für den Vice-König von Italien, außerhalb Frankreichs; 8) zwei Millionen Franken als Gratifikation für Diejenigen, die er der franzöſiſchen Regierung empfehlen würde; 9) Bezahlung der Schulden des kaiſerlichen Hauſes für die Zurückgabe der Krondiamanten und der öffentlichen Gelder an den Schatz; 10) Erfüllung der Obliegenheiten des Monte Napoleon gegen deſſen Gläubiger, dieſe möchten Franzoſen oder Ausländer ſein; 11) ſicheres Geleit für ihn und ſeine

Gemahlin, die Prinzen und Prinzeſſinnen des Hauſes, ſo wie für diejenigen, die ſie würden begleiten wollen; 12) ein Detaſchement von 12 bis 1500 Mann von der kaiſerlichen Garde, als Bedeckung bis nach St. Tropez, dem Ort der Einſchiffung nach Elba; 13) eine bewaffnete Corvette und die nöthigen Transportſchiffe zur Überfahrt, die Corvette als Eigenthum des Kaiſers; 14) 400 Mann freiwilliger Soldaten, ſowohl Offiziere, als Unteroffiziere und Gemeine; 15) freie Rückkehr nach Frankreich für die, welche ihn und ſeine Familie begleiten würden, auf drei Jahre; 16) freie Rückkehr ins Vaterland für die polniſchen Truppen im Dienſte Frankreichs mit Waffen und Bagage, wie auch mit Beibehaltung der ihnen ertheilten Dekorationen.

Solche Bedingungen ſtellen, ſolche Forderungen machen und bewilligt zurückerhalten, hieß, als Sieger ausſcheiden, der den Frieden vorgeſchrieben hat. Auch betrachtete Napoleon ſeine Abdankung nur in dem Lichte eines Spottes, den er mit den Verbündeten getrieben: „ein Souverän,“ ſagte er zu ſeinen Vertrauten, „dankt an dem Tage ab, wo ſeine Autorität nicht mehr anerkannt wird.“ Zukünftige Ereigniſſe als unfehlbar vorausſehend, hatte er in ſeinen Friedensvertrag alles das gelegt, was ihm zu einem Bruch berechtigen konnte; und ſtolz darauf, daß er nichts abgetreten hatte, erinnerte er ſich in einer Unterredung mit dem Herrn von Bauſſet, ehemaligem Präfekten des kaiſerlichen Palaſtes, mit Bitterkeit lächelnd, des franzöſiſchen Sprichworts, nach welchem „ein lebender Troßbube beſſer daran iſt, als ein todter Kaiſer;“ womit er nichts weiter ſagen wollte, als: „Nur die Todten kommen nicht wieder.“ *)

Da für ſeine Verſetzung nach Elba nicht ſogleich alles in Bereitſchaft war, ſo wünſchte er für die Dauer ſeines

*) S. Mémoires anecdotiques sur l'interieur du palais etc. par L. F. J. de Bausset. Tom. II. pag. 185. Das franzöſiſche Sprichwort lautet: *Un goujat vivant vaut mieux qu'un empereur mort.*

Aufenthalts in Fontainebleau wenigſtens ſein Heer beiſammen zu halten; und dies gelang ihm, obwohl ſeine Marſchälle, einer nach dem andern, von ihm abfielen, nicht als Undankbare, ſondern als Männer, die, vorgeſchritten im Alter, um ſich auf ihrem ſtaatsbürgerlichen Standpunkt zu behaupten, neue Stützen ſuchen mußten. Seine Gemahlin und ſeinen Sohn ſah er nicht wieder. Marie Louiſe hatte den feſten Entſchluß gefaßt, ſich über Orleans nach Fontainebleau zu begeben, als ſie an der Ausführung deſſelben durch den Fürſten von Schwarzenberg verhindert wurde. Von Blois nach Rambouillet verſetzt, hatte ſie daſelbſt mit ihrem von Dijon in Paris angelangten Vater am 16. April die erſte Unterredung; und dieſe endigte damit, daß die Kaiſerin, anſtatt das Schickſal ihres Gemahls zu theilen, mit ihrem Sohne nach Wien zurückgehen ſollte: eine Maßregel, welche Napoleon ſchwerlich mißbilligte, weil ſein Sinn für häusliche Freuden niemals ſo lebhaft war, daß er irgend eine Herrſchaft ausgeübt hätte.

Der 20. April war der Tag der Abreiſe von Fontainebleau nach Elba. Ihr ging ein förmlicher Abſchied von ſeiner im Schloßhofe verſammelten Garde voran, die er in der Perſon des Generals Petit umarmte, nicht ohne auch den Adler zu küſſen. Schauſpieler, wie er zu allen Zeiten war, ſagte er dieſen erprobten Kriegern: „ich hätte ſterben können; aber ich habe es vorgezogen, zu leben, um eurem Ruhme zu dienen; denn ich will die Thaten beſchreiben, die ihr vollbracht habt.“ Seine letzte Ermahnung ging dahin, daß ſie ihrem neuen Könige treu, ihren neuen Befehlshabern gehorſam ſein und nie das theure Vaterland verlaſſen möchten. Wie dies gemeint war, iſt unnöthig zu ſagen.

Unmittelbar nach dieſem Auftritte beſtieg Napoleon den Wagen, der ihn nach St. Tropez führen ſollte. Ihm folgten vier Kommiſſarien der Verbündeten: der Oberſt Campbell engliſcher, der General Koller öſterreichiſcher, der

General Schuwalow ruſſiſcher, der General-Major Graf Truchſes preußiſcher Seite. Der Weg führte über Briare, Raone, Lyon, Valence und Avignon.*) Jenſeits Lyon fehlte es nicht an Gefahren; und dieſe nahmen dergeſtalt zu, daß der geweſene Kaiſer, um den Volksleidenſchaften zu entrinnen, ſich zu verkleiden und die weiße Hutſchleiſe (das Zeichen der Bourboniſchgeſinnten) anzuſtecken genöthigt war. Am furchtbarſten waren die Gefahren in der Nähe von Aix: ſo furchtbar ſogar, daß Napoleon, um nicht erkannt zu werden, die Uniform des Generals Koller mit dem Thereſien-Orden anzog, ſich in den Mantel des Generals Schuwalow hüllte und die Feldmütze des Grafen Truchſes aufſetzte, während ein Adjutant des Generals Schuwalow des Kaiſers blauen Überrock und runden Hut anthat, um, im Nothfall, ſtatt ſeiner beſchimpft, oder wohl gar ermordet zu werden. In la Calade, einer Herberge auf dem Wege nach Aix, ſah man den tapfern Napoleon Thränen der Wehmuth vergießen. Er heiterte ſich nicht eher wieder auf, als bis er erfuhr, daß ein öſterreichiſcher Oberſt mit zwei Schwadronen Huſaren zu ſeiner Beſchützung in Luc eingerückt ſei. Nicht weit von dieſer kleinen Stadt

---

*) Dieſer Weg war nicht der verabredete; Napoleon aber wählte ihn in dem entſcheidenden Augenblicke der Abreiſe, weil er den Geſinnungen — nicht der verbündeten Souveräne, wohl aber der proviſoriſchen Regierung und ihres Chefs, des Herrn von Talleyrand, mißtrauete. Zu den ungemeinen Eigenſchaften dieſes Mannes gehörte, auf alles Bedacht zu nehmen. Doch hatte man ihn vielleicht gewarnt. Gewiß iſt, daß es nicht an Verfolgern für ihn und die Seinigen fehlte. Dieſe entkamen glücklich, bis auf die Gemahlin des ehemaligen Königs von Weſtphalen, welche zwiſchen Fontainebleau und Auxerre von Räubern angefallen und ihrer Diamanten und anderer Koſtbarkeiten beraubt wurde. Nur die Kaiſerin Joſephine wagte es, in Frankreich zu bleiben; ſie durfte dies um ſo ſicherer, weil Niemand ihr übel wollte und viele ſie wegen ihrer Herablaſſung und Mildthätigkeit wirklich achteten.

hatte er auf dem Landhauſe des Repräſentanten Charles eine Unterredung mit ſeiner Schweſter Pauline. Die Abfahrt von Frejus, die ſchon am Morgen des 28. April geſchehen ſollte, verzögerte ſich bis gegen 9 Uhr Abends. Sie erfolgte auf einer engliſchen Fregatte, weil die franzöſiſche Regierung, ſtatt der bedingten Corvette, eine elende Brigg geſendet hatte. Den 3. Mai um 6 Uhr Abends lief Napoleon in Porto-Ferrajo, den Hafen der Inſel Elba, ein, die zu ſeinem Exil beſtimmt war.

So endigte fürs Erſte die Rolle eines Mannes, den Frankreich vierzehn Jahre lang ſeinen Helden und Befreier genannt hatte; des Mannes, der Kronen verſchenkt, Europa in allen ſeinen Theilen erſchüttert und verwandelt und die franzöſiſche Geiſtlichkeit beſtimmt hatte, in ihm den **Geſandten des Allerhöchſten** und den **Geſalbten des Herrn** zu erkennen.

Vierzehntes Kapitel.

Friede mit Frankreich. — Aufenthalt Alexanders und Friedrich Wilhelms III. in England. — Wiener Congreß. — Napoleons Wiedererſcheinung in Frankreich. — Entſcheidende Schlachten bei Ligny und la Belle Alliance. — Napoleons Flucht und Gefangennehmung.

Nie hörte Napoleon auf, die Bourbons zu fürchten.*) Um jedoch ein ſolches Gefühl nicht einzugeſtehen, nahm er ſtets die Miene an, als verachte er dies Geſchlecht. Eigentlich war es die Ahnung der Unentbehrlichkeit erblicher Fürſtengewalt in dem gegenwärtigen Kulturgrade der europäiſchen Völker, was ihn, gleich einem böſen Dämon, trieb, ſeine Sicherheit in dem

*) Bourienne's Denkwürdigkeiten ſind voll von Zügen, welche dieſe Furcht ſchildern. Tom. III. pag. 114 heißt es: Le nom seul de ces princes lui causait des terreurs secrets, et il me parlait souvent de la nécessité d'élever un mur d'airain entre la France et eux. Ohne (was ſehr leicht ſein würde) Zitate ähnlicher Art zu häufen, bemerken wir nur, daß dieſe Furcht vor den Bourbons der eigenthümliche Keim deſſen war, was Napoleon bei ſo vielen Gelegenheiten ſeine Politik nannte: eines Dinges, worüber ſich keine Rechenſchaft ablegen ließ, ohne ſehr viel Schwäche zu verrathen; eines Dinges zugleich, das den Kaiſer der Franzoſen verführte, in allen, welche nicht mit ihm einverſtanden waren, unbrauchbare Ideologen zu ſehen, während er nothwendig der ſtärkſte Ideologe und als ſolcher der unbefangenſte Despot war.

allgemeinen Umſturz zu ſuchen. Indem er nun ſich und ſein Geſchlecht auf dieſem Wege zu retten glaubte, erfüllte er nur ſeine Beſtimmung, welche, vom erſten Anfange ſeines Wirkens an, keine andere war, als durch ſeinen verwegenen Despotismus die Rückkehr der Bourbons nach Frankreich wünſchenswerth zu machen, und folglich im Laufe der Revolution das Werkzeug zur Zurückführung des von ihm verabſcheueten Herrſcherſtammes zu werden.

Verhängnißvoll möchte man es nennen, daß an demſelben Tage, wo er Fontainebleau verließ, Ludwig XVIII. von Hartwell in Buckinghamſhire in London erſchien, um dem Prinz-Regenten die Verſicherung zu geben, „daß er die Wiederherſtellung ſeines Hauſes auf den Thron ſeiner Vorfahren, nächſt der göttlichen Vorſehung, ſtets den Rathgebungen Sr. Königlichen Hoheit, ſo wie dem ruhmwürdigen England und dem Vertrauen ſeiner Bewohner, verdanken werde.“

Schon vor dem Einmarſch der Verbündeten in die Hauptſtadt Frankreichs durch den Herrn von Talleyrand zur Überkunft eingeladen, verlor Ludwig XVIII. keine Zeit, ſich den Bewohnern Frankreichs als ihren König zu zeigen. Die Überfahrt von Dower nach Calais geſchah den 24. April in acht Schiffen, von welchen ſieben zur Bedeckung dienten. Den König begleiteten die Herzogin von Angouleme und die bisher in England zurückgebliebenen Prinzen ſeines Hauſes. Der Empfang in Calais entſprach der in den letzten Jahren der kaiſerlichen Regierung veränderten Denkweiſe und dem Schickſal der Hauptſtadt, wo der Graf von Artois bereits ſeit dem 14. April an der Spitze der proviſoriſchen Regierung ſtand und im täglichen Verkehr mit den verbündeten Monarchen die Sachen einer vollendeten Ausgleichung näher führte. Schon war eine Waffenſtillſtand abgeſchloſſen, ſchon die Räumung der noch mit franzöſiſchen Waffen beſetzten Feſtungen an der Oder, an der Elbe und am Rhein, ſo wie in Holland und in Belgien,

anbefohlen, ſchon die Freiheit des Handels zurückgeführt, als Ludwig XVIII. ſich der Hauptſtadt Frankreichs näherte. Zu Compiegne von dem ruſſiſchen Kaiſer begrüßt und von den franzöſiſchen Marſchällen, an deren Spitze der Fürſt von Neufchatel und Wagram ſtand, ſo wie von den vornehmſten Staats-Behörden bewillkommt, verweilte der König zwei Tage an dieſem Orte, um ſeinen Einzug in Paris vorzubereiten. Dieſer erfolgte am 3. Mai, folglich an demſelben Tage, wo Napoleon in Porto-Ferrajo anlangte.

Wir verweilen nicht bei den Feierlichkeiten des Einzugs. Die Begierde, zu erfahren, wie Ludwig XVIII. ſein Verhältniß zu dem franzöſiſchen Volke und deſſen Repräſentanten aufgefaßt haben werde, blieb nicht lange unbefriedigt; denn ſchon am Tage nach ſeinem Einzuge wurde ſeine Erklärung über die ihm vom Senate vorgelegte Conſtitutions-Urkunde bekannt gemacht. Sie war von St. Ouen den 2. Mai datirt und enthielt im Weſentlichen, „daß, obgleich jene Conſtitutions-Urkunde ihrer Grundlage nach gut ſei, dennoch eine große Zahl von Artikeln derſelben das Gepräge der Übereilung trage, daß folglich das Ganze nicht ein Fundamental-Geſetz abgeben könne. Der König, welcher ſich ſchlechtweg „von Gottes Gnaden König von Frankreich und Navarra“ nannte und folglich eine ihm bewilligte Souveränetät verſchmähete, wollte, wie billig, ſeinen Antheil an der Geſetzgebung haben, die über Frankreichs künftiges Geſchick entſcheiden mußte. Indeß erkannte er ſchon vorläufig die Fortdauer der National-Repräſentation, die freie Bewilligung der Steuern, die öffentliche und die Privat-Freiheit, die Freiheit der Preſſe mit Vorbehalt der nöthigen Vorkehrungen zur Bewahrung des öffentlichen Friedens, die Freiheit der Gottesverehrung, die Unverletzlichkeit und Heiligkeit des Eigenthums, die Verantwortlichkeit der Miniſter, die Sicherung der Staatsſchuld, die Aufrechthaltung der Ehrenlegion bei verändertem

Abzeichen, die Zuläſſigkeit jedes Franzoſen zu Civil- und Militär-Stellen und die Ungeſtraftheit Aller wegen geäußerter Meinungen oder Gutachten an. „Um,“ wie er ſich ausdrückte, „keine Conſtitution anzunehmen, welche nothwendiger Weiſe verbeſſert werden müſſe,“ berief er den Senat und das geſetzgebende Corps auf den 10. des Monats Junius zuſammen, wo ihnen ein neuer Conſtitutions-Entwurf vorgelegt werden ſollte, zu deſſen Ausarbeitung die Herren d'Ambray, Montesquiou und Ferrand aufgefordert waren. So endigte ſich der Verſuch, den der Senat gemacht hatte, den künftigen Souverän Frankreichs auf eine bloße Vollziehung der Geſetze zu beſchränken.

Ludwig XVIII. ſetzte ſein Miniſterium zuſammen aus den Gliedern der proviſoriſchen Regierung, ſo daß der Fürſt von Benevent zum Miniſter und Staats-Sekretär der auswärtigen Angelegenheiten, der Abbé von Montesquiou zum Miniſter des Innern, der General Dupont zum Kriegs-Miniſter, der Baron Louis zum Finanz-Miniſter, der Baron Malouet zum Miniſter des Seeweſens und die Grafen Baugnot und Ferrand, jener zum General-Polizeidirektor, dieſer zum General-Direktor der Poſten ernannt wurden. Der Oberbefehl über das Heer wurde unter die Prinzen des königlichen Hauſes vertheilt; und wer als Marſchall oder Diviſions-General unter der vorigen Regierung die Geſchäfte eines General-Oberſten verwaltet hatte, erhielt den Titel eines General-Inſpektors und ordnete ſich mit Beibehaltung der bisher genoſſenen Vorzüge und Vortheile den königlichen Prinzen unter. Den Herrn von Ambray (ſeinen alten Vertrauten) ernannte der König zum Kanzler von Frankreich. Der übrige Verwaltungs-Organismus blieb unberührt, ſei es wegen ſeiner innern Vollkommenheit, ſei es, weil die Bourbons ſich nicht getrauten, etwas Beſſeres an ſeine Stelle zu bringen. Die Eintheilung des Gebiets in Departements — dies Werk der Umwälzung, wodurch alle Provinzial-Unterſchiede und

Benennungen vernichtet waren — verdiente ſchon um der Bequemlichkeit willen beibehalten zu werden, welche es der Vollziehung gewährte; auch wurde es beibehalten.

Alle Unterhandlungen, die politiſche Geſtalt Europa's betreffend, wurden durch die Zurückführung der alten Dynaſtie erleichtert; die Bourbons hatten keine Eroberungen zu beſchützen, kein imperatoriſches Anſehn zu vertheidigen; alles, was ſeit mehr als zwanzig Jahren geſchehen war, konnte betrachtet werden als etwas, das gegen ihren Willen geſchehen ſei. Übrigens hatten ſie, während ihres Exils, von rechtswegen nicht aufgehört, mit den übrigen Souveränen Europa's auf gleicher Linie zu ſtehen. So erſchienen ſie ſich ſelbſt, und ſo erſchienen ſie auch den verbündeten Monarchen, die aus dieſem Grunde kein Bedenken trugen, dem Vorwurf allzu weit getriebener Großmuth, der ihnen von Seiten ihrer Unterthanen gemacht werden konnte, zu trotzen. Das Beiſpiel Napoleons folgerecht verabſcheuend, die Idee einer europäiſchen Familie, die in Frieden leben will, feſthaltend, und ſelbſt den Undank eines eiteln, von ſeinem Eroberungsſchwindel nichts weniger als geheilten Volks wagend, ſtellten ſie, nach der Einnahme von Paris, keine anderen Grundſätze auf, als welche ſie vor ihrem Einrücken in Frankreich angekündigt hatten. Der Friede wurde alſo im Geiſte der Verſöhnlichkeit unterhandelt und ſchon den 30. Mai unterzeichnet. Obgleich mit jeder der verbündeten Mächte beſonders abgeſchloſſen, lautete er für alle gleich, nur mit dem Unterſchiede, daß jedem einzelnen Friedensſchluſſe nachträgliche Artikel angehängt waren.

Vermöge dieſes Friedensſchluſſes gab Frankreich die ſeit 22 Jahren gemachten Eroberungen in dem Maaße zurück, daß, einige Enklaven abgerechnet, die es zum Behuf einer beſſern Abrundung erhielt, die Zahl ſeiner alten Departements nur um ein einziges vermehrt wurde. Vor der Revolution betrug dieſe Zahl 85, durch die Revolution war

ſie auf 130 vermehrt worden. Hiervon fielen an Deutſchland 18, an Holland 8, an die Schweiz 2, an Italien 16 zurück. Der Kreis Saarbrück, eine Gebietserweiterung um die Feſtung Landau, eine Ausdehnung an der ſchweizeriſchen Grenze, wodurch die Grafſchaft Mümpelgard Frankreich verblieb, und ein Theil von Savoyen mit Chambery und Annecy: dies und das Departement Vauclüſe (Avignon und die Grafſchaft Venaiſſin) war alles, was Frankreich aus dem von Napoleon herbeigeführten politiſchen Schiffbruch rettete. Ja, das Wenige, das es behielt, mußte ſogar durch den Verluſt der Inſeln Tabago, St. Lucie und Isle de France erkauft werden: ehemalige Beſtandtheile des franzöſiſchen Kolonial-Syſtems, welche England behielt, das zugleich in dem Beſitz der Inſel Malta blieb. Für ungültig wurde erklärt: die durch den Baſeler Frieden erfolgte Abtretung des ſpaniſchen Theils von St. Domingo, ſo wie die Abtretung der Inſel Guadelupe an Schweden durch den Traktat vom 3. März 1813; wogegen Frankreich ſeinen von Portugal in Beſchlag genommenen Antheil an Guiana wieder erhielt. Ludwig XVIII. trat den Grundſätzen bei, welche in dem Quadrupel-Allianz-Traktat von Chaumont, das künftige politiſche Syſtem Europa's betreffend, ausgeſprochen waren. Dagegen entſagten die Verbündeten allen und jeden Forderungen, die ſie aus abgeſchloſſenen Kontrakten an Frankreich zu machen berechtigt waren, indem ſie zugleich die Verkäufe von National-Gütern in den ſeit 1792 an Frankreich abgetretenen, jetzt aber wieder zurückgenommenen Ländern, ſofern Franzoſen die Käufer waren, beſtätigten. Die, dem Traktate mit Preußen angehängten beſonderen Artikel hoben den Tilſiter Frieden und alle daraus hervorgegangenen Folgen auf.

Inzwiſchen war das Königreich Italien, Napoleons Lieblingsſchöpfung, an dem Charakter der Mailänder geſcheitert. Gedrängt von den Öſterreichern einer- und von

den Neapolitanern andrerſeits, hatte der Vice-König ſich zur Abſchließung eines Waffenſtillſtandes genöthigt geſehen, zu deſſen Artikeln unter andern gehörte, daß einer Deputation des Königreichs geſtattet ſein ſollte, ſich frei und ungehindert in das Hauptquartier der verbündeten Monarchen zu begeben. So ſtanden die Sachen, als die Nachricht von der Einnahme der Hauptſtadt Frankreichs und von dem Sturze der Familie Bonaparte bekannt zu werden begann. Die Italiener nun, ſtets bereit, ſich der Gewalt zu unterwerfen, ohne jemals ihre Regierung zu lieben, hatten jene Begebenheiten kaum vernommen, als ſie es nur auf eine Zerreißung der Bande anlegten, wodurch ſie bisher an Frankreich gefeſſelt geweſen waren. Der italieniſche Senat hatte ſich den 17. April in Mailand verſammelt, um über das künftige Schickſal des Königreichs zu berathſchlagen; und in Folge des Ergebniſſes dieſer Berathſchlagung war am 19. wirklich eine Deputation nach Frankreich abgeſendet worden, welche im Hauptquartier der verbündeten Monarchen auf die fernere Unabhängigkeit des Königreichs antragen und den bisherigen Vice-König Eugen als künftigen Souverän empfehlen ſollte. Kaum aber war dies bekannt geworden, als gleich am folgenden Tage der Pöbel in den Palaſt des Senats drang und die Zurückberufung der Abgeordneten forderte. Unter dieſen Umſtänden entſagte der Senat ſeinen Verrichtungen. Ehe nun das Wahl-Kollegium eine vorläufige Regierung ernennen konnte, fiel der Pöbel über den Finanz-Miniſter Prina, einen Piemonteſer, her, der in den letzten Zeiten ein Gegenſtand des allgemeinſten Haſſes geworden war; Prina wurde ermordet und ſein Leichnam durch die Straßen geſchleppt. Daſſelbe Schickſal ſtand dem Staats-Sekretär Mejean, einem Franzoſen, bevor, dem jedoch die Flucht nach Deutſchland gelang. Den Herzog von Lodi (Melzi d'Erile) rettete der General Pino durch die Verſicherung, daß er an den letzten Verhandlungen im Senat keinen Theil genommen

habe. Der Vice-König ſelbſt, der während dieſer Schrekkens-Scenen gegenwärtig war, begab ſich nach Mantua zu ſeiner Familie, und ging von hier über Inſpruck nach München zu ſeinem Schwiegervater, den König von Baiern. Das Königreich Italien wurde unmittelbar darauf im Namen der verbündeten Mächte in Beſitz genommen, um ſchon im Laufe des Juni mit den öſterreichiſchen Kaiſerſtaaten vereinigt zu werden.

Auch auf anderen Punkten der italieniſchen Halbinſel veränderte ſich die Geſtalt der Dinge. Eingeladen von den verbündeten Monarchen, kehrte der König von Sardinien, Victor Emanuel, nach Turin zurück. Genua, wo Lord Bentink mit 9000 Engländern von Sicilien aus gelandet war, bildete vorläufig wieder eine unabhängige Republik unter brittiſchem Schutz. Der Erzherzog Ferdinand gab ſein deutſches Großherzogthum (Würzburg) auf, um nach Toskana zurückzukehren, nachdem die Waffen des Königs von Neapel Napoleons älteſte Schweſter und deren Gemahl aus Florenz vertrieben hatten. Modena wurde von dem Erzherzog Franz, der durch ſeine Mutter das Erbrecht des Hauſes Eſte überkommen hatte, in Beſchlag genommen. Unterſtützt von engliſchen Guineen, langte Pius VII., nach faſt vierjähriger Gefangenſchaft, vor Rom an, wo er von Karl IV., deſſen Gemahlin und dem Friedensfürſten, die ſich von Marſeille nach dem Kirchenſtaate begeben hatten, theilnehmend empfangen wurde; und nach einem feierlichen Einzug in die alte Hauptſtadt, war eine der erſten Handlungen des ſich ſelbſt zurückgegebenen Pabſtes — die Wiederherſtellung des Jeſuiten-Ordens. Bald entſtanden Händel zwiſchen ihm und dem Könige von Neapel, welcher den Zurücktritt der Departements Muſone, Metauro und Tronto mit den wichtigen Städten Ancona und Sinigaglia in den Kirchenſtaat nicht geſtattete. Wenn König Joachim jetzt noch im Beſitz des ihm anvertrauten Thrones blieb, ſo verdankte er dieſe Wohlthat den Verträgen, welche er mit

England und mit Öſterreich geſchloſſen hatte. Vereinzelt in einer Welt, die zu den Grundſätzen der Mäßigung und Gerechtigkeit zurückgekehrt war, mißtraute er ſchon jetzt ſeinem Geſchicke, und zwar um ſo mehr, weil Ferdinand IV. von Sicilien aus dem Gerüchte widerſprach, „als ob er verzichtet habe oder jemals verzichten werde auf ſeine unbeſtreitbaren Rechte hinſichtlich des Königreichs Neapel.“ Die Königin Carolina ſah Italien nicht wieder; ſie erlebte nur den Sturz des Mannes, dem ſie einen ſo großen Theil ihrer Schickſale verdankte; denn ſie ſtarb zu Anfang des Spätjahres auf dem Schloſſe zu Hetzendorf bei Wien im 61. Jahre ihres ſtürmiſchen Lebens.

Allen dieſen Veränderungen und Bewegungen ſah Napoleon auf Elba mit derjenigen Geſinnung zu, die ihn kurz vor ſeiner Abreiſe aus Frankreich ſagen ließ: „ein armer Troßknecht am Leben ſei mehr werth, als ein todter Kaiſer.“ Durch ſeine gegenwärtige Lage zu einer Unthätigkeit verdammt, welche um ſo peinlicher für ihn war, je plötzlicher ſie eintrat, gab er ſich Anfangs zwar das Anſehn, als könne er die Rolle eines Diokles durchführen: er traf daher Anſtalten zum Aufbau neuer Wohnungen, zu einer beſſern Benutzung des Bodens ſeiner Inſel und zur Verſorgung ſeiner Hauptſtadt Porto-Ferrajo mit Quellwaſſer. Doch die Sehnſucht nach der von ihm verlaſſenen Bühne gewann ſehr bald die Oberhand. Von ſeinen Anverwandten war die Prinzeſſin Borgheſe die erſte, die ihn in ſeinem Exil beſuchte. Bald folgte ſeine Mutter. Mehr, als alles Übrige, weckte die Ankunft desjenigen Theils ſeiner alten Leibwache, der ihm von den Verbündeten bewilligt war, die Erinnerung an genoſſene Größe. Militär-Schauſpiele, ſonſt im Großen aufgeführt, wurden jetzt im Kleinen wiederholt und unterhielten das Bild des Krieges, ſowohl in ihm ſelbſt, als in ſeinen Unglücksgefährten, die, gequält von langer Weile und von Sehnſucht nach Frankreich, zu jedem Abenteuer aufgelegt waren. Neue Stacheln fügte

die Neugierde Derer hinzu, für welche Napoleon zu einer Merkwürdigkeit geworden war, die man geſehen haben mußte, wenn man ruhig ſterben wollte. Um ihn her ließen ſich ſeine Brüder nieder: Joſeph und Ludwig in der Schweiz; Hieronymus in Venedig; Lucian, von dem Pabſt zu einem Fürſten von Canino erhoben, zu Rom, wohin ſich auch ſeine älteſte Schweſter begeben hatte. So ſtand er, von ſeinem erſten Eintritt in Elba an, auf der Lauer, den günſtigen Zeitpunkt erwartend, wo er die ganze europäiſche Welt noch einmal in Bewegung ſetzen könnte.

Wie wenig Vertrauen auch die verbündeten Monarchen in ſeine Denkungsweiſe ſetzen mochten: ſo blieb ihnen für den Augenblick doch nichts weiter übrig, als die Begebenheiten kommen zu laſſen. Während alſo der öſterreichiſche Kaiſer ſich nach Wien zurückbegab, gingen Alexander und Friedrich Wilhelm III. über den Kanal, um England zu ſehen. Ein ſtarkes Gefolge von Staatsmännern und Generalen begleitete ſie. Ihre Erſcheinung auf brittiſchem Boden war ſo neu, daß faſt die ganze Bevölkerung der Inſel aus ihren Angeln gehoben wurde. Wir verweilen nicht bei den Feſten, die ihr Aufenthalt veranlaßte. Vor allen war der tapfere Feldmarſchall Blücher ein Gegenſtand der Aufmerkſamkeit; ihn beehrte die Univerſität zu Oxford mit einem Doktor-Diplom, ohne des Unterſchiedes zwiſchen Gewalt und Recht zu achten. Eine neue Quadrupel-Allianz, wodurch die verbündeten Mächte ſich verpflichteten, jede ein Heer von 75000 Mann bis zur gänzlichen Wiederherſtellung der Ruhe und Ordnung in Europa auf den Beinen zu halten, gab der Reiſe einen ernſtern Zweck. Außerdem kam man mit dem Prinz-Regenten darin überein, daß Belgien mit Holland vereinigt werden und mit dieſem Einen Staat bilden ſollte. In den letzten Tagen des Juni verließen beide Monarchen England: Alexander auf einer Fregatte, die ihn nach Helvoetſluys führte, von wo er ſeine Reiſe zu Lande nach Petersburg fortſetzte; Friedrich

Wilhelm III. auf einer Fregatte, die ihn nach Calais brachte, von wo er über Paris und Neufchatel nach Berlin zurückging. Inzwiſchen hatten auch die Heere der Verbündeten Frankreich verlaſſen.

Befreit von jedem fremden Einfluſſe, erfüllte Ludwig XVIII. ſein Verſprechen in Anſehung der Formen, in welchen er zu regieren gedachte. Das neue Fundamental-Geſetz erhielt die Benennung einer Charte. Sofern die Art und Weiſe, das Geſetz zu bilden, über die Freiheit eines Volks entſcheidet, zeigte ſich der König geneigt, die Mitwirkung der Nation in ihren Repräſentanten zu geſtatten. Ein Senat und eine geſetzgebende Verſammlung, jener unter der Benennung einer Pair-Kammer, dieſe unter der Benennung einer Abgeordneten- oder Wahl-Kammer, hatten nichts Abſchreckendes für den Urheber des neuen Königthums, der, wie es ſcheint, ſehr deutlich eingeſehen hatte, daß Unumſchränktheit nicht jedem Civiliſations-Grade entſpricht und daß die königliche Autorität hinlänglich geſichert wird durch die Vereinigung des Vorſchlags der Geſetze mit der Sanktion derſelben. Feſtgeſtellt wurde der Unterſchied zwiſchen dem wiedergeborenen Frankreich und dem frühern: durch die Gleichheit aller Franzoſen vor dem Geſetz; durch ihre Fähigkeit, ohne Unterſchied zu allen Civil- und Militär-Ämtern zu gelangen; durch die allgemeine Verpflichtung, nach Maßgabe des Vermögens zu den öffentlichen Laſten beizutragen; durch die Sicherung der individuellen Freiheit, ſofern jeder Einzelne nur in den von dem Geſetze vorgeſchriebenen Fällen verfolgt und verhaftet werden kann; durch die Religions- und Gewiſſensfreiheit, die an keine beſondere Art der Gottesverehrung bindet; durch die Preßfreiheit innerhalb der Schranken des Geſetzes; durch die Unverletzlichkeit des Eigenthums mit Aufhebung des Unterſchiedes zwiſchen Privat- und National-Eigenthum; durch die Unentſetzbarkeit der Richter u. ſ. w. Ganz unſtreitig war die neue Verfaſſungs-Urkunde die

größte aller Wohlthaten, welche Frankreich zu Theil werden konnte. Wenn ſie als ſolche nicht auf der Stelle empfunden wurde: ſo rührte dies nur daher, daß ſelbſt das Beſſere eingeübt ſein will, ehe es in dieſem Lichte erſcheinen kann; daß man einer Dynaſtie mißtraute, von welcher man ſeit 25 Jahren getrennt gelebt hatte; daß die von Napoleon entwickelten Ideen und Leidenſchaften nicht ſogleich beſchwichtigt werden konnten; und daß in demjenigen Theile der Nation, welcher früher ſein Daſein in Vorrechten aller Art gehabt hatte, jenes Mißvergnügen lebendig wurde, das aus unerfüllten Erwartungen entſpringt. Frankreich gelangte alſo durch die Charte nicht zu dem innern Frieden, der in den Wünſchen Aller lag; und indem Napoleon dies vorhergeſehen hatte, konnte er ſehr leicht auf den Gedanken gerathen, Verlorenes noch einmal gewinnen zu wollen, ſelbſt auf die Gefahr, in einen bodenloſen Abgrund zu ſtürzen.

Es bedurfte der Zeit, es bedurfte ſogar der Reibungen und Kämpfe, ehe das Verhältniß der zurückgekehrten Dynaſtie zum Volke einen achtungswerthen Charakter gewinnen konnte; der allerſchwierigſte Theil des franzöſiſchen Volks aber war das Militär. Unter Napoleon allen übrigen Klaſſen der Geſellſchaft vorgezogen und vorzugsweiſe belohnt, fühlte es ſich unter Ludwig XVIII. verlaſſen, zurückgeſetzt und ohne Beſtimmung. Jene glänzende Leibwache des Kaiſers, in ſich ſelbſt ein Heer — was konnte ſie von ſich halten unter einem kränklichen Könige, der weder eine Aufforderung hatte, noch irgend einen Beruf fühlte, ſie ins Feld zu führen? Was Anfangs nur Niedergeſchlagenheit war, verwandelte ſich nur allzu ſchnell in Mißvergnügen und Unwillen. Es fanden Auftritte Statt, welche keine andere Wahl ließen, als dieſe anſpruchsvolle Leibwache in die öſtlichen Provinzen zu verlegen. An ihre Stelle trat, nach Sitte der früheren Könige Frankreichs, eine Schweizergarde, die für die Vertheidiger der Umwäl-

zung um ſo mehr ein Gegenſtand des Ärgerniſſes war, weil ſie das Mißtrauen des königlichen Hauſes gegen eine franzöſiſche Leibwache auszudrücken ſchien. Ließ ſich gleich von den Marſchällen im Allgemeinen annehmen, daß ſie der neuen Ordnung der Dinge ergeben wären: ſo galt dieſe Vorausſetzung doch nicht von ſo vielen Generalen, Oberſten und Hauptleuten, die ſich plötzlich in einer Bahn gehemmt ſahen, welche ihres Gleichen auf Throne geführt hatte. Geſtachelt von Ehrgeiz, noch mehr aber gepeinigt von jener Unruhe, die das natürliche Ergebniß großer Anſtrengungen und eines abenteuerlichen Lebens von längerer Dauer iſt, ſehnten alle dieſe ſich nach Napoleon zurück; und da in ihrer Anſicht von den Erſcheinungen des Lebens alles Recht von der Gewalt ausging, ſo waren gerade ſie am wenigſten berührt von der Rechtmäßigkeit der alten Dynaſtie, und faſt unfähig, ſich darein zu finden, daß Ludwig XVIII. den Anfang ſeiner Regierung von dem Todestage des im Jahre 1795 verſtorbenen Dauphins datirte: ſie waren ſich bewußt, weder unter ſeiner perſönlichen Leitung, noch unter ſeinen Auſpizien gekämpft zu haben, und ihr ganzes Leben ward entweder zu einem Verbrechen, oder zu einem Traum, wenn Ludwig XVIII. ſeit etwa 20 Jahren wirklich König von Frankreich geweſen war.

In dieſer Stimmung lag nur allzu viel Aufmunterung für den Exulanten auf Elba, der nur ausgeſchieden war, um nichts abtreten zu müſſen, und der mit Ungeduld den Zeitpunkt erwartete, wo die europäiſchen Angelegenheiten verwickelt genug ſein würden, um ein Unternehmen zu begünſtigen, deſſen Gegenſtand — die Eroberung Frankreichs war.

Dieſe Begünſtigung blieb nicht aus. Außerdem, daß England in den letzten Monaten des Jahres 1814 mit der Beſtrafung der nordamerikaniſchen Freiſtaaten wegen der, dem Continental-Syſtem von ihnen geleiſteten Unterſtützung

beſchäftigt war, und daß Schweden die Hinderniſſe zu überwinden hatte, welche ſich der Beſitznahme Norwegens entgegen ſtellten — Gegenſtände, die wir in dieſem Zuſammenhange nicht erörtern können — gewährte der Wiener Kongreß die Ausſicht auf eine unheilbare Zwietracht, die einer verwegenen Unternehmung den freieſten Spielraum zu geben verſprach. Dies hing auf folgende Weiſe zuſammen.

Der zu Paris verabredete Kongreß hatte ſich im Laufe des Octobers zu Wien verſammelt. Die Hauptperſonen auf demſelben waren jene drei Souveräne, welche den Krieg gegen Napoleon perſönlich geleitet hatten: der Kaiſer von Rußland, der Kaiſer von Öſterreich und der König von Preußen. Außer ihnen erſchienen drei andere Könige; namentlich der König von Dänemark, der König von Baiern und der König von Würtemberg; ſpäterhin auch der König von Sachſen, wiewohl ſo, daß er nicht in Wien ſelbſt auftrat, ſondern ſeine Angelegenheiten von Presburg aus betrieb. Schwerlich fehlte irgend ein deutſcher Fürſt, wenn er die Ausſicht hatte, Vortheile durch ſeine perſönliche Gegenwart zu gewinnen. Dabei gab es ſicherlich niemals eine zahlreichere Verſammlung von Bevollmächtigten. In der erſten Reihe ſtanden die der acht Höfe, welche den Pariſer Friedensſchluß unterzeichnet hatten. An dieſe ſchloß ſich der päbſtliche Legat an. Die übrigen Reihen wurden durch die Bevollmächtigten der deutſchen Könige, Großherzöge, Herzöge u. ſ. w. gebildet.

Ein Chaos von Angelegenheiten war zu ordnen. Da ſich nun vorherſehen ließ, daß, wenn Jeder, wie es wohl zu geſchehen pflegt, ſeine beſondere Angelegenheit zu der erſten und wichtigſten zu machen berechtigt wäre, man entweder gar nicht endigen, oder wenigſtens ſehr viel Zeit gebrauchen würde: ſo war man gleich Anfangs darauf bedacht, die Geſchäfte zu ſondern. Zu dieſem Endzweck theilte man ſie in europäiſche und in deutſche. Mit jenen befaßte man ſich in zwei verſchiedenen Verſammlungen, von

welchen die eine nur aus den Bevollmächtigten Öſterreichs, Frankreichs, Englands, Rußlands und Preußens, die andere aus den Bevollmächtigten der acht großen Mächte, welche den Pariſer Frieden unterzeichnet hatten, beſtand. Sämmtliche Fragen, die ſich auf Deutſchland bezogen, wurden, eben ſo, Anfangs bloß von Öſterreich, Preußen, Baiern, Hannover und Würtemberg erörtert; ſpäter zog man die ſämmtlichen ſouveränen Fürſten und freien Städte Deutſchlands bei den Berathungen zu. Durch beſondere Kommiſſionen wurden mehrere Gegenſtände vorher geprüft. Es waren demnach fortdauernd zwei Räthe verſammelt: ein europäiſcher und ein deutſcher. Gegenſtände für den erſten waren: 1) Polens Wiederherſtellung, ganz oder zum Theil, als für ſich beſtehenden Staat; 2) das Schickſal des Königreichs Sachſen und verſchiedener anderer Staaten Deutſchlands; 3) Belgiens Beſtimmung und Begrenzung; 4) Italiens Schickſal; 5) Spaniens Anſprüche auf die Herzogthümer Parma und Placenza; 6) die von Portugal an Spanien begehrte Zurückgabe der Feſtung Olivenza; 7) die Organiſation der Schweiz; 8) die Abſchaffung des Negerhandels, mit großem Eifer von England betrieben; 9) Maßregeln gegen die Seeräubereien der Barbaresken. Gegenſtände für den letztern waren: 1) die Verfaſſung, welche dem ehemals deutſchen Reiche zu Theil werden ſollte, da man ſich nicht verhehlen konnte, daß die alte ſich nicht wieder herſtellen ließ; 2) die Einführung einer ſogenannten landſtändiſchen Verfaſſung in allen deutſchen Staaten ohne Ausnahme, als erſte Grundlage einer deutſchen Nationalität; wobei der Hauptgedanke war, Deutſchland durch die ihm zugedachte Verfaſſung zu einem Staatskörper umzubilden, welcher, feſtgegründet in ſich ſelbſt, durch ſeine Lage in der Mitte der ziviliſirten Welt der Schlußſtein eines politiſchen Gebäudes werde, das den ſämmtlichen europäiſchen Staaten eine dauerhafte Gewähr für ihre Sicherheit und Ruhe darbieten möge . . .

Die Lage der europäiſchen Staaten, in Anſehung des Beſitzſtandes, war um die Zeit, wo der Kongreß zuſammen trat, folgende. Portugal und Spanien waren in ihre alten Grenzen zurückgetreten. Den Gebietsumfang Frankreichs hatte der Pariſer Friedens-Traktat beſtimmt. Großbritannien machte das, was es durch dieſen Traktat auf Koſten Frankreichs gewonnen hatte, eben ſo wenig zu einem Gegenſtand der Erörterung, als das Vorgebirge der guten Hoffnung und die Inſel Helgoland. Rußland hatte das Herzogthum Warſchau vorläufig an ſich genommen und begehrte die Zurückgabe alles deſſen, was ehemals der Republik Polen angehört hatte. Öſterreich hatte ſich der illyriſchen Provinzen, des Herzogthums Venedig und der Lombardei bemächtigt, während der Großherzog von Würzburg, als Bruder des öſterreichiſchen Kaiſers, in den Beſitz des Toskaniſchen zurückgetreten war. Baiern war dem Beiſpiele Öſterreichs, Rußlands und Englands gefolgt, indem es ohne Zeitverluſt ſich des Würzburgiſchen bemächtigt hatte, um die ihm verheißene Entſchädigung zu finden. Preußen hatte ſich, nach der Schlacht bei Leipzig und dem Rückzuge der Franzoſen über den Rhein, nur derjenigen Provinzen wieder bemächtigt, die es, in dem Raume von der Elbe nach dem Rhein hin, vor und ſeit dem Frieden von Tilſit theils an den König von Weſtphalen, theils an den König von Sachſen hatte abtreten müſſen; ſeine fränkiſchen Staaten befanden ſich noch in den Händen des Königs von Baiern, welchem der Kaiſer von Öſterreich in dem 4. Artikel des Allianz-Traktats von Ried eine volle Entſchädigung für alle die Abtretungen verſprochen hatte, die er zur Sicherung einer, beiden Staaten angemeſſenen Militär-Linie machen würde. Gebührte Friedrich Wilhelm III. Entſchädigung für das, was er ſeit 1806 eingebüßt hatte, ſo gebührte ihm eben ſo ſehr eine Belohnung für ſeine Verdienſte um die Befreiung Europa's: Verdienſte, welche nicht verkannt werden konnten.

Der Maaßſtab für dieſe Entſchädigungen und Belohnungen konnte ſchwerlich ein anderer ſein, als der Territorial-Umfang und die Bevölkerung, welche dem Königreiche vor dem Kriege von 1806 eigen geweſen waren. Hiermit aber verband ſich der beſondere Umſtand, daß Alexander I., eingenommen von den konſtitutionellen Ideen ſeines Zeitalters, dem Titel eines Kaiſers aller Reuſſen den eines konſtitutionellen Königs von Polen hinzuzufügen wünſchte, und folglich nichts ſo eifrig verfolgte, als die Wiederherſtellung des polniſchen Staats in einer Geſtalt, die von ihm ausgehen ſollte. Da nun, wenn dieſe Idee verwirklicht werden ſollte, in Beziehung auf Preußen ein Erſatz für das Herzogthum Warſchau, als ehemals preußiſche Provinz, aufgefunden werden mußte: ſo war Alexanders Gedanke, das ganze Königreich Sachſen zu Preußen zu ſchlagen. In dem Gedanken ſelbſt lag nichts, das nicht aufs Vollſtändigſte hätte gerechtfertigt werden können; auch waren ſämmtliche große Mächte früher darin einverſtanden geweſen, wenn man etwa Frankreich ausnimmt, welches in dieſer Angelegenheit am wenigſten betheiligt war. Nichts deſto weniger nahm die Sache eine unerwartete Wendung. Das, wogegen das Wenigſte eingewendet wurde, war die Wiederherſtellung Polens, die man noch immer als einen Akt der Gerechtigkeit betrachtete. Dahingegen fand die Einverleibung des Königreichs Sachſen in den preußiſchen Staatskörper die entſchiedenſte Mißbilligung, ſowohl Frankreichs, als Englands und Öſterreichs. Die Beweggründe waren verſchieden, und die wahren kamen vielleicht gar nicht zur Sprache; aber die Mißbilligung war deshalb nicht minder einhällig. Alles bot Alexander auf, um zu ſeinem Zwecke zu gelangen; er ging hierin ſo weit, daß er ſeinen Bruder Conſtantin nach Warſchau ſendete, um den Polen ſowohl dieſes Herzogthums, als der übrigen Provinzen, ſeinen feſten Willen in Anſehung der Wiederherſtellung ihrer Unabhängigkeit kund zu thun. Doch wie

hätte ſo viel Entſchloſſenheit noch etwas Anderes bewirken können, als Stillſtand in den Berathungen und Vereitelung ſämmtlicher Zwecke des Kongreſſes? Es kam dahin, daß am 6. Januar 1815. Öſterreich, Frankreich und England einen förmlichen Bund ſchloſſen, der nur gegen Rußland und Preußen gerichtet ſein konnte. Schon gaben Viele die Zurückführung eines allgemeinen Friedens als ſchimäriſch auf; wer aber Vortheil von der Zwietracht zu ziehen hoffen durfte, freute ſich unverholen des entſtandenen Zwieſpalts.

Unter den letzteren ſtand der Exulant auf Elba oben an. Unſtreitig irrte er in der Vorausſetzung, daß ein Zwiſt, der ſeine Quelle in der Eitelkeit des ruſſiſchen Kaiſers hatte, unter erblichen Monarchen, denen es um die Zurückführung eines bleibenden Friedens zu thun war, ernſtliche Folgen haben werde; allein wie hätte er nicht hoffen mögen, was er zu wünſchen ſo viel Urſache hatte? In ſeiner Lage war nicht auszuhalten. Ganz abgeſehen von dem Widerſpruch, worin der Kaiſertitel zu der kleinen Inſel ſtand, die ihm von ſeinem faſt unermeßlichen Reiche allein übrig geblieben war, wie auf die Dauer die Verlegenheit ertragen, worein er dadurch gerieth, daß die nach Frankreich zurückgekehrten Bourbons den Traktat von Fontainebleau, ſofern es ſich darin um jährliche Zahlungen an ihn und die Seinigen handelte, unerfüllt ließen, um nicht als Steuerpflichtige eines Uſurpators zu erſcheinen? Seine, aus etwa 1000 Mann beſtehende Leibwache wollte genährt und gekleidet ſein; viele andere Bedürfniſſe trieben zu einer Veränderung der Lage. Nie war dieſe mit dem Vorſatze, darin auszuhalten, gewählt worden. Unter allen dieſen Umſtänden meldeten treue Anhänger, deren Namen nicht bekannt geworden ſind, dem Verzweifelnden, „daß die verbündeten Souveräne, das Abkommen von Fontainebleau bereuend, damit umgingen, ihn auf eine gewaltſame Weiſe von Elba nach St. Helena zu verſetzen, um ihn völlig unſchädlich zu machen.“ Jetzt glaubte er keinen Augenblick

mehr verlieren zu dürfen. Zu Neapel hatte er ſich mit dem nöthigen Schießbedarf, zu Genua mit Transportſchiffen verſehen. Sein Heer beſtand zwar nur aus 600 Gardiſten, aus 200 korſiſchen Jägern und eben ſo viel polniſchen Reitern; allein auch mit dieſer geringen Macht hoffte er, Europa noch einmal in Aufruhr zu ſetzen und den franzöſiſchen Kaiſerthron mehr als jemals zu befeſtigen. Der Ausgang des Februar wurde von ihm zum Beginn dieſes waghalſigen Unternehmens beſtimmt, nachdem er mit dem Könige von Neapel die Verabredung genommen hatte, daß dieſer in Italien losbrechen ſollte, ſobald er ſelbſt in Frankreich gelandet ſein würde.

Inzwiſchen löſete ſich der auf dem Wiener Kongreſſe entſtandene Zwiſt dahin auf, daß Alexander I., um die Einigkeit der Kabinete wieder herzuſtellen, nicht nur auf Gallizien Verzicht leiſtete, ſondern ſich auch erbot, den für Preußen beſtimmten Theil des Herzogthums Warſchau zu vergrößern. Die letztere Macht begnügte ſich mit der Hälfte Sachſens, und ließ ſich gefallen, die ihr auf dem linken Rheinufer zugedachten Provinzen (wodurch ſie den König von Sachſen entſchädigt zu ſehen gewünſcht hatte) ſelbſt anzunehmen. Die Einigkeit der Souveräne war auf dieſe Weiſe vollkommen wieder hergeſtellt. Schon den 12. Februar wurde Friedrich Auguſt, der bis dahin zu Friedrichsfelde bei Berlin zurückgeblieben war, aufgefordert, ſich in die Nähe von Wien zu begeben, wo man mit ihm zu unterhandeln gedachte. Die Verhandlungen des Kongreſſes kamen, nach langer Unterbrechung, wieder in Gang. Wie ſie geendigt haben würden, wenn Napoleon nicht am 1. März von neuem den franzöſiſchen Boden betreten hätte, läßt ſich ſchwerlich beſtimmen. Dies Ereigniß, vorbereitet durch alles, was ſeit der Einnahme der Hauptſtadt Frankreichs geſchehen war, mußte einen Einfluß gewinnen, der die ſämmtlichen Begebenheiten des Jahres 1815 beſtimmte.

In dem Hafen von Porto-Ferrajo ſtand eine Flottille,

welche aus der Brigg Inconſtant und etwa fünf Transportſchiffen zuſammengeſetzt war, zu Napoleons Verfügung. Am 25. Februar ahneten ſeine Soldaten noch nicht, was er vorhatte. Als ſie am folgenden Tage um 1 Uhr den Befehl zur Einſchiffung erhielten, geriethen ſie in ein freudiges Erſtaunen, das dem Überdruß entſprach, den ſie ſeit zehn Monaten auf Elba empfunden hatten. Ihre Frage war bloß: „wohin?“ Napoleons Mutter und Schweſter beantworteten dieſe Frage durch den Zuruf aus ihren Fenſtern: „Paris oder Tod!“ Um 4 Uhr Nachmittags war alles an Bord; zuſammen 1140 Mann. Die Abfahrt war begünſtigt durch den Umſtand, daß der mit Napoleons Bewachung beauftragte engliſche Oberſt Campbell ſich nach Livorno begeben und daß auch die, zur Verhinderung ſeiner Entfernung beſtimmte brittiſche Seemacht ſich zurückgezogen hatte. Um 5 Uhr begab ſich der Kaiſer, begleitet von dem Grafen Bertrand und Drouot, ſo wie von den Generalen Cambronne, Molet, Raoul, Jerzmanowsky und anderen Offizieren ſeiner Leibwache, an Bord des Inconſtant. Der Himmel war heiter, Napoleon ſtill und fröhlich, das am Ufer verſammelte Volk wünſchte Glück zur Fahrt, ein Kanonenſchuß gab das Zeichen und mit dem Ausruf: „Paris oder Tod!“ ging man unter Segel. Während der Überfahrt flößte der Eintritt einer Windſtille und ſpäter die Erſcheinung einer franzöſiſchen Brigg Beſorgniſſe ein, und dieſe wurden nicht wenig verſtärkt, als man auf ein nach Sardinien beſtimmtes Linienſchiff von 74 Kanonen ſtieß; doch alle dieſe Gefahren wurden glücklich beſtanden, und nach einer dreitägigen Fahrt ging die Flottille den 1. März in dem Meerbuſen von Juan glücklich vor Anker.

Die Landung geſchah ohne Zeitverluſt. Indem Napoleon den franzöſiſchen Boden betrat, rief er aus: „jetzt iſt der Kongreß aufgelöſet.“ Zugleich ſteckte er die dreifarbige Hutſchleife an: ein Beiſpiel, dem ſeine Soldaten mit dem Rufe folgten: „Es lebe Napoleon! es lebe Frankreich!“

Das erſte Nachtlager war unter freiem Himmel auf einer mit Ölbäumen bepflanzten Anhöhe. Der Kaiſer nannte dies eine ſchöne Vorbedeutung und wünſchte, daß ſie in Erfüllung gehen möchte. Fünf und zwanzig Mann, nach Antibes geſendet, um die Beſatzung dieſes Orts zu verführen, kehrten nicht zurück, weil ſie verhaftet und entwaffnet worden waren. Gleich nach Mitternacht ſetzte Napoleons kleine Schaar den Marſch fort, und fand zu Cannes eine um ſo beſſere Aufnahme, weil die Einwohner dieſes Orts auf die Ankunft von Seeräubern gefaßt waren. Nach kurzer Raſt brach Napoleon in der nächſten Nacht nach Graſſe auf und ging von hier über St. Vallier, das Dorf Cerenon und Bareme nach Digne, wo er am 4. März einen kurzen Halt machte. Zu Gap, wo er am nächſten Tage anlangte, ließ er zwei Proklamationen drucken, von welchen die eine an das Heer, die andere an das franzöſiſche Volk gerichtet war. In jener wurde das Ergebniß des vorjährigen Feldzugs dem Verrathe der Marſchälle Augereau und Marmont zur Laſt gelegt und das Heer aufgefordert, ſich von den Bourbons loszuſagen, die von den Ausländern nur nach Frankreich zurückgeführt wären, um den Ruhm der Armee zu verdunkeln, und die, von dieſer verlaſſen, dahin zurückkehren würden, wo ſie, ihrem Vorgeben nach, 19 Jahre regiert hätten. In dieſer hieß es: „Frankreich mit ſeinen neuen Einrichtungen und ſeinem neuen Ruhme könne nicht von einer Dynaſtie regiert werden, die ſich auf ein zertrümmertes Recht, nämlich auf das Lehnrecht, ſtütze. Sollte dies fortdauern, ſo würde, wie die äußere, ſo die innere Sicherheit der Franzoſen, für immer verloren gehen. In ſeinem Exil habe ihr Kaiſer ihre Klagen vernommen; zugleich ihre Wünſche. Sie hätten die Regierung ihrer Wahl, als die einzig rechtmäßige, zurückgefordert; ſie hätten ihm den Vorwurf gemacht, daß er den Vortheil des Vaterlandes ſeiner Bequemlichkeit aufopfere. Wohlan, er ſei da, um Rechte zurückzufordern,

welche die ihrigen wären. Was ſeit der Einnahme von Paris gethan, geſagt, geſchrieben worden: er wolle davon keine Kenntniß nehmen, und Dienſte, die eben dieſe Perſonen ihm früher geleiſtet hätten, nicht in Vergeſſenheit ſtellen. Jede noch ſo kleine Nation habe das Recht, ſich einem, von dem augenblicklich ſiegreichen Feinde eingeſetzten Fürſten zu entziehen; und wie Karl VII., König von Frankreich, die Behauptung ſeines Thrones nur der Tapferkeit ſeiner Braven habe verdanken wollen, ſo werde auch er ſich glücklich ſchätzen, alles nur dem franzöſiſchen Volke und den Tapfern im franzöſiſchen Heere zu verdanken zu haben." Die Wirkung dieſer in der Umgegend ausgeſtreuten Proklamationen war um ſo größer, je mehr man ſich von dem Außerordentlichen der Erſcheinung angeregt fühlte, die Napoleon noch einmal zu einem Zauberer machte.

Während der Kaiſer am 6ten zu Gorp übernachtete, war General Cambronne mit ſeinem kleinen Vortrab bis nach Mure vorgedrungen. Hier ſtieß er auf die Vorhut einer 6000 Mann ſtarken Diviſion, welche, auf die Nachricht von Napoleons Landung, von Grenoble aufgebrochen war, um ſich ſeinem weitern Vorrücken zu widerſetzen. Vergeblich verlangte Cambronne, ſich mit dem befehlführenden Offizier zu beſprechen: er erhielt eine abſchlägige Antwort. Inzwiſchen wich die von Grenoble aufgebrochene Diviſion auf anderthalb deutſche Meilen zurück und ſtellte ſich zwiſchen Seen und einem Dorfe in einem Defile auf. Hiervon unterrichtet, begab ſich Napoleon an Ort und Stelle. Um alles zu gewinnen, mußte er alles wagen. Er ſtellte ſich alſo an die Spitze einiger Grenadiere, welche das Gewehr unter den Arm nehmen mußten, und näherte ſich den Truppen, die ihm den Weg verlegt hatten. „Hier bin ich, euer Kaiſer," redete er ſie an; „und ſo Jemand unter euch mich tödten will, mag er es thun." Die Antwort war: „Es lebe der Kaiſer!" und in demſelben Augenblick wurde die weiße Hutſchleife gegen die dreifarbige

vertauſcht. So kam man unter Jubeltönen anderthalb deutſche Meilen von Grenoble bei Vizilles an. In Grenoble hatte ſich die Beſatzung durch zwei Linien-Regimenter verſtärkt, welche von Chambery gekommen waren, zugleich durch das vierte Huſaren-Regiment. Oberſt des ſiebenten Linien-Regiments war Heinrich von Labedoyere, ein junger Mann, der Napoleon vergötterte; ſein Regiment theilte ſeine Geſinnung. Bald kam es zwiſchen ihm und den Bürgern von Grenoble zu Erklärungen über das, was unter den gegenwärtigen Umſtänden geſchehen müſſe; und indem die Leidenſchaft für Napoleon den Ausſchlag gab, ging Labedoyere mit ſeinem Regiment zu Napoleon über. Ihm folgte das vierte Huſaren-Regiment. Um einen noch größern Abfall zu verhindern, ließ General Marchand die Thore verſchließen und nahm die Schlüſſel an ſich. Vergebliche Vorſicht. Kaum waren die polniſchen Lanzreiter bis zu dem Thor Bonne vorgedrungen, ſo ſtürzten die Zimmerleute der Regimenter das Thor nieder und Soldaten und Bürger zogen dem Kaiſer bei Fackelſchein entgegen. Die größten Schwierigkeiten waren jetzt überwunden, und Napoleon, nach ſeinem Einzug in Grenoble wieder in dem Beſitz eines zahlreichen Heeres, konnte mit Sicherheit darauf rechnen, daß er, nach kurzer Zeit, auch wieder über Frankreich gebieten werde.

Die Nachricht von Napoleons Landung bei Cannes erreichte den Palaſt der Tuilerien erſt den 5. März. Als ſie ſich am folgenden Tage in der Hauptſtadt verbreitete, wollten Viele ihr nicht Glauben ſchenken; ſie ſahen darin nur ein Abenteuer, das verſpottet zu werden verdiente. So wie hinzugefügte Einzelheiten die Glaubwürdigkeit vermehrten, ging man vom Erſtaunen zu einer Art von Freude über, als ob jetzt das Mittel gefunden ſei, dem vermeſſenen Abenteurer für immer das Handwerk zu legen. Ludwig XVIII. erhielt unter dieſen Umſtänden manchen Beweis von Treue und Anhänglichkeit, wenn gleich nicht

von ſeinem Heere, außer ſofern die Marſchälle ſich beeilten, jeden Verdacht einer Theilnahme an der ſcheinbaren Verſchwörung von ſich abzuwälzen. Feſt entſchloſſen, in ſeiner bedenklichen Lage keine andere Autorität zu üben, als welche die Conſtitution ihm gab, rief der König die beiden, damals gerade vertagten Kammern, herbei, um die zu ergreifenden Maßregeln mit ihnen zu verabreden. In der Pairs-Kammer erſchien der Kanzler; in der Wahl-Kammer der Miniſter des Innern. Beide geſtanden, daß von dem Miniſterium könnten Fehler begangen ſein; ſie fügten jedoch hinzu, daß unter ſo gebietenden Umſtänden, wie die gegenwärtigen, davon nicht die Rede ſein dürfe. Beide Kammern empfanden dies als wahr; und wie groß auch die Meinungsverſchiedenheit ihrer Mitglieder ſein mochte, ſo genehmigten ſie doch ein Geſetz, wodurch Napoleon für einen Verräther und Rebellen erklärt wurde, weil er mit bewaffneter Hand in das Var-Departement eingedrungen war. Zugleich erhielten ſämmtliche Gouverneure und Befehlshaber die Berechtigung, Jagd auf ihn zu machen, ihn aufzugreifen und vor ein Kriegsgericht zu ſtellen; ihn, wie ſeine Anhänger.*)

Dies geſchah um eben die Zeit, wo Napoleon, emporgetragen von der Gunſt eines rebelliſchen Militärs, ſich zu Grenoble befand und auf die Fortſetzung ſeines Zuges bedacht war. Von Seiten der Bourbons kam es auf einen Verſuch an, den Frechen an dem Übergang über den Rhone-Fluß zu verhindern. Zu dieſem Endzweck begaben ſich der Graf von Artois und der Herzog von Orleans nach Lyon, wohin der Marſchall Macdonald ſie begleitete. Die Beſatzung dieſer Stadt beſtand aus zwei Infanterie-Regimentern und aus dem 13. Dragoner-Regiment; ſie war alſo ſtark genug, um Napoleon in ſeinem Laufe zu hemmen.

*) Der Ausdruck war: courrir sus, und dadurch war Napoleon in die Klaſſe der gemeinſten Verbrecher geſtellt.

Doch weder das Militär, noch die Bürgerſchaft bezeigte die mindeſte Luſt, ſich den Bourbons aufzuopfern: jenes nicht, weil es noch immer an dem Kaiſer hing; dieſe nicht, weil er ihre zerſtörten Werkſtätten wieder errichtet und ihren Handel begünſtigt hatte. Kaum hatte der Graf von Artois angefangen, die Soldaten zu einem tapfern Widerſtand zu ermahnen, als einer von ihnen erwiederte: „der Prinz befinde ſich im Irrthum; kein Soldat bekämpfe ſeinen Vater; man könne nur rufen: es lebe der Kaiſer!“ In dieſen Ruf ſtimmten die Übrigen ein. Den Prinzen blieb keine andere Wahl, als unverrichteter Sache nach Paris zurück zu kehren. Marſchall Macdonald, der noch zurückblieb, ſprach von Ehre, von Treue; allein man antwortete ihm: der König ſei dem Heere fremd; wer ihm geſchworen, müſſe ihm unſtreitig treu bleiben; in dieſem Falle befinde ſich jedoch nicht der Soldat, der durch Verrätherei von ſeinem Feldherrn getrennt, ſich glücklich ſchätze, aufs Neue mit ihm vereinigt zu werden.“ So blieb denn auch dem Marſchall nichts weiter übrig, als Lyon zu verlaſſen und den Prinzen zu folgen. Denſelben Entſchluß faßten der Gouverneur von Lyon, Graf Damas, und der Präfekt, Herr von Chabrol. Die ganze Beſatzung dieſer Stadt ging zu Napoleon über, welcher am Abend des 11. Märzes unter dem lauteſten Jubel ſeinen Einzug in die zweite Hauptſtadt Frankreichs hielt.

Inzwiſchen hatte im Norden Frankreichs der General Lefebvre-Desnouettes einen Verſuch gemacht, Napoleons Unternehmen durch eine Diverſion gegen Paris zu unterſtützen. Sein Plan war, ſich des Zeughauſes von la Fere zu bemächtigen und dann über Noyon nach der Hauptſtadt vorzudringen. Dies Unternehmen ſcheiterte jedoch an dem Widerſtande des General-Majors Lions; und hierdurch zur Beſinnung gebracht, trennten ſich mehrere Ober-Offiziere von Lefebvre-Desnouettes, der ſich für den Augenblick genöthigt ſah, ſein Vorhaben fahren zu laſſen.

Emporgetragen von der Gunſt der Lyoneſer, verfehlte Napoleon nicht, ſich der Geſammtheit der Franzoſen als Kaiſer und Geſetzgeber zu offenbaren. Dies geſchah durch eine Reihe von Dekreten, welche, ſämmtlich vom 13. März datirt, keinen andern Zweck hatten, als die Regierung der Bourbons aufzulöſen und ſie ſelbſt aus dem Lande zu vertreiben. Aus allen ſprach dieſelbe Keckheit. Er ſtellte die Unentſetzbarkeit der Richter wieder her; er entfernte aus der Land- und Seemacht alle ſeit dem 1. April 1814 angeſtellten Generale und Offiziere; er brachte die dreifarbige Hutſchleife an die Stelle der weißen; er verbannte die Schweizergarde aus Frankreich; er legte Beſchlag auf alle Güter und Einkünfte der Bourbons, ſo wie auf alle Güter der Ausgewanderten, welche bis dahin der Ehrenlegion, den Wohlthätigkeitsanſtalten, den Gemeinen und der Tilgungs-Kaſſe angehört hatten; er verbannte aus dem Reiche alle ſeit dem 1. Januar 1814 dahin zurückgekehrten Ausgewanderten; er nahm alle, ſeit ſeiner Entfernung geſchehenen Beförderungen in der Ehrenlegion zurück; er hob die beiden Kammern als ſolche auf, deren meiſte Mitglieder die Rückkehr der Feudal-Rechte wünſchten oder betrieben; er ſtellte endlich den franzöſiſchen Adel in die Grenzen einer bloßen Titulatur zurück, mit gänzlicher Aufhebung des Unterſchiedes zwiſchen altem und neuem Adel. In allen dieſen Beziehungen als Diktator handelnd, legte er es nur darauf an, die Gunſt der großen Mehrheit der Franzoſen zu gewinnen.

Sein Endzweck wurde aufs Vollſtändigſte erreicht. Die Städte Macon, Chalons, Dijon, Tournus, beinahe ganz Burgund, erklärten ſich für ihn; und in Paris nahmen die Dinge eine ernſthaftere Wendung dadurch, daß das Militär in ſeinem Schweigen beharrte, und ungeduldig den Zeitpunkt erwartete, wo es dem Kaiſer würde entgegen ziehen können. Ludwig XVIII. verhehlte ſich nicht, daß er auf einem Vulkan ſtand. Voll Mißtrauen gegen

den Herzog von Dalmatien (Marſchall Soult), der in dieſer Zeit Kriegs-Miniſter war, wählte er an deſſen Stelle den Herzog von Feltre (General Clarke); doch konnte dadurch in der öffentlichen Stimmung nichts verbeſſert werden, weil in großen Kriſen die Menſchen lieber die Begebenheiten kommen ſehen, als zu ihrer Abwendung Hand ans Werk legen. Feſt entſchloſſen, nichts zu übereilen, zögerte der König noch; doch die Umſtände wurden jeden Augenblick dringender und die Gefahr wuchs durch einen beſondern Umſtand.

Nach Napoleons Landung bei Cannes von ſeinen Gütern in der Nähe von Orleans nach Paris berufen, war Marſchall Ney, Fürſt von Moskau, am 9. März vor Ludwig XVIII. erſchienen und hatte von dem Monarchen den Oberbefehl über ein Heer erhalten, das ſich zu Lons-le-Soulnier verſammeln ſollte; und dem in ihn geſetzten Vertrauen entſprechend, war dieſer Marſchall zur Erfüllung ſeiner Beſtimmung abgereiſet, nicht ohne ſich anheiſchig gemacht zu haben, daß er ſein Äußerſtes für die Sache der Bourbons thun und Napoleon entweder todt oder lebendig in ihre Hände liefern wolle. Dieſe ſoldatiſche Prahlerei war einem aus den unterſten Volksklaſſen hervorgegangenen General nur allzu natürlich; doch ſollte ſie endigen, wie alles in einer Kriſis, die Niemand zu bewältigen vermag. Als Ney am 12. zu Lons-le-Soulnier anlangt, findet er die Stimmung der Soldaten anders, als er es erwartet hat. Ein Theil der Offiziere iſt ernſt und kalt; und deutlich iſt in ihren Mienen die Feſtigkeit ihres Entſchluſſes, nicht gegen Napoleon zu fechten, ausgedrückt. Ein anderer Theil ſchwankt zwiſchen Neigung und Pflicht. Nur Wenige ſind zur Treue entſchloſſen. Ney ſpricht mit ihnen über die Lage der Dinge, und ſtellt ihnen vor, wie viel Unglück daraus entſtehen werde, wenn Napoleon in ſeinem Unternehmen nicht ſcheitere. „Außerdem," ſagt er, „iſt die erſte Pflicht des Soldaten, gehorſam zu ſein." „Ja,"

erwiedert man ihm; „doch Wem? Doch dem anerkannten General, dem rechtmäßigen Fürſten, Dem, der ſeine Würde der freien Zuſtimmung des Volks verdankt. Gehorchen wir alſo dem Kaiſer Napoleon, der im Namen der Freiheit und des Sieges beſiehlt" . . . Ney zieht ſich beſtürzt zurück, und fühlt jetzt zum erſten Male, daß er, ein Zögling der Revolution, aus ſeiner Rolle gefallen iſt.

In dieſer Stimmung finden ihn Napoleons heimliche Boten, welche ihm Briefe von dem General Bertrand überbringen. Er lieſet, und findet zu ſeinem Erſtaunen, daß Napoleon im Einverſtändniß mit Öſterreich handelt, daß England ſein Unternehmen begünſtigt, daß der König von Neapel im Begriff ſteht, ihm die Hand zu reichen, daß Rußland und Preußen unter dieſen Unſtänden nichts vermögen. Zugleich macht der Briefſteller ihn aufmerkſam auf die Richtigkeit der Stellung, worin ſein Heer ſich befindet, ſo wie auf den unfehlbaren Erfolg des großen Unternehmens, deſſen Zweck die Wiederherſtellung des franzöſiſchen Ruhmes iſt. Was ſoll der Marſchall thun? Sein Herz ſchwillt von Erinnerungen, die ihn an Napoleon feſſeln; und ſein Abfall von den Bourbons wird nicht wenig dadurch erleichtert, daß General Bertrand ihm eine Proklamation an ſeine Soldaten zuſendet, die er nur zu unterzeichnen braucht. Sein Gewiſſen zu retten, ſchreibt er an Napoleon zurück: „daß er zwar nicht gekommen ſei, ſich an ihn anzuſchließen, daß er ſich ihm aber ergebe, wofern Napoleon ſchwören wolle, das von ihm über Frankreich gebrachte Unglück wieder gut zu machen und die Waffen nur zur Vertheidigung der Grenzen Frankreichs zu führen, und allen Eroberungen zu entſagen." In dieſer Geſinnung macht er die ihm zugeſendete Proklamation bekannt, und während er für ſeine Perſon noch zurück bleibt, eilt ſein Heer, ſich an den Kaiſer anzuſchließen.

Durch dieſen Abfall war die Lage der Bourbons nicht wenig verſchlimmert. Ehe man zu Paris davon unterrichtet

war, wünſchte Ludwig XVIII. ein Vorurtheil zu widerlegen, nach welchem Viele glaubten, die Prinzen ſeines Hauſes ſeien Feinde der von ihm ausgegangenen Verfaſſungsurkunde, und warteten nur auf ſeinen Hintritt, um die alte Ordnung der Dinge zurückzuführen. In einer von ihm veranſtalteten Vereinigung der beiden Kammern, gab er die Verſicherung, daß er alle ſeine Anſprüche von Ruhm auf dies Geſetz gründe, und fügte hinzu: „er ſchwöre, daß er entſchloſſen ſei, es aufrecht zu halten.“ Der Saal ertönte von freudigen Zurufungen, welche nicht eher aufhörten, als bis der Graf von Artois ſich dem Könige näherte und um die Erlaubniß bat, ſeine Stimme vernehmen laſſen zu dürfen. Als er dieſe erhalten hatte, brach er in die Worte aus: „Wir, die ſämmtlichen Prinzen des königlichen Hauſes, ſchwören bei der Ehre, zu leben und zu ſterben in der Treue für den König und für die Verfaſſungsurkunde, welche das Glück der Franzoſen ſichert“ . . . Der König ſchloß den Grafen von Artois in ſeine Arme und beendigte hierdurch einen Auftritt, der unſtreitig auf die Beruhigung Frankreichs hinſichtlich einer beabſichtigten Gegenumwälzung berechnet war, aber unter dem Drange der Umſtände alle Kraft verlor.

Welche Erwartungen Ludwig XVIII. auch bisher genährt haben mochte: ſeine letzte Hoffnung zerrann, als er den Abfall des Marſchalls Ney erfuhr. Schon beſtand Napoleons Heer aus vier Diviſionen, welche nach Paris geführt zu werden verlangten; und von der Oſtgrenze her hatte ſich die alte Leibwache in Bewegung geſetzt, um ſich dem Kaiſer anzuſchließen. Eine Abtheilung königlicher Truppen, welche ausgeſendet war, die Brücke von Monterau entweder abzubrechen oder in die Luft zu ſprengen, kam auf den bloßen Anblick des ſechſten Huſarenregiments, das ſich zu Napoleon geſchlagen hatte, eiligſt zurück. In der Kammer der Abgeordneten wurden zwar noch am 18. März Vorſchläge gethan, welche auf die Rettung der Bour-

bons abzweckten; allein mit jedem Augenblick leuchtete deutlicher ein, daß Rettung nur in der Flucht zu finden ſei. In der Nacht vom 18. zum 19. verſtändigte man ſich in einer geheimen Berathſchlagung, der die Prinzen, die Miniſter und die Generale beiwohnten, darüber, daß jeder Verſuch, die Hauptſtadt gegen einen, von Napoleon geleiteten Angriff zu vertheidigen, vergeblich ſein werde. Demgemäß ſchloß ein königlicher Befehl die Sitzungen der beiden Kammern; ihn begleitete die Anzeige, „daß der Ort, wo beide ſich wieder verſammeln ſollten, werde bezeichnet werden.“ In einem ſeltſamen Wechſel von Furcht und Hoffnung, Schmerz und Freude verſtrich der 19. für die Bewohner der Hauptſtadt. Napoleon näherte ſich an dieſem Tage Fontainebleau, und rechnete darauf, am Abend des nächſtfolgenden Tages in Paris einzutreffen. Unter dieſen Umſtänden verließ der König, begleitet von ſeinem Bruder und deſſen jüngerm Sohne, dem Herzoge von Berri, ſo wie von dem Herzoge von Orleans, die Hauptſtadt in der Nacht vom 19. auf den 20., faſt zu eben der Zeit, wo Napoleon in Fontainebleau eintraf. Ludwig XVIII. begab ſich nach Lille, wo er zu verweilen gedachte. Napoleon, ſchon des Morgens um 7 Uhr von der Abreiſe des Königs unterrichtet, empfing am Vormittag des 20. die zahlreichen Anhänger, die ihm entgegen eilten, zu Fontainebleau. In den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen der Hauptſtadt wogte es auf und ab, und während Einige riefen: Es lebe der König, rief die Mehrzahl: Es lebe der Kaiſer! Um 2 Uhr Nachmittags wurde auf den Befehl des Generals Exelman die dreifarbige Fahne auf dem Schloſſe der Tuilerien entfaltet; und auf dies Zeichen veränderten die 14 Legionen der Nationalgarde ſogleich die Hutſchleife, und gaben dadurch der ganzen Bevölkerung von Paris das Beiſpiel für eine gleiche Umwandlung. Mit Ungeduld erwartete man von jetzt an die Ankunft Napoleons. Damit es ſeinem Einzuge nicht an Glanz fehlen möchte, hatte

General Lemarrois, ſein ehemaliger Adjutant, ihm einen mit Sechſen beſpannten Staatswagen entgegen geſendet. Doch Napoleon verſchmähete jede Auszeichnung, indem er es für vortheilhafter hielt, in einer unſcheinbaren Kaleſche durch Paris zu fahren. Das Getümmel wuchs, je mehr der Tag ſich neigte. Jenes Heer, das der Herzog von Berri hatte befehligen ſollen, ging ihm bis an das Thor entgegen, durch welches er kommen mußte; und unendlich war der Jubel, als er zwiſchen 8 und 9 Uhr Abends wirklich anlangte. Den größten Lärm verurſachte die Unzahl der auf halben Sold zurückgeſetzten Offiziere. Sie nannten ihn Vater Veilchen — eine Benennung, die ſich in den Kaſernen gebildet hatte — überſchütteten ihn mit Liebkoſungen, drängten ſich, als er die Tuilerien erreicht hatte, mit ſo viel Ungeſtüm zu ihm, daß er Mühe hatte, die Treppe hinauf zu kommen, und freilagerten in der nächſten Nacht auf dem Karuſel-Platze, um ihm einen erſten Beweis ihrer Liebe und Treue zu geben.

So verhielt es ſich mit Napoleons Rückkehr, zu welcher der erſte Grund in dem Traktat von Fontainebleau gelegt war. Das Sprichwort, nach welchem „ein armer Troßbube am Leben den Vorzug vor einem todten Kaiſer hat,“ war jetzt bewahrheitet. Dennoch war nicht alles, wie es wohl hätte ſein ſollen. Der bloße Umſtand, daß Frankreich in ſeine alte Grenzen zurückgedrängt war, machte eine Politik nothwendig, die nicht zum Weſen eines Mannes paßte, deſſen vornehmſte Tugendlichkeit im Schlagen beſtand. Wie zu den Geſinnungen eines erblichen Fürſten gelangen, der ſich mit dem begnügt, was ihm vererbt worden iſt? Wie Napoleon auch über ſich ſelbſt urtheilen mochte: aus dem, was einmal ſein Weſen ausmachte, konnte er nicht hervortreten; ſofern dies aber die allgemeine Überzeugung Europa's war, half es ihm zu nichts, daß er den Vorſatz gefaßt hatte, die Rolle zu vergeſſen, welcher er ſeine Berühmtheit verdankte; er flößte kein Ver-

traten ein, und indem er die gegen ſeine Perſon gerichteten Angriffe abzuwehren hatte, lief er die größte Gefahr, im Kampfe von den Franzoſen verlaſſen zu werden . . .

Der Wiener Kongreß, der ſich nur in Folge des pariſchen Traktats vom 30. Mai hatte verſammeln können, ſah ſich durch Napoleons gewaltſame Rückkehr nach Frankreich, wie in ſeiner Berechtigung, ſo in ſeiner Wirkſamkeit, geſtört. Darum war die erſte Nachricht von dieſer Rückkehr eben ſo betäubend, als lähmend. Dies dauerte jedoch nicht lange. Da man ſich über den wichtigſten Punkt — (über das künftige Schickſal Sachſens und Polens) — bereits geeinigt hatte, ſo konnte man ſich über die Frage, was unter den gegenwärtigen Umſtänden zu thun ſei, um ſo leichter verſtändigen. Dieſe Frage wurde, wie billig, in dem Rath für die europäiſchen Angelegenheiten entſchieden; und ſchon am 13. März, d. h. zu einer Zeit, wo Napoleon in Lyon angelangt war, traten jene Mächte, welche den pariſer Traktat unterzeichnet hatten, mit einer Erklärung hervor, welche über ihren feſten Entſchluß, Napoleon nicht länger in Europa zu dulden, keinen Zweifel beſtehen ließ. Sie ſagten nämlich: „Durch ſeinen Einfall mit bewaffneter Hand in Frankreich habe er den einzigen rechtmäßigen Titel zerſtört, an welchen ſein bürgerliches Daſein geknüpft geweſen wäre; ſelbſt habe er ſich jedes Schutzes der Geſetze beraubt, und vor der ganzen Welt bekundet, daß in Beziehung auf ihn weder an Frieden, noch an Waffenſtillſtand zu denken ſei. Wiewohl ſich nun vorausſetzen laſſe, daß Frankreich, wenn es ſich ſeinem rechtmäßigen Souverän anſchließe, dieſen letzten Verſuch eines verbrecheriſchen und ohnmächtigen Wahnſinns zu Schanden machen werde: ſo wären doch alle Souveräne Europa's, auf den Fall, daß irgend eine Gefahr aus dieſem Verſuche hervorgehen ſollte, bereit, dem Könige von Frankreich, oder der franzöſiſchen Nation, wenn es gefordert werde, die nöthige Hülfe zu leiſten, um die öffentliche Ruhe wieder herzuſtellen. Dem

zufolge erklärten ſie, daß Napoleon Bonaparte ſich außerhalb aller bürgerlichen und geſellſchaftlichen Beziehungen befände und als Feind und Störer der öffentlichen Ruhe ſich der öffentlichen Rache Preis gegeben habe." . . . Dieſe Achtserklärung, welche dem franzöſiſchen Reiche die Ausſicht auf einen Krieg mit dem geſammten Europa eröffnete, geleitete Napoleon in den Palaſt der Tuilerien. Ludwig XVIII. erhielt ſie als Troſt nach ſeiner Ankunft in Lille, wo er keine bleibende Stätte fand, indem ein aufgeregtes Militär ihn nach Gent zu gehen nöthigte. Die Heere der Verbündeten befanden ſich in der Nähe. Die Entſcheidung konnte alſo nicht lange ausbleiben.

Zurückgelangt auf den franzöſiſchen Thron, ließ Napoleon es eine ſeiner erſten Sorgen ſein, die verbündeten Souveräne mit dieſer Begebenheit bekannt zu machen, welche er durch das geſellſchaftliche Bedürfniß Frankreichs zu rechtfertigen verſuchte. Seine Notifikatorien wurden jedoch zurückgewieſen, und indem Europa jedem Verkehr mit Frankreich entſagte, erneuerten jene vier verbündeten Mächte, welche die Quadrupel-Allianz von Chaumont geſchloſſen hatten, dieſen Traktat durch einen wiederholten Vertrag, worin ſie ſich verbindlich machten, ihre ganze Kraft zur Aufrechthaltung des pariſer Friedens vom 30. Mai aufzubieten, und jede eine Macht von nicht weniger als 180,000 Mann ins Feld zu ſtellen. Dieſer Vertrag wurde den 25. März geſchloſſen. Durch eine Zuſatz-Convention vom 30. April machte Großbritannien ſich anheiſchig, den drei übrigen Mächten jährlich fünf Millionen Pfund Sterling Hülfsgelder zu zahlen. Den leitenden Mächten ſchloſſen ſich die übrigen an: namentlich Portugal, Sardinien, Niederland, die Fürſten Deutſchlands, Dänemark und die Schweiz. Nur zwei blieben zurück: Schweden und Spanien, jenes, weil es mit der Eroberung Norwegens beſchäftigt war, dieſes, weil es als Hauptmacht betrachtet ſein wollte.

Eine ſo ſtarke Oppoſition, gerichtet gegen einen Einzigen, konnte nicht verfehlen, die Meinung der Franzoſen zu erſchüttern und den Begebenheiten, die Napoleon auf den franzöſiſchen Thron zurückgeführt hatten, einen großen Theil ihrer Kraft zu rauben. Er ſelbſt empfand nur allzu ſehr, daß es widerſinnig iſt, zum zweiten Male von vorn anfangen zu wollen. Die Friſchheit ſeiner Entſchlüſſe wurde nicht wenig vermindert durch die Entdeckung, daß Frankreich der früher von ihm ausgeübten Diktatur überdrüſſig geworden war, und ſich nach einem Zuſtand ſehnte, der weſentlich friedlich wäre. Nun hielt er ſich zwar für fähig, die Rolle eines konſtitutionellen Monarchen zu ſpielen; allein ein furchtbarer Krieg war vor der Thüre und die ganze Lage der Dinge ſo angethan, daß er daran verzweifeln mußte, ſeinen Verheißungen in jener Beziehung vollen Glauben zu verſchaffen. Von Lyon aus hatte er ein Maifeld verſprochen, auf welchem ſein Verhältniß zum franzöſiſchen Volke zu einem geſetzlichen erhoben werden ſollte. Wollte er über dieſen Punkt Wort halten, ſo konnte er ſich nicht ſogleich mit den ihm zu Gebote ſtehenden Truppen in den Krieg ſtürzen. Wiederum bedurfte er der vollen Diktatur, um irgend eine Ausſicht auf glücklichen Erfolg zu retten. Der doppelten Aufgabe gleichzeitig zu genügen, ließ er, während ſein Hauptbeſtreben dahin ging, die möglich größte Truppen-Maſſe zuſammen zu bringen, eine Urkunde aufſetzen, welche den Titel führte: Zuſatz-Urkunde zu den Conſtitutionen des Reichs. Einen beſondern Abſchnitt derſelben bildete die ewige Verbannung der Bourbons, welche das ſouveräne Volk dem Kaiſer zur Pflicht machte. Durch das Daſein von zwei Kammern, von welchen die eine Pairs-Kammer heißen und erblich ſein, die andere die Benennung einer Repräſentanten-Kammer führen und von der Nation gewählt werden ſollte; durch die Vertheilung der geſetzgebenden Gewalt zwiſchen dem Kaiſer und den beiden Kammern; durch die

Verantwortlichkeit der Miniſter; durch die Unabhängigkeit der Richterſtühle; durch die Zurückführung der Geſchworenen; durch die Bewilligung der Preßfreiheit; durch die Abſchaffung der beſonderen Militär-Gerichte; durch die Freiſtellung der Gottesverehrungen; durch die Unterdrückung aller Feudal-Rechte: — durch dies alles ſchien dem früher ausgeübten Depotismus vorgebaut zu ſein. Gleichwohl konnte er in einer neuen Geſtalt nur allzu leicht zurückkehren; denn nichts enthielt die Zuſatz-Urkunde über das Recht des Krieges und des Friedens in Beziehung auf das Oberhaupt des Staats; und wenn man einmal annehmen mußte, daß die Behandlung der auswärtigen Angelegenheiten in ſeine Willkühr geſtellt ſei, ſo war ihm ja nichts leichter, als alle die Verlegenheiten zurück zu führen, die den Franzoſen keine andere Wahl ließen, als ihre Verfaſſung der Willkühr ihres Kaiſers aufzuopfern. Die Zuſatz-Urkunde war demnach nichts mehr und nichts weniger, als eine bloße Täuſchung, wodurch die Bereitwilligkeit zu neuen großen Opfern bewirkt werden ſollte. Auch wurde dies nur allzu allgemein empfunden; und indem die Verlegenheit des konſtitutionellen Kaiſers dem ſchlauen Geiſte der Franzoſen nicht entging, benutzten Mehrere dieſe Verlegenheit zu ſo kecken Äußerungen, daß Napoleon nur allzu ſtark an die Zeiten der Freiheit und Gleichheit in der erſten Periode der Convent-Regierung zurückerinnert wurde ...

Während die Zuſatz-Urkunde als neues Staatsgeſetz der Abſtimmung ſämmtlicher Departements anheim gegeben war, erfolgte eine Zwiſchenhandlung, deren ungewöhnlich raſcher Ausgang von höchſt unglücklicher Vorbedeutung für Napoleons Unternehmen war.

Joachim Murat, König von Neapel, empfand nach Napoleons erſtem Ausſcheiden nur allzu tief, daß er nicht zu einer Ordnung der Dinge paßte, in welcher Alles auf das Princip der Rechtmäßigkeit zurückgeführt werden ſollte. Anerkannt von Öſterreich (ſofern dieſe Macht,

um ihre Zwecke in Italien zu erreichen, Verträge mit ihm geſchloſſen hatte), nicht anerkannt von Frankreich nach der Rückkehr der alten Dynaſtie, entfernt gehalten von dem Wiener Kongreß, zu welchem er in keiner Beziehung gepaßt haben würde, gelangte er ſehr ſchnell zu der Überzeugung, daß nur in einer neuen Umwälzung Rettung für ihn zu finden ſei. Gegen die Zeit nun, wo Napoleon von Elba nach Frankreich zurückging, verlegte Joachim Murat ſein ganzes Heer in die päbſtlichen Marken; und kaum war jener zu Cannes gelandet, ſo verlangte der König von Neapel von dem öſterreichiſchen Hofe die Erlaubniß zum Durchmarſch durch Oberitalien, damit er Frankreich bekämpfen könnte. Dieſe Liſt war allzu plump, um für etwas mehr zu gelten, als was ſie wirklich war. Indem nun Öſterreich, ſtatt den verlangten Durchmarſch zu bewilligen, nur Anſtalten zur Vermehrung ſeiner Heeresmacht in Italien traf, erhob Joachim Murat ohne Zeitverluſt den Schild, erklärte ſich auf das Unzweideutigſte für Napoleon, vertrieb Pius VII. noch einmal aus Rom nach Florenz, und forderte in ſeinen Proklamationen die ſämmtlichen Bewohner Italiens auf, die Waffen für die Unabhängigkeit ihrer Halbinſel zu ergreifen und den uralten Boden der Weltherrſchaft von fremden Gebietern zu reinigen. In welchem Lichte er ſich ſelbſt betrachtete, bleibt dahin geſtellt. Außer einigen Studenten von Bologna ſchloß Niemand ſich an ihn an. Den 6. April rückte er in Florenz ein. Überraſcht von 50000 Neapolitanern, welche meiſtens von franzöſiſchen Offizieren geleitet wurden, ſahen die Öſterreicher ſich zum Rückzug von Ceſena nach dem Po genöthigt. Hier ſammelten die Generale Neipperg und Bianchi ihre Streitkräfte. Mit nicht geringem Verluſte wurden die Neapolitaner von dem Brückenkopfe zu Occhio Bello zurückgetrieben; und indem die beiden öſterreichiſchen Generale von jetzt an ihre Bewegungen kombinirten, verwandelte ſich Murats raſcher Angriff in einen Rückzug. Entſcheidung

erfolgte am 2. Mai bei Tolentino. Murat focht mit dem Muth eines Verzweifelnden, und brachte ſein Leben in keine geringe Gefahr. Doch der Tod wollte ihn nicht.*) Nach einer zweiten Niederlage am 3. Mai bei Macerata, eilte er den Flüchtlingen nach Neapel voraus, wo er den 18. anlangte und beim Eintritt in das von ſeiner Gemahlin bewohnte Zimmer in die Worte ausbrach: „Frau, ich habe nicht ſterben können!“

Da er ſeinen Thron nicht länger behaupten konnte, ſo ſchiffte er ſich zu Meliscola nach der Inſel Iſchia ein. Seine eigentliche Abſicht war, ſich in Gaetta einzuſchließen; da aber dieſe Stadt von engliſchen Kriegsſchiffen bewacht wurde, ſo begab er ſich auf einem Kauffahrer nach der Provence, wo er den 28. Mai daſſelbe Ufer betrat, das Napoleon vor ihm betreten hatte. Inzwiſchen wurde am 20. zwiſchen dem öſterreichiſchen Feldherrn Bianchi und dem neapolitaniſchen General Coletta zu Caſa Lanzi ein Vertrag geſchloſſen, in deſſen Folge die Hauptſtadt mit allen Feſtungen in die Hände des Siegers gerieth. Die Königin Karoline, Napoleons Schweſter, wurde auf britiſchen Schiffen nach Trieſt verſetzt, um fortan unter dem Schutze des Kaiſers von Öſterreich zu leben; Murat ſelbſt aber wurde in Frankreich mit ſo viel Kaltſinn empfangen, daß er, ohne Napoleon noch einmal geſehen zu haben, ſich mit ſeinen Unglücksgefährten nach Korſika begab. Hier ſah er den bejahrten König Ferdinand IV. zu Anfang des Juni ſein Königreich aus den Händen der Sieger in Empfang nehmen; hier ſah er, nicht lange darauf, ſeinen Schwager Napoleon in dem Unternehmen ſcheitern, das ihn noch einmal emporbringen ſollte. Nicht belehrt durch die Erfahrung, die er an ſich ſelbſt und an ſeinem Schwager gemacht hatte, und anhaltend gequält von der Er-

*) Worte, deren ſich Napoleon nach der Schlacht bei Arcis ſur Aube bediente.

innerung, daß er in dem Beſitz eines Thrones geweſen war, verſuchte er im Spätjahre 1815, den König Ferdinand zu entthronen; doch mit ſo ſchlechtem Erfolg, daß er, nach ſeiner Landung bei Pizzo in Kalabrien, mit ſeinen Gefährten von dem Landvolke gefangen genommen und am 18. October von dem Statthalter der Provinz nach einem Artikel des von ihm ſelbſt eingeführten Kriminal-Geſetzbuchs zum Tode verurtheilt und erſchoſſen wurde . . .

So endigte Joachim Murat in Folge ſeiner Übereilung, der kein anderer Gedanke zum Grunde lag, als daß Napoleon, unmittelbar nach ſeiner Ankunft in Paris, gegen die Verbündeten losbrechen würde. Im Übrigen hatte ſeine Vertreibung aus der italieniſchen Halbinſel nur allzu wichtige Folgen für Napoleons Entwürfe, ſofern dieſer, um Frankreich von der Seite Italiens zu decken, genöthigt war, ſeine Streitkräfte zu theilen. Zum Erſatz dafür hatte er in Frankreich ſelbſt den freieſten Spielraum gewonnen; denn fehlgeſchlagen war der Verſuch, den der Herzog von Bourbon zur Aufwiegelung der Vendee gemacht hatte, und nicht minder fehlgeſchlagen waren die Bemühungen des Herzogs und der Herzogin von Angouleme (die ſich eines Gelübdes wegen in jener verhängnißvollen Zeit, wo Napoleon von Cannes nach Paris vordrang, zu Bordeaux befanden), den Süden Frankreichs für die Sache der Bourbons zu begeiſtern. Zwar hatte der Herzog etwa 12000 Mann auf die Beine gebracht, mit denen er am 3. April vor Grenoble erſchien; allein er kam zu ſpät und bald darauf zwiſchen der Drome, dem Rhonefluß, der Durance und den Gebirgen eingeſchloſſen, ſah er ſich zu einer Kapitulation genöthigt, welcher gemäß er, nach einer Zwiſchenhandlung, nach dem Cette-Hafen abgeführt wurde, um ſich daſelbſt einzuſchiffen. Dies Schickſal bereitete ihm der thätige General Grouchy. Nicht beſſer aber erging es der Herzogin von Angouleme, die, nachdem ſie die Bürger von Bordeaux ohne Erfolg zum Widerſtand ermahnt hatte,

ſich zuletzt auf einem brittiſchen Fahrzeuge nach Gent ein-ſchiffte.

So war denn Frankreich freilich von den Bourbons gereinigt; allein obgleich der Autorität Napoleons von dieſer Seite nichts entgegen ſtand, ſo blieb für ihn doch nicht die Entdeckung aus, daß, ſofern es ſich um Begeiſterung handelte, die früher von ihm zu einem ſolchen Endzweck angewendeten Künſte ihre Kraft verloren hatten . . . Wie verſchwenderiſch er auch mit den Beinamen des Unüberwindlichen, des Fürchterlichen, des Unvergleichlichen u. ſ. w. für einzelne Regimenter ſein mochte, um Nacheiferung zu erregen: ſo hatte er doch die größte Mühe, die vorgefundenen 80000 Mann auf 200,000 zu bringen; und um eine ſchwere Reiterei zu erhalten, ſah er ſich genöthigt, 10000 Pferde der Gensd'armerie zu Hülfe zu nehmen. Am zahlreichſten war die von ihm neu errichtete Nationalgarde; denn ſie betrug nicht weniger, als 330 Bataillone. Allein wie bewirken, daß etwas, das zuletzt doch nur ſeine perſönliche Angelegenheit war, zu einer Angelegenheit Frankreichs würde? An dieſer Klippe mußte, wenn nicht etwas ganz Außerordentliches ins Mittel trat, ſelbſt der verwegenſte Muth ſcheitern. Ahnungsvoll ſah Napoleon dieſen Zeitpunkt näher rücken. Verſchwunden war ſeine ſonſtige Heiterkeit. Er ſprach immer nur von der fürchterlichen Lage, worin ſich Frankreich befinde, von den kaudiniſchen Gabeln, die den Franzoſen bereitet würden. Durch ſolche Vorſtellungen glaubte er die Vaterlandsliebe anzuregen, die ihn allein retten konnte, während ihm die Pflicht oblag, Frankreich, wenn es wirklich bedroht war, durch ein großmüthiges Ausſcheiden jeder Gefahr zu entreißen.

Nicht ungegründet waren die Befürchtungen Napoleons. Von Gent aus machte Ludwig XVIII. in einem an die Franzoſen gerichteten Manifeſt bekannt, „daß die verbündeten Mächte keine andere Abſicht verfolgten, als

den Einzigen, den ſie für den Feind der Welt erklärt und der öffentlichen Strafgerechtigkeit überantwortet hätten, nicht wieder emporkommen zu laſſen und daß er, von ihren Geſandten dazu aufgefordert, den Traktat vom 25. März unterzeichnet habe." In allen Richtungen waren die zahlreichſten Heere im Anzug gegen Frankreichs Grenzen. Im ehemaligen Belgien ſammelten ſich zwei Heere: ein engliſches und ein preußiſches, jenes von Lord Wellington, dieſes von dem Feldmarſchall Blücher befehligt, der ſeit dem letzten Pariſer Frieden in den Fürſtenſtand erhoben war. Am Tage lag, daß der Einbruch in Frankreich von den Niederlanden aus bewirkt werden ſollte, weil die Entfernung der Hauptſtadt Paris von hier aus am geringſten war. Aufgefordert durch dies alles, glaubte Napoleon das verſprochene Maifeld und den Zuſammentritt der beiden Kammern beſchleunigen zu müſſen.

Jenes fand den 1. Juni Statt. Als politiſch-religiöſes Feſt berechnet, blieb es weit hinter jenem Bundesfeſt zurück, das im Jahre 1790 gefeiert worden war; ihm fehlte die Begeiſterung, welche ihre Quelle in der Unerfahrenheit hat, und wie viel Pomp auch damit in Verbindung gebracht wurde, ſo ließ es doch keinen andern Eindruck zurück, als den eines geiſtloſen Schauſpiels, worin der neu beſtätigte Kaiſer die ihm vorgelegte Bundes-Urkunde erſt unterzeichnet, dann feierlich beſchworen hatte, nicht ohne hinterher Adler auszutheilen, die als Sammelzeichen gelten und die Hauptſtadt vor einer zweiten Beſetzung bewahren ſollten. Am ſiebenten Tage nach dieſer Feierlichkeit eröffnete Napoleon die beiden Kammern durch eine Rede, worin er die Maximen der unbeſchränkten Gewalt abſchwor. „Seit drei Monden," ſagte er, „haben die Umſtände und das Vertrauen des Volks mich mit unbegrenzter Gewalt bekleidet; aber heute wird der liebſte Wunſch meines Herzens erfüllt: die konſtitutionelle Monarchie nimmt ihren Anfang. Die Menſchen ſind allzu ohnmächtig, als daß

ſie die Zukunft ſichern könnten; nur die Konſtitutionen beſtimmen das Geſchick der Völker." „Es iſt möglich," ſo endigte er, „daß die erſte Pflicht des Fürſten mich an die Spitze des Heeres ruft, um für das Vaterland zu ſtreiten. Die Armee und ich, wir werden unſere Pflicht thun. Sie, Pairs und Repräſentanten, geben Sie der Nation das Beiſpiel des Vertrauens, der Thatkraft, der Vaterlandsliebe; und, gleich dem Senate des größten Volks im Alterthume, müſſen Sie lieber ſterben, als die Schande und Herabwürdigung Frankreichs überleben wollen. Die heilige Sache des Vaterlandes wird alsdann um ſo mehr geſichert ſein."

Drei Tage verſtrichen, ehe die beiden Kammern ihre Dank-Adreſſen eingaben. Auf die der Pair-Kammer, welche mit der Äußerung ſchloß, „daß Frankreich, des Friedens bedürftig, in ſeinen gegenwärtigen Inſtitutionen den europäiſchen Völkern eine Gewähr leiſte, daß ſeine Regierung ſich nicht von den Verführungen des Sieges werde fortreißen laſſen," erwiederte Napoleon: „Nicht die Verführungen des Glücks ſind das, wovon wir bedroht ſind, wohl aber die kaudiniſchen Gabeln, durch welche man Frankreich gehen laſſen möchte."

In der Nacht vom 12. auf den 13. Juni reiſete er von Paris ab, um ſich an die Spitze des Theiles der franzöſiſchen Armee zu ſtellen, der ſich an der Nordgrenze verſammelt hatte. Ihn trieb die Ungeduld, ſein und Frankreichs Schickſal entſchieden zu ſehen. Auf der einen Seite war der Aufenthalt in der Hauptſtadt ihm unerträglich geworden durch die lauten Urtheile, welche über ſein Verfahren gefällt wurden, ohne daß es in ſeiner Macht ſtand, die Preßfreiheit zu beſchränken; auf der andern lag ihm nichts ſo ſehr am Herzen, als die Entwürfe der Verbündeten durch einen großen Schlag zu vereiteln, der ſie bereit machen ſollte, mit ihm in Unterhandlung zu treten. Es ſchien ihm nicht unmöglich, die Britten und Preußen,

welche ſich in Belgien verſammelt hatten, zu überraſchen, zu ſchlagen und nach der Wiedereroberung Belgiens und Hollands eine Sprache zu führen, die ihn aufs Neue berechtigte, als Schiedsrichter und Gebieter in den europäiſchen Angelegenheiten aufzutreten. Seine Streitmaſſe belief ſich auf 213,000 Mann. Dieſe hatte er in acht Armee-Corps getheilt. Die Nordarmee, die er in Perſon anführte, zählte 108,000 Mann. Bei der numeriſchen Überlegenheit ſeiner Gegner war es nicht unmöglich, einen nach dem andern zu ſchlagen, wenn er durch beſchleunigte Bewegungen ihre Vereinigung verhinderte. Auch war dies ſein Plan, ſobald er erfahren hatte, daß ein ſchwach ausgefüllter Zwiſchenraum Wellington von Blücher trennte.

Jene Kongreß-Akte, wodurch die Angelegenheiten Polens, Deutſchlands, der Schweiz, der Niederlande, Portugals und Italiens waren geregelt worden, hatte durch die Unterzeichnung der Bevollmächtigten am 9. Juni Geſetzeskraft erhalten; und ſchon befanden ſich die verbündeten Monarchen, welche den Frieden von Paris herbeigeführt hatten, auf dem Wege nach Frankreich, wohin ihre Heere ihnen vorangegangen waren, als Napoleon am 14. bei jenen fünf Armee-Corps anlangte, welche die franzöſiſche Nord-Armee bildeten, und ohne Zeitverluſt zum Angriff ſchritt. Die Stellung der in Belgien verſammelten Heere war ſo, daß das brittiſche, zuſammengeſetzt aus Engländern, Holländern, Hannoveranern, Braunſchweigern und Naſſauern, ſich von Oſtende bis Nivelles ausdehnte, während das preußiſche, zuſammengeſetzt aus vier Armee-Corps unter Ziethen, Pirch, Thielemann und Bülow, von Nivelles bis Lüttich reichte. Jenes bildete alſo den rechten, dieſes den linken Flügel, doch ſo, daß die Ausdehnung viel zu ſtark war, um ſich mit wirkſamer Angriffs- oder Widerſtandskraft zu vertragen. Napoleon nun, der dies ſehr wohl ins Auge faßte, warf ſich zunächſt auf den linken Flügel der Verbündeten. Nachdem er dieſe in einer

Proklamation als Unerſättliche geſchildert hatte, die, nicht zufrieden geſtellt durch den politiſchen Untergang der Polen, der Italiener und der Belgier, jetzt auch die Staaten zweiter Ordnung in Deutſchland zu verſchlingen gedächten, griff er am 15. den preußiſchen Vortrab unter Ziethen mit ſo viel Nachdruck an, daß er ihn über die Sambre nach Fleurus zurückwarf, und bei Charleroi ſelbſt über die Sambre ging, von wo aus er ſich mit großer Schnelligkeit theils auf der Straße, die von Goſſelies nach Brüſſel, theils auf der, welche von Gilly nach Namur führt, ausdehnte. Die Vereinigung der Engländer mit den Preußen zu verhindern, mußte der Marſchall Ney nach Quatre=Bras aufbrechen, während Napoleon ſelbſt Anſtalten zu einer Schlacht traf, die er am folgenden Tage dem Feldmarſchall Blücher zu liefern gedachte. In der Nacht zum 16. ging zwar der General Bourmont, welcher die dritte Abtheilung des vierten franzöſiſchen Corps befehligte, mit dem Oberſten Clouet und dem Schwadron=Chef Willoutrey zu den Verbündeten über; doch blieb dies ohne Erfolg für die Begebenheiten des folgenden Tages, weil Lord Wellington, irre geleitet durch falſche Berichte, die Gefahr für minder nahe hielt, als ſie es wirklich war: ein Umſtand, der nur allzu wichtige Folgen hatte.

Die Stellung der Preußen am 16. war nicht unvortheilhaft. In geſchloſſenen Kolonnen hatte die Hauptmaſſe jene Bergebenen beſetzt, welche, jenſeits Fleurus, die Mühle von Buſſy umgeben. Der linke Flügel ſtand über Sombref hinaus auf der Straße von Namur; der rechte lehnte ſich an das Dorf Bry. In der Front befanden ſich die Dörfer St. Amand und Ligny, beide ſtark beſetzt. Die ganze Maſſe der verſammelten Truppen betrug ungefähr 70000 Mann; denn das vierte preußiſche Armee=Corps, welches bei Lüttich ſtand, hatte wegen der ſchlechten Beſchaffenheit der Wege noch nicht auf dem Platze anlangen können. Kaum nun hatte Napoleon die Stellung der

Preußen ins Auge gefaßt, als er Anſtalten zum Angriff traf. Mit dem Centrum und dem rechten Flügel über das von den Preußen geräumte Fleurus vorrückend, griff er, während der Marſchall Ney mit dem linken Flügel nach Frasnes vorgegangen war, die beiden Dörfer St. Amand und Ligny auf das nachdrücklichſte an, vorzüglich das erſtere, um die Aufmerkſamkeit ſeines Gegners von dem Punkte abzuleiten, auf welchem er den Kampf zu entſcheiden hoffte. Auf beiden Seiten wurde am Nachmittag des 16. mit gleich hartnäckiger Tapferkeit gefochten, bis es endlich gegen 9 Uhr Abends den Franzoſen gelang, den nördlichen Ausgang des Dorfes Ligny zu erkämpfen. In Kolonnen rückten ſie durch daſſelbe, und dieſe wurden von der kaiſerlichen Leibwache unterſtützt, welche den lebhafteſten Eifer bewies, ihren Antheil an dem Siege zu gewinnen. Um noch länger zu widerſtehen, hätten die Preußen durch friſche Kräfte verſtärkt werden müſſen; doch es war nur allzu entſchieden, daß weder von Seiten der Engländer, noch von Seiten des vierten preußiſchen Armee-Corps Hülfe erſcheinen werde. Genöthigt, den Kampf abzubrechen, wollte der Feldmarſchall Blücher noch die Höhen der Mühle von Buſſy behaupten; allein ſein Rückzug wurde dadurch unvermeidlich, daß, während die franzöſiſchen Garden, in Verbindung mit drei Bataillonen des vierten Armee-Corps, die preußiſchen Vierecke auf den Höhen angriffen, die Küraſſiere unter den Generalen Milhaud und Letort das Dorf Ligny umgingen, um die Preußen in den Rücken zu nehmen. Dies gelang zwar nicht nach Wunſch; indeß ward der Rückzug nach Bry deshalb nicht weniger fortgeſetzt und gegen 10 Uhr Abends machte eine allgemeine Ermüdung dem Kampfe ein Ende.

Inzwiſchen hatte Marſchall Ney bei Quatre-Bras an dem Herzog von Braunſchweig einen hartnäckigen Gegner gefunden; und obgleich dieſer Herzog im Kampfe geblieben war, ſo hatte der franzöſiſche Feldherr am Schluſſe des

Tages doch keinen andern Vortheil errungen, als ſich auf den Höhen von Frasnes behaupten zu können. Ein zweiter glücklicher Umſtand war, daß der preußiſche General=Lieutenant Thielemann, welcher, während der Schlacht bei Ligny, ſich im Beſitz von Sombref behauptet hatte und die nächſte Nacht in dieſem Dorfe zurückgeblieben war, ſich am folgenden Morgen zu Gemblour mit dem General Bülow vereinigen konnte, der von Lüttich aus bis dahin vorgedrungen war. Obgleich geſchlagen, waren die Preußen nichts weniger als entmuthigt. Die Rettung ihres Feldmarſchalls Blücher, der, auf dem Rückzuge nach Bry, durch den Sturz ſeines Pferdes auf dem Schlachtfelde liegen geblieben war, konnte nicht unter ihnen bekannt werden, ohne eine freudige Stimmung hervorzurufen; und was das Selbſtvertrauen noch verſtärkte, war die Ankunft des Generals Bülow, deſſen unverſehrte Schaaren den erlittenen Abgang reichlich erſetzten.

Napoleon, nach dem Siege bei Ligny friſcher Hoffnungen voll, verlor keinen Augenblick, ſich gegen Lord Wellington zu wenden. Die Verfolgung der Preußen dem Marſchall Grouchy übertragend, ging er am 17. nach Frasnes, um ſich daſelbſt mit den Truppen des Marſchalls Ney zu vereinigen. Seiner Erwartung zufolge konnte Wellington, der in der Nacht vom 16. auf den 17. nach Quatre=Bras aufgebrochen war, nichts Beſſeres thun, als ſich bei Frasnes von ihm ſchlagen zu laſſen. Dies war jedoch ſo wenig die Abſicht des brittiſchen Heerführers, daß er vielmehr auf Brüſſel zurückging, bis er den Punkt gefunden hatte, wo er eine Schlacht annehmen zu können glaubte. Vorwärts von Genappes, da, wo die Heerſtraßen von Charleroi und Mons ſich vereinigen, um nach Brüſſel zu führen, liegt Mont St. Jean, ein großes Dorf, und vor demſelben befinden ſich Höhen, welche in ſanften Abhängen abwärts ſtreichen, während hinter jenem Dorfe der Wald von Soignies ſich bis zu den Thoren von Brüſſel

breitet. Auf dieſem Erdreich gedachte Lord Wellington, unter dem Beiſtande der Preußen, die Schlacht zu liefern, welche das Schickſal des Feldzugs entſcheiden ſollte.

Dieſe Wahl erfreute den Kaiſer Napoleon, der ſeinem Gegner raſtlos gefolgt war, in einem ſo hohen Grade, daß er am 18. beim Anblick der Stellung des brittiſchen Heeres ausrief: „So habe ich ſie denn endlich, dieſe Engländer!“ Der Vormittag verſtrich auf beiden Seiten unter Anordnungen. Gegen Mittag nahm die Schlacht ihren Anfang. Fünftehalb Stunden hatte Wellingtons feſter Sinn die größte Mühe, den Kampf in Gang zu erhalten. Schon hatte Napoleon auf dem linken Flügel ſeines Heeres bedeutende Vortheile errungen; ſchon bedeckte ſich die Straße nach Brüſſel mit den Vorzeichen einer nahen Flucht in den Bagage-Wagen, welche Wellington abführen ließ; ſchon hing der franzöſiſche Kaiſer, alter Taktik getreu, Gewicht an Gewicht, um den letzten Widerſtand zu überwinden: als plötzlich, gegen alle ſeine Erwartungen, erſt Bülow, ſodann Blücher auf Wegen, die er für unzugänglich gehalten hatte, in die rechte Flanke des franzöſiſchen Heeres einbrachen und einen unwiderſtehlichen Schrecken verbreiteten.*) Zwar bot Napoleon noch einmal Alles auf, was ihn und ſeine Zwecke retten konnte; doch die Verwirrung, in welche ſein Heer durch die Erſcheinung der Preußen gerathen war, nahm mit jedem Augenblick überhand, und ehe die Dunkelheit eintrat, wurde die Flucht dadurch zu einer allgemeinen, daß, nach der Erſtürmung des Dorfes Planchenoit durch die Preußen, der rechte fran-

*) Als Napoleon die Preußen unter Bülow ankommen ſah, hielt er ſie, wie allgemein verſichert wird, für die Truppen des Marſchalls Grouchy, wähnend, daß dieſer, nachdem er den Feldmarſchall Blücher in die Flucht geſchlagen, zur Verſtärkung ſeines rechten Flügels herbeieile. Dieſer Marſchall befand ſich jedoch bei Wavre im Kampf mit dem General-Lieutenant Thielemann.

zöſiſche Flügel jede Vertheidigung aufgab und das Rette ſich, wer da kann! von allen Seiten erſcholl. Eine raſtloſe Verfolgung vollendete die Niederlage.

So endigte dieſer merkwürdige Kampf, deſſen Gegenſtand ein Einzelner war, den die europäiſche Welt, ohne für ſeine ganze Lebensdauer jeder Eintracht und Übereinſtimmung zu entſagen, nicht in ihrem Schooß behalten konnte. Die Schlacht ſelbſt erhielt verſchiedene Benennungen: die Franzoſen benannten ſie nach Mont St. Jean, weil hier die Hauptſtärke des Feindes zu überwinden geweſen war; die Engländer und Holländer nach dem Dorfe Waterloo, weil ihr Feldherr in dieſem Dorfe die Nacht vom 17. auf den 18. zugebracht hatte; die Preußen nach dem Gaſthofe la belle Alliance, zwiſchen Planchenoit und Braine-la-Leud, weil Wellington und Blücher, nach beendigtem Kampfe, hier zuſammen getroffen waren. Wie gleichgültig dieſe Benennungen auch ſein mögen: die nächſten Folgen der Schlacht ſelbſt waren nur allzu wichtig.

Fortgezogen von der allgemeinen Flucht, fand Napoleon, der ſelbſt ſeinen mit Koſtbarkeiten angefüllten Wagen im Stich laſſen mußte, nicht eher einen Ruhepunkt, als bis Charleroi erreicht war. Hier wurde ein Zelt für ihn aufgeſchlagen, unter welchem er einige Stunden ſchlief, ehe er die Flucht nach Philippeville fortſetzte. Angelangt vor dieſer Feſtung, hatte er Mühe, eingelaſſen zu werden; ſo wenig glaubte der Kommandant an eine verlorene Schlacht. Nach kurzem Aufenthalt in Philippeville, ſetzte er ſeine Reiſe nach Paris fort, wo er den 21. Juni Morgens um 4 Uhr anlangte und — nicht vor dem Palaſt der Tuilerien, ſondern vor dem des Eliſäums ausſtieg. Bald verſammelten ſich, außer ſeinen nach Frankreich zurückgekommenen Brüdern (von welchen nur der ehemalige König von Holland in der Schweiz zurückgeblieben war), die Miniſter und mehre Staatsräthe um ihn. Ein Schlachtbericht ließ ſich nicht umgehen; die Abfaſſung deſſelben aber war um ſo

ſchwieriger, weil der Sieg bei Ligny erſt vor zwei Tagen durch 100 Kanonenſchüſſe bekannt gemacht war, und die Pariſer mit großer Ungeduld 25000 Preußen erwarteten, deren Ankunft ihnen verheißen war. Es fehlte nun zwar nicht an alten Schmeichlern, welche die verlorene Schlacht in dem Lichte einer verlorenen Schachpartie betrachten wollten; allein, nachdem Maret auf den Unterſchied zwiſchen beiden aufmerkſam gemacht hatte, entſchloß man ſich zu einer ſolchen Abfaſſung, worin nichts verſchwiegen blieb. Es war ſodann die Rede von dem Stande der Parteien, von dem Gebrauche, den die Verbündeten von ihrem Siege machen könnten, folglich auch von dem Schickſal, das Frankreich bevorſtehe. Napoleons Bemerkungen bewieſen, daß er ſeine Lage zu würdigen verſtand. Eine zweite Abdankung erſchien ihm als unvermeidlich. Es handelte ſich nur um die Form derſelben.

Sobald man ſich über dieſe vereinigt hatte, wurde der von Regnauld de St. Jean d'Angeli entworfene Schlachtbericht bekannt gemacht; er beſtätigte die bei la belle Alliance erlittene Niederlage, wenn gleich mit ſo ſchonenden Wendungen, ſowohl für Napoleon, als für das franzöſiſche Heer, daß die Niederlage als das Werk einiger Übelgeſinnten erſchien, die einen fehlgeſchlagenen Angriff der jungen Garde benutzt hätten, um das ganze Heer mit Schrecken zu erfüllen.

Auf dieſe amtliche Anzeige, welche noch am 21. gemacht wurde, erklärten die beiden Kammern das Vaterland für in Gefahr, ihre Sitzungen für bleibend, die Linien-Truppen und National-Garden, welche für die Freiheit und Unabhängigkeit des franzöſiſchen Gebiets gefochten hätten, oder noch fechten würden, für wohlverdient um das Vaterland.

Indem nun die Aufmerkſamkeit der Pariſer auf einen doppelten Gegenſtand gerichtet und ihre Verlegenheit verſtärkt war, erſchien gleich am folgenden Tage eine Er-

klärung an das franzöſiſche Volk, wodurch Napoleon zum zweiten Male abdankte. Sie war in folgenden Worten abgefaßt:

„Als Ich, Franzoſen, den Krieg für die Aufrechthaltung der Volksunabhängigkeit begann, rechnete ich auf die Vereinigung aller Anſtrengungen, aller Willen, auf die Mitwirkung aller National-Behörden; ich hatte Urſache, den glücklichſten Erfolg davon zu erwarten, und eben deßwegen trotzte ich allen Gegenerklärungen der gegen mich verſchworenen Mächte. Die Umſtände haben ſich, wie es ſcheint, geändert. Ich ſtelle mich alſo als das Opfer aller Feinde Frankreichs dar. Mögen ſie aufrichtig in ihren Erklärungen ſein; mögen ſie nur mich gemeint haben! Meine politiſche Laufbahn iſt, von jetzt an, geſchloſſen, und ich proklamire meinen Sohn Napoleon II. zum Kaiſer der Franzoſen. Die gegenwärtigen Miniſter werden vorläufig die Regierung bilden; Liebe für meinen Sohn beſtimmt mich, die Kammern zu erſuchen, daß ſie, ohne Verzug, eine Regentſchaft kraft des Geſetzes ernennen mögen. Vereinigt euch alle für die öffentliche Wohlfahrt, um eine unabhängige Nation zu bleiben.

Gegeben im Palaſt des Eliſäums, den 22. Juni 1815.

Napoleon."

Unſtreitig war dieſe Erklärung nur darauf berechnet, ſämmtliche Franzoſen durch die Pariſer zu dem Aufſchrei zu bewegen, daß Napoleon bleiben und das Vaterland retten möchte; man iſt zu dieſer Vorausſetzung um ſo mehr berechtigt, weil Napoleon, als in den nächſten Tagen eine Schaar von Tumultuanten in der Straße Marigny Es lebe der Kaiſer! rief, ſich nicht entblödete, zu bemerken, „daß dieſe von einem richtigen Inſtinkt geleitet würden, daß die Stimme des Vaterlandes aus ihrem Munde ertöne und daß, wenn er wollte, die rebelliſchen Kammern nach einer Stunde nicht mehr ſein würden." Doch die Schlau-

heit hatte unter den vorwaltenden Umſtänden ihre Kraft eingebüßt. Ein vierjähriger Prinz, als Kaiſer der Franzoſen, und eine Regentſchaft, zuſammengeſetzt aus den Brüdern Napoleons und deren Anhängern, war an und für ſich ein Gedanke, auf welchen man nicht eingehen konnte, ohne jeder geſunden Beurtheilung der wirklichen Lage Frankreichs zu entſagen; und obgleich Lucian Bonaparte in der Pair-Kammer das alte Der König iſt todt, es lebe der König! geltend machen wollte, ſo wurde er doch bald zum Schweigen gebracht durch die Frage: „Wer ihn, den römiſchen Prinzen, zum franzöſiſchen Pair ernannt habe?“ Man ließ alſo dieſe Angelegenheit gänzlich fallen. Dagegen beeilten ſich die beiden Kammern, eine proviſoriſche Regierung zu Stunde zu bringen. Die Pair-Kammer wählte den Baron Quinette und den Herzog von Vicenza (Coulaincourt); die Wahlkammer den General Grenier, den Grafen Carnot und den Herzog von Otranto (Fouché). An die Spitze dieſer proviſoriſchen Regierung trat der Letzte. Die ausgeſchiedenen Miniſter Cambaceres und Maret wurden durch Boulay von der Meurthe und durch Berlier erſetzt. Bignon übernahm an Coulaincourts Stelle die Leitung des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten, während dem Kriegsminiſter Davouſt die Vertheidigung der Hauptſtadt und dem Marſchall Jourdan der Oberbefehl über die Rhein-Armee übertragen wurde. Die Herren von Pontecoulant, von la Fayette, Sebaſtiani, von Argenſon und Laforet wurden zu Bevollmächtigten ernannt, welche den Verbündeten Friedensanträge machen ſollten. Dies alles geſchah unter Napoleons Augen, ohne daß man ihn darüber zu Rathe zog.

Erſetzt durch den in der Jeſuiten-Schule gebildeten und nur allzu zweideutigen Fouché, konnte Napoleon ohne Gefahr nicht länger in Paris bleiben. Er begab ſich alſo zunächſt nach Malmaiſon, dem Landſitze ſeiner erſten Gemahlin, welche im Sommer des abgewichenen Jahres ge-

ſtorben war. Hier rechnete er noch immer auf Umſtände, welche ſeinen Zurücktritt herbeiführen könnten; und wenig fehlte daran, daß dieſe wirklich eintraten.

Denn, während die Preußen und Engländer, mit Zurücklaſſung der Feſtungen, welche Frankreich auf der Nordſeite decken, unaufhaltbar nach der Hauptſtadt vordrangen, war es dem Marſchall Grouchy gelungen, über Namur durch jenen Engpaß, der über Dinant führt, vor ihnen bei Paris anzugelangen. Vereinigt mit etwa 10000 Flüchtlingen, welche der Marſchall Soult geſammelt und von neuem bewaffnet hatte, vereinigt zugleich mit der National-Garde von Paris, bildeten dieſe Truppen ein Heer, wodurch man dem Feinde Achtung einflößen zu können glaubte. Kaum nun war Napoleon hiervon unterrichtet, als er der Regierungs-Commiſſion einen Plan überreichen ließ, nach welchem die beiden gegen Paris anrückenden Heere getrennt, geſchlagen, vernichtet werden könnten. Doch, anſtatt auf dieſen Plan einzugehen, drang die Regierung, in der gerechten Beſorgniß, daß Napoleon, wie im abgewichenen Jahre, alles auf die Spitze ſtellen möchte, nur auf ſeine Abreiſe nach der Inſel Aix. Dennoch zögerte er von einem Tage zum andern, bis ihm angezeigt wurde, daß Wellington und Blücher alle Verwendungen zu ſeinem Vortheil zuückgewieſen hätten, und daß die Rettung ſeiner Perſon bedenklich zu werden anfange. Jetzt endlich entſchloß er ſich zur Abreiſe nach Rochefort, wo zwei Fregatten bereit lagen, ihn nach Amerika zu verſetzen. Sein Gefolge beſtand um dieſe Zeit aus 57 Perſonen, die ſein Schickſal zu theilen entſchloſſen waren.

Das erſte Nachtlager wurde zu Rambouillet gehalten, weil Napoleon Frankreich nicht verlaſſen wollte, ohne dieſen Lieblingsort noch einmal beſucht zu haben. Von hier aus führte der Weg über Tours nach Niort, wo er am Abend des 2. Juli aus dem Munde des Präfekten zuerſt erfuhr, daß ſeine Abreiſe mit großen Schwierigkeiten verbunden ſein

würde, weil brittiſche Schiffe vor Rochefort zu kreuzen angefangen hatten. Dieſe Nachricht weckte den Verdacht, daß Fouche', um ſeinen Frieden mit Ludwig XVIII. zu machen, ſich unaufgefordert zum Diener der Rache aufgeworfen habe. Nahe Gefangenſchaft ahnend, ließ Napoleon durch den ihn begleitenden General Becker der Regierungs-Kommiſſion noch einmal melden: „daß, wenn die Unterhandlung mit dem Feinde nicht ihren Wünſchen gemäß ausſchlagen ſollte, ſie über ihn als bloßen General verfügen könne. In Erwartung einer günſtigen Antwort ſetzte er ſeine Reiſe nach Rochefort fort, und fand nach ſeiner Ankunft daſelbſt die ihm beſtimmten Fregatten zwar ſegelfertig, den Hafen jedoch von den Engländern aufs Strengſte blockirt.

Um eben dieſe Zeit (3. Juli) war zu St. Cloud, dem Hauptquartier des Feldmarſchalls Blücher, eine Militär-Convention unterzeichnet worden, nach welcher die Hauptſtadt Frankreichs ſich den Verbündeten ergeben hatte. Bei St. Denys, Verſailles, Sevres und Yſſy war es zwar noch einmal zu Gefechten gekommen; doch, wie faſt immer, hatte die Beſorgniß für die Hauptſtadt den Ausſchlag über jede andere Betrachtung gegeben. Während ſich alſo das franzöſiſche Heer vertragsmäßig hinter die Loire zurückgezogen hatte, waren bereits am 7. Juli Preußen und Engländer in Paris eingezogen, und gleichzeitig hatten ſich die beiden Kammern aufgelöſet, obgleich nicht aus freiem Entſchluß, ſondern weil die Paläſte Luxemburg und Bourbon, ihre Verſammlungsörter, mit feindlichen Truppen beſetzt worden waren. Am nächſtfolgenden Tage hielt Ludwig XVIII. ſeinen Einzug in Paris, nachdem ihm eine Erklärung vorangegangen war, wodurch er den Irregeleiteten Verzeihung, den Urhebern des gegen ihn angeſponnenen Verraths dagegen die Rache der Geſetze angekündigt hatte. Förmlich aus Frankreich verbannt, befanden ſich Napoleons ſämmtliche Brüder ſchon ſeit mehreren Tagen auf der Flucht, als

ſolche, die nicht länger verweilen konnten, ohne ſich jeder Gefahr auszuſetzen.

Napoleon ſelbſt war in der Lage eines Menſchen, unter deſſen Füßen der feſte Boden weicht. Gehemmt auf ſeiner Flucht, ließ er den 10. Juli bei dem brittiſchen Geſchwader anfragen, ob Sicherheitsgeleite für ihn angelangt wären, und was er ſich zu verſprechen habe, wenn er die Gaſtfreundſchaft der Engländer für ſich in Anſpruch nähme? Die Antwort des brittiſchen Befehlshabers war, „daß er die Befehle des Admirals einholen werde, daß darüber aber leicht mehrere Tage verſtreichen könnten.“ Alle Verſuche, der Wachſamkeit des Bellerophon — ſo hieß das Hauptſchiff des brittiſchen Geſchwaders — zu entkommen, waren vergeblich. Für den Geächteten trat eine noch größere Verlegenheit ein, als ſein Bruder Joſeph am 11. in Rochefort anlangte, und ihm den Rath ertheilte, irgend einen Entſchluß zu faſſen, ehe und bevor Ludwigs XVIII. Miniſterium, an deſſen Spitze Talleyrand und Fouché ſtänden, ein Embargo auf die Staatsſchiffe legte und ihm alle Fluchtmittel entzöge. Die nächſten Tage verſtrichen unter Angſt und Rathloſigkeit. Endlich am 14. ſendete Napoleon den General Lallemand und den Staatsrath las Caſes noch einmal an den Befehlshaber des brittiſchen Geſchwaders, um ſich zu erkundigen, ob auf ſeine Eröffnungen noch keine Antwort angelangt ſei. Jetzt war die Antwort des Kapitäns Maitland — dies war der Name des Befehlshabers — „daß die Befehle zwar noch nicht angelangt wären, daß er jedoch, ſofern Napoleon ſich auf der Stelle nach England einſchiffen wolle, berechtigt wäre, ihn dahin zu führen, um ihm alle ſeinem bisherigen Range gebührende Achtung zu beweiſen.“

Auf dieſe Zuſicherung nahm Napoleon die Gaſtfreundſchaft des Bellerophon mit dem halben Vertrauen an, das ſeine und ſeiner Begleiter mißliche Lage gebot. Ehe er ſich jedoch an Bord dieſes Schiffes begab, ſendete er den

General Gourgaud an den Prinz=Regenten von England mit einem Schreiben, worin er meldete, „daß er, Preis gegeben den Parteien, welche ſein Vaterland zerriſſen, ſo wie der Feindſchaft der größten Mächte Europa's, nach Beendigung ſeiner politiſchen Laufbahn, gleich dem Themiſtokles, komme, ſich an dem Heerd des brittiſchen Volkes niederzulaſſen." Das Wohlwollen des Prinz=Regenten zu gewinnen, nannte er ihn „den ſtandhafteſten, mächtigſten und großmüthigſten ſeiner Gegner;" bedachte er aber dabei, daß eben dieſer Prinz=Regent, als einer, der im engſten Bündniß mit ſeinen Gegnern ſtand, es gar nicht in ſeiner Gewalt hatte, eine Privat=Neigung, wenn dergleichen in ihm war, zu befriedigen? . . .

General Gourgaud war ſeit wenigen Stunden abgegangen, als Napoleon, um der Verfolgung ſeiner Feinde zu entrinnen, ſich am 16. mit ſeinem ganzen Gefolge am Bord des Bellerophon begab, der ohne Zeitverluſt nach Torbay ging.

Angelangt auf dieſer Rhede, wurde Napoleon nicht ans Land gelaſſen: ein böſes Zeichen, da ſein Schreiben abgegeben war! Es verſtrichen noch mehrere Tage, ehe er das Mindeſte über ſein Schickſal erfuhr. Als ihm endlich die öffentlichen Blätter ankündigten, „daß er beſtimmt ſei, nach St. Helena verſetzt zu werden, um den Überreſt ſeines Lebens in brittiſcher Gefangenſchaft auf dieſer Inſel zuzubringen," gerieth er darüber in eine ſo heftige Leidenſchaft, daß er ſeinen Freunden verſicherte, „er werde ſich lieber das Leben nehmen." Dieſe ſprachen ihm Muth ein; und er ſelbſt beruhigte ſich wieder durch die Erinnerung an ſo viele Gefahren, worin er während ſeines Lebens geſchwebt hatte. Dennoch proteſtirte er mündlich und ſchriftlich, als ihm am 3. Auguſt die Entſcheidung der Verbündeten durch Lord Keith überbracht wurde; am wenigſten wollte er zugeben, daß er ein Gefangener ſei, da er ſich, wie er ſagte, freiwillig an Bord des Bellerophon

begeben habe. In der Gewalt ſeiner Gegner, wie er nun einmal war, blieb ihm keine andere Wahl, als zu folgen, oder zu ſterben. Wer ließe in Fällen dieſer Art wohl nicht das Schickſal walten?

Gleichzeitig gingen der Bellerophon von Torbay und der Northumberland von Portsmouth aus unter Segel. Auf dem letztern dieſer Linienſchiffe ſollte Napoleon nach St. Helena verſetzt werden. Als ſich nun am 6. Auguſt beide Schiffe begegneten, rief der Northumberland den Bellerophon an, und verlangte Napoleon Bonaparte. Fern von der Küſte gingen die Schiffe vor Anker. Am Bord des Tonnant theilte Sir George Cockburn dem General Bertrand ſeine Verhaltungsbefehle hinſichtlich Napoleons mit. Nun proteſtirte Bertrand zwar noch einmal gegen die Maßregel, den Kaiſer — ſo drückte er ſich aus — nach St. Helena zu verſetzen; allein, weder Lord Keith, noch Sir George Cockburn ließen ſich in irgend eine Erörterung dieſes Gegenſtandes ein. Vier tauſend Napoleonsd'or und einige Waffen, welche Napoleon mit ſich führte, wurden, der Sicherheit wegen, in Beſchlag genommen. Sodann handelte es ſich um die Zahl derer, die den Gefangenen begleiten ſollten; denn, da für ſeinen jährlichen Haushalt nur 18000 Pf. ausgeworfen waren, ſo mußte ſein Gefolge vermindert werden. Vor allem drang die brittiſche Regierung auf das Ausſcheiden der Generale Lallemand und Savary. Dieſe fanden ſich leicht in ihr Schickſal, doch wollten ſie nicht auf der Stelle nach Frankreichs Küſten zurückverſetzt ſein: ein Punkt, worin man ihnen willfahrte. Ein Pole, Namens Pitowsky, bat ſo dringend um die Gnade, nicht von einem Fürſten getrennt zu werden, in deſſen Dienſte er ſiebzehn Wunden erhalten hatte, daß man ihn nachſendete, ſobald die Einwilligung des ruſſiſchen Kaiſers erfolgt war. Dagegen mußte ſich ein Neffe Joſephinen's (der verſtorbenen Kaiſerin) entſchließen, mit mehreren Andern nach Frankreich zurück zu gehen. Auf-

fallend war, daß Maingoult, der Wundarzt Napoleons, ſich weigerte, ſeinem Herrn nach St. Helena zu folgen; noch auffallender, daß der Schiffsarzt des Bellerophon, O'Meara, ſich verbindlich machte, dieſen Dienſt zu verſehen, und dabei die 500 Pfund St., die ihm als Entſchädigung angeboten wurden, ausſchlug. Bei dem Gefangenen blieben, außer dem General Bertrand und deſſen Gemahlin, dem Grafen Montholon, dem General Gourgaud und dem Staatsrath las Caſes und deſſen Sohn, neun männliche und drei weibliche Bediente.

Als dies alles in Ordnung gebracht war, und die Reiſenden ſich mit dem verſehen hatten, was zur Zeitverkürzung während einer langweiligen Überfahrt dienen konnte, erfolgte am 7. Nachmittags um 2 Uhr der Übergang des Gefangenen und ſeiner Begleitung vom Bellerophon auf den Northumberland, und Gegenſtand einer allgemeinen Verwunderung war die Behendigkeit, womit Napoleon dem General Bertrand, der zuerſt das Verdeck betrat, auf der Schiffsleiter folgte. Von dem Admiral Cockburn wurde er als General empfangen und behandelt, während ſeine Unglücksgefährten fortfuhren, ihm die Devotion zu beweiſen, welche der Kaiſertitel forderte. Die Fahrt hob an, und als der Northumberland am Vorgebirge la Hogue vorüberſegelte, rief Napoleon dem ſeinen Blicken je mehr und mehr entſchwindenden Frankreich folgende Worte zu: „Lebe wohl, Land der Tapfern! lebe wohl, geliebtes Frankreich! Ein Paar Verräther weniger, und du würdeſt noch immer die große Nation und die Gebieterin der Welt ſein.“ Er war alſo noch immer nicht ins Klare gekommen, weder über ſeine Beſtimmung, noch über die wahre Urſache ſeines Ausſcheidens. Nach einem kurzen Aufenthalt auf Madeira wurde die Fahrt nach St. Helena am 25. Auguſt fortgeſetzt; und da die Winde günſtig blieben, ſo erblickte er am 14. October zum erſten Male den Felſen, der fortan von ihm bewohnt werden ſollte. Demſelben näher geführt, rief

er aus: „Kein ſchöner Aufenthalt! Wär' ich doch in Ägypten geblieben! Dann würd' ich jetzt Kaiſer des Orients ſein."

Den 17. October, gerade hundert Tage nach ſeiner Abreiſe von Paris, ging er mit dem General Bertrand und dem Admiral Cockburn ans Land. Sein Kerker hatte ihn von jetzt an aufgenommen; doch fehlte es noch an dem Kerkermeiſter Sir Hudſon Lowe, der erſt im April des folgenden Jahres auf St. Helena eintraf.

Napoleons Eintritt in das Gebiet von St. Helena war zugleich der Triumph der erblichen Monarchie und das Ende der franzöſiſchen Umwälzung, nachdem dieſe, vom Jahre 1789 an, ſechs und zwanzig Jahre angehalten hatte. Der Krieg von 1815 wurde auf folgende Weiſe beendigt. Jenes Heer, das ſich hinter die Loire zurückgezogen hatte, unterwarf ſich Ludwig XVIII., bald nach deſſen Ankunft in der Hauptſtadt. Länger dauerte der Widerſtand der Feſtungs-Kommandanten, welcher nicht eher überwunden wurde, als bis ein nicht geringer Theil der Feſtungen wirklich erobert war: ein Werk, deſſen Leitung der Prinz Auguſt von Preußen übernommen hatte. Erſt im September waren die Plane der Verbündeten ſo weit gereift, daß ſie mit Frankreich in eine erfolgreiche Unterhandlung treten konnten. Ihr Hauptgedanke dabei war, die franzöſiſche Nation ſo zu behandeln, daß ſie ſich in der Erinnerung ihrer letzten Niederlagen den Bedingungen eines bleibenden Friedens anbequemen möchte. Mehr als zwei Monate verſtrichen, ehe man ſich einigen konnte. Endlich kam der zweite Pariſer Friedens-Traktat den 20. November zu Stande. In demſelben verlor Frankreich durch Abtretung einiger eben nicht bedeutenden Gebietstheile an Niederland, an Preußen, an die Schweiz, an den König von Sardinien und an Öſterreich zur Wiederabtretung an Baiern, Philippeville, Marienburg, Saarbrück, Saarlouis, Landau, Rheinzabern, Bergzabern, einen Strich der Landſchaft Gex, den ihm gebliebenen Theil von Savoyen und die Oberlehns-

herrlichkeit über das Fürſtenthum Monaco. Dieſer Verluſt war nicht ſo groß, daß ihm nicht, mit Einſchluß ſeiner Inſeln, ein Flächeninhalt von 10,036 Geviertmeilen und eine Bevölkerung von wenigſtens 30 Millionen geblieben wäre. Außerdem wurde die Schleifung der Feſtungswerke von Hüningen ſtipulirt. Zugleich aber ſetzte man den in Geld zu entrichtenden Theil der Entſchädigung auf die Summe von 700 Millionen Franken; ſie wurde durch eine beſondere Convention in 15 beſondere Schuldverſchreibungen getheilt, von welchen jede auf 45 Millionen lautete, und von vier zu vier Monaten zahlbar ſein ſollte, ſo daß für die Entrichtung des Ganzen ein Zeitraum von 5 Jahren angenommen war. Theils zur Bürgſchaft für dieſe Schuld, noch weit mehr aber, um die Ruhe Frankreichs zu ſichern, ſollten 150,000 Mann verbündeter Truppen in Frankreich zurückbleiben, und die feſten Plätze Conde', Valenciennes, Bouchain, Cambray, Lequesnoi, Maubeuge, Landrecy, Avesnes, Rocroy, Givet nebſt Charlemont, Mezieres, Sedan, Montmedi, Thionville, Longvy, Bitſch und die Brückenſchanze von Fort Louis beſetzt halten, und ihren Unterhalt aus Frankreich beziehen. Beſondere Conventionen regelten dieſe Bedingung; und nachdem England, Öſterreich, Preußen und Rußland, ſowohl zur Aufrechthaltung des ſo eben unterzeichneten Traktats, als zur ewigen Ausſchließung Napoleon Bonaparte's und ſeiner Familie, ein enges Bündniß geſchloſſen hatten, verließen die Heere der Verbündeten das franzöſiſche Gebiet bis auf jene 150,000 Mann, die in den Feſtungen zurückgeblieben waren.

Eine neue Epoche der Entwickelung hatte nicht bloß für Frankreich, ſondern auch für ganz Europa, ihren Anfang genommen. Da ihre Beſchreibung nicht zu der Aufgabe gehört, die wir uns in dieſem Werke geſtellt haben: ſo kehren wir nach St. Helena zurück, um den Mann, deſſen Namen wir der Nachwelt zu überliefern verſuchen, in den letzten Handlungen ſeines merkwürdigen Lebens zu beobachten.

Funfzehntes Kapitel.

Napoleons Aufenthalt, Beſchäftigung und Tod auf St. Helena. — Sein Charakter und ſeine Verdienſte um die europäiſche Welt.

Napoleon war ſechs und vierzig Jahr alt, als er den Kerker bezog, den ſeine Irrthümer und Fehlgriffe ihm im atlantiſchen Ocean zwiſchen dem Erddurchmeſſer und dem Wendekreis des Steinbocks bereitet hatten.

Um ſich in demſelben auch nur erträglich zu befinden, hätte er, vor allem, dem Beiſpiele Kaiſer Karls V. folgen müſſen, der, nachdem er abgedankt und ſich in das Kloſter San Juſtus zurückgezogen hatte, jede Erinnerung an ſeine frühere Größe, als drückende Laſt, zurückwies und im innigſten Verein mit Turriano, dem größten Künſtler ſeiner Zeit, nur ſeiner Liebhaberei für mechaniſche Künſte und der Blumenzucht lebte. Doch weit entfernt von ſo viel Entſagung und nur allzu heftig geſtachelt von der faſt kindiſchen Eitelkeit eines neuen Fürſten, viel zu ſcheinen, glaubte er, im ſtärkſten Gegenſatze zu Karl V., zwei ſo ungleichartige Dinge vereinigen zu können, wie kaiſerliche Würde und Gefangenſchaft ſind. Nur indem er alle ſeine früheren Anſprüche feſthielt, konnte er es gern ſehen, daß Perſonen höhern Ranges ihn nach St. Helena begleiteten; dadurch bewirkte er jedoch nichts weiter, als daß er unabläſſig an das zurück erinnert wurde, was für ihn verloren war und was er zu vergeſſen ſo viel Urſache hatte.

Während ſeine Generale und Kammerherren, um ihrer ſelbſt willen, mit den Benennungen von Sire und kaiſerliche Majeſtät nur allzu freigebig waren, ſeine Gebieter hingegen ihn durch den Titel „General“ hinlänglich zu ehren glaubten, fühlte er, zwiſchen beiden in die Mitte geſtellt, nur allzu ſchmerzlich, daß er nichts weiter ſei, als ein Gefangener, der ſich fremder Vorſchrift anbequemen muß.

Gleich beim Eintritt in die zu ſeinem Kerker beſtimmte Inſel wurden ihm von dem Admiral Cockburn Spazierritte nur unter der Bedingung erlaubt, daß er ſich von einem brittiſchen Offizier begleiten laſſe, und dieſer Zwang ward ihm ſo unerträglich, daß er der Bewegung zu Pferde lieber ganz entſagte und ſeine Reitpferde abſchaffte. Nicht beſſer erging es ihm mit ſeinen Spaziergängen, welche ihm dadurch läſtig wurden, daß er überall auf anrufende Schildwachen ſtieß, denen Rechenſchaft gegeben werden mußte.

So kam er nur allzu bald dahin, auf körperliche Bewegung Verzicht zu leiſten und ſeine Beſchäftigung im Umgange mit ſeinen Freunden zu finden, denen er die Geſchichte ſeiner Feldzüge in Italien und Ägypten in die Feder diktirte; und damit hoben ſeine Leiden an.

Durch ſeinen Aufenthalt auf St. Helena von allem, was er jemals gehaßt und geliebt hatte, geſchieden und auf ſich ſelbſt und ſeine innere Welt zurückgeführt, bot er zwar alles auf, ſich zu bereden, daß ſein Schickſal nicht verdient ſei; er ging hierin ſo weit, daß er eines Tages zu ſeinen Gefährten ſagte: „Wollte ich nur mich ſelbſt ins Auge faſſen, ſo würde ich ſogar Urſache finden, mich zu freuen; auch das Unglück hat ſeinen Heroismus und ſeinen Ruhm; es fehlte meiner Laufbahn an Widerwärtigkeiten, und wäre ich auf dem Thron im Gewölk meiner Allmacht geſtorben, ſo würde ich für Viele ein Räthſel geblieben ſein, die mich jetzt, Dank ſei es dem Unglück, das

über mich gekommen iſt, nackt und baar beurtheilen können.“ Doch ſolche Sophismen hielten nicht aus gegen ein Bewußtſein, das ihn nöthigte, ſein Schickſal als eine natürliche Folge des Übermuths zu betrachten, der ihn von Stufe zu Stufe in den Abgrund geſtürzt hatte; auch nahm er ſich wohl in Acht, zu ſeinen Gefährten von den Übergängen zu reden, die ihn nach und nach dahin gebracht hatten, alles auf die Spitze zu ſtellen. Ein tiefer Gram verzehrte ſein Inneres; und ſein Verfall wurde ſchon im Jahre 1816 ſo ſichtbar, daß ſeine Umgebung ſich aus ſeinem frühen Hinſcheiden kein Geheimniß machte.

Die Urſache ſeines ſchnellen Welkens wurde, weil man ſich nicht getraute, die wahre zu erkennen, dem bösartigen Klima auf St. Helena zugeſchrieben, obwohl dies Klima nur ihm und keinem Andern ſchadete. Außerdem klagte man die ihm angewieſene Wohnung an. Dieſe war Longwood, urſprünglich ein Speicher der oſtindiſchen Kompagnie, dann der Wohnſitz des Unter-Gouverneurs und zuletzt flüchtig für Napoleon eingerichtet: ein hölzernes Gebäude, hoch über der Meeresfläche erhaben, den Stürmen ausgeſetzt und ſo, in jeder Beziehung, ohne die entfernteſte Ähnlichkeit mit den europäiſchen Paläſten, die der jetzt eingefangene Kaiſer in der europäiſchen Welt zu bewohnen gewohnt war. Unaufhörlich das Klima und Longwood anklagend, glaubten ſeine Gefährten eine Verſetzung bewirken zu können; doch die brittiſche Regierung blieb taub gegen alle Vorſtellungen, die ihr über dieſen Gegenſtand gemacht wurden, unſtreitig weil ſie einſah, daß Napoleons Geſundheit nur durch ſeine Gefangenſchaft zu Grunde gerichtet wurde und daß er folglich nicht zu retten war, wohin ſie auch ſeinen Kerker verlegen mochte.

Sir Hudſon Lowe's Eintritt in dieſe Ordnung der Dinge verſchlimmerte die Lage des Gefangenen nicht wenig durch die Strenge, womit dieſer neue Gouverneur alle ſeine Schritte bewachte. Als Napoleon ihn zum erſten

Male geſehen hatte, ſagte er zu ſeinen Vertrauten: „der hat ein wahres Galgengeſicht, doch ſteht zu hoffen, daß er Geſinnungen hegt, die mit ſeiner widerwärtigen Geſtalt verſöhnen.“ Da dies nicht der Fall war, weil Hudſon Lowe ſeiner Beſtimmung nichts vergeben wollte: ſo entſtand ſehr ſchnell eine heftige Feindſchaft zwiſchen den Gefährten Napoleons und dem Gouverneur. O’Meara, der ſich hatte gewinnen laſſen und leidenſchaftlich auf eine Verſetzung des Gefangenen drang, von welchem er behauptete, daß ſein Erbübel (der Magenkrebs, an welchem Bonaparte’s Vater geſtorben war) durch das Klima verſchlimmert werde — O’Meara ſah ſich bald genöthigt, die Inſel zu verlaſſen, damit des Streites weniger werden möchte. Aus demſelben Grunde wurden las Caſes und ſein Sohn nach Europa zurückgeſendet; und da General Gourgaud ſchon früher die Inſel verlaſſen hatte, dem Vorwande nach, weil ſich unter dieſem Himmelsſtriche nicht leben laſſe, der wahren Abſicht nach, um in Europa zum Vortheil Napoleons zu wirken: ſo blieben von den vornehmeren Gefährten des Gefangenen zuletzt nur der General Bertrand und der Graf Montholon zurück. Beide Männer waren allzu einſichtsvoll, um nicht zu begreifen, was den Umſtänden gebührte; und indem ſie mit dem Gouverneur darüber einig wurden, den Kaiſer-, ſo wie den Generals-Titel durch die Benennung „Patient“ in Beziehung auf Napoleon zu erſetzen, trat eine Art von Friedenszuſtand ein, in welchem der zunehmende Verfall dieſes Patienten ſich ungeſtörter vollenden konnte.

Inzwiſchen vermehrte ſich Napoleons Erbitterung und Groll in demſelben Maaße, worin er dieſes Verfalles inne wurde. Anſtatt mit einem großen Könige zu ſagen:

„Nur denkend lebt der Menſch; er ſtirbt als Pflanze,“ *)

---

*) Friedrichs des Zweiten Ausſpruch, ausgedrückt in den Worten: Penser c'est vivre; végéter c'est mourir.

machte er ſeinem Unwillen dadurch Luft, daß er ausrief: „Dies Land iſt tödtlich. Wo die Blüthen verkümmern, da kann der Menſch nicht leben. Dies iſt den Zöglingen Pitts nicht entgangen. Die Luft in ein Werkzeug des Mordes zu verwandeln, dieſer Gedanke blieb ſelbſt den Wildeſten unter unſern Prokonſuln fremd; nur an den Ufern der Themſe konnte er keimen.“ Auf dieſe Weiſe täuſchte er ſich über die wahre Beſchaffenheit ſeiner Krankheit, während die Urſache ſeiner Erbitterung keine andere war, als daß, aus allzu weit getriebener Furcht vor ſeinen Ränken, Sir Hudſon Lowe ſelbſt ſeinen Briefwechſel mit ſeinen Verwandten beaufſichtigte und nichts in ſeine Hände kommen ließ, das nicht vorher von ihm erforſcht worden wäre; für ihn die tiefſte Kränkung, die es geben konnte.

Der Kardinal Feſch, ſein mütterlicher Oheim, erſetzte den ausgeſchiedenen O’Meara durch einen florentiniſchen Arzt, Namens Antomarchi, der ein geborener Korſe war, und fügte zwei katholiſche Prieſter bei, von welchen der eine Buonavita, der andere Vignali hieß; nur um die letzteren hatte Napoleon gebeten, um ſeine Rolle als Kaiſer der Franzoſen vollſtändiger durchzuſpielen. Dieſe drei Perſonen langten im September des Jahres 1819 in St. Helena an und wurden von Napoleon als Landsleute um ſo freudiger bewillkommt, weil ſie das Bild ſeines Sohnes, des ehemaligen Königs von Rom, mitbrachten: ein Bild, bei deſſen Anblick er ausrief: „Dies Kind wird, wenn es nicht das Opfer einer verruchten Politik werden ſollte, nicht unwürdig ſein desjenigen, dem es ſein Leben verdankt!“ Antomarchi, ein verſtändiger Arzt, urtheilte über die Urſache und den Sitz der Krankheit Napoleons ganz anders, als ſein brittiſcher Vorgänger; und indem er weniger auf die Rechnung des Klima’s brachte, that er, was in ſeinen Kräften ſtand, den Leidenden aus der gewöhnlichen Bahn ſeiner Gedanken und Gefühle in eine

andere zu verſetzen, worin er ſich mit Gegenſtänden der Natur, beſonders mit Pflanzen und Blumen, beſchäftigen ſollte. Doch wie hätte es gelingen mögen, einen Mann, der ſeit beinahe dreißig Jahren nur in ehrgeizigen Entwürfen lebte, zu ſanften Neigungen zu bekehren! Beſſer, als der verſtändige Arzt, paßten die Kaplane für Napoleon, der ſich Antomarchi's Vorſchriften immer mit der Entſchuldigung entzog, „daß ſein Zuſtand unheilbar ſei;" wobei die Wahrheit wenigſtens ſo weit auf ſeiner Seite war, als er ſelbſt nichts über die alten Richtungen ſeines Geiſtes vermochte.

Nur noch einmal lebte er wieder auf, nämlich auf die Nachricht von den in Spanien und bald darauf auch in Unteritalien ausgebrochenen Unruhen des Jahres 1820. Dies war jedoch das letzte Sprühen einer je mehr und mehr erlöſchenden Lebensflamme; und wenn, wie behauptet worden iſt, Sir Hudſon Lowe ſich dadurch zur Verdoppelung ſeiner Wachſamkeit beſtimmen ließ, ſo konnte ſo viel Vorſicht ihren Grund nur darin haben, daß er von dem Zuſtande des Leidenden mangelhaft unterrichtet war. Welk, abgemagert, entkräftet, war Napoleon nur noch der Schatten ſeiner ſelbſt. Sehr ſichtbar näherte er ſich der Gruft.

Nur ſeine Eitelkeit verließ ihn nicht. Mit Wohlgefallen verglich er ſelbſt ſich dem Prometheus, und in ſeinem Wohnzimmer wurde ein Papier gefunden, worauf er geſchrieben hatte: „Als zweiter Prometheus bin ich an einen Fels genagelt, wo ein Geier mich zerfleiſcht. Ja, ich habe dem Himmel das Feuer entwendet, um Frankreich damit auszuſtatten. Das Feuer iſt zu ſeiner Quelle zurückgekehrt; ich bin daheim geblieben. Die Liebe zum Ruhm gleicht der Brücke, welche Satan über das Chaos ſchlug, um aus der Hölle ins Paradies zu gelangen. Der Ruhm verbindet die Vergangenheit mit der Zukunft, von welcher ſie durch einen unermeßlichen Abgrund geſondert iſt. Mei-

nem Sohne nichts, als meinen Namen!“ Minder eitel, würde er in St. Helena den Käfig erblickt haben, in welchen Timur den gefangenen Bajazeth ſperren ließ, nachdem dieſer aus dem ihm angewieſenen Zelte zu entwiſchen verſucht hatte. Aus Eitelkeit neigte er ſogar zum Aberglauben hin. Denn als im Februar 1821 an dem Horizont von St. Helena ein Komet ſichtbar wurde, dachte er ſogleich an denjenigen, der vor Cäſars Ermordung geſehen wurde, und erblickte ſonach in dem Phänomen des Weltalls nur das Zeichen ſeines nahen Todes. Vergeblich waren daher die Bemühungen ſeiner Umgebung, ihn zur Beobachtung deſſelben zu bewegen; und als er ſah, daß einer von ſeinen Hausbeamten ſchwieg, ſagte er zu dieſem: „Du haſt mich verſtanden.“ Die Überzeugung von der Nähe ſeines Todes war jetzt ſo vorwaltend in ihm, daß ihm diejenigen zuwider wurden, die ihn mit Muth und Hoffnung zu erfüllen ſuchten. „Für mich,“ ſagte er, „giebt es kein Heilmittel; aber für meine Feinde wird mein Tod ein heilender Balſam ſein. Gern hätte ich meine Frau und meinen Sohn noch einmal geſehen. Doch alles nach Gottes Willen!“ Auf die Krämpfe, die ſich häufiger einſtellten, weil ſelbſt die warmen Bäder, zu welchen er ſeine Zuflucht zu nehmen pflegte, ihre Kraft verloren hatten, ſagte er eines Tages: „Die Ungeheuer! Wie viel laſſen ſie mich leiden! Hätten ſie mich doch erſchießen laſſen! So wäre ich wenigſtens als Soldat geſtorben!“ Im Tone eines ruhmredigen Kriegers fügte er hinzu: „Ich habe mehr Undankbare gemacht, als Auguſtus; warum bin ich nicht, wie er, in der Lage, ihnen zu verzeihen?“ . . . Von der neuen Wohnung, die für ihn erbaut wurde, ſagte er, „ſie werde zu ſeinem Grabmal dienen;“ und wirklich wurde ein Theil der dazu beſtimmten Steine zur Aufführung ſeines Grabgewölbes gebraucht.

Den 15. April 1821 ſchloß er ſich mit dem Grafen Montholon und mit ſeinem erſten Kammerdiener Marchand

ein, um ſein Teſtament zu machen. Im Eingange deſſelben verſicherte er, in der apoſtoliſchen und römiſchen Religion zu ſterben, in deren Schooß er vor mehr als 50 Jahren geboren worden. Seinem Wunſche zufolge ſollte ſeine Aſche an den Ufern der Seine ruhen, inmitten des franzöſiſchen Volks, das er ſo ſehr geliebt habe. Seine Gemahlin bat er, ſeinen Sohn vor den Nachſtellungen zu bewahren, welche ſeine Kindheit umgäben. Dieſen erſuchte er, nie zu vergeſſen, daß er von Geburt ein franzöſiſcher Prinz ſei, ſich nicht zum Werkzeug der Triumvirn, welche Europa's Völker unterdrückten, herzugeben, Frankreich nie zu bekämpfen, noch in irgend einer Weiſe dieſem Lande zu ſchaden. und ſeinen Wahlſpruch: „Alles für das franzöſiſche Volk!" anzunehmen. Seinen Tod nannte er beſchleunigt und daran knüpfte er die Hoffnung, daß das brittiſche Volk ihn rächen werde. Den Ausgang der Invaſionen Frankreichs maß er den Verräthereien Marmonts, Augereau's und Talleyrands bei, wünſchend, daß das franzöſiſche Volk ihnen eben ſo verzeihen möge, wie er ſelbſt. Seiner Mutter, dem Kardinal Feſch, ſeinen Brüdern, ſeinen noch lebenden Schweſtern, ſeinen Adoptiv-Kindern endlich dankte er für die Theilnahme, die ſie ihm in ſeinem Unglück bewieſen hätten; zugleich verzieh er ſeinem Bruder Ludwig „das von ihm im Jahre 1820 bekannt gemachte Libell," von welchem er ausſagte, „daß es voll von falſchen Behauptungen und verfälſchten Urkunden ſei." Mit Ablehnung mehrerer, während ſeines Aufenthallts in St. Helena unter ſeinem Namen erſchienenen Schriften, geſtand er, daß die Ermordung des Herzogs von Enghien ſein Werk geweſen ſei, mit dem Zuſatze, daß er unter gleichen Umſtänden in gleicher Weiſe verfahren würde. Dann kamen die Vermächtniſſe, und dieſe waren ſehr bedeutend. Seinem Sohn vermachte er ſeine Doſen, ſeine Orden, ſein Silberzeug, ſein Feldbette, ſeine Waffen, zu welchen ein Dolch gehörte, ſeine Sättel, ſeine Sporen, ſeine Kapellen-Gefäße,

ſeine Bücher und ſeine Wäſche. Höchſt freigebig hatte er ſeine Unglücksgefährten bedacht: Den Grafen Montholon mit 2 Millionen Franken, den Grafen Bertrand mit 500,000, den Kammerdiener Marchand mit 400,000, andere Diener mit 100,000, eben ſo reichlich den Kapellan Vignali, den Staatsrath las Caſes, den Grafen Lavalette, den Ober-Wundarzt Larrey, als den tugendhafteſten Mann, den er jemals gekannt, die Generale Brayer, Lefebvre-Desnouettes, Drouot, Cambronne, Lallemand, Clauſel u. ſ. w. Dieſe und viele andere minder bedeutende Vermächtniſſe ſollten bezahlt werden von den 5 Millionen, die er vor ſeiner Abreiſe von Paris bei dem Bankier Lafitte niedergelegt hatte, ſo wie von den Zinſen dieſes Kapitals. Sein Privat-Vermögen berechnete der Teſtator auf 200,000000 Franken; und dies Privat-Vermögen vermachte er zur Hälfte den noch übrigen Offizieren und Soldaten, welche von 1792 bis 1815 für die Unabhängigkeit und den Ruhm Frankreichs gekämpft hätten, und zur andern Hälfte den Städten und Landſchaften von Elſas, Lothringen, Franche-Comté, Burgund, Isle de France, Champagne, Forez, Dauphiné, welche von der einen oder der andern Invaſion gelitten haben möchten, doch ſo, daß für die Stadt Brienne und eben ſo für Mery eine Million vorweg genommen werden ſollte. Zu Teſtaments-Vollziehern wurden Montholon, Bertrand und Marchand eingeſetzt. Wie das ganze Teſtament gemeint war, iſt unnöthig zu ſagen; es war aus einem Stück mit allem, wodurch er ſeines Namens Gedächtniß zu verewigen bemüht geweſen war.

Als nach wenigen Tagen ſeine Zufälle bedenklicher wurden, wünſchte er zu beichten. Dies geſchah den 21. in einem an ſein Schlafzimmer ſtoßenden Gemach, wo, ohne daß die Generale Bertrand und Montholon darum wußten, ein Altar errichtet war. Von dem Inhalt der Beichte iſt nichts bekannt geworden. Das ſogenannte Viatikum erhielt der Sterbende nicht, weil — ſo wird bemerkt —

ſein Zuſtand ſich nicht damit vertrug. Dem Doktor Antomarchi, der ſich über ſo viel Frömmigkeit zu wundern ſchien, gab er zur Antwort: „Ich bin weder Philoſoph, noch Arzt, und nicht Jeder, der es ſein möchte, iſt Atheiſt.“ Den 24. fügte er ſeinem Teſtament vier Codizille hinzu, und einige Tage darauf befahl er dem Doktor Antomarchi, ſeine Leiche zu öffnen, ſeinem Sohn den Befund bekannt zu machen, ſein Herz in Weingeiſt zu legen und es „ſeiner geliebten Marie Louiſe“ zu überbringen. „Sie werden,“ fügte er hinzu, „nach Rom gehen, und den Meinigen ſagen, daß der große Napoleon auf dieſem traurigen Felſen verſchieden iſt, im beklagenswertheſten Zuſtande, Mangel leidend an allem, ſich ſelbſt und ſeinem Ruhm anheim gegeben.“ Seine letzte Verordnung war, daß man ihn, wenn die Verſetzung ſeiner Leiche nach Europa nicht geſtattet werden ſollte, an der Quelle begraben möchte, aus welcher das letzte Waſſer für ihn geſchöpft war. Am 2. Mai gerieth er in ein Dilirium, worin er an der Spitze der italieniſchen Armee zu ſein glaubte, und die Generale Stengel, Deſaix und Maſſena aufforderte, den anrückenden Feind anzugreifen. Er kam noch einmal zu ſich und geſtand den Vollziehern ſeines Teſtaments am folgenden Tage mit ungewohnter Aufrichtigkeit, daß er gewüthet und aufgeſchoben habe und daß Frankreich um die freiſinnigen Inſtitutionen, die es von ihm hätte erwarten dürfen, gebracht worden ſei. „Doch“ — ſo fügte er hinzu — „da es mit Nachſicht über mich urtheilt, und meine Abſichten für etwas rechnet, da es meinen Namen und meine Siege ehrt: ſo bleibt, wenn Ihr dahin zurückgekehrt ſein werdet, den Meinungen treu, die wir vertheidigt haben, ſo wie dem Ruhm, der uns zu Theil geworden iſt. Was darüber hinausgeht oder dahinter zurückbleibt, iſt nur Schande und Verwirrung.“ Unter einem fürchterlichen Sturm verſank er am 4. Mai in den Todesſchlummer. Sein letztes Wort war: „Heeresſpitze!“ ſein letzter Blick war auf das Bruſtbild

ſeines Sohnes gerichtet. Seine Glieder erkalteten gegen 6 Uhr Abends und bald folgte der letzte Athemzug.

Gleich am folgenden Tage wurde zur Öffnung der Leiche geſchritten: Antomarchi leitete dieſelbe in Gegenwart der Teſtaments-Vollzieher, vieler Offiziere der Beſatzung und acht engliſcher Ärzte. Das Ergebniß iſt zweifelhaft geblieben; denn, während die engliſchen Ärzte ein Protokol unterzeichneten, nach welchem Napoleon an einem Erbübel (dem Magenkrebs) geſtorben ſein ſollte, behauptete Antomarchi, er ſei an einer chroniſchen Leberkrankheit geſtorben, die das Klima erzeugt habe. Der Zuſammenhang des Sittlichen und des Phyſiſchen im Menſchen läßt vermuthen, daß weder die eine, noch die andere Partei die Wahrheit erkannt habe und daß Napoleon weſentlich an dem Widerſpruch geſtorben ſei, worein er als gefangener Kaiſer mit ſich ſelbſt gerathen war; denn, welcher Sterbliche hätte mit ſeinen Neigungen und ſeinen Leidenſchaften in ſeiner Lage aushalten mögen!

Am 7. wurde ſeine Leiche, nach vorangegangener Ausſtellung, mit ſo viel Pomp begraben, als die Felſen-Inſel St. Helena geſtattete. Außer den Hausgenoſſen Napoleons wohnten der Gouverneur, der Kommandant der See-Station, der Herr von Montchenu, franzöſiſcher und öſterreichiſcher Kommiſſarius, und faſt die ganze Bevölkerung der Inſel dem Leichenbegängniß bei. Als der vierſpännige Wagen, welcher die Leiche führte, in dem Geranium-Thal, wo Napoleon ſelbſt ſich ſeine Ruheſtätte erkoren hatte, angelangt war, ſenkten 24 engliſche Grenadiere den Sarg in die verſchließende Gruft; und beigefügt wurden die Kapſeln, worin des Verſtorbenen Herz und Magen, durch Weingeiſt erhalten, eingeſchloſſen waren, weil Sir Hudſon Lowe nicht geſtatten wollte, daß dieſe Überreſte nach Europa verſetzt würden. Zwölf Artillerie-Salven verkündigten dem atlantiſchen Ocean, daß Napoleon Bonaparte's Geiſt von der Erde gewichen ſei; und eine längere

Zeit hindurch wurde die Grabſtätte von brittiſchen Soldaten bewacht.

So endigte, in einem Alter von 51 Jahren, 8 Monaten und 20 Tagen, Napoleon Bonaparte ſeine verhängnißvolle Laufbahn, nachdem er 15 Jahre lang der Störer des europäiſchen Friedens geweſen war.

Das Außerordentliche und faſt Unerklärbare, das ſich an ſeine Erſcheinung knüpft, erfordert, vor allen Dingen, daß der Nachwelt ein treues Bild von dieſem Angeſtaunten überliefert werde; und ein ſolches wollen wir zu entwerfen ſuchen.

Wir heben billig mit dem Körperlichen an.

Napoleons Geſtalt konnte nur zu den kleinen gerechnet werden; denn er maß nicht mehr als 5 Schuh, 2 Zoll und einige Linien. Sein Kopf war im Verhältniß zu ſeiner Länge ſtark zu nennen. Kaſtanienbraunes Haar bedeckte denſelben. Seine breite und erhabene Stirn kündigte einen feſten Willen an. In ſeinen hellblauen Augen paarten ſich Milde und Trotz. Die Wimpern ſeiner Augenlieder waren hellerer Farbe, als ſeine Augenbrauen, welche die Farbe des Hauptthaars hatten. Seine Naſe war fein gebildet und die Form ſeines Mundes zugleich anmuthig und von ungemeiner Beweglichkeit. Seine Hände zeichneten ſich durch Schönheit und Weiße aus. Er hatte einen kleinen Fuß; doch wurde dieſer minder ſichtbar, weil er in ſeiner Fußbekleidung die höchſte Bequemlichkeit liebte. Im Übrigen herrſchte in ſeiner Geſtalt das ſchönſte Ebenmaaß. Mit dem Eintritt in die Dreißige gewann er, der früher ſehr mager geweſen war, eine ſchnell zunehmende Fülle. Höchſte Reinlichkeit gehörte zu ſeinen übrigen Eigenthümlichkeiten; ſie galt ihm mehr, als Putz, und warme Bäder waren ihm ſo ſehr Bedürfniß, daß er nicht ſelten eine Stunde in ihnen zubrachte. Mäßigkeit im Eſſen und Trinken war ihm wie angeboren; auch iſt nie bemerkt worden, daß er in dieſem Punkte ſich ſelbſt jemals ungetreu geworden wäre. Je

arbeitſamer er war, deſto mehr liebte er den Schlaf, ohne auch hierin unmäßig zu ſein.

So war Napoleon dem Körper nach.

In dieſer Hülle aber wohnte ein Geiſt, deſſen Eigenthümlichkeit nur allzu ausgezeichnet war. Begabt mit feuriger Einbildungskraft und wunderbarem Scharfſinn, ſchuf er über jede Frage, in welche er einging, neue Anſichten, und die Gewalt, welche er über Andere ausübte, beruhte beſonders auf den kühnen Bildern, in welchen er ſprach. Reich an ſeelenvollen, man möchte ſagen elektriſchen Ausdrücken, welche durch die Fehlerhaftigkeit ſeiner korſiſchen Mundart nur noch wirkſamer wurden; zugleich ſophiſtiſch, ſpitzfindig, abſpringend, wenn gleich ein guter Mathematiker, focht er immer nur auf ſeinem eigenen Boden; und hier, er mochte nun die Wahrheit oder den Irrthum vertheidigen, bewies er ſtets den Eigenſinn eines Mathematikers. So war er von Jugend an. Erzogen für irgend eine ſchöne Kunſt, würde er Außerordentliches geleiſtet haben; denn in dieſem Falle hätte ſeine geiſtige Kraft ſchaffend und bildend werden müſſen durch den bloß leidenden Widerſtand, den der Stoff ihr entgegen geſtellt hätte. Da er nur für den Krieg erzogen wurde: ſo leiſtete er zwar auch Außerordentliches, doch nur durch Zerſtörung, weil dieſe nicht ausbleiben kann, wo die Gegenkraft in einer thätig feindſeligen Geſtalt erſcheint. In der Laufbahn des Kriegers bildete ſich alſo ſein ſittlicher Charakter zu dem aus, was er bis zum letzten Augenblick ſeines Lebens blieb. Wer in engerer Verbindung mit ihm ſtand, bemerkte leicht, daß er einen auffallenden Abſcheu vor der Wahrheit hatte. Nicht daß er dieſe als Wahrheit verworfen hätte; allein er verwarf ſie als Dummheit, als etwas, das mit dem, was ihm als Wahrheit erſchien, nicht zu vereinigen ſei; und ſo war es fortdauernd der Feldherr, welcher Schlachten leitete, was ihn über ſeine Lage als Staats-Chef in der europäiſchen Welt, irre führte. Für ihn gab es keine Berechnung; und

weil er viele Hinderniſſe überwunden hatte, bildete er ſich zuletzt ein, daß es für ihn keine Hinderniſſe geben dürfe. Wie ſeine Politik die Ausgeburt der Rachſucht und der Ruhmliebe war, glauben wir im Laufe der vorſtehenden Erzählung hinreichend entwickelt zu haben. Was er dabei ganz überſah, war, daß ſeit dem neunten Jahrhundert die Civiliſation allzu weit vorgeſchritten war, als daß die Zeiten Karls des Großen ſich hätten zurückführen laſſen. Nicht unwahrſcheinlich iſt daher, daß er ſich gegen ſeine Vertrauten über die Grenzen beklagte, welche die Civiliſation in Europa ihn ſetze, und daß er, mehr als einmal, wiederholte, „nur im Orient laſſe ſich etwas Großes bewirken.“*) Der Mangel an kriegeriſchem Talent, den er an den Erbfürſten ſeiner Zeit wahrnahm, erſchien ihm nur als Unvollkommenheit und Schwäche; doch, indem er ſeine perſönliche Größe auf dieſen Mangel ſtützte und den Völkern nur Gewalt anthat — wie hätte es fehlen mögen, daß ſich hieraus, nach langem Dulden, eine Reaktion entwickelte, die ihre Richtung nur gegen ihn nehmen konnte? — gegen ihn, der in der ganzen Welt nur ſich ſah, der kein Geheimniß daraus machte, daß fremde Begeiſterung ihn abkühle und daß die Menſchen nur Zahlen ſeien, die ihren Werth durch ihre Stellung erhielten, kurz, der jede Tugend nur in ſofern ſchätzte, als ſie bereit war, ſich der ſeinigen unterzuordnen? Es hat vielleicht nie einen Sterblichen gegeben, der, ohne verrückt zu ſein, in ſeinem Hochmuth noch weiter gegangen wäre. Befehlen und die Miniſter mit der Vollziehung beauftragen: dies ſchien ihm ſein ausſchließender Beruf zu ſein. Und wenn hierin eine Art von Wahnſinn lag, ſo wurde dieſer erſt recht auffallend ſeit ſeiner Vermählung mit einer öſterreichiſchen Erzherzogin; denn von dieſer Zeit an überließ er ſich, ohne irgend einen

---

*) Dies behauptet Herr von Pradt in ſeiner Histoire de l'Ambassade de Pologne de 1812.

Zwang, jenen Übertreibungen, die, nachdem ſie Frankreich zerrüttet hatten, ihn zuletzt ſelbſt ins Verderben ſtürzten.

Über das *Verdienſt* dieſes Mannes können nur diejenigen belehrt ſein wollen, die, indem ſie ein Entwickelungsgeſetz anerkennen, zugleich begreifen, weshalb ſich dies Geſetz nur im Kampfe entgegenſtrebender Kräfte vollziehen kann, weshalb ſich alſo der Schmerz auch an *politiſche Geburten* knüpft.

Sofern nun von Napoleon Bonaparte's Verdienſt die Rede iſt, muß vor allen Dingen bemerkt werden, daß der 18. Brümäre nur für ihn vorhanden war; denn dieſen Tag zu Ende zu führen, bedurfte es *ſeines* Rufes, *ſeiner* Entſchloſſenheit, *ſeiner* Liſt, vor allem aber der Verlegenheit, worin er ſich nach ſeiner Zurückkunft aus Ägypten dem Direktorium gegenüber befand. Das Ergebniß dieſes Tages war die Zurückführung der Monarchie, wenn gleich nicht der erblichen, für Frankreich. Der Unterſchied beider Regierungsarten iſt bedeutend; denn, wenn die bloße Monarchie ihre Beſtimmung nur durch ein Übermaaß von Strenge und Gewalt zu erfüllen vermag, ſo kommt der erblichen das Vertrauen zu Hülfe, und das Gerechte, das Billige, das Menſchliche vollzieht ſich dadurch nur um ſo ſicherer. Als Monarch vertheidigte Napoleon ſeinen Standpunkt in der Geſellſchaft vorzüglich dadurch, daß er ſein feldherrliches Genie an die Stelle achtungswertherer Regenten-Tugenden brachte, die Franzoſen mit ſeiner Ruhmliebe anſteckte und dies zahlreiche Volk, für welches es keiner Vergrößerung bedurfte, von einer Eroberung zur andern fortriß. Fühlend nun, daß er mit dem Titel eines Erſten Konſuls hinter den erblichen Monarchen ſeiner Zeit zurückſtand, glaubte er durch die Annahme einer erblichen Kaiſerwürde die Kluft ausfüllen zu können, die zwiſchen ihm und jenen befeſtigt war; doch, indem er ſich hierdurch nur in noch größern Widerſpruch mit ſich ſelbſt brachte, erfolgten alle die Übertreibungen, welche, vom Jahre 1805 an, ihn ſelbſt auf

die Folter ſpannten, und die Rückkehr der Bourbons nicht bloß für Europa, ſondern auch für Frankreich, wünſchenswerth machten. Er ſelbſt war alſo, vermöge ſeiner Unbekanntſchaft mit dem Hauptbedürfniß der europäiſchen Geſellſchaft, nur erblichen Fürſten zu gehorchen, das Hauptwerkzeug der Reſtauration; und wiewohl er dies wider ſeinen Willen war, ſo fragt man doch billig: ob die Bourbons ohne ſeine Vorarbeit jemals nach Frankreich zurückgekehrt ſein würden?

Dies war unſtreitig ſein größtes Verdienſt.

Doch nicht genug, daß er, als Stifter einer neuen Dynaſtie, die alte zurückführte, und dadurch die verdunkelte Lehre von der Rechtmäßigkeit (Legitimität) der Fürſtengewalt ins Licht ſtellte, war ſeine Handlungsweiſe überhaupt ſo angethan, daß auch in anderen Beziehungen das baare Gegentheil von dem erfolgen mußte, was er bezweckt hatte. Als europäiſcher Univerſal-Monarch, was er durch die Gewalt des Schwertes ſein wollte, wirkte er nur dahin, daß die von ihm unterjochten Staaten von den Urſachen ihrer politiſchen Schwäche befreit wurden und zu einer Stärke gelangten, die ganz außer ſeiner Berechnung lag. Nicht durch ſeine Plane, wohl aber durch ſeine ehrgeizigen Einwirkungen, ſind Deutſchland, Italien und die pyrenäiſche Halbinſel das geworden, was ſie gegenwärtig gelten, noch weit mehr aber in der Zukunft gelten werden; denn alle ſind durch ihn in neue Bahnen geführt, die auf größere und edlere Ziele hinleiten, auch wenn dieſe jetzt noch nicht erkannt werden ſollten. Um das größte Ergebniß der von ihm gewonnenen Schlachten und prahleriſch gefeierten Siege zur Anſchauung zu bringen, braucht man ſich nur der durch ihn beſchleunigten Freiwerdung Amerika's zu erinnern. Nichts lag weniger in ſeinen Abſichten, als dieſe Freiwerdung; und doch erfolgte ſie, weil der Zeiten Erfüllung gekommen war, mit ſolcher Nothwendigkeit, daß man berechtigt iſt, ſein Schwert der Hebammenſcheere zu

vergleichen, welche die Schnur zerſchneidet, wodurch das Kind an der Mutter hängt. Kurz: wenn Napoleon in jeder Beziehung das Entwickelungsgeſetz vertreten zu können glaubte, ſo zeigte der Erfolg, daß er keine andere Beſtimmung hatte, als daſſelbe zu bethätigen und darüber das Opfer zu werden. Fünf Jahre und ſieben Monate hat er für ſeine Anmaßung auf St. Helena gebüßt; und dies müßte auch dann mit ihm verſöhnen, wenn er ſelbſt das Bedürfniß einer Verſöhnung nie empfunden hätte. Seiner Verſicherung nach ſtarb er zwar im Frieden mit der ganzen Welt; doch blieb ſein faſt treuherziger Gedanke, daß die Welt, um mit ihm verſöhnt zu ſein, ihn hätte vollenden laſſen müſſen. Als ob jemals ein Sterblicher, in dieſem Sinne des Worts, vollendet hätte!

Ende des dritten und letzten Bandes.

Gedruckt bei J. C. Fritſche und Sohn in Deſſau.

Schinne

Buchholz, Friedrich,

Geschichte Napoleon Bonaparte's in drei Bänden

Bd.: 3

Berlin (1829)

Gall.rev. 126 m-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10421138-7